image
not
available



Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Vierundsechzigster Band.

Juli bis December 1889.



Berlin, 1889.
Druck und Verlag von Georg Reimer.

Inhalt.

Erstes Heft.

Zweites Heft.

Drittes Heft.

Viertes Heft.

Fünftes Heft.

Sechstes Heft.

Zum Abschied.

Nachdem ich dieser Zeitschrift vor einunddreißig Jahren als ihr jüngster Mitarbeiter beigetreten bin und seit dem Jahre 1866 bei ihrer Leitung mitgewirkt habe, nehme ich heute von ihren Lesern Abschied.

Während dieser langen Zeit sind die Preußischen Jahrbücher niemals von irgend einer Partei unterstützt, zuweilen sogar, in schwereren Tagen, von der großen Mehrzahl der deutschen Blätter bekämpft worden.

Um so wärmer und herzlicher muß ich also allen denen danken, die mich durch ihr Vertrauen geehrt und ermuthigt haben.

Berlin 25. Juni 1889.

Heinrich von Treitschke.

Gottfried Keller.

Zum siebzigsten Geburtsage.

Geb. den 19. Juli 1819.

Von

Dr. Franz Servaes.

Gottfried Keller ist aus Zürich. Zürich muß ein gutes litterarisches Klima besitzen. Denn an der Entwicklung unserer deutschen Litteratur hat die kleine Stadt einen überraschend reichen Antheil genommen. Die Pflege der Dichtung hatte dort schon am Ausgange des 13. Jahrhunderts eine hervorragende Höhe erreicht, als Rüdeger Manesse die nach ihm benannte Liederhandschaft in künstlerischer Weise anlegen und ausführen ließ. Besonders aber mit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts hat Zürich unablässig in die Geschichte unserer Dichtung eingegriffen. Schon unter Bodmer und Breitinger wurde es ein litterarischer Mittelpunkt, und es erhielt sich als solcher unter Lavater. Haben von Jenen Klopstock und Wieland, so hat von diesem Goethe gleichsam die litterarische Weihe empfangen. Zürich selbst war eine Art Wallfahrtsort, der von den entlegensten Enden unseres Vaterlandes ehrfürchtig aufgesucht wurde. Auf pädagogischem Gebiete hat sodann Pestalozzi sich eine herrschende Stellung zu sichern gewußt. „Erforschung des Menschen", dies ist das Ziel das allen diesen Männern gemeinsam ist. Bodmer machte die Psychologie zur Grundlage der Poetik, Lavater suchte die Seele des Menschen aus seinen Gesichtszügen zu erschließen, Pestalozzi belauschte als Erzieher die geheimsten Regungen des Kindergemüths. Stets hatte man den Trieb, wieder von vorne anzufangen, auf die ersten Grundlagen zurückzugehen, sich durch keinerlei Vorurtheile hemmen zu lassen. Mit Freimuth und Unerschrockenheit äußert sich ein republikanisch unabhängiger Geist. Man sagt seine Meinung rundweg heraus und vertheidigt sie mannhaft gegen

Spott und Angriffe. Ein echter Charakter dieser Art war z. B. Ulrich Hegner, der noch weit in unser Jahrhundert hineinragte. Er trieb sich tüchtig in der Welt herum, plackte sich gehörig in Staatsämtern und ward in ziemlich vorgerückten Jahren Schriftsteller. Er zeigte als solcher scharfen Lebensblick, Interesse für die geschichtlichen Vorgänge seiner Zeit, und besaß Muth und Humor genug, seinen Landsleuten und aller Welt die Wahrheit zu sagen. Gegenüber dem modisch-sentimentalen Rousseauthum trieb er seinen eigenen derb-gesunden Naturkultus und hielt in seinem litterarischen Glaubensbekenntniß fest zu Goethe. Er verdient deswegen hier besonders erwähnt zu werden, weil gerade er in seiner scharf ausgeprägten volksthümlichen Eigenart wie eine Vorbereitung auf Keller erscheint.

Keller also ist ein echter Züricher. Mit allen vorerwähnten Männern hat er das Eine oder das Andere gemein. Er ist gewissermaßen eine Zusammenfassung Dieser. Aber er ist mehr. Er ist vor allen Dingen mit jedem Pulsschlag seines Wesens echter Dichter, und als solcher ragt er über das Weichbild seiner Vaterstadt weit hinaus und wird das Eigenthum Aller, die die deutsche Zunge reden.

I.

Keller hat als Schriftsteller spät begonnen. Er war 34 Jahre, als er seinen „Grünen Heinrich" herausgab. Zu den eigentlich „Produktiven" hat er nie gezählt. Er kann sich stolz mit Schopenhauer einen Oligographen nennen.

Seine litterarische Thätigkeit zerfällt scharf in zwei zeitlich getrennte Epochen. 1856 erschien der erste Band seiner „Leute von Seldwyla", als Abschluß der ersten Epoche, dann nur sehr vereinzelt das Eine oder Andere in Zeitschriften, und erst seit 1872 mit den „Sieben Legenden" beginnt wieder eine regelmäßige dichterische Thätigkeit, die jedoch stets zwischen das Erscheinen der einzelnen Werke den Raum einiger Jahre setzt. 1886 ist sein bis jetzt letztes Werk, der Roman „Martin Salander" erschienen.

Die Erklärung für diese auffällige Thatsache bildet der Umstand, daß Keller, nachdem er sich kaum die litterarischen Sporen verdient hatte, ein Staatsamt suchte und hierin bis zum Staatsschreiber des Kantons Zürich aufrückte, dessen Befugnisse er fünfzehn Jahre, von 1861 bis 1876, versah. Während dieser Zeit hat er als Dichter so gut wie ganz gefeiert. Er berichtet darüber (Gegenwart, 1876, Nr. 51): „Ich mußte mich vom ersten bis zum letzten Augenblicke in den Geschäften tummeln und genoß zehn Jahre lang nicht einmal eines Ur-

laubes, und ich glaube es ist mir gesunder gewesen als ein schläfriges System gemischter Büreau- und Mußestunden." Eine getheilte Existenz sagte seiner Natur nicht zu. Was er war, wollte er ganz sein. Als daher nach 1870 der Trieb zur Dichtung wieder in ihm zu wachsen begann und sich nicht zurückdrängen ließ, auch wohl einige Verstimmung mit der aufreibenden Geschäftsthätigkeit sich einstellte, gab er sein Amt in andere Hände und wandte sich wiederum ganz der Dichtkunst zu.

Eine merkwürdige Natur, die, kaum zum Dichter durchgerungen, nach praktischer Thätigkeit sich sehnt, um dieselbe nach einem gemessenen Zeitraum von Jahren wieder mit dem Dichterberufe zu vertauschen! Von Haus aus aber wollte er weder Dichter noch Staatsbeamter, sondern Maler werden, und als angehender Maler hat er das erste Vierteljahrhundert seines Lebens zugebracht!

Viele Kräfte hatten in dieser Brust miteinander zu ringen, aber aus allen Krisen ist nicht — wie man etwa erwarten könnte — ein Pessimist, sondern ein frohgemuther Optimist hervorgegangen. Das Mittel, wodurch Keller diese Selbstbefreiung in sich vollzog, ist das gleiche, wodurch auch andere große Dichter, besonders Goethe, eine ähnlich gespannte Lage überwanden: er legte eine umfängliche künstlerische Konfession ab. Dieser Umstand hat seinem Roman „Der grüne Heinrich" den Charakter aufgeprägt und hat ihn trotz vieler formaler Mängel zu einem Werke der Weltlitteratur gemacht.

Der Plan einer Konfession auf breitester Grundlage stand nicht sogleich fix und fertig vor Kellers Seele. Vielmehr, als es mit der Malerei nicht ging, und er sich und seine Mutter durch ein verfehltes und kostspieliges Leben zu Grunde zu richten fürchtete, faßte er, von einer mehrjährigen Studienreise nach Deutschland zurückgekehrt, mit 23 Jahren zunächst nur den Plan, „einen traurigen kleinen Roman zu schreiben über den tragischen Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn, an welcher Mutter und Sohn zu Grunde gingen". Was also Goethe für sich mit seinem „Werther" beabsichtigt und durchgeführt hatte, das plante Keller ursprünglich in Bezug auf seine Lage mit dem „Grünen Heinrich". Der Umfang des Werkchens wird damals auch wohl auf Werther-Format angelegt gewesen sein. Statt dessen erschien der Roman elf Jahre später in vier Bänden, ist also weder mit jener raschen Leidenschaftlichkeit wie der Werther abgedrückt worden, noch hat er sich das anfänglich gesetzte Maß zur Norm gemacht. Was als „Werther" geplant war, wuchs sich mit der Zeit zu einem „Wilhelm Meister", ja zu einer Art von romanhaft verkappter „Dichtung und Wahrheit" aus.

Daran, daß das Werk sich so lange hinzog, trägt, wie es scheint, jener dritte Theil in Kellers Natur, die politische Ader, die Schuld. Nachdem er einmal der Malerei Valet gesagt und den Plan zu seiner Dichtung gefaßt hatte, richtete er naturgemäß seine Blicke wieder in die umgebende Welt. Es war der Anfang der vierziger Jahre, und politischer Spannungsstoff lag überall reichlich in der Luft. Die tendenziösen Weisen eines Herwegh, Freiligrath, Anastasius Grün („Schutt") fanden weiten Anklang, und überall rührten sich die Volksbeglücker und -Befreier in Zorn athmenden Versen. An dieser Bewegung betheiligte sich der junge Keller mit republikanisch-schweizerischer Zügellosigkeit, feierte die von ihm Verehrten, griff die Gehaßten erbittert an und sang z. B. die Jesuiten in höhnisch-grollenden Versen in Grund und Boden. Er war damals als Lyriker recht produktiv, so daß 1846 und 1851 je eine Gedichtsammlung erschien. Wie man auch über diese Thätigkeit denken mag, man wird es dem Dichter nachempfinden können, wenn er zwar meint, die „grobe Seite" dieser Dichtungen habe den Erfolg entschieden, aber dann hinzufügt: „Dennoch beklage ich heute noch nicht, daß der Ruf der lebendigen Zeit es war, der mich weckte und meine Lebensrichtung entschied." Jedenfalls traten ziemlich bald zwei gute Folgen ein: Keller wurde innerlich gesammelter und entschiedener, und er erwarb sich einflußreiche Gönner, so daß er nach 1848 zum zweiten Mal, diesmal mit einem Staatsstipendium, über den Rhein nach Deutschland ging.

Auf diese Fahrt nahm er den „Grünen Heinrich" mit. Noch immer sollte es nur „ein mäßiger Band" werden. Der Anfangspunkt, die erste Reise nach Deutschland, und der Endpunkt, der Tod des Helden und seiner Mutter, wurden auch in der Folge beibehalten. Dagegen entschloß sich der Dichter in der „Jugendgeschichte" des Helden eine Einlage zu machen, welche den Umfang wesentlich aufschwellte und dem Ganzen einen neuen und bedeutenderen Charakter aufprägte. Nachdem also der Sturm in Kellers Innerem sich soweit gelegt hatte, daß er nicht mehr blos das Nächstliegende sah, sondern seine Blicke frei zurück und nach allen Seiten schweifen lassen konnte, reizte es ihn über die Darstellung jener nun bereits überwundenen Krise hinaus eine Rechnungsablegung über sein ganzes bisheriges Leben zu vollziehen. Konsequenter Weise hätte er jetzt den tragischen Schluß fallen lassen müssen, wie dies auch von Verleger und Lesern gefordert wurde. Indes die ursprüngliche Idee wurzelte schon zu tief in des Dichters Phantasie und die geschlagenen Wunden waren noch so jung verschmerzt, daß sich Keller zu einer derartigen Nachgiebigkeit nicht herbeilassen wollte.

Er hat dies später „pedantisch“ genannt und im Jahre 1879 eine zweite Ausgabe erscheinen lassen, die außer vielen anderen Abänderungen auch den glücklichen Abschluß brachte. Bevor er aber diese Umarbeitung vornahm, hat er in einem „Autobiographisches“ betitelten Aufsatze (Gegenwart 1877 Nr. 1) sich eingehend über seinen „Grünen Heinrich“ geäußert und hierbei offen bekannt, daß die Jugendgeschichte „mit Anlehnung an Selbsterfahrenes und Empfundenes“ abgefaßt sei. Die späteren Theile seien reichlicher mit Phantasiezuthaten gewürzt, aber „die eigentliche Kindheit, sogar das Anekdotische darin, ist so gut wie wahr“. Es hätte dieses ausdrücklichen Zeugnisses kaum bedurft, indem aus jeder Seite der „Jugendgeschichte“ ein solcher Hauch des ehrlichsten Bekenntnisses weht, daß man an eine Erfindung der dort mitgetheilten Eindrücke und Erlebnisse gar nicht zu denken vermag.

Es wird somit erlaubt sein, das erste Drittel des „Grünen Heinrich“ als historische Quelle für die Geschichte der Jugendentwicklung des Dichters zu verwerthen.

Wir sehen vor uns ein des Vaters früh beraubtes, geistig merkwürdig regsames Kind, das unter der Aufsicht einer liebevollen, besorgten und selbstlosen Mutter aufwächst. Ihm sind mancherlei Freiheiten gewährt, so daß es alsbald in allen Winkeln und Ecken des Hauses heimisch, mit den Hausgenossen bekannt und auch über die Gasse hinüber mit der Nachbarschaft vertraut ist. Wenn die Erwachsenen sich unterhalten, sitzt es still dabei und lauscht mit Aufmerksamkeit. Es nimmt Alles in sich auf und denkt sich bei Jedem etwas Konkretes, so daß sich in seiner Einbildungskraft mancherlei wunderliche Vorstellungen festsetzen, denen es einsam grübelnd nachzuhängen liebt. Eine unerschöpfliche Quelle ununterbrochener Phantasieanregungen bietet vor allem der Aufenthalt bei einer alten Trödlerin, die mitten in ihrem bunten Gerümpel sitzend den Mittelpunkt für eine ebenso bunte Gesellschaft, bestehend aus strebsamen Männern, Klatschbasen, Juden und Atheisten bildet. Dort wird über alle Vorkommnisse des Lebens, besonders aber über Religion, gesprochen und gestritten. Die verschiedensten Ansichten begegnen sich, und die originelle Frau Margareth giebt mit ihrem derben Mutterwitz gewöhnlich den Ausschlag. Diese Frau steht in ihrer Vorstellungsweise noch fast auf der gleichen Stufe wie das zuhörende Kind. Sie hat „die lebendigste Einbildungskraft, und bei ihr geht Alles in Fleisch und Blut über“. Sie glaubt an Gott und Götzen. Aber ihr lieber Gott ist ein streitbarer Held, der die Götzen im Kampfe besiegt. Was das heranwachsende Kind vor allem fesselt, ist die aus allen Ecken und Enden zusammengetragene Bücherei voll seltener

Schmöker und abgelesener Scharteken, in denen die seltsamsten Dinge stehen. Das Kind findet daselbst neben der Bibel besonders die legendarisch ausgeschmückten apokryphen Evangelien, Reise- und Erdbeschreibungen mit fabelhaften Zuthaten, kuriose Mythologien aller möglichen Völkerschaften, Chroniken, Kräuterbücher, Prophezeihungen; alles dies vielfach mit alten Holzschnitten versehen. In dem mehrfach angezogenen Aufsatz bestätigt Keller ausdrücklich, daß gerade damals manche alte Büchersammlungen in die Trödelläden wanderten und sozusagen auf der Straße herumlagen. Dem phantasiebegabten Kinde strömt also die Nahrung für seine Einbildungskraft in fast überreicher Weise zu, so daß das Phantasieleben geradezu sein wirkliches Leben und die Wirklichkeit ihm zu einer Nebelwelt zu werden droht. Eine gefährliche Gabe zu höchst verwegenen aber mit packender Deutlichkeit gedachten Kombinationen beginnt sich in ihm herauszubilden, und wenn andere Kinder aus Angst und Bosheit lügen, dann lügt dieses Kind aus überschüssiger Phantasie. So hat es einst einige Schulkameraden mit einer völlig aus der Luft gegriffenen Geschichte aufs ärgste verklatscht und ist dann von seiner eignen Erfindung so durchaus beherrscht, daß es mit Seelenruhe und ohne die mindeste Reue der Bestrafung der Unschuldigen beiwohnt, ja sogar die so prompt eintretende Folge seiner Lügen mit einer Art von behaglicher Genugthuung als „poetische Gerechtigkeit" empfindet. Es ist ein wahres Glück, daß so bedenkliche Talente sich bei sonst gutartig angelegten Kindern unter der Einwirkung des Lebens mit der Zeit von selbst richtig stellen. Das Vorhandensein derselben bei Keller ist aber für den Litterarhistoriker nichts anderes als der vollgültige Beweis für dessen ursprüngliche dichterische Veranlagung. Einer ähnlichen Umgebung sind auch andere Kinder ausgesetzt gewesen, aber nur auf Keller hat sie in dieser hervorragenden Weise gewirkt und dadurch für seine ganze geistige Entwicklung und Richtung eine nicht zu unterschätzende Bedeutung gewonnen.

Auf diesen starken Phantasietrieb ist auch das meiste Anekdotische und vielfach Unartige der späteren Kinderjahre zurückzuführen. Wenn sich der Knabe mit nichtsnutzigen Kameraden in bedenkliche Unternehmungen einläßt, so schwebt ihm immer eine abenteuerliche Idee vor, die er zu verwirklichen trachtet, und über der er die natürlichen Bedingungen des Lebens nichtachtet oder vergißt. Bald sehen wir ihn in grüne Liebesgeschichten verwickelt, bald wie er sein zwar nicht widerrechtlich aber auch nicht aufrichtig angeeignetes Geld in leichtsinniger Weise verplempert. Es ist mit unvergleichlicher Schärfe von Keller in seinem Romane dargelegt worden, wie sich aus solcher Verkettung von

kindischen Fehlern und Sünden und durch die Härte ihrer unausbleiblichen Folgen allmählich in dem jungen Gemüth eine Ahnung von Gewissen und Verantwortlichkeit und zugleich von der starken Begrenztheit aller unserer Freiheiten entwickelt. Der natürliche Umschlag tritt ein, und der aus Naivetät und Unerfahrenheit Leichtfertige wird plötzlich verschüchtert und kopfscheu, und wie er als Kind über Phantasien zu grübeln pflegt, so grübelt er jetzt über das Leben, und wird für eine Zeit lang ein geradezu mürrischer Bursche. Strafpredigten und Vermahnungen setzt er meist ein verstockt scheinendes Schweigen entgegen, das jedoch nur daher rührt, daß er mit sich selbst über den Sinn des jeweiligen Vorkommnisses noch nicht im Reinen ist. Ein verschämtes Schmollen entwickelt sich so als der nach Außen am meisten bemerkbare Charakterzug, und diese Seite seines Wesens erschien Keller so bezeichnend, daß er sie in der ersten Novelle seiner „Leute von Seldwyla", in „Pankraz der Schmoller", zum Thema gewählt und geschildert hat, wie auch dieses Schmollen allmählich durch entsprechende Erlebnisse ausgetrieben wird. Für uns ist dieser Zug hauptsächlich als Anzeichen einer stark nach Innen gekehrten Natur von Wichtigkeit, und er ist es denn auch, der den in Keller so stark sich äußernden Bekenntnißdrang am meisten erklären hilft. Nur wer sich lange selbst beobachtet und unablässig mit der Welt verglichen, zugleich aber auch vor der Welt verborgen hat, kann einen solchen fühlen. Denn wenn freilich auch entgegengesetzte Naturen, geborene Schwätzer und Schwadroneure, vielleicht noch lieber von sich erzählen, so kann doch ihr Gerede nicht als ein Bekenntniß gelten, sondern ist eine leere Prahlerei und Aufschneiderei.

Wichtig aber ist auch wiederum der andere Umstand, daß dieses Insichgekehrtsein bereits eine Folge des zu vertrauensseligen Verkehrs mit der Welt ist. Denn hieraus erhellt, daß Keller keineswegs von Haus aus ein einsiedlerisches Gemüth ist, sondern einen gesunden Welt- und Lebenssinn mitgebracht hat. Obgleich er oft genug den Trieb fühlt, sich von der Welt zurückzuziehen, treibt ihn sein jugendlich brausendes Temperament doch ebenso oft und immer wieder zu ihr zurück, und das Gefühl der Gemeinschaftlichkeit und Zusammengehörigkeit mit den Anderen gewinnt immer mehr Boden in ihm. Auf Schulfahrten bewegten sich schon die Kinder frisch untereinander und kamen mit den Eingesessenen umliegender Ortschaften zusammen, die Betheiligung an öffentlichen Volksfesten, wie an einer im Freien an verschiedenen Orten vor sich gehenden Tellaufführung, entwickelt dann später einen immer mehr sich ausbreitenden Sinn für öffentliches Leben in ihm.

Hiermit hat die „Jugendgeschichte" für unsere Zwecke ihre Dienste geleistet, indem sie die drei Hauptzüge Kellers ans Licht gestellt hat: eine selbstthätig wirksame, mit zwingender Kraft sich äußernde Phantasie; ein zu Grübelei und Selbstbeobachtung neigendes Gemüth, das sich in starken Konfessionen Luft macht; und ein sich immer wieder geltend machendes Bedürfniß nach realer Berührung mit dem Leben, welches eine Zeit lang so mächtig wird, daß Keller seine dichterische Natur unterdrückt und sich ganz in öffentlichen Dienst begiebt. Hieraus ergiebt sich als Folge für den Dichter eine Mischung von Phantastik, Subjektivetät und Realismus, wie sie in der That ursprünglich bei Keller vorhanden war. Seine Subjektivetät aber hat er sich durch seine Bekenntnißschriften sozusagen vom Halse geschrieben, so daß er in der Folge, auch hierin Goethe vergleichbar, einer unserer objektivsten Dichter geworden ist, der sich auf allen Gebieten des Lebens zu Hause zeigt. Was von seiner ursprünglichen Subjektivetät übrig geblieben ist, das äußert sich jetzt als starke Persönlichkeit, die gleichmüthig und fest in bewegter Zeit dasteht, sowie als geistige Originalität, die auch scheinbar Altes und Abgedroschenes wieder jung und lebensfrisch zu machen weiß.

II.

Diese gegenseitige Durchdringung von subjektivem und objektivem Wesen zu einer organischen Neubildung hat sich in Keller langsam und stetig vollzogen. Sie war bereits ziemlich weit vorgeschritten, als er 1853 mit seinem „Grünen Heinrich" hervortrat, aber naturgemäß zeigen sich in diesem Werke noch manche Spuren des nicht vollzogenen Ausgleiches. Dahin gehören namentlich die reichlich eingestreuten Reflexionen, welche indeß in einem Werke von confessionellem Charakter weniger störend sind, als in einer blos erzählenden Darstellung. Die angeschlagenen Themata kehren auch in den späteren Werken wieder, jedoch kunstvoller in den Inhalt der Erzählung verwoben. Es sind Probleme, welche Keller sein ganzes Leben hindurch nicht aufgehört haben zu beschäftigen: Glaubenskämpfe, als allereigenste Aeußerung des grüblerischen Hanges; Politik, als direkter Ausfluß des auf Leben und Volkswohlfahrt gerichteten Sinnes; und Erziehung, als das aus eifriger Selbsterforschung gewonnene Interesse für den Bildungsgang Anderer. Diese Dreiheit von Problemen hat uns zunächst zu beschäftigen.

„Wer ist Gott?" fragt das noch stammelnde Kind die Mutter, „ist es ein Mann?" Die Frage ist charakteristisch für das auch in re-

ligiösen Dingen nach greifbaren Vorstellungen suchende, dichterisch beanlagte Kind; charakteristisch auch die Lösung, die es sich selber dafür giebt: zunächst hält es den Wetterhahn auf dem Kirchthurm, dann einen gemalten Königstiger für Gott oder dessen Abbild. Alsdann aber muß es sich belehren lassen, daß Gott der Geber des täglichen Brodes sei, und nun beginnt die Grübelei, da das Vorstellungsvermögen vergeblich nach einer festen Anschauung sucht. Gott wird ihm eine „farblose und langweilige Person", mit der er nichts anzufangen weiß und die er deshalb sogar mit gelegentlichen Schimpfnamen bedenkt. Den Zwang, an ihn glauben zu müssen, führt im Inneren nur eine stärkere Entfremdung herbei; Gott wird nun zur „nothwendigen aber nüchternen und schulmeisterlichen Wirklichkeit", im Gegensatz zum eigentlichen Leben das ihm in seinen farbenfrohen Gestaltungen und sinnlich freudigen Vorgängen geradezu märchenhafte Reize zu besitzen scheint. Das Ergebniß ist eine „halb gottlose Zeit", die etwa 7—8 Jahre der Kindheit und Jugend umfaßte. Keller macht dazu die Bemerkung: „Es gibt geborene Protestanten, und ich möchte mich zu diesen zählen, weil nicht ein Mangel an religiösem Sinne, sondern, freilich nur unbewußt, ein letztes feines Räuchlein verschollener Scheiterhaufen, durch die hallende Kirche schwebend, mir den Aufenthalt widerlich machte." Vor allem widerstrebt er dem Katechismus, dessen geistloses Fragen- und Antwortensystem durch seine Berechnung auf eine stumpfsinnige Einpaukerei ihm alle geistige Freudigkeit zu ersticken droht. Er scheint ihm „nur geeignet, den dürren Verstand bejahrter und verstockter Menschen zu beschäftigen". So sieht er sich denn, da ihn die hergebrachte Methode des religiösen Unterrichts zurückstößt, auf seinen „Privatverkehr mit Gott" angewiesen, der sich auch allmählich in befriedigender und behäbiger Weise anspinnt. Der Knabe findet sogar auf diesem Wege ein besonders inniges Verhältniß zu „seinem lieben Gott", und weil er so ganz selbständig mit ihm verkehrt, bildet er sich nach und nach die Idee eines besonderen Schützlingthums aus, in dem er zum lieben Gott zu stehen vermeint. Diese Idee setzt sich mit größter Hartnäckigkeit in ihm fest, machte ihn oft leichtsinnig in Unternehmungen und brachte ihn mehrfach in Hader mit der übrigen Welt. Zunächst aber hatte er nochmals neue Glaubensmühen durchzumachen, als er sich zur Confirmation vorbereitete und daher abermals den verhaßten Unterricht mitmachen mußte. Der ganze Groll wider den kirchlichen Dogmatismus bricht aufs neue in ihm aus. Die Person Christi liebt er, gegen das Christentum aber ist er feindlich gesinnt. Die Zweifel, statt gelöst zu werden, werden durch Nachdenken verschärft.

Er murrt wiederum gegen den Dogmenzwang. „Glaube! O wie unsäglich blöde klingt mich das Wort an! Es ist die allerverzwickteste Erfindung, welche der Menschengeist machen konnte in einer zugespitzten Lammeslaune! Wenn ich des Daseins Gottes und seiner Vorsehung bedürftig und gewiß bin, wie entfernt ist dies Gefühl von dem, was man Glauben nennt! Wie sicher weiß ich, daß die Vorsehung über mir geht gleich einem Stern am Himmel, der seinen Gang thut, ob ich nach ihm sehe oder nicht nach ihm sehe!" In allem Diesem äußert sich auch hier wieder die instinktive Abneigung gegen jede Art von Abstraktion und ein angeborenes Verlangen nach Anschauung. Hinter dem Denker blickt stets der Dichter hervor. Dem himmlischen Glauben der Theologen wird der irdische Glaube der Weltkinder gegenübergestellt, und Keller gibt sein eigenstes positives Bekenntnis ab, wenn er in die Worte ausbricht: „Gott strahlt von Weltlichkeit." Dies ist der Glaube, wie ihn der Dichter zu seiner inneren Beseeligung nöthig hat.

Die Glaubensentwicklung des Helden bildet den ideellen Mittelpunkt des „Grünen Heinrich", und die Frage nach dem Glaubensbekenntniß wird fast bei allen Personen aufgeworfen und in umständlicher Weise erörtert. Dies zieht sich durch das ganze Buch hindurch von den ersten bis zu den letzten Seiten. Wie eifrig wird im Kreise der Frau Margareth über Glaubenssachen disputirt! In interessantem Contrast werden daselbst ein windiger und ein ernster Atheist gegeneinander aufgeführt. Die erste der eingelegten Novellen, die Geschichte vom armen Meretlein, erzählt wie ein kleines Mädchen, das gleich dem „grünen Heinrich" eine unüberwindliche Abneigung gegen kirchlichen Formelkram hat, durch eine ebenso kurzsichtige wie grausame Behandlung in einen frühen Tod getrieben wird. In dem „Zappler und Stänker" wird eine höchst drastische Episodenfigur eingeführt, die um ihr ganz auf leeren Schein gebautes Wesen wenigstens vor sich selbst zu retten den Dogmengläubigen spielt, um die Autorität der Kirche für sich ins Feld führen zu können. Der Streit mit Heinrichs Münchener Freunde Lys wird durch eine Differenz der religiösen Anschauungen ideell motivirt, so daß sich Heinrich einbilden darf, in dem leichtfertig herbeigeführten Duell für seinen lieben Gott zu fechten. Endlich brechen gegen Schluß die religiösen Erörterungen auf neuer Grundlage aus, als Heinrich auf das Grafenschloß kommt und dort in der geliebten Dorothea eine Läugnerin der persönlichen Unsterblichkeit und im Grafen einen durch die Schule Feuerbach's gegangenen Freigeist findet. Zu der Ansicht des Grafen muß sich Heinrich bekehren lassen, obgleich es ihm eigenthümlich schwer wird, seine fixe Idee eines beson-

deren Schützlingthumes aufzugeben. Dem Grafen sind daher auch diejenigen Worte in den Mund gelegt, welche wohl des Dichters eigene Ansicht ausdrücken und durch die Heinrichs „Kannegießern über den lieben Gott“ ein Ende gemacht wird: „Es handelt sich heutzutage nicht mehr um Atheismus und Freigeisterei, um Frivolität, Zweifelsucht und Weltschmerz und welche Spitznamen man alles erfunden hat für schwächliche und kränkliche Dinge! Es handelt sich um das Recht, ruhig zu bleiben im Gemüth, was auch die Ergebnisse des Nachdenkens und des Forschens sein mögen, und unangetastet und ungekränkt zu bleiben, was man auch mit wahrem und ehrlichem Sinne glauben mag.“ Heinrich stürzt sich nun mit unbesonnenem Eifer in die Lehre Feuerbachs, und um ihn auf seine Uebertreibungen aufmerksam zu machen und davon zurückzubringen wird in der zweiten Auflage in der Figur des Wanderapostels Peter Gilgus eine köstliche Karrikatur auf Feuerbach eingeführt, zu der auch der Turnvater Jahn einige belustigende Züge beigesteuert haben dürfte. Heinrich lenkt wieder um, und wenn wir ihn am Schluß des Buches verlassen, steht er auf dem duldsamen und aufgeklärten Unabhängigkeitsstandpunkte des Grafen.

Das in der religiösen Frage durch den „Grünen Heinrich“ gewonnene Resultat hält Keller seitdem im Großen und Ganzen streng fest. Seine Helden und Heldinnen sind durchgehends dogmenfeindlich und ohne feste Fühlung mit der herrschenden Kirche. Seine Orthodoxen sind beschränkt oder heuchlerisch, oder es spielen seine Heuchler sich auf die Gläubigen hinaus. Eine bezeichnende Scene der letzteren Art findet sich in Keller's jüngstem Werke „Martin Salander“. Der gute Martin ist bei seinem ungetreuen Jugendfreunde, dem falschen Louis Wohlwend, zu Tische und will eben in aller Unschuld den ersten Löffel Suppe zum Munde führen, als er an diesem gottlosen Gebahren durch ein schnarrendes „Georg bete!“, das der Hausherr seinem Jungen zuruft, verhindert wird. Wohlwend entwickelt dann beim Tischgespräche allerhand verschrobene Ideen von religiöser Wiedergeburt des Volkes, die ihm übrigens nicht ernst gemeint sind und nur als Lockköder für schwindelhafte Unternehmungen dienen sollen.

Eine eingehende Darstellung hat Keller den religiösen Verhältnissen noch zweimal gewidmet. Einmal in historischer Einkleidung in der Novelle „Ursula“, aus den „Züricher Novellen“, wo die Thorheiten und Ausschweifungen der Wiedertäufer in scharfen Gegensatz zu der aus dem Herzen quillenden, dem Leben zugewandten Frömmigkeit Zwingli's und der Seinigen gesetzt ist. Sodann in Beleuchtung der modernen Zustände, breit in die Erzählung hineinverwoben, im „Verlorenen

Lachen", der letzten Novelle der „Leute von Seldwyla". Zunächst hat hier Keller abermals dem Helden ein Bekenntniß in den Mund gelegt, das sich als eine etwas mildere und bescheidenere Fassung der Schlußconfession des „Grünen Heinrich" darstellt. Die wichtigste Stelle lautet: „Ich glaube, der Sache nach habe ich wohl etwas wie Gottesfurcht, indem ich Schicksal und Leben gegenüber keine Frechheit zu äußern fähig bin. Ich glaube nicht verlangen zu können, daß es überall und selbstverständlich gut gehe, sondern fürchte, daß es hie und da schlimm ablaufen könne und hoffe, daß es sich dann doch zum Besseren wenden werde. Zugleich ist mir bei Allem, was ich auch ungesehen und von Andern ungewußt thue und denke, das Ganze der Welt gegenwärtig, das Gefühl, als ob zuletzt Alle um Alles wüßten und kein Mensch über eine wirkliche Verborgenheit seiner Gedanken und Handlungen verfügen oder seine Thorheiten und Fehler nach Belieben todtschweigen könnte." Es sind, wie man sieht, die allerchristlichsten Ideen, die hier ein Freigeist sich zu eigen gemacht hat, und der wesentliche Unterschied vom Orthodoxen ist nur der, daß er in geistlichen Dingen keine weltliche Autorität, d. h. keine Priesterherrschaft, anerkennt.

Als Contrast zu diesem Helden, Jukundus, ist ein Pfarrer eingeführt, der im Herzen weit weniger gläubig ist als Jener, aber um so starrer an der Forderung einer Unterwerfung unter die geistliche Autorität festhält. Er sieht die Welt, deren Priester er ist, in den Grundvesten erschüttert, und er baut als Schutzort ein luftiges Gebäude aus romantischer Philosophie, Kunstschwärmerei und einem Reste christlicher Gedanken auf, in welches einzutreten er seine Gemeinde einlädt. Jukundus' Gemahlin, Justine, folgt dieser Aufforderung und wird hierdurch ihrem Gatten entfremdet. Dies erzeugt den Conflikt. Die Gatten, so innig sie sich lieben kommen ganz auseinander und leben getrennt. Erst als Beide in ihren Bestrebungen herbe Enttäuschungen und Belehrungen erlebt haben, kommen sie wieder zusammen. Justine, nachdem sie finanziell fast zu Grunde gerichtet ist, verliert auch ihren geistigen Halt, indem sie den moralischen Bankrott des Pfarrers erlebt. Dieser ist sich seiner Unredlichkeit erst nur dunkel dann aber immer mehr deutlich bewußt geworden, jetzt schaut er in sein eigenes Treiben, wie in ein verächtliches Gewebe von lauter Lug und Trug hinein, und da er von Haus aus weder ein Flachkopf noch ein schlimmer Kerl ist, so bleibt ihm nichts anderes übrig als sein Amt niederzulegen. In einer weltlichen Stellung weiß er mit seiner pfäffischen Schlauheit gut vorwärts zu kommen.

Nun aber fehlt auch hier nicht das Gegengewicht. Der Trost, den

Justine beim Geistlichen vergebens sucht, wird ihr bei zwei armen, in christlicher Herzenseinfalt dahinlebenden Frauen zu Theil. Diese gehören einer kleinen Sekte an, die meist aus Arbeitern besteht, und stellen gleichsam den primitiven Zustand der ersten Christen dar. Sie sind Mutter und ältliche Tochter, arbeiten den lieben langen Tag um ein ärmliches Verdienst, besitzen aber die volle Heiterkeit des Herzens, aufrichtige Dankesfähigkeit und in ihrer Armuth einen rührenden Zug von Mildthätigkeit. Dafür denken sie aber über die Glaubenswahrheiten nicht nach und nehmen jedes Einzelne aufs Wort hin. Hier liegt die deutlich sichtbare Grenze ihres Wesens und Glückes. Sie stehen genau am entgegengesetzten Ende wie der Pfarrer. Sie besitzen den Frieden, aber erkaufen ihn sich durch geistige Beschränktheit, während jener ihn durch geistiges Protzenthum zerstört. Die echte, Menschheit beglückende Wahrheit liegt in der Mitte, in dem was Jukundus sagt, in einer vornehmen Bescheidenheit, bei Wahrung der geistigen Rechte. Wer aber glauben will — dies ist der weitere Sinn — muß auf geistiges Streben verzichten; und wer geistig vorwärtsstreben will, muß seinen Glauben opfern. Für den Einen ist geistiges Streben Sünde, für den Andern Glaube Betrug. Nur wer ganz im Einklang mit sich selber lebt und handelt und strebt, kann vorwärts kommen und dabei doch seinen individuellen Glauben sich bewahren.

Auf religiösem Gebiete bleibt somit Jukundus Sieger. Auf politischem aber muß er eine starke Zurechtweisung hinnehmen. Er nimmt hier genau dieselbe Stellung ein, wie seine Gemahlin Justine dort. Auch er ist Irregeführter und findet sich erst spät wieder zurecht.

Wir betreten somit Keller's zweiten Interessenkreis in dem „Das verlorene Lachen" eine nicht minder wichtige Stellung einnimmt wie im ersten. Durch die ganze Novelle geht ein lauter Pulsschlag öffentlichen Lebens, der gegen Ende immer lebendiger wird. Jukundus ist, verstimmt durch sein eheliches Mißgeschick, in eine Heerde öffentlicher Verläumder hineingeraten, die es sich zur Aufgabe machen, Enthüllungen vorzunehmen, d. h. redliche Männer, die im Besitze der Macht sind, durch Verdächtigungen zu stürzen. Ursprünglich hatte die Bewegung einen gesunden Grund, indem wirklich Mißstände abzustellen waren. Je mehr sie aber um sich griff, desto mehr gerieth sie in die Hände unsauberer Gesellen, und die Rechtlichen zogen sich allmählich alle zurück. Als Einziger ist nur noch Jukundus übrig geblieben, der in seiner trübseligen Stimmung inmitten der lärmenden Knotengesellschaft eine wunderliche Figur macht. Er ist guten Glaubens dabei, weil seine Verbitterung ihn schwarzseherisch gemacht hat. Erst als er

mit einer Verläumderin von Beruf, einer giftigen Hexe, dem Oelweib, zusammengeführt wird, kommt er hinter die Schliche und kehrt der Bewegung den Rücken. Mit echt Keller'scher Zusammendrängung der Contraste ist dieses Oelweib in die nämliche Hütte verwiesen, wo die „Urchristinnen" sind, so daß die beiden Gatten auf ihren seltsamen Wegen im kritischsten Moment auf einen schmalen Raum zusammengeführt werden, und sich nun ohne weiteres aussöhnen können.

Es zeigt sich in dem angeführten Beispiel die Stellung, welche Keller dem öffentlichen Leben gegenüber einnimmt, aufs deutlichste. Als guter Schweizer ist er überzeugter Demokrat, aber als besonnener Mann ist er ein entschiedener Gegner der Pöbelherrschaft. Noch mehr als im „Verlorenen Lachen" spricht sich dies in dem Roman „Martin Salander" aus, und es dürfte in dem hier geschilderten allmählichen Uebergang von begeistertem Republikanerthum zu einer mehr kritischen Betrachtung der Volksherrschaft abermals ein Stück Selbstbekenntniß enthalten sein. Es ist eine höchst bezeichnende Szene, als Martin Salander, nach jahrelanger Abwesenheit in die Heimath zurückgekehrt, in gehobener Stimmung mit seinem heranwachsenden Sohne die Straßen der Vaterstadt durchzieht und überall etwas von dem Wehen eines neuen Geistes zu bemerken glaubt. Gleichsam, um den Herzschlag des Volkes zu belauschen, tritt er in ein öffentliches Lokal und trifft dort am Wirthstische mit einem schweizerischen Sozialdemokraten zusammen, der einen deutschen Handwerksgesellen in der hohlsten und unfläthigsten Weise vorprahlt, indem er sich bei jedem dritten Worte mit seinem Republikanerthum bläht. Als das Gewäsch gar zu toll und unverschämt wird, glaubt Salander dazwischentreten zu müssen, findet aber für seine guten Worte nur Schmähung und Hohn und kann froh sein mit heiler Haut davonzukommen. Er ist in seinem innersten Herzen verwundet, aber er bleibt seinem Ideale treu, wennschon er sein Urtheil etwas vorsichtiger faßt. Es kommen nun allerhand Geschichten von Wahlen für den großen Rath, von Rathssitzungen und dergleichen, wo immer neben dem tüchtigen Volksgeiste sich ein gewissenloses Streberthum offenbart, das die demokratischen Freiheiten nach Herzenslust ausbeutet. Martin geht innerhalb der auf ihn eindringenden Bewegungen stets seinen ruhigen und gleichmäßigen Tritt, das Auge standhaft nach vorwärts gerichtet, in ständiger Fühlung mit dem Volke, im allgemeinen besonnen, aber doch Illusionen immer noch zugänglich. Von diesem etwas illusionären Geiste zeugt vor allem die von ihm für seine beiden Töchter veranstaltete Doppelhochzeit, die er zu einer „politischen Volkshochzeit" gestaltet. Salander verspricht sich große Dinge von diesem Feste, bereitet es aufs

sorgfältigste vor, sorgt für Musik und theatralische Belustigungen, und läßt in burlesk-allegorischer Art die Volksfreiheit verherrlichen. Es laufen indeß mancherlei Unzuträglichkeiten mit unter. Der Pfarrer hält eine schwülstige und speichelleckerische Rede, für die ihm nachher kein Dank groß genug sein kann, und vor allem werden die beiden Schwiegersöhne durch einen parodistischen Schwank in nicht mißzuverstehender Weise blosgestellt. Sie sind politische Heuchler ersten Ranges, wahre Virtuosen der Gesinnungslosigkeit, welche durch ihr glatt einschmeichelndes Wesen zunächst Martins empfindsame Töchter bestochen, dann auch diesen, der ihnen lange mißtraute, mit Ausdauer und Geschick in ihr Garn gezogen haben. So ist also die „politische Volkshochzeit" recht eigentlich ein Hohn auf sich selbst, und Martin verspürt keine Lust, sie gegenüber dem abwesenden Sohne, dem zum Trotz er sie veranstaltet hat, herauszustreichen. Dieser Sohn, Arnold, ist zum Vater in einen eigenthümlichen Contrast gestellt. Sie halten gegenseitig große Stücke aufeinander und sind sich aufs innigste zugethan, aber in ihren Ansichten wollen sie nicht recht zusammengehen. Arnold, bei aller inneren Wärme, ist weit nüchterner und skeptischer als der Vater und besitzt nichts von dessen demokratischem Enthusiasmus. Er ist eine stark concentrirte Natur, die durch ruhige Arbeit langsam vorwärtsdringen und nicht weiter sehen will, als die Augen reichen. Er ist Jurist und treibt daneben Geschichte, um die werdende Geschichte besser beurtheilen zu können. Dem Vater schreibt er einmal einen Brief, in dem er ihm eine politische Unterredung mit einem alten Herrn mittheilt, die er sich sehr zu Herzen genommen hat. Es wird darin einem „bedächtigen und beharrlichen Ausbau des Geschaffenen" das Wort geredet, im Gegensatz zu dem überhastenden modernen Trieb nach immer neuen Schöpfungen, zu denen vielfach die Grundlagen fehlen. „In diesem Lichte gesehen", heißt es, „sei der Fortschritt nur ein blindes Hasten nach dem Ende hin und gleiche einem Laufkäfer, der über eine runde Tischplatte wegrenne und, am Rande angelangt, auf den Boden falle, oder höchstens dem Rande entlang im Kreise herumlaufe, wenn er nicht vorziehe, umzukehren und zurückzurennen, wo er dann auf der entgegengesetzten Seite wieder an den Rand komme." Der Sohn kann sich der Trefflichkeit dieser Auseinandersetzungen nicht entziehen, dem Vater aber — wie es in Kellers drastischer Sprache heißt — läuft der fortschrittliche Käfer des alten Herrn mehrfach über die Leber, und er ärgert sich über seinen Sohn, in dem er schon eine Art von Aristokraten wittert. Indeß findet später eine Annäherung statt, nachdem die Schwiegersöhne als Betrüger und mit ihnen ein großer Theil der Verwaltungsbeamten als

unzuverlässig und selbstisch entlarvt worden sind. Da sitzt einmal, ganz am Schluß des Romans, in einer nachträglich eingefügten Szene, Martin im Kreise von Arnold und seinen Freunden, hört ihren verständigen Reden zu, merkt sich ihre maßvollen Bestrebungen und bekommt, nach all den bitteren Erfahrungen, Achtung vor dieser Jugend, obwohl er ihre Ideale nicht ganz verstehen kann. In einem zu erwartenden Roman „Arnold Salander" wird diese Entwicklung vermuthlich fortgeführt werden, und erst dann wird Kellers neueste politische Anschauung oder auch sein Zukunftsprogramm klar vor unseren Augen stehen.

„Martin Salander" ist als Werk des Alters was „der grüne Heinrich" als Werk der Jugend war. Beidemale eine Rechenschaftsablegung, das einemal mit confessioneller Herbigkeit, das andere Mal in der verhüllten Form einer ruhigen Darstellung. Dort stand das persönliche, hier steht das allgemeine Leben im Vordergrunde. Zwischen diesen beiden Punkten bewegt sich Kellers innere Entwicklung.

Aber nicht nur das Politische im engeren Sinne, sondern Alles, was mit dem gesunden Volksleben in Zusammenhang steht, findet in Kellers Dichtungen eine reiche Darstellung. Daher haben fast alle einen tiefen und belebten Hintergrund, und die Vorgänge und Figuren des Vordergrundes wirken, so eigenartig sie auch sein mögen, nicht wie vereinzelte Erscheinungen, sondern weisen auf einen großen Zusammenhang hin. Es ist, als ob immer die Vorstellung des Weltganzen in Keller lebendig wäre, und daher kommt es auch, daß Alles, was er uns erzählt, sich so sicher in dieser Welt zu Hause fühlt. Martin Salander wirkt hauptsächlich dadurch als kräftig volksthümliche Gestalt, daß wir ihn nie als Einsiedler, sondern stets in lebendiger Wechselwirkung mit Allem, was um ihn vorgeht und sich bewegt, sehen. Der grüne Heinrich würde als ein vollendeter Sonderling, dessen Schrullen nur ungläubiges Lächeln erwecken würden, erscheinen, wenn nicht auch hier zuweilen die breiten Wogen des öffentlichen Lebens den erregten Helden die heiße Brust kühlten. Solcher Wirkung dienen z. B. die Beschreibungen der Schülerfahrten, der volksthümlichen Tellaufführung und des Maskenfestes der Münchener Maler. Sie sind in breitester Form ausgeführt und geben jedesmal auch der Handlung einen tüchtigen Aufschwung, in dem sie Gelegenheit bieten neue Fäden anzuknüpfen. Vor allem aber werden im „Grünen Heinrich" das Schweizerische und das Großdeutsche mit einander verglichen und in gegenseitige Beziehung gebracht. Es ist kein nebensächlicher Zug, daß die erste Auflage mit dem Aufbruche Heinrichs nach Deutschland beginnt. Er ist voll der gespanntesten Er-

wartungen und glaubt jetzt erst den Zug eines wirklich großen Lebens kennen lernen zu können. Doch wird er in eigenthümlicher Weise an sein freies Schweizerthum erinnert, als unmittelbar nach Ueberschreitung der Grenze eine Beamtengesellschaft ihm den Hut vom Kopf schlägt und gleich nach seiner Ankunft in München ihm in einer engen Gasse der König begegnet, der ihm gleichfalls die Mütze vom Kopfe nimmt, weil Heinrich aus Unkenntniß unterlassen hat zu grüßen. So wird Heinrich sehr schnell abgekühlt, und weil sein Herz voll von Liebe für alles Deutsche ist, ist sein Auge um so unbarmherziger im Beobachten der Fehler. Vor allem erregt die gegenseitige Abneigung der Nord- und Süddeutschen und ihr wider einander gespanntes Wesen seinen schmerzlichen Anstoß, und weil er selbst zufälligerweise mit einem Schleswiger und einem Niederländer in bester Freundschaft lebt, so glaubt er, daß die „Germanen vom Grenzsaume" ursprüngliches deutsches Wesen am reinsten erhalten hätten, während das Reich der Mitte vielfach verderbt sei und in getrübten und ungemüthlichen Verhältnissen dahinlebe. Es ist die Zeit der vierziger Jahre, und Heinrich mag damals nicht unrichtig gesehen haben. Mancherlei können wir uns aber auch heute noch gesagt sein lassen, so wenn Heinrich vielfach ein störendes Zuviel bemerkt, bald in steifer Förmlichkeit, bald in derber Grobheit; dazu Rechthaberei und Autoritätssucht: „Einer donnerte, die Vortheile seiner Stellung benutzend, den Andern an, und wer Niemand mehr um sich hatte, den er anfahren, dem er imponiren konnte, prügelte seinen Hund." Aber alle derartige Klagen verstummen, sobald es sich irgendwo darum handelt, das „wälsche Wesen" zurückzuweisen, da es höchst selten einen deutschen Schriftsteller gegeben hat, der sich französischer Beeinflussung so unzugänglich bewiesen hat, wie Keller. Er gleicht hierin seinem alemannischen Stammesbruder Scheffel. Wo aber die Fülle deutschen Wesens sich entfaltet und mit Fröhlichkeit und Freiheit sich äußert, wie bei Sängerfahrten und Schützenfesten, da ist Keller immer mitten darunter, und der Leser sieht sich mit einem Schlage in das muntere Treiben hineingezogen und von lauter gesunden germanischen Gestalten umgeben.

Deutsches Wesen zu erhalten und auszubilden und politisch tüchtige Bürger zu erzielen, ist demnach auch die erste Aufgabe der Erziehung, sodaß das Politische und Pädagogische in Keller eng zusammenfallen. Dies zeigt sich bereits im „Grünen Heinrich", wo schließlich Alles darauf hindrängt, den in die Kunst verirrten Schwärmer zu einem tüchtigen Staatsbürger umzugestalten. Wenn auch erst die zweite Auflage diese Schlußforderung erfüllt hat, so sind doch alle Vor-

aussetzungen dazu bereits in der ersten Auflage vorhanden. Es wäre sonst schwer zu begreifen, warum manche Dinge so ausführlich erörtert werden. So finden sich z. B. in einer Zwischenpause der Tellaufführung Zuschauer und Mitspieler an einer reich gedeckten Tafel im Freien zusammen, und es finden hier volkswirthschaftliche Gespräche statt, aus denen der lauschende Heinrich seine ersten deutlichen Begriffe von den bewegenden Mächten des öffentlichen Lebens erhält. Er glaubt in seinem grünen Jungenverstande zu sehen, daß der Darsteller des Tell, der „Löwenwirth", ein von kleinlichen materiellen Interessen beherrschter Mann ist, bis er im Verlauf des Gespräches seine Meinung ändern muß und erkennt, daß ehrlicher Kampf um den Vortheil ein Zeichen von Gesundheit im Staate ist. Er hört hier zum ersten Male, wie die Furcht vor der Brodlosigkeit der freien Meinungsäußerung des Menschen Schranken auferlegen kann, und daß der „Erwerbstick" ein Talent wie jedes andere ist, das oft unter Mühsalen ausgebildet werden muß. Alle diese Darlegungen verdienen vom künstlerischen Standpunkte nur dann eine Stelle im Rahmen dieses Romans, wenn das Ziel eben ist, Heinrich aus seiner Phantasiewelt allmählich zu erlösen und einer festen Lebensstellung im öffentlichen Dienst entgegenzuführen.

Daß ein solcher Gedanke thatsächlich in Keller lebendig war, beweist eine Novelle, deren Abfassungszeit mit der des „grünen Heinrich" zusammenfällt, „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster". Was der übermäßig angeschwellte Roman zum Schlusse vermissen ließ, wird hier gleichsam im engen Rahmen der Novelle nachgeholt. Ihr ganzer Inhalt ist ein pädagogischer, und wenn Fritz Amrain auch nicht Staatsdiener wird, so wird ein um so größeres Gewicht darauf gelegt, ihn zu einem brauchbaren Staatsbürger zu machen. Die Mutter macht dem Sohne die Bethätigung seiner öffentlichen Rechte geradezu zur Pflicht, und holt ihn, den schon Verheiratheten, eines Tages aus seinen Berufsgeschäften heraus, damit er von seinem Wahlrecht Gebrauch mache. Es geht Noth an den Mann, und sie will nicht, daß ihr Sohn Bequemlichkeit vorschütze, um dem Staat seine Dienste zu entziehen. Er könnte es in seinem Hauswesen leicht gerade so machen wollen. „Wenn die Söhne eines Hauses bei Zeiten sehen und lernen, wie die öffentlichen Dinge auf rechte Weise zu ehren sind, so bewahrt sie vielleicht gerade dies vor unrechten und unbesonnenen Streichen. Ferner, wenn sie das Eine ehren und zuverlässig thun, so werden sie es auch mit dem Andern so halten, und so, siehst Du, habe ich am Ende nur als fürsichtige häusliche Großmutter gehandelt, während man sagen wird, ich sei die ärgste alte Kannegießerin." Das Geheimniß ihrer

ganzen Erziehungskunst ist, daß sie ihrem Sohne Ehrfurcht und Liebe zugleich einzuflößen weiß und ihm in sich selbst ein unantastbares Muster von freudiger Pflichterfüllung und Wahrheitsliebe vor Augen stellt. Sie erzieht, „weniger mit der Zunge, als mit ihrer ganzen Person, wie sie leibt und lebt". In Kleidung, Essen, Geldausgaben weiß sie richtiges Gefühl von Werth und Unwerth der Dinge zu bekunden und zu wecken, sie straft mehr durch Beschämung als durch Zucht, aber wo sich auch nur die geringsten Ansätze von Eitelkeit und Unredlichkeit zeigen, da giebt es gleich derbe Ohrfeigen und Knüffe. Die Novelle erzählt eine Reihe von Erziehungsexperimenten, welche die Mutter je der Altersstufe ihres Jüngsten entsprechend mit diesem anstellt, und stets sind sie ziemlich gewagter Art, so daß sie nur bei zwei gesunden und tüchtigen Naturen gelingen können. Insofern widerstreben die Keller'schen Erziehungsansichten der Verallgemeinerung.

Die Frage des echten Psychologen: Was aus einem Menschen mit der Zeit wird, resp. werden kann? beschäftigt Keller als Pädagogen durchgehends. Er bleibt also auch als Pädagoge durchaus Dichter, ganz abgesehen von der dichterischen Form, die er seinen pädagogischen Untersuchungen zu geben weiß. Er geht stets auf die Grundnatur jedes Einzelnen seiner Menschen zurück und weiß fast immer ein Moment zu finden, in dem sich ein guter Fond offenbart. Diesen zu pflegen, ihn gewissermaßen herauszuziehen, erscheint ihm als die erste und schwierigste Aufgabe der Erziehung. Aber Keller schreckt in seinem guten Glauben an die stete Verbesserungsfähigkeit des Menschen vor keiner Schwierigkeit zurück. Er hat einmal das schöne Wort ausgesprochen, daß „jedes Unwesen noch mit einem goldenen Bändchen an die Menschlichkeit gebunden" ist, und, von dieser Gesinnung geleitet, bringt er manchmal in etwas überraschender Weise Menschen zu Ehren, die man sich schon als ganz verlorene zu betrachten gewöhnt hatte. Das stärkste Beispiel dieser Art ist, wenn er im „Schmied seines Glückes" den ganz inhaltlosen und windigen, ja sogar recht eigentlich gewissenlosen John Kabys doch noch zur Einsicht gelangen und eine nützliche Thätigkeit ergreifen läßt. Nicht viele seiner Leser werden diesen optimistischen Glauben theilen. Gleichviel, der Dichter hat ihn, und darauf kommt es hier an.

Etwas Anderes ist es, wenn Keller, wie in der Novelle „Dietegen" oder mit besonderer Vorliebe in den „Sieben Legenden", wirklich gut organisirte Menschen durch allerhand Irrsale führt, sich von ihrer eigentlichen Bestimmung entfernen läßt, um sie dann mit verdoppeltem Nachdruck dem Guten wieder zuzuführen und infolge der überstandenen Läu-

terung erst die wahre Höhe ihres Wesens erreichen zu lassen. Ueberall aber ist die Grundanschauung die, daß man die Natur ruhig muß walten lassen, weil die Natur niemals verloren gehen kann. Wer der Natur Gewalt anthun will oder das Glück glaubt zwingen zu können, der begiebt sich in einen Streit, den er nicht durchführen kann. Dies ist der tiefere Gedanke, der im „Schmied seines Glücks" ausgesprochen ist, und der durch die burleske Einkleidung weder an Schärfe noch an Ueberzeugungskraft Einbuße erlitten hat. Durch allzu geflissentliches Herumhämmern an seinem Glück thut John Kabys schließlich einen verfehlten Hammerschlag, mit dem er das mühsam Gezimmerte beinahe wieder ganz zusammenhaut.

Das nicht allzu selbstthätige Eingreifen in das Walten des Schicksals, sondern das heitre geduldige Abwarten, gepaart mit fröhlichem Vertrauen, ist ein wesentlicher Bestandtheil des Keller'schen Temperamentes. Es äußert sich darin neben dem vielberufenen Optimismus auch ein hoher Grad natürlicher Bescheidenheit, ein glückliches Gemisch von Entsagungs- und Hoffnungsfähigkeit, nämlich der Glaube, daß Jeder, was ihm zukommt, ob früh ob spät erhalten wird, und daß es unanständig sei, nach mehr zu trachten, als Einem zukommt.

Zu dieser Lebensauffassung nimmt der Schneider Wenzel Strapinsky in „Kleider machen Leute" eine eigenthümliche Stellung ein. Er ist von Haus aus eine genügsame Natur, aber er besitzt gerade ein Gran von Passivetät zuviel, so daß er auch das Unzukömmliche ruhig hinnimmt, und zwar sowohl das Ueberverdiente wie das Unverdiente. Auf diesen klug berechneten Charakterzug ist das sonst ganz unwahrscheinliche Erlebniß zugeschnitten. Wenzel giebt sich nicht für einen Grafen aus, läßt sich aber, als eine seltsame Fügung dies mit sich bringt, als Grafen behandeln. Er verfährt dabei völlig „willenlos" — der Ausdruck wird mehrfach gebraucht — läßt sich in einen bequemen Taumel einwiegen und behält nur knapp soviel Instinkt, um die Entdeckung hinauszuziehen. Sein nachheriges Mißgeschick, so hart und plötzlich es über ihn kommt, nimmt er mit der gleichen Demüthigkeit auf, und er würde auch das Aergste gelassen über sich ergehen lassen, wenn das Glück sich des schwer Gehänselten nicht erbarmte und freiwillig zu ihm zurückkehrte. Sowie er gezeichnet ist, mit einem leichten Anstrich schneidermäßiger Geckenhaftigkeit und liebenswürdiger Melancholie, hat er gewissermaßen seine Existenzberechtigung für sich, so daß man ihm seine Narreteien nicht ernstlich übelnehmen kann. Von dem Kinde schon hat die Mutter einst geäußert, wer es kenne, könne nicht von ihm lassen, und so mag man es auch glaublich und billig finden,

daß die halbnasgeführte Geliebte an ihm festhält, auch als er sich aus einem Grafen wieder in einen Schneidergesellen verwandelt hat.

Die Novelle „Kleider machen Leute" berührt also die entgegengesetzte Gefahr in der Frage nach der Charakterbildung wie „der Schmied seines Glücks". Dort herrscht zu große Nachgiebigkeit gegen das Geschick, hier ein zu gewaltsames Herbeizerren des Glücks. Von letzterer Gefahr weiß Keller sich weit entfernt, die erstere mag er eine Zeit lang gefürchtet haben. Wenigstens wird man sich die Beobachtung nicht verhehlen können, daß auch der „grüne Heinrich", und zwar ohne die mindeste Absicht einer Karrikirung, den Schlägen des Schicksals mit einer Wehrlosigkeit gegenübersteht, die mehrfach an Willenlosigkeit grenzt, wie er sich denn, in seiner gründlichen Art, über seinen Mangel an freiem Willen auch theoretisch Rechenschaft giebt.

Hiermit betreten wir das Gebiet der Charaktere Kellers.

III.

Der „grüne Heinrich", als Normalcharakter der Jugendperiode aufgefaßt, trägt also einen deutlichen Zug von Willensschwäche. Daß dieser Zug von vornherein als ein entscheidender beabsichtigt war, beweist die sogleich feststehende Idee eines tragischen Ausganges. Denn es leuchtet ein, daß dieser tragische Ausgang eben durch die Willensschwäche des Helden motivirt werden sollte, da er als willensstarker Mann seinen Weg deutlich hätte sehen und zugleich über die Verhältnisse hätte siegen müssen.

Dasjenige, was diesen Willensmangel allenfalls erträglich macht, ist die Unbewußtheit mit der er sich äußert. Heinrich ist unzuverlässig und wankelmüthig, aber weniger aus Schlaffheit, als aus Weltunerfahrenheit. Er steht jederart von Eindruck mit einer allzu offenen Empfänglichkeit und mit einer Art von naivem Erstaunen gegenüber. Er weiß des Neuen nicht gleich Herr zu werden, und während er an dem Einen noch zu verarbeiten hat, drängt sich ihm das Andere bereits auf. Diese Charaktereigenthümlichkeit muß man sich klargemacht haben, wenn man Heinrichs seltsames Schwanken zwischen zwei Geliebten verstehen und nicht zu abfällig beurtheilen will. Anna und Judith, die vierzehnjährige Unschuld und das dreißigjährige Vollweib, sind die beiden Pole, die mit gleicher Magnetkraft den Helden zwischen sich hinundherziehen. Sie sind, nach Kellers späterem Ausdruck, „die gedichteten Bilder der Gegensätze, wie sie im erwachenden Leben des Menschen sich bestreiten". Obgleich sie sich geradezu gegenseitig ausschließen, dringt doch immerwährend die eine Erscheinung in die andere hinüber. „Indem ich

immer an die junge Anna dachte, hielt ich mich gern bei der schönen Judith auf", bekennt Heinrich, und dieses Wechselverhältniß geht soweit, daß er später vom Krankenlager der sterbenden Anna durch Wind und Nebel in die Arme der liebenden Judith eilt. Dieser naiven Scheußlichkeit ist es denn vollkommen entsprechend, wenn der Tod Annas im Herzen ihres schwachmüthigen Geliebten kein wirklich ganzes Gefühl erweckt, und wenn in das Erwachen der Empfindung stets, wie ein zerstörender Frühlingsreif, eine kalte, und deswegen zersetzende Reflexion hineinfällt. Heinrich hat sogar angesichts der Leiche „beinahe eine Art glücklichen Stolzes, eine so poetisch schöne todte Jugendgeliebte vor sich zu sehen".

Der Charakter eines, wie man sagt, „unsicheren Kantonisten" ist mehr oder weniger allen Keller'schen Helden gemeinsam, obgleich er bei keinem mehr einen so bedenklichen Anstrich hat, wie beim „grünen Heinrich". Trotzdem ist es überraschend, wie treu der Zug sich bewahrt hat, wenn man daraufhin den Martin Salander einmal näher ansieht. An der unbedingten Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit dieses Charakters ist gar nicht zu zweifeln. Trotzdem ist ihm ein leichter Zug von Unrast beigemischt, der, wie er den Stillstand verhütet, so gelegentlich ein kleines „Ueber die Schnur hauen" zur Folge hat. In seinen politischen Bestrebungen ist er nicht ganz frei von Neuerungssucht, und trotz seiner zurückhaltenden Biederkeit ist ihm eine gelegentliche Demonstration wie die „politische Volkshochzeit" etwas höchst Anlockendes. Als Vater und Gatte ist er streng gewissenhaft und sorgsam, und doch läßt er sich von seinen saubern Schwiegersöhnen aus Unachtsamkeit übers Ohr hauen und weicht noch als Fünfundfünfzigjähriger einem pikanten Abenteuer nicht aus. Wiederum hat hier Freund Wohlwend die Karten gemischt und präsentirt dem rasch pochenden Herzen des ergrauenden Freundes seine geheimnißvoll schöne Schwägerin Myrrha, eine Ungarin griechischer Abstammung. Es kommt schon soweit, daß der heimgekehrte alte Schwerenöther einen Spiegel herbeilangt und die Falten seines Gesichtes studirt, dabei sich einredend, daß eine kleine Animirung ihm in seinen Jahren noth thäte. Glücklicherweise lacht ihn die treffliche Gattin, als sie etwas zu merken beginnt, tüchtig aus, und Martin überzeugt sich davon, daß Myrrha eine pigra anima in pulchro corpore sei. Der kleine Zug von Unsolidität hat hier den Charakter von liebenswürdiger Schwäche bekommen, über die der Leser kein saureres Gesicht zu ziehen braucht als die zunächst betroffene Gattin. Die Gewißheit einer rechtzeitigen Umkehr lag von Anfang an vor, und so konnte man dem alten Herrn die kleine Ausspannung schon gönnen, zumal er sonst genug zu tragen hat.

Dieser anmuthige Rest von Abenteuerlust entspringt aber bei den Keller'schen Helden mit nichten einem starken Unternehmungsgeist als vielmehr einer kecken Phantasie. Eine solche hat im „Sinngedicht" den jungen Professor Reinhart in die Welt getrieben, als er das Logausche Recept erproben und eine erröthend lachende Jungfrau küssen will. Sein Quentchen Wagemuth ist aber bald aufgebraucht, und die frivole Laune verrauscht sogleich, als er in Lucien einer ernsthaften Schönheit gegenüber steht, die ihn mit weiblichem Scharfblick überraschend schnell durchschaut. Sofort äußert sich auch bei ihm, was allen seinen Brüdern gemein ist, die blöde Schüchternheit und langsame Bedächtigkeit, die vor dem Handeln erst hundert Fragen aufwirft und meist so lange hin und herdreht, bis der glückliche Augenblick verpaßt ist. Letzteres trifft hier zwar nicht ganz ein; aber wenn Reinhart schließlich sein Ziel erreicht, so thut er dies in einem Zustande völliger Willenlosigkeit, wo er nur einem berauschenden Zusammenwirken stimmungsvoller Momente und dem ebenfalls fast bewußtlosen Entgegenkommen der Geliebten nachgiebt.

Am köstlichsten prägt sich diese Mischung von verwegener Phantasie und mangelnder Thatkraft im Ritter Zendelwald der „sieben Legenden" aus. Dieser besiegt im Geiste nicht nur seine sämmtlichen Gegner im Turnier, sondern wirbt auch die schöne Frau Bertrade mit lieblicher Rede. Statt dessen aber schläft er an einem Kapellchen friedlich ein. Die Jungfrau Maria übernimmt seine Stelle, führt Alles für ihn aus, und er hat nachher nur die Vortheile mit dankbarem Gemüthe zu genießen. Dasjenige, wodurch diese Figuren in den Augen des Lesers gerettet und meist sogar völlig gerechtfertigt werden, ist die kindliche Reinheit des Herzens, sodaß z. B. Zendelwald mehr aus Bescheidenheit als aus Unkraft seinem Zaudern verfällt. Er möchte wohl die schöne Frau gerne haben, aber er ist sich nicht einig darüber, ob er ihrer würdig sei. Fehlte ihm dieses fromme Gemüth, dann wäre die Jungfrau nicht für ihn eingetreten, und er wäre der ersehnten Braut verlustig gegangen. Man erkennt den Zusammenhang mit Kellers pädagogischen Ansichten. Sowie rücksichtsloses Streberthum moralisch verwerflich ist, so ist es auch im Leben öfters erfolglos, jedenfalls da, wo es sich um ideale Fragen handelt. Dem Guten aber wird das Glück zuweilen selbst im Schlaf bescheert.

Die Keller'schen Helden haben also fast nie eine blendende Außenseite, aber stets ein goldenes Herz und einen prunklosen Verstand. Ihre gesellschaftliche Unbeholfenheit entspringt der Unfähigkeit sich vorzudrängen; sie stehen lieber zurück und warten, bis man sie sucht. Sie sind

in ihrer Schamhaftigkeit oft wie Mädchen; sie wollen gefunden werden. So weicht in der Novelle „Die mißbrauchten Liebesbriefe" der Schulmeister Wilhelm der von ihm angebeteten Frau Gritli, die ihn freilich einigermaßen zum Besten gehalten hat, aufs ängstlichste aus und neigt sich ihr erst wieder zu, bis sie bei dem verschlossenen Jüngling selber die Werbung in die Hand nimmt.

Man wird nicht verkennen, daß in dieser scheinbaren Mädchenhaftigkeit ein gut Theil männlichen Stolzes steckt. Es handelt sich hier nicht um ein sprödes Sichzieren, sondern um eine selbstbewußte Zurückhaltung, wie sie so vielfach dem, was für Schüchternheit gilt, zu Grunde liegt. Nichts liegt Keller ferner als eine Verwischung der Grenzlinien der Geschlechter. Der Mann soll ganz Mann, das Weib Weib bleiben. Alles „Neronische" ist ihm aufs gründlichste verhaßt. Wenn er auch eine Anwandlung von Schwäche, wo sie sich mit Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit paart, beim Manne verzeihlich findet, so kennt er wohl auch die Forderung männlicher Kraft. Aber die Kraft darf nicht zur Kraftmeierei werden, kein lärmerisches Protzenwesen sein; sie muß auf schärffster Selbstprüfung beruhen, sich mit Schonung äußern und überall zielbewußt auftreten. In dem Sonett „Erkenntniß" hat Keller dieser seiner Auffassung deutlichen Ausdruck gegeben:

„Thu frei und offen, was Du nicht willst lassen,
Doch wandle streng auf selbstbeschränkten Wegen
Und lerne früh, nur Deine Fehler hassen!
Und ruhig geh den Anderen entgegen;
Kannst Du Dein Ich nur fest zusammenfassen
Wird Deine Kraft die fremde Kraft erregen.

Wer die Keller'schen Männer in diesem Lichte betrachtet, wird ihnen die Gabe der Kraft wohl zusprechen müssen; wenn auch noch nicht dem „grünen Heinrich", so doch unzweifelhaft Martin Salander, dessen Sündenregister ein sehr kleines ist, wenn man seine Tugenden dagegen hält. Salander ist in erster Linie ein Mann der festen Lebensführung, der, so oft ihn auch sein argloses Herz der Bedrängniß nahegebracht hat, doch stets sich wacker wieder herausarbeitet, und der es daher auch, nicht mit einem plötzlichen Glücksschlage, sondern durch ausdauernden und unerschrockenen Fleiß zu Ansehn und Vermögen bringt. Fehlt es ihm schon nicht an der aktiven Kraft des Erwerbs, so ist doch die passive Kraft des Widerstandes seine Hauptstärke. Er ist vor allen Dingen ein Mann der fest steht, und der den eroberten Posten zu behaupten weiß, weniger freilich gegen geheime Bohrer als gegen offene Widersacher. Doch werden an seiner morali-

schen Ueberlegenheit schließlich auch die kleinlichen Kniffe unehrlicher Gegner zu Schanden. Solche Männer der gesitteten ehrenhaften Kraft hat Keller auch früher schon öfter gezeichnet und stets sind sie ihm gelungen. Schon im „Grünen Heinrich" treten uns solche Gestalten entgegen, wie der Schulmeister, der Statthalter, „Wilhem Tell" und sein Gegner, der „Holzhändler"; sodann, mit einem erquickenden Zusatz rheinischer Fröhlichkeit, der „Gottesmacher", und, in etwas vornehmeren Formen, der Graf. Etwas später hat er dann in den „sieben Aufrechten" ein Kollegium derbfester Achtundvierziger in prächtigen Einzelgestalten festgehalten, nicht ohne eine bescheidene humoristische Beleuchtung. Der kräftigste Mann Kellers dürfte aber der portugiesische Seeheld Don Correa, im „Sinngedicht", sein, dessen stürmisch durchgreifendes Wesen sich in steter Beweglichkeit und Lebendigkeit äußert. Endlich aber sei auch der treffliche Landvogt von Greifensee, Salomon Landolt, nicht vergessen, zumal auch er in unverkennbarer Weise manche Züge des Dichters selber trägt. Wohl selten hat ein Mann fünf Körbe mit solcher Laune eingesteckt wie dieser Landvogt, obwohl es ihm wenigstens einmal nahe genug dabei ans Herz ging. Wie er dasteht, ist er ein scherzhafter Junggesell des beginnenden reiferen Alters, dem seine mannigfaltigen Erfahrungen einen überlegenen Lebenshumor gegeben haben. Im öffentlichen Leben genießt er Achtung und Einfluß, und in seiner amtlichen Thätigkeit als Richter macht er seinem Vornamen Salomon alle Ehre. Zu Hause hat er sich mit einer kauzigen alten Haushälterin recht erträglich eingerichtet, und mit den fünf Korbaustheilerinnen hat er sich gut gehalten, sodaß er sie einmal zusammen zu sich einladen und fröhlich bewirthen kann, um dabei einen Akt schalkhafter Rache zu üben. Er stellt sich aufs neue heirathslustig, präsentirt die Haushälterin und einen in Weiberkleider gesteckten Knaben als die Auserkorenen, zwischen denen er schwanke, und beruft die Fünf zu Richterinnen. Es kommt zu einer köstlichen Szene, in der die Charaktere der Damen sich scharf und ergötzlich abzeichnen, und mit einem fröhlichen allseitigen Gelächter geht der Schwank zu Ende.

Dasjenige, wodurch diese Geschichte hauptsächlich überraschend wirkt, ist die üppige Fülle in der Schilderung weiblichen Wesens, wie sie sich in den fünf sinnvoll gegeneinander abgetönten Liebesgeschichten, die doch alle den gleichen Ausgang haben, entfaltet. Hiermit ist ein Hauptpunkt in Kellers poetischem Schaffen berührt, da es wohl seit Goethe keinen deutschen Dichter mehr gegeben hat, der die Natur des Weibes so feinsinnig aufgefaßt und so vielseitig dargestellt hat wie Keller. Wenn man die lange Reihe Keller'scher Frauen überschaut, so staunt man

über dies quellende Leben, das sich in anmuthiger und müheloser Form schier unabsehbar vor Einem ausbreitet. Von der leichtesten Umrißfigur bis zu der liebevoll bis ins Kleine ausgemalten Gestalt überall die gleiche sichere Bewegung, die im Mittelpunkt des Wesens erfaßte Natur! Keine falsche, keine zitternde Linie! Nirgends Sentimentalität, nirgends Frechheit! Kein Schmachten zu einer unnahbar erträumten weiblichen Höhe empor, keine Selbstüberschätzung, die zu dem „schwächeren Geschlecht" erst von einem Piedestal herabzusteigen braucht. Ueberall reine unverfälschte Natur, prunklos und einfach, gleichsam selbstverständlich wie das Leben! Ueberall eingehendste Charakteristik, ohne ständig durchschimmernde Absicht!

Es ist schwer, das Geheimniß der Keller'schen Frauendarstellung zu ergründen, schwieriger noch, es auszusprechen. Nur ein Punkt sei daher bescheidentlich erwähnt. Trotz vielfacher Berührung mit dem weiblichen Geschlecht und ausgesprochener Sympathie ist Keller doch Zeit seines Lebens Junggesell geblieben. Die Ehemänner mögen es mir verzeihen, aber ich glaube, daß er sich hierdurch eine größere Unbefangenheit des Blickes bewahrt hat. Ich erinnere an Goethe. Seine Gemahlin war Christiane Vulpius, die er als Mädchen in freier Liebe umarmt hat, eine Frau, die bei großer Unverfälschtheit und Gesundheit des Wesens doch geistig und gesellschaftlich tief unter ihm stand, kurz keine ebenbürtige Gattin, sondern eine erst spät und aus Dankbarkeit zum Range der Hausfrau erhobene Dienerin, die ihm keinerlei Freiheit der Bewegung raubte. Es erscheint undenkbar, daß Goethe, wie etwa Schiller eine Lotte von Lengefeld, so eine Frau von Stein oder Marianne von Willemer, wenn sie frei gewesen wären, geheirathet haben sollte. Er hätte niemals einem weiblichen Wesen, auch dem bedeutendsten nicht, an seiner Seite die vollen Rechte einer Gattin einräumen können. Die vollste Freiheit der Bewegung war ihm Lebensbedürfniß, zumal dem gesammten weiblichen Geschlecht gegenüber. Er kannte dasselbe zu tief, als daß er irgend einer Frau einen dauernden Einfluß auf sich zugestanden hätte. Er verehrte es zu hoch, als daß er eine Frau an seiner Seite hätte unglücklich werden lassen mögen. Er besaß den unzähmbaren Trieb und die unvergleichliche Gabe, schnell bei jeder ihn fesselnden weiblichen Erscheinung bis zum Mittelpunkte des Wesens vorzudringen. Aber er verhielt sich in der Liebe immer als Dichter. Wenn er ausgekostet, ausgelernt hatte, wenn seine durstige Phantasie mit dem Bilde einer neuen Natur durchsättigt und erfüllt war, dann trat sozusagen ein Moment der Erschlaffung ein. Er mußte dann zu sich selbst, zu sich allein zurückkehren, sichten, verarbei-

ten, und, kam er dann wieder zu sich, so war das Gefühl zwar nicht erloschen — dafür war es zu tief — aber doch soweit abgekühlt, daß es eines anderen Eindruckes fähig, wo nicht bedürftig wurde. Goethe ist aber der größte Frauendarsteller, den die neuere Litteratur aufzuweisen hat, und sein Verhalten gegenüber dem weiblichen Geschlecht verdient daher alle Beachtung. Es ist zusammengesetzt aus einer immer regen, lebendig quellenden Sympathie und aus einem unüberwindlich starken Unabhängigkeitsdrang.

Wie weit Analoges bei Keller vorliegt, weiß ich nicht. Eine gleiche Leidenschaftlichkeit der Empfindung wird sogar mit Sicherheit nicht vorausgesetzt werden können. Dagegen ist eine Aehnlichkeit im Gesammtverhalten mehr als wahrscheinlich, ein frohbereites Sichannähern und ein vorsichtiges Distanzhalten! Bei aller Vorurtheilslosigkeit gegenüber den Frauen zeigt Keller doch stets ihnen gegenüber eine schalkhafte Ueberlegenheit. Er weiß die kleinen Thorheiten des Geschlechts so artig in's Licht zu setzen, daß sie zu Liebenswürdigkeiten werden; er weiß selbst seine Unarten so schonend zu behandeln, daß sie als Pikanterie und Würze erscheinen; er weiß Mängel und Auswüchse, Schwäche und Heißblütigkeit, Mattherzigkeit und Eitelkeit, sobald er nur will, derart auf einen Untergrund von Herzensgüte, Einfalt, Naivetät und Gewissenhaftigkeit zu setzen, daß die Gesammterscheinung eine reizende und anziehende bleibt. Aber stets zeigt sich eine Mischung ungleichwerthiger Elemente in den reichsten Abstufungen, von den nahezu vollkommenen Wesen wie Lucie (Sinngedicht) und Figura Leu (Landvogt von Greifensee) bis zu ausbündigen Närrinnen wie Züs Bünzelin (Die drei gerechten Kammmacher) und Kätter Ambach (Die mißbrauchten Liebesbriefe). Niemals erscheint der Blick des Dichters durch Voreingenommenheit getrübt. Was er den Frauen entgegenbringt, ist die aufrichtige, ehrfürchtige Neigung des Germanen, aber weder ersterbende gallische Anbetung noch demüthige slavische Unterwürfigkeit.

Dafür aber erscheinen auch die Frauen bei Keller als selbständigere Wesen, als man sie sonst geschildert findet. Wenn bei den Männern ein Zug von Passivetät bemerklich schien, der trotzdem ihrer Würde keinen Eintrag that, so findet sich vielfach bei den Frauen ein Funke von Aktivetät, der ihre weibliche Anmuth angenehm durchleuchtet. Die Bevorzugteren unter ihnen kennen das Leben und seine Werthe und wissen fast zu allen Fragen, die an sie herantreten, selbständig Stellung zu nehmen. Vor Allem wohnt der reiferen Frau bei Keller gewöhnlich eine bedeutende matronale Würde inne, welche ihr die Hochachtung ihrer ganzen Umgebung sichert. Doch ist diese Würde stets frei von

Steifigkeit, vielmehr oft verklärt von einem Abglanz jugendlicher Anmuth, und belebt durch den Pulsschlag eines noch munter kreisenden Blutes. Aus diesem Stoff sind Frau Regula Amrain und Frau Marie Salander, die Eine als Mutter stets die einsichtige Freundin, die Andere als Gattin die liebevolle Berathenn. Dagegen ist Frau Lee, die Mutter Heinrichs, etwas weicher gehalten und mit manchem rührenden Zug mütterlicher Aufopferungsfähigkeit ausgestattet, während die prächtige „Stauffacherin" im „Verlorenen Lachen" wie aus derbem schweizerischem Eichenholz geschnitzt ist.

Aber auch die Jugendlichen und ganz Jungen haben meist schon einen entschieden ausgeprägten Willen. Wie tapfer wehrt sich das kleine Meretlein, bis hinein in den Tod, gegen die falschen Ansprüche pfäffisch-kirchlichen Unwesens! Wie muthvoll befreit die achtjährige Küngolt den widerrechtlich zum Tode geführten Dietegen! Auch daß die Jungfrau Maria in den „Sieben Legenden" für ihre Schützlinge so bereitwillig einspringt, darf hier erwähnt werden. Wichtiger noch ist die geistige Unabhängigkeit und Freiheit des Gedankens, die manche der Kellerschen Mädchen sich zu wahren wissen. So besonders, wenn Dortchen Schönfund ihren Unglauben an eine Unsterblichkeit still für sich mit ihrem Glauben an einen persönlichen Gott verbindet und damit aufs beste auskommt! Wie tiefgründig ist das Widerstreben der Figura Leu gegen die Werbung des von ihr geliebten Salomon Landolt, da sie als Abkömmling einer belasteten Familie dem Eheglück zu entsagen gelobt hat; wobei dann der Meisterzug mit unterläuft, daß dieses tapfere Mädchen das über ihrem Haupte schwebende Geschick durch eine unverwüstliche Heiterkeit der Seele lahmlegt und von sich ablenkt. Leichtlich die Krone aller Kellerschen Frauengestalten dürfte aber die Lucie des „Sinngedichtes" sein. Hier ist alles vereint, was von Geist, Güte, Festigkeit und Unschuld in einem weiblichen Gemüth zusammentreffen kann. Sie ist ganz, wie ihr künftiger Schwiegervater sie bezeichnet, „eine ernsthafte und kluge Person mit dem Gemüth eines Kindes", und man kann es nachfühlen, wenn der Onkel Oberst ihren Namen in „Lux" zusammenzieht, da sie wie ein Licht ihre ganze Umgebung erhellt. Es ist bezeichnend, daß Keller dieser mit besonderer Liebe gezeichneten Figur seine eigene Vorliebe für Selbstbekenntnisse zuertheilt hat und daß er ihr ein in eine entzückende Kindheitsgeschichte gekleidetes Bekenntniß in den Mund gelegt hat. Zweifellos hat er hierdurch ein besonders nahes Verhältniß dieser Gestalt zu sich selbst kundthun wollen.

Als Gegenbilder zu diesen geistvoll-willensstarken Mädchen, bei

denen bald eine nachdenkliche Ernsthaftigkeit, bald eine lustige Schalkhaftigkeit überwiegt, können die schlechtweg naiven dienen, deren eigentliches Wesen ihre Jugend und Lieblichkeit zu sein scheint. Die Blumenhaftigkeit dieser Gestalten, das gedankenlose Blühen, so in sich gleichartig es zu sein scheint, hat Keller mit immer wieder reizvollen und frischen Farben auszustatten vermocht. Stets weiß er durch ein besonderes Schicksal, eine eigenartige Lage, eine überraschende Contrastirung etwas Neues und Ungewohntes hineinzubringen. Die naive Empfänglichkeit dieser Mädchen für jede Art von Lust und Schmerz gestattet zwanglos eine solche reiche Skala von Tönen, während zugleich ihre stille Bescheidenheit jedem Gefühlsausbruch eine zarte Maßhaltung auferlegt. Hierdurch kommt auch in das herbste Geschick ein Etwas von Süßigkeit, und in der daraus entspringenden seltsamen Verschlingung von Schuldlosigkeit und Verschuldung scheint mir z. B. die wonnige Tragik in dem Schicksal des Vreeli (aus „Romeo und Julia auf dem Dorfe") zu liegen. Dagegen ist bei dem frühen Tode Annas, im „Grünen Heinrich", von Schuld überhaupt nicht die Rede: eine sich eben erschließende Blüthe wird im ersten Lenze niedergemäht, aber sie fällt ohne einen Laut von Schmerz, im Tode beseeligt. Häufiger aber ist es, daß die Thränen dieser kindlichen Geschöpfe reichlich fließen und dann schnell getrocknet werden. Keller begibt sich bei solchen Experimenten in die gewagtesten Situationen. Dies gilt z. B. von der Agnes im „Grünen Heinrich", die sich aus unruhigem Schmerz über die Treulosigkeit ihres Lys ein allerliebstes Sekträuschlein antrinkt, dann in krampfhafte Zuckungen, Schluchzen und endlich in eine tiefe Beschämung verfällt, dabei aber in dieser Hülflosigkeit einen solchen Liebreiz entfaltet, daß sie sich das Herz des braven „Gottesmachers" gewinnt, der sie bald als sein Frauchen heimführt.

Die Reinheit der sinnlichen Natur ist es, was solche Geschöpfe über das Gewöhnliche hinaushebt und sie doch fest in den Schranken des Geschlechtes hält, da ja die Sinnlichkeit beim Weibe von größerer Bedeutung ist als beim Manne. Mit der knospenhaften Sinnlichkeit der Jungen correspondirt daher bei Keller die vollaufgegangene Sinnlichkeit der Reiferen. Diese ist gleichsam der Charakter der Judith, des Gegenbildes zur Anna. Obwohl diese den damals noch sehr „grünen" Heinrich förmlich in ihre Netze zieht, soll sie doch keineswegs eine buhlerische und leichtfertige Person sein, sondern sie folgt nur einem unbezwinglichen Triebe ihrer starken sinnlichen Natur. In der ersten Auflage hat Keller diesem Weibe etwas entschieden Dämonisches gegeben, das er in der Umarbeitung gemildert und durch menschliche Züge

ersetzt hat. Jene später gestrichene „Badeszene", wo Judith mit Heinrich im Mondschein durch den Wald wandelnd plötzlich verschwindet und dann später in einem Teiche auftaucht, sich in den Wellen hin und her bewegend, sollte dieser Frau augenscheinlich etwas Nixenhaftes geben, um dadurch den übermächtigen Einfluß, den sie auf Heinrich ausübt, wie aus einer Art Zauberei zu erklären. (Ich erinnere an die Kunigunde im „Käthchen von Heilbronn", mit der Kleist etwas Aehnliches beabsichtigt hatte.) Auch die schöne Witwe des Erikson im „Grünen Heinrich" wirkt in erster Linie durch ihre aufgeblühte Sinnlichkeit. Wie Judith den Heinrich der Anna, so entzieht sie, freilich in völliger Absichtslosigkeit, den Lys der Agnes.

Viel Geistigkeit wohnt solchen Frauen naturgemäß nicht bei, zuweilen aber eine mehr oder minder große Portion von Dummheit. Salome, des Salomon Landolt erste Geliebte, hält sich noch gerade auf einem anständigen Niveau, das Bärbelchen ist schon etwas thörichter, und die Waldhornjungfrau im „Sinngedicht" ist in all ihrer leiblichen Stattlichkeit eine vollendete Thörin. Myrrha, die Martin Salander so gefährlich wurde, besitzt keine Seele, und Frau Litumlei, an der sich der verrückte John Kabys verbrennt, liegt den ganzen Tag auf dem Sopha und schläft oder ißt Himbeertörtchen. Der Dichter hat sich bei diesen Figuren keineswegs einer besonderen Schonung beflissen. Aber da sie doch noch immerhin von einer natürlichen Sinnlichkeit geführt werden, wenn sie auch unnütz sind, so scheinen ihre Fehler doch noch als verzeihlich. Wo aber ohne jede Spur einfacher Sinnlichkeit ein bloßes Narrenthum sich regt und mit geistig anspruchsvollen Allüren sich in seiner Hohlheit bläht, wie bei der Kätter Ambach oder der Züs Bünzlin, da kommt in den Hohn des Dichters zugleich etwas vom Zorne dessen, dem die Würde der Menschheit am Herzen liegt. Das Einzige, wodurch diese Figuren in einem milderen Lichte stehen, ist daß noch größere männliche Narren neben ihnen herlaufen, größer allein schon um dessen willen, weil sie sich von diesen Weibern an der Nase führen lassen. So kapert sich die Kätter den vom Größenwahnsinn befallenen Zaunpoeten Viggi Störteler, die Züs erscheint mit dem stattlichen Gefolge der drei gerechten Kammmacher, und selbst Frau Litumlei hat in Kabys und ihrem übergeschnappten Herrn Gemahl eine glänzende Staffage. In der Ausmalung solchen Narrenwesens kann sich Keller, wenn er einmal darauf verfallen ist, kaum genug thun. Mit der größten Bedächtigkeit fügt er einen Zug zum anderen, als ob es sich um die wichtigsten Dinge handelte. Mit dem Scharfblick des Hasses sieht er all die kleinen Gemeinheiten und Lächerlichkeiten, mit

denen solche Leute den Guten die Sonne wegnehmen. Vor allem ärge
ihn der falsche Tugendbegriff, der in diesen Köpfen spukt, als ob du
ein bloßes Vermeiden von Fehlern, wie es einer blutleeren Tempe
mentlosigkeit entspringt, verbunden mit Sanftheit des Betragens un
einer nach Pfennigen rechnenden Selbstsucht eine würdige menschlich
Gesellschaft geschaffen und erhalten werden könnte. Im Gegentheil, gerade diese „Gerechten" fressen erst recht einander gegenseitig auf, wie er dies am Beispiel der Kammmacher mit skurriler Laune gezeigt hat.

In der Nebeneinanderstellung solcher ganz gleichartiger Figuren leistet Keller Außerordentliches. In den „Kammmachern" hat er am Sachsen zunächst gleichsam die Rasse erläutert, er führt dann den Baiern, und nachher den Schwaben ein, und stets ist man erstaunt genau dasselbe Gesicht zu sehen, während man doch stets das lebendige Gefühl behält, daß drei verschiedene Kerle nebeneinander laufen. Es wird dies in diesem Falle dadurch erreicht, daß von den Dreien eben Jeder nur an sich denkt und in den beiden Anderen zwei gefährliche Nebenbuhler haßt. Außerdem bringt das Schwäblein einen neuen schöpferischen Gedanken mit, nämlich die Züs zu umwerben, und sofort machen ihm dies die beiden Anderen nach. Anders hat Keller im „Martin Salander" die Schwierigkeit gelöst, wo er in den beiden Zwillingen Isidor und Julian und in deren späteren Gemahlinnen, den Salanderfräulein Setti und Netti, zwei Paar gleicher Gesichter durcheinanderschüttelt. Wiederum herrschen genau die gleichen Bestrebungen vor, aber die Parteien handeln in Uebereinstimmung, so daß hier die Unterscheidung nicht liegt. Dagegen macht das Schicksal den Unterschied und führt die thörichten Frauen wie die schuftigen Männer zwar zu dem gleichen wohlverdienten Ziele, aber auf verschiedenen Wegen. Stets stimmt hier das Ganze völlig überein, aber alles Einzelne weicht in charakteristischer Weise von einander ab, da wohl die Menschen nicht aber die Erlebnisse die nämlichen sind.

Eine besondere Stellung unter den Kellerschen Figuren nehmen die Kinder ein. In beiden Romanen und in den meisten Novellen behaupten ihre Erlebnisse eine bedeutende Stelle, und zwar treten sowohl Knaben wie Mädchen gleichmäßig hervor.

Das Kindergemüth bleibt ewig etwas Wunderbares, und die Dichter haben es daher vielfach studirt. Doch sind die Meisten nicht über eine beschränkte Anzahl immer wiederkehrender Züge hinausgelangt, und Manche sind in ihrem Streben nach Natürlichkeit erst recht in Geziertheit verfallen. Man belauschte jede einzelne Aeußerung des Kindes, sah immer aufs neue etwas Unbegreifliches darin und wußte schließlich

ie Altklugheit oft vom einfachen Kinderverstande nicht mehr zu unterscheiden. Gerade hier verstanden nur die Allerwenigsten das Ganze ins Auge zu fassen und im Kinde den künftigen Menschen zu sehen, dessen entscheidende Wesenszüge, Triebe, Neigungen, Leidenschaften sich gerade hier in unbefangen-individueller Art äußern. In Anbetung des Wunders übersah man die Wirklichkeit. So verhält es sich z. B. mit Richard Voß, dessen Kinderfiguren mit jedem Worte durch Natürlichkeit zu verblüffen suchen und hierdurch in Manierirtheit verfallen. Obgleich sie sich mit ihren Bemerkungen in Alles hineinmengen, stehen sie doch steif und unbeweglich da und können von ihrer Kindheit gleichsam nicht erlöst werden.

Die Kellerschen Kinder dagegen sieht der Leser vor seinen Augen wachsen und größer werden, er sieht ihre Gaben sich entwickeln, ihre Einseitigkeiten sich abschleifen oder verschärfen, und stets treten sie ihm nachher als Erwachsene gegenüber (mit Ausnahme des Meretlein, das früher stirbt). So ist immer stets der ganze Mensch lebendig, im Kinde der Erwachsene, im Erwachsenen das Kind. Die Gabe solcher eingehendsten Kindercharakteristik wird sich bei Keller im Anschluß an seine eigene im „Grünen Heinrich“ niedergelegte Bekenntnißgeschichte entwickelt haben. Er war damals gezwungen, sich in Bezug auf sich selbst jede einzelne individuelle Lebensäußerung der frühesten Jugend klarzumachen und im Zusammenhang mit dem Ganzen zu betrachten. Die Gefahr einer Beschönigung war durch den confessionellen Drang von vornherein ausgeschlossen. So konnte er auch später, wenn er andere Kinder zu schildern hatte, nicht darin verfallen, lauter blaue Wunder zu sehen.

Die Einführung von Kinderscenen dient also bei Keller einer Verstärkung der Charakteristik, womit natürlicherweise nicht ausgeschlossen ist, daß die eigenthümliche Poesie derselben daneben ihren Selbstwerth besitzt. So besonders in „Romeo und Julia auf dem Dorf“, wo die Kinderscenen ganz idyllisch gehalten sind und einfach einen Bub und ein Mädchen als gute Spielkameraden vorführen, wobei sich keineswegs das künftige Liebespaar durch eine unkindliche, sentimentale Verträglichkeit ankündigt. Vielmehr reißt der Bub dem Mädchen die Puppe auseinander, und dies fängt darüber rechtschaffen an zu weinen. Natürlicherweise aber ist die Versöhnung gleich wieder hergestellt. Schärfer drückt sich in „Hadlaub“ in der ersten Begegnung desselben mit Fides, die ihn später so lange zappeln läßt, das künftige Verhältniß aus. Der zehnjährige Knabe kommt vom Felde heim und trifft das achtjährige Fräulein in Begleitung seines Lehrers in der elterlichen Hütte.

„Er gab dem alten Herrn ungeheißen die Hand; dann aber legte er erstaunt die Hände auf den Rücken und beobachtete unverwandt das Mägdlein Fides, welches eben sein Milchbecken am Munde hielt, und darüber hinweg seine Aeuglein gehen ließ. Einen Augenblick setzte es ab und sagte: „Du dummer Bub!" worauf es fertig trank und den Mund wischte." Als ihm die Unart verwiesen wird, fängt es gottsjämmerlich an zu heulen. Diese bis in die kleinste Bewegung deutlich gesehene Situation enthält vollkommen die beiden Charaktere in nuce: den gesitteten, etwas verlegenen und rasch verliebten Hadlaub und die adlig spröde, schnippische, dabei von heimlicher Leidenschaft bewegte Fides. Ausgezeichnet ist in „Martin Salander" die Contrastirung der Kindercharaktere, besonders des ungezierten, einfachen und grundbraven Arnold mit den bengelhaften, gefräßigen und hochfahrenden Zwillingen. Vor allem aber in „Dietegen" ist in der Kindergeschichte bereits der Grundakkord der ganzen Erzählung angeschlagen, wie denn auch die im Anfange erzählte Befreiung des Dietegen durch Küngolt der den Abschluß bildenden Erlösung der Küngolt durch Dietegen künstlerisch entspricht.

IV.

In der Neigung Kellers seine Personen bis in die Kindheitsjahre zurückzuverfolgen spricht sich der herrschende Trieb aus, womöglich stets ein ganzes Menschenleben zum Inhalt der Erzählung zu machen.

In diesem Streben nach Totalität und Erschöpfung kündigt sich ein echter Romanschriftsteller an, der, wie er das Leben in seiner Breite überschaut, es auch in seiner Tiefe zu durchdringen sucht. Trotzdem kann kein Zweifel darüber obwalten, daß Keller in erster Linie Novellist und nicht Romanschreiber ist.

Der Unterschied zwischen Roman und Novelle ist kein lediglich theoretischer, sondern vor allem ein historischer. Die Novelle geht auf den mittelalterlichen Schwank, der Roman auf das Epos zurück. Jener ist bürgerlicher, dieses ritterlicher Herkunft; später fand eine Vermischung der ständischen Betheiligung statt in ritterlichen Fablians und volksthümlichen Heldenliedern. Als aber mit dem Eintritt der Prosa an Stelle der Verssprache die Form der Novelle und des Romans sich auszubilden begannen, hatte jener den demokratischen, dieser den aristokratischen Charakter bewahrt. Die Novelle gefiel sich in allerhand Respektlosigkeiten, in denen das Treiben der hohen Herren, besonders der Pfaffen, die die meiste Macht ausübten, in scharfe und schonungslose Beleuchtung gesetzt wurde. Der Roman stellte Muster leuchtender Hel-

dentugend auf, denen ein gewöhnliches Menschenkind kaum nachzueifern sich erkühnen durfte. Hieraus geht hervor, daß sich die fortschrittlichen und kecken Elemente der Novelle bemächtigten, während die rückwärts schauenden und behaglich ausspinnenden Poeten im Roman ihren Tummelplatz fanden. Der Fortschritt aber lag in der immer schärfer sich entwickelnden psychologischen Beobachtung und deren Nutzbarmachung für die Poesie. Hier die der Zeit entsprechende Form gefunden zu haben ist das unsterbliche Verdienst des Boccaccio. Er benutzt die alte Schwankform um eine psychologisch fein zugespitzte Geschichte von prickelndem Reiz zu erzählen. So ist bei ihm die Novelle, genau der Goetheschen Begriffsbestimmung entsprechend, „eine sich ereignete unerhörte Begebenheit". Die Romanform aber, welche in Verwilderung geraten war, führte Ariost wieder zur Poesie und zur Verssprache zurück, indem er den heroischen Inhalt beibehielt und der Phantasie den weitesten Spielraum ließ. Es war eine abschließende aber keine bahnbrechende That. Diese ging erst von Cervantes aus, indem er den Roman der Prosa zurückgab, des heroischen Gehaltes entkleidete und in streng realistischer Form durchführte. Dabei geschah aber das Merkwürdige, daß der Held, nachdem er scheinbar ganz vernichtet worden und zur lächerlichen Figur herabgesunken war, sich nach und nach immer mehr wieder geltend machte, freilich nicht in der überlieferten typisch-heroischen Gestalt, sondern in der neuen individuell-menschlichen, mit allen möglichen irdischen Gebrechen behaftet, aber doch ein guter, von reinen Absichten erfüllter Charakter. Das ganze Streben eines Solchen mit allen Irrungen und Wirrungen, mit den vielfachen Demütigungen und Mißerfolgen und dem endlichen bescheidenen, entsagungsvollen Triumph, in allen Fährlichkeiten seinem besseren Wesen stets getreu geblieben zu sein, wurde hiermit zum Inhalt des modernen Romans gemacht.

Somit stehen Roman und Novelle sich scharf gegenüber, jener als Darstellung eines ganzen Menschenlebens unter steter Darlegung der Beziehungen des Einzelnen zur umgebenden Welt, jene als Erzählung einer vereinzelten spannenden und merkwürdigen Begebenheit. Dies sind die historischen Formen, womit nicht gesagt sein soll, daß eine einsichtige und vorsichtige Durchbrechung derselben und eine geschickte Annäherung untereinander für alle Zeiten verwehrt sein soll.

Wenden wir das Ergebniß dieser Erörterungen auf Keller an, so machen wir eine höchst auffällige, ja überraschende Beobachtung. Die ursprüngliche Veranlagung von Kellers Phantasie geht durchaus auf die Novelle, sein eigentlicher schöpferischer Drang aber auf den Roman.

Es ist der Gegensatz des Dichters und des Denkers in ihm, der sich hier auf technischem Gebiete offenbart. Der Dichter will lediglich dem Triebe seiner Phantasie folgen, die ihm beständig Erlebnisse und Gestalten vorgaukelt, der Denker aber schaut ins Leben, sucht die Geburten der Phantasie zu beschneiden und mit einander und mit den gemachten Beobachtungen zu verbinden. Dieses Doppelspiel zeigt sich ja gleich beim „Grünen Heinrich". Die Phantasie sah ihn als Novelle, die nachhinkende Grübelei spann ihn zum Roman aus. Die ursprüngliche Form war die organische, die nachträgliche trachtete vergebens danach, ein Organismus zu werden. Löst man den „Grünen Heinrich" in seine Bestandtheile auf, so zerfällt er in eine ziemlich erkleckliche Anzahl mangelhaft verbundener Novellen. Das Einzige, was ihn zusammenhält, ist der Bekenntnißcharakter, der freilich durch die Kraft seiner Wahrhaftigkeit alle ästhetisirenden Ausstellungen niederschlägt. Trotzdem dürfen diese nicht zurückgehalten werden, da es sich um eine möglichst genaue Einsicht in den Kunstcharakter des Dichters handelt.

Also, der Jugendroman zerfällt in ein Novellenbündel. Die Novellen aber schwellen zuweilen zum Romane an. Ich möchte nicht den Ausdruck „kleiner Roman" gebrauchen. Dieser wäre unzutreffend. Was uns vorliegt sind in ihrem Wesen vielmehr durchaus Novellen, aber mit den Mitteln der Romantechnik behandelte Novellen. So vor allem „Das verlorene Lachen". Der breite Hintergrund des politischen und religiösen Lebens ist durchaus einem Romane entsprechend, der eigentliche Inhalt der Geschichte aber ist streng novellistisch. Es ist ein zugespitzter Novellengedanke, daß zwei Menschen dasselbe glückliche Lachen haben, weswegen sie mit Naturnothwendigkeit zusammengeführt werden; daß sie das Lachen sofort verlieren, als durch allmähliche Entfremdung eine Trennung herbeigeführt wird; daß aber das Lachen sich sogleich wieder einstellt, als die Liebenden sich wiedergefunden haben. In „Dietegen" ist der eigentliche Novellengedanke die doppelte Lebensrettung, das Romanartige die biographische Einkleidung. Den Titel eines „kleinen Romans" verdiente am ehesten „Romeo und Julia auf dem Dorfe", da die novellistische Idee, sich liebende Kinder bei sich hassenden Eltern, durch Shakespeare bereits eine Art von Allgemeingültigkeit erhalten hat.

Im Uebrigen aber muß ehrlich zugestanden werden, daß die weitaus meisten Kellerschen Novellen ihren ganz entschiedenen Novellencharakter besitzen. Was daran gelegentlich von romanartigen Bestandtheilen vorhanden ist, verschwindet meist fast ganz hinter der hell im Vordergrunde leuchtenden novellistischen Idee. Nur in einem Punkte

hat sich die Neigung zu breiterem Ausspinnen stets geltend gemacht, in der Gewohnheit, die Novellen zu festgeschlossenen Bündeln zu vereinigen und hierdurch bestimmten Gruppen den Charakter der Zusammengehörigkeit zu verleihen. Der Zusammenhang ist anfänglich ein lockerer, fast blos lokaler, und auch hier nicht einmal streng festgehalten. In den „Leuten von Seldwyla“ ist in Seldwyla ein phantastisches Lokal geschaffen, das den Novellen zum Hintergrunde dienen soll. Diese sollen durch eine feste landschaftliche und gesellschaftliche Umgebung untereinander verbunden erscheinen und hierdurch zugleich eine erhöhte Lebenswahrheit und Glaubwürdigkeit erhalten. Indem Keller sich den Charakter der Seldwyler construirte, hatte er stets eine gewisse Gruppe seiner Schweizer Landsleute im Auge. Er gedachte ihnen mancherlei am Zeuge zu flicken, ohne ihnen jedoch wegen ihrer harmlosen und liebenswürdigen Fröhlichkeit böse werden zu können. Er fühlte, daß er selbst Fleisch von ihrem Fleische war, aber er wußte auch, daß er entschlossen war, sein Seldwylerthum abzustreifen. Wir stoßen also hier wiederum auf einen confessionellen Zug und auf das Streben nach innerer Selbstbefreiung, nur daß in der gut verhüllten Form und auf dem breiten Hintergrunde dieses weniger hervortritt. Das Eigenthümliche der Seldwyler Novellen ist nämlich dies, daß die echten Seldwyler so gut wie gar keine Rolle darin spielen, sondern nur als Staffage dienen. Die Hauptpersonen sind entweder Eingewanderte oder solche Seldwyler, die sich von ihrer Heimat zu emancipiren wissen, wie Pankraz der Schmoller, Fritz Amrain, Jukundus. In allen diesen Fällen wird dem Leichtsinn der Seldwyler ein ernstes, bescheidenes Streben, vorwiegend auf politischem Gebiete, entgegengestellt, als deutliche Mahnung an eine gewisse Gruppe der Schweizer Landsleute. Sowie Daudet in seinem „Tartarin“ den Franzosen das Wort ins Gesicht schleudert: En France tout le monde est un peu de Tarascon, so sagt auch Keller, daß fast in jeder Schweizer Stadt ein Kirchthurm von Seldwyla rage. Um aber auch das Gute und Schätzenswerthe nicht zu kurz kommen zu lassen, setzt er dem leichtlebigen und sonnigen Seldwyla das finstere Ruechenstein gegenüber, wo sich eine kalte Menschenunfreundlichkeit mit einer erschreckenden Humorlosigkeit verbindet. Immer noch besser Seldwyler, als Ruechensteiner, scheint der Dichter sagen zu wollen.

Wie in Seldwyla ein phantastisches Lokal, so ist in den Züricher Novellen die eigne Heimathstadt als Hintergrund gewählt. Jedoch ist hier der Zusammenhang noch mehr gelockert. Ein gemeinsamer Charakter der Erzählungen wäre schwer zu bestimmen. Die beiden letzten stehen ganz für sich, während die drei ersten durch eine Rahmenerzählung zu-

sammengehalten werden, die aber ebensogut als in Zürich auch irgendwo anders spielen könnte, wie denn auch die weitaus gelungenste Episode auf römischen Boden verlegt ist. Dagegen ist in den eigentlichen Novellen der Lokalton mit um so mehr Glück festgehalten, als jede einzelne einen in der heimischen Geschichte bedeutsamen Zeitabschnitt behandelt. Das Historische tritt hierbei jenachdem mehr hervor oder zurück. So ist in „Ursula" die Zwingli-Epoche mit den die Zeit bewegenden Gegensätzen ausführlich geschildert; im „Landvogt" dagegen gruppiren sich lediglich einige kulturgeschichtlich angehauchte Geschichtchen um eine am Ausgange des vorigen Jahrhunderts in Ansehen stehende Lokalgröße. Indes verdient in anderer Beziehung der „Landvogt" die allerrühmlichste Hervorhebung. Er ist nämlich in seiner Kleinheit das Muster eines durch eine fesselnde Rahmenerzählung zusammengehaltenen, künstlerisch geschlossenen Novellencyklus. Alles steht untereinander in Zusammenhang; der Held der Rahmenerzählung ist auch in allen Novellen die Hauptperson, und die Heldinnen der Novellen kehren in der Rahmenerzählung wieder und treten mit einander in Berührung. Einen solchen Novellencyklus kann man mit einem bunten Farbenspiel concentrischer Kreise vergleichen, die gegenseitig in einander überleuchten und durch den kräftig ausstrahlenden äußeren Ring zusammengehalten werden.

Aeußerlich weniger streng aneinandergekettet, aber doch innerlich durch feine symbolische Beziehungen zusammengehörig sind die Novellen im „Sinngedicht". Der äußeren Anlaß, die Erprobung des Logau'schen Sinngedichtes, tritt, nachdem er zu einigen witzigen Erlebnissen Anlaß geboten hat, ziemlich bald zurück, obgleich er naturgemäß gegen Schluß wieder auftaucht. Sobald aber einmal Reinhart und Lucie zusammengeführt sind, wird die allmähliche Klärung des Verhältnisses dieser beiden Personen durchaus zur Hauptsache. Reinhart ist als ein etwas abenteuerlustiger Herr auf der Bildfläche erschienen, und Lucie läßt es sich angelegen sein, ihn gelegentlich etwas zu ducken. Sie erzählen sich nun, um sich gegenseitig zu reizen, die eingelegten Geschichten, der launige Onkel Oberst betheiligt sich dabei. Reinhart verficht das männliche, Lucie das weibliche Geschlecht. Lucie beginnt die Lektion, indem sie vor Reinhart eine thörichte Jungfrau, die ihm durch ihr eitles Geschwätz immerhin einen kleinen Kitzel gegeben hat, gründlich entlarvt und hierdurch die wahre Würde ihres Geschlechts rein hinstellt. Reinhart rächt sich, indem er einige Geschichten erzählt, wo arme oder heruntergekommene Frauen von tüchtigen Männern von der Treppe oder vom Boden buchstäblich aufgelesen und durch die Kraft der Liebe einem menschenwürdigen Dasein zugeführt wurden. Der Onkel dämpft gele-

gentlich seinen Uebermuth durch die Geschichte eines jungen Mädchens, das seinen Liebhaber auf eine launige Probe stellte und sich dabei den besten geschickt herausfischte, wobei denn dieses Mädchen sich als Reinharts Mutter entpuppt. Endlich propft Lucie noch eine Geschichte auf, wo ein französischer Routinier, der lange Zeit den Weibern übel mitgespielt hat, von einer Wilden gründlich zum Besten gehalten und beschämt wird. Reinhart fühlt seine Idee, daß der Mann das Weib stets zu sich emporhebe, heilsam erschüttert, und so ist er gleichsam lucienreif geworden. Vorher aber erzählt ihm die Lux noch ihre eigene Geschichte, in der auch sie von ihrer Höhe etwas herabsteigt und bekennt, welch possierlicher Liebesthorheit sie als Backfischlein fähig war. So klingt Alles harmonisch aus. Zwei schon fast abgerundete Charaktere haben sich an einander noch ein wenig abgeschliffen und können sich vertrauensvoll die Hand fürs Leben reichen.

Man wird erkennen, daß der Grundgedanke dieser Rahmenerzählung durchaus die der Novelle zusagende epigrammatische Zuspitzung hat. Ueberhaupt zeigt sich Keller im „Sinngedicht", wie sonst nur noch in den „Sieben Legenden", durchaus als Novellist und enthüllt daher gerade hier seine eigenste Natur. Alle diese Geschichten haben irgend einen pikanten Reiz, der sie unvergeßlich macht. Die Charakteristik der Personen ist vorzüglich, aber diesem Reiz der novellistischen Begebenheit durchaus untergeordnet. Sie zeigen sich nicht in breiter Ausmalung, sondern sind in kurzen kecken Strichen, Federzeichnung-artig, hingeworfen, Reinhart und Lucie allein ausgenommen, die durch die Einlagen unseren Blicken periodisch entzogen werden und dann gleichsam wie neue, einer weiteren Uebermalung bedürftige Figuren vor uns hintreten. Keller hat eine echte Novellenphantasie, die ihre Menschen von vornherein in leichten Novellenumrissen, hellbeleuchtet und mit charakteristischer Gebärde, schaut. Besonders seine Frauen sind solche geborene Novellenwesen, zum Theil wahre Schmetterlinge, die nur bei einem kurzen Sonnenblitz ihre Farbenpracht zeigen, und die allen Reiz verlieren würden, wenn sie nach Art eines Romans in all ihren Daseinsbedingungen blosgelegt würden. An keiner Figur läßt sich dies deutlicher machen als an der Afra Zigonia Mayluftin aus einer der in den „Grünen Heinrich" neu eingelegten Novellen. Ein junger Mann, Albertus Zwiehan, verfolgt sie mit sehnsüchtigen Augen, aber wie ein Traumbild entschwebt sie stets vor ihm. Nur durch die leichteste Umrißzeichnung konnte dieser Eindruck erzielt werden, und diesen Weg hat daher Keller eingeschlagen. Er zeigt die Zigonia zunächst blos im Erker sitzend und spinnend, wobei ihr Gesicht nicht sicht-

bar ist, so daß sich Zwiehan, an seinem Fenster stehend, nur in „den zierlichen Rücken der Spinnerin und in die anmuthig geneigte Haltung ihres Kopfes" verlieben kann. Andere Begebenheiten lassen sie eine Zeitlang zurücktreten, bis sie im geeigneten Augenblick wieder in der gedachten Haltung erscheint. Sie wendet sich darauf dem Beschauer zu, betrachtet Zwiehan mit einem langen Blick und zeigt dabei ihr „mysteriöses Gesicht". Dieses wird jetzt beschrieben: „Das Antlitz, fast herzförmig, endigte in ein feines kleines Kinn und schien eher wie eine Miniatur auf weißes Elfenbein gemalt als aus Fleisch und Blut zu bestehen; nur der Mund war röthlich wie ein geschlossenes Rosenknöspchen, das viel kleiner erschien als die großen dunklen Augen, und alles umgab fremdartig eine Hülle von Battistleinwand." So zeigt sie sich einige Augenblicke; dann erhebt sie sich und verschwindet in der Dämmerung des Zimmers. Auch als sie Zwiehan im Traum erscheint, sieht er sie vor sich hinschweben und entschwinden, und bei der nächsten Begegnung im Leben steigt sie in einen Wagen und fährt von dannen. Albertus, dessen Begierde nach dem seltsamen Geschöpf aufs höchste gestiegen ist, eilt ihr nach und gelangt in ein Herrnhuterkloster, in dem sich Zigonia zu einem künftigen Berufe vorbereitet. Hier gelingt es ihm zum ersten Male sie zu sprechen, und gleich gesteht er ihr seine Liebe. Aber „mit leiser und doch wohltönender Stimme" erwiedert sie, „ihm sei mehr die Liebe zum Herrn und Erlöser als irdische Liebe von nöthen"; doch heißt sie ihn bleiben. Erst nach Monaten sieht er sie wieder, als sie sich bei einer kirchlichen Feier auf Geheiß des Orakels einem Sendboten angelobt, mit dem sie dann in die afrikanische Wüste zieht, diesmal auf Nimmerwiedersehen. So ist sie immer nur sanft und leise vor dem sehnsüchtigen Auge des Liebhabers einhergeschwebt und endlich gänzlich entschwunden. Keine irdisch deutliche Beleuchtung bringt in den geheimnißvollen Dämmerschein, der sie umgiebt. Sie athmet gleichsam nicht die Luft dieser Erde, sondern eine besonders destillirte Novellenluft, in der allein ihr ätherisches Wesen sich bewegen und gesehen werden kann.

Mit solcher Meisterschaft weiß Keller die besondere Form der Novelle seinen Zwecken dienstbar zu machen. In „Martin Salander" aber hat er bewiesen, daß er auch einen Roman zu bauen versteht. Ueberall sieht man hier die Charaktere in beständiger Berührung mit der Außenwelt und allmählich sich auswachsen. Die Art ihrer Einführung, gleich zu Anfang, ist meisterhaft. Sofort sieht man die Gruppen sich wider einander ordnen und die Möglichkeit eines Fortkommens auf der einen oder der andern Seite. Alsdann wickelt sich Alles ruhig ab, ohne daß

der Leser beständig in Athem gehalten wird, woraus thörichte Leute den nichtssagenden Vorwurf abzuleiten belieben, daß Keller keine Spannung zu erregen verstehe. Auf rein äußerliche Wirkungen freilich verzichtet Keller ganz, da es ihm lediglich auf die inneren ankommt. Er verlangt nicht, daß dem Leser die Kniee zittern, aber das Herz soll ihm bewegt werden. An sinnlicher Kraft der Darstellung aber fehlt es nicht. An allen Orten der Handlung sind wir schnell heimisch, alle Menschen stehen leibhaftig vor uns, und wir verstehen, was sie im Innersten bewegt, auch wenn die Triebfedern gelegentlich absichtlich verhüllt werden. Ueberhaupt gehört Keller nicht zu denjenigen Dichtern, die immer Alles kleinlich motiviren wollen, gleich als ob sich das Leben wie ein Rechenexempel auflösen ließe. Wofern nur Erfahrung und Logik nicht beleidigt werden, darf sich in der Dichtung immer einmal etwas Wunderbares und Zufälliges ereignen, da es uns im Leben ja auch nicht ferne bleibt. Keller bleibt sogar öfters absichtlich eine Erklärung schuldig, und stellt die Dinge für wunderbarer hin, als sie wirklich sind. So nennt er z. B. die Ehen der Töchter Salanders im Hinblick auf deren Voraussetzungen „unerklärte Vorkommnisse", „Phänomene". Vor der Ehe nämlich haben die Töchter kommandirt und die Zwillinge gehorcht, in der Ehe aber gehorchen die Töchter und die Zwillinge kommandiren. Die Töchter waren vorher gut befreundet, jetzt weichen sie sich aus; sie hatten vorher zur Mutter ein volles Vertrauen, jetzt verbergen sie sich vor ihr. Alles dieses ist gar nicht so unerklärlich für denjenigen, der in die Verhältnisse hineinschaut, während die draußen Stehenden, z. B. selbst die guten Eltern, die Köpfe schütteln müssen. Mit echt epischer Objektivetät setzt aber Keller die Ursachen zu den Ereignissen nicht umständlich auseinander, sondern läßt diese sich gelassen, eins aus dem andern entwickeln. Wenn dann auch im einzelnen Falle hier und da etwas verschleiert bleibt — daß das Ganze so kommen mußte, begreift man lebhaft.

Mit umso größerer Gewissenhaftigkeit aber baut er für seine Katastrophen eine breite Grundlage. Wenn gegen Schluß die Zwillinge sich als Betrüger enthüllen, so soll dies weder als ein leerer Knalleffekt in die Luft verpuffen, noch soll es das redliche Hans Salander in seinem moralischen Ansehen vernichtend treffen. Wir sind daher in das Treiben der Zwillinge von Anfang an genau eingeweiht. Wir vernehmen ihre spitzfindigen ausgeklügelten Berechnungen, wir sehen sie einträchtig mit einander paktiren und dann im öffentlichen Leben sich scheinbar Opposition machen, wir wissen, daß sie ihre Aemter durch infame Rücksichtslosigkeiten erschlichen haben, und wir setzen daher voraus, daß sie

dieselben nicht nach den Grundsätzen der Ehrlichkeit verwalten werden. Um aber eine Milderung, namentlich im Hinblicke auf die Salanderleute, herbeizuführen, wird all dieses bübische Treiben mit einem Schein von Anmuth und Korrektheit umkleidet, und mit der Bosheit verbindet sich eine Art von naiver Thorheit, indem die Zwillinge gleichsam instinktiv und jedenfalls gänzlich ohne Voraussicht der Folgen betrügen. Sie kommen sich immer als ganz manierliche gute Jungen vor. Alsdann aber wird noch ein zweiter Grad von Milderung dadurch herbeigeführt, daß die Zwillinge in ihrer amtlichen Treulosigkeit nicht allein dastehen. Schon um die Mitte des Romans erregt die Geschichte eines durch sein eitles Weib und seine lüderlichen Söhne ruinirten Großrathes die Vorstellung von im Ganzen faulen Verhältnissen da oben. Dann erfolgt ziemlich gegen Ende eine plötzliche Verhaftung, und mehr und mehr Betrügereien kommen nach und nach ans Licht, so daß schließlich die Zwillinge Zweie unter Vielen sind, und die Familie nur von dem allgemeinen Landesunglück betroffen wird. Gerade in diesem Falle zeigt sich der echte großepische Zug, daß das Schicksal des Einzelnen mit dem Schicksal der Allgemeinheit verbunden ist.

Es liegt in allen den Vorgängen in „Martin Salander“ eine ungemeine poetische Gerechtigkeit, aber doch eine Gerechtigkeit, wie sie auch ganz der des Lebens entspricht. Dem Hochmuth und der Tücke geht es lange gut, aber schließlich richten sie sich selbst zu Grunde; die Einfalt und Ehrlichkeit muß sich lange plagen, sich mehrfach sogar den Ertrag der Arbeit vor der Nase wegschnappen lassen, aber schließlich weiß sie sich doch eine feste Existenz zu begründen. Wie die Zwillinge, so arbeitet auch Martins Jugendfreund Wohlwend an dessen Untergange, mit derselben liebenswürdigen Unverschämtheit, aber mit noch mehr Plan und Bosheit. Das Schicksal Wohlwends und Salanders bleibt in ständiger Berührung und in ständigem Kontrast. Was der Eine sich erschwindelt hat, das hat der Andere sich erarbeitet; schließlich aber muß der Schwindelmeier doch das Feld räumen. In dem Fall der beiden Zwillinge aber wird nicht blos deren eigne Unehrlichkeit bestraft, sondern es rächt sich darin auch der Leichtsinn ihrer beiden Frauen und die verblendete Aufgeblasenheit ihrer Mutter. Stets aber fällt in dieses Walten der Gerechtigkeit ein Strahl von Humor, der ihm die Herbigkeit benimmt. Die eingesperrten Zwillinge benehmen sich in ihrer Gefangenschaft höchst ergötzlich, und die Klage der Mutter, wie sie den schönen neuen Strohhut mit den prachtvollen seidenen Bändern nun nicht mehr tragen dürfe, ist von rührend-komischer Wirkung.

Der Humor verläßt überhaupt Keller niemals. Er ist bei ihm das, was die Romantiker mittelst der „Ironie“ zu erreichen trachteten: höchste Stoffbeherrschung. Sowohl im tiefsten Unglück wie im höchsten Glücke, im Schwelgen der Poesie und im trockenen Bericht eines alltäglichen Vorganges, überall findet er sich unvermerkt ein und löst eine etwaige Spannung der Stimmung. Stets bleibt so der Dichter Herr der Verhältnisse, ununterbrochen hält er die Fäden in der Hand, niemals ist er von den Schöpfungen seiner eigenen Phantasie unterjocht, und mit Shakespeare'scher Geisteskraft und Ueberlegenheit schaut sein ungetrübter Blick auch in die finstersten Abgründe mit einem heitern Lächeln. Dieser Humor, als theils erworbene theils angeborene Lebensphilosophie, ist auch der Grund für Kellers Optimismus. Er hilft ihm überall noch einen Hoffnungsstrahl finden, wo kleinmüthige Menschen verzagen. Wenn die eigene Kraft nicht ausreicht, hilft der Himmel. Diesen Glauben hat sich Keller durch all seine religiösen Spekulationen hindurch gerettet. Er ist ein unverlierbarer Bestandtheil seiner dichterischen Persönlichkeit, und in diesem Sinne sagt er denn:

So lange noch ein Dichter lebt,
Lebt auch der alte Gott.

Der Optimismus äußert sich in Kellers poetischer Thätigkeit vor allem in den „guten Ausgängen“, man möchte fast sagen in einer gewissen Scheu vor der Tragik. Den „Grünen Heinrich“ hat er hinterher wiederaufleben lassen. Es mag ihm später eigenthümlich dabei zu Muthe gewesen sein, sich selbst in einem Romane begraben zu haben:

Wie war mir wunderlich und fremd
Im angemaßten Leichenhemd!

heißt es in dem Gedichte „Grillen“. In der That war ja auch die Tragik schlecht motivirt. Sonderbarerweise aber gilt dies auch von „Romeo und Julia auf dem Dorfe“. Denn eigentlich müßten Sali und Vrenchen, die sich als lichte Gestalten von einem dunklen Hintergrund abheben, am Leben bleiben. Es sind zwei junge, so gut wie unverschuldete, gesunde Wesen, die den Kampf mit dem Leben nicht zu scheuen brauchten, und die Logik der Dichtung drängt daraufhin, daß sie ihn wagen. Der Gedanke eines gemeinsamen Todes ist poetisch schön, aber diesen einfachen Menschen müßte er fern liegen. Wären nicht gerade am Schluß die verführerischsten poetischen Farben mit verschwenderischer Fülle aufgetragen, so würde der Riß offen zu Tage liegen. Auch hier dürfte die tragische Idee vorbestimmt gewesen sein, widersetzte sich dann aber in der Ausführung dem Temperament des Dichters. Diesem entspricht es weit mehr, den Schluß heiter und harmonisch ausklingen zu

lassen. Ist doch das eigentliche Keller'sche Novellenproblem: Einen Menschen aus tiefster Gesunkenheit wieder emporzuheben; wie es besonders schön und mit reichstem Kunstaufwand in der „armen Baronin" (aus dem „Sinngedicht") geschehen ist. Hierbei zeigt sich, daß der Optimismus keineswegs den Dichter vor dem Jammer der Welt die Augen zudrücken, daß er ihn aber eine Rettung, eine Versöhnung finden läßt.

Was heißt überhaupt „Optimismus"? Es ist ein Wort wie andere, und es ist hier nur deshalb gebraucht worden, weil es etwas nothwendig zu Sagendes am schnellsten bezeichnet. Man wird sich aber klar machen müssen, daß der abgeblaßte landläufige Begriff hier nicht ziehen kann, daß er vielmehr einer starken Einschränkung bedarf und sich mit einer lebendigen Vorstellung zu verbinden hat. Kellers Optimismus ist vor allem Lebensmuth, wie er sich in all seinem Dichten und in seiner ganzen Persönlichkeit ausdrückt. Diesen Lebensmuth hat er sich in saurem Kampfe und heftigem innerem Ringen erworben und in praktischer Thätigkeit, die ihn in steter Fühlung mit der lebendigen Volkskraft hielt, gestählt. Lebensmuth ist daher auch das eigentliche Thema seiner Gedichte, und in dieser steten und vielseitigen Aeußerung des Lebensmuthes beruht deren unvergänglicher Werth. Sie eignen sich besonders dazu, in einem Kreise arbeitsamer und froher Männer gesungen zu werden; wenn dann die Last des Tages abgewälzt ist, heben sie aufs neue die Arbeitslust. Keller ist sich der starken sittlichen Tragkraft dieser Anschauungen froh bewußt. Er stellt sie den feindlichen Ansichten kühn entgegen:

Wohl wird man edler durch das Leiden
Und strenger durch erlebte Qual;
Doch hoch erglühn in guten Freuden,
Das adelt Seel' und Leib zumal! — —

Und sehnen blasse Gramgenossen
Sich nach dem Grab in ihrer Noth,
Wem hell des Lebens Born geflossen,
Der scheut noch weniger den Tod!

Dieser Stimmung voll, weist er allen trübsinnigen Gedanken, allen Zweifeln und Bedenken stolz die Thür. Er weiß, daß er ein Recht hat, die Freude, welche die Stunde bescheert, voll auszukosten; und das Horazische Quid sit futurum cras fuge quaerere drückt er in immer neuen Wendungen aus. Ganzheit des Genusses wird ihm ordentlich zur Ueberzeugungssache, wie er dies in folgenden Versen wirkungsvoll ausdrückt:

Frühlingstage, Stunden der Seeligkeit,
Wie sie lind in unsre Seelen rinnen!
Und wir sollten die köstliche Neige der Zeit
Mit dem Gedanken der Ewigkeit verdünnen?

Aus solcher Stimmung herausgerissen zu werden ist widerwärtig. Der Dichter erzählt einmal, wie er im Freien spazieren geht, von Glück träumt, genießt und sich wohl fühlt. Da sieht er einen bleichen hohlwangigen Gesellen an sich vorüberstreichen, und mit einer seltsamen Mischung von Ekel und Humor ruft er aus:

Das Menschenelend krabbelt mich
Wie eine schwarze Wolfsspinn' an!

Er hält es mit den gesunden und starken Menschen, die im Leben ihren Mann stehen und sich durchzuschlagen wissen. Nach ihnen sucht er in der Gegenwart wie in der Vergangenheit, und als ein solcher Mann des Lebensmuthes ist ihm Schiller ans Herz gewachsen. Ihn stellt er im „Grünen Heinrich" als ein Muster wirkungsreicher Arbeit hin. In der sich immer forterzeugenden Volkstüchtigkeit und Arbeitskraft besteht für Keller das Wesen der Geschichte, und wenn auch die wackeren Männer alle ins Grab sinken müssen, an ihre Stelle treten Andere, welche eine neue Zeit herbeiführen helfen. Aus diesem Glauben schöpft er für das große Weltgeheimniß den erhebenden Trost:

Das Sterben ist ein endlos Auferstehen.

V.

Als Lyriker ist Keller vor allen Dingen ein Moderner. Wenn auch Schweizer der Nationalität nach, ist er doch ein entschiedener Vertreter der Bismarck-Epoche. Wie der Kanzler Real-Politik, so treibt Keller Real-Poesie. Er sucht die Dichtung nicht auf fernen hyperboräischen Auen, sondern er findet sie überall im Leben. Und das Leben war es ja auch, nach seinem eignen Ausspruch, was den Dichter in ihm weckte.

Aber so stark auch schon in frühen Jahren der Einfluß des Lebens auf den Dichter war, bevor derselbe wirklich siegreich durchbrach, hatte Keller manchen alten Ballast vom Herzen zu schütteln. Wir kennen den „Grünen Heinrich" als diese That der Selbstbefreiung. Hernach ist die Einwirkung des Lebens auf die Kellersche Dichtweise in stetem Steigen begriffen geblieben. Dies wäre, was man im engeren Sinne die „Entwickelung" des Dichters nennen könnte.

Indeß ist die Entwickelung bei Keller im ganzen eine sehr geringe,

wenn auch äußerst stetige. Er trat als ein zu fertiger Charakter in die Dichtkunst ein, als daß er sich in wesentlichen Zügen noch hätte verändern können. Er hat seine Lebensauffassung noch weiter befestigt und geklärt und er hat, besonders auf technischem Gebiete, noch Einiges hinzugelernt. Einen Roman konnte er noch nicht componiren, als er seinen „Grünen Heinrich" schrieb; jetzt kann er es. Aber auf dem Gebiet der Novelle hat er mit der schon 1851 gedruckten Geschichte vom „Meretlein" ein Meisterwerk geschaffen, das durch keine spätere Leistung zu übertreffen war.

Man könnte sagen, Keller habe sich aus einem Romantiker allmählich in einen Realisten verwandelt. Und diese Ansicht enthält zweifellos ein gutes Korn von Richtigkeit. Aber trotzdem bietet bereits der „Grüne Heinrich", zumal in der Kindheitsgeschichte, von Realismus die Fülle, und noch im „Sinngedicht" wird eine zwar rationalistisch aufgelöste, aber doch mit dem vollen Behagen des Romantikers ausgesponnene Gespenstergeschichte erzählt. Die Entwickelungsfäden sind also stark in einander verschlungen, und man wird sich hüten müssen, eine scharf durchgeführte Construktion aufzubauen, da dieselbe alsbald in die Brüche gehen würde. Keller ist sich selbst gegenüber äußerst konservativ, und was einmal ein Lebenselement in ihm gebildet hat, wirft er nicht hintennach „auf Grund besserer Einsicht" kurzerhand hinaus. Zugleich aber ist er rastlos an sich thätig und sucht sich in strenger Arbeit fort und fort zu vervollkommnen. Daß heutzutage mit dem romantischen Princip nicht mehr auszukommen ist, sieht er ein. Aber da ihm die Romantik einmal in den Gliedern sitzt, ist er weit davon entfernt, sie durch Selbstkasteiung auszupeitschen — wie dies etwa Zola bei sich am liebsten möchte — sondern er sucht sie auf das zulässige Maß zu beschränken. Außerdem aber dürfte er der Ansicht sein, daß ein Tröpfchen Romantik zum Brauen eines starken poetischen Trankes unentbehrlich sei, und daß das realistische Princip in seiner Nacktheit geradezu kunstzerstörerisch wird.

Man wird Kellers Doppelnatur als eines realistischen Romantikers oder romantischen Realisten am besten dann verstehen, wenn man bedenkt, daß diejenigen Dichter, welche nach seinem eigenen Geständniß am frühesten eine große Macht über ihn gewannen, Jean Paul und Goethe waren. Der Einfluß Jean Pauls war zeitlich der stärkere, der Goethes aber der nachhaltigere. Beide Dichter fanden bereits in dem Knaben eine aus der Lektüre alter Bücher nach dem Schlage derer, wie sie bei der Frau Margareth waren, genährte und ins Wogen gekommene Phantasie, die begierig nach einem Leitstern suchte.

Jean Paul gehörte nicht zur sogenannten romantischen Schule. Er hat sich sogar eine lange Zeit eingebildet, daß er zu deren Gegnern gehöre, und er war als solcher in aller Form anerkannt, bis er ziemlich spät in den Berliner ästhetischen Salons die maßgebenden Persönlichkeiten kennen lernte und nun seine innere Zugehörigkeit zu der Gruppe erkannte. Die „poetische Verwirrung", nach der die Romantiker so eifrig suchten, herrschte in seinen Romanen aufs höchste, und die „Ironie" sorgte dafür, daß das eben Gebaute aufs schnellste wieder zerstört wurde. Wie in einem Irrwald der Phantasie taumelt man in denselben umher, und liebliche und krächzende Stimmen singen und schreien von allen Seiten auf Einen ein. Dazu fehlt es nicht an landschaftlichen Ausblicken, in denen die Farben grell durcheinander schillern und die Requisiten wie in einem Anfall toller Laune über und untereinander geschichtet sind. Alles dies ist nach heutigem Geschmack ein unerquicklicher und unorganischer Wust, die Zeitgenossen aber waren entzückt, als ob sie die Lösung des Welträthsels erfahren hätten.

Man wird es dem jungen Keller nicht verübeln können, wenn er als Kind seiner Zeit gleichfalls hingerissen wurde. Der Einfluß Jean Pauls setzt in der Zeit ein als der Knabe gerade mit religiösen Grübeleien ganz angefüllt war. Da blendete ihn Jean Paul durch seine seltsame Mischung von kindlich=frommer Gläubigkeit und zersetzendem Weltwitz, von gewaltig ausgreifender Phantasie und vor keinem Geheimniß zurückschreckender Reflexion, die stürmisch an den Thoren der Erkenntniß rüttelte. Zugleich schien in jener souverän schaltenden Ironie, die die selbstgebauten heiligen Tempel unter Hohnlachen wieder niederriß, ein Born ewiger Weisheit zu sprudeln. Ein jugendliches Gemüth konnte hier zum ersten Male eine Ahnung von der bloß relativen Richtigkeit aller Wahrheiten bekommen, und fühlte dann zugleich ein starkes Gefühl der Vergänglichkeit in sich erwachen, welches in jenen Jahren immer etwas zugleich Erschreckendes und unwiderstehlich Anziehendes hat. Jean Paul dürfte demnach leichtlich derjenige gewesen sein, welcher dem jungen Keller die Frucht der Erkenntniß gereicht hat, und gerade dies würde die fast abgöttische, von Verehrung und Dankbarkeit erfüllte Liebe erklären, mit der in der ersten Auflage des „Grünen Heinrich" seiner gedacht wird. In Keller's Phantasie aber wird Jean Paul jenen zuweilen bemerklichen Hang zum Bizarren und Barocken gebracht haben, der in seiner gereinigten Gestalt die Tugend des Novellisten geworden ist. Wenn endlich Keller als junges Malerlein im Entwerfen „gelehrter und poetischer Landschaften" schwelgte, so dürfte auch dies vielfach ein auf den Carton übertragener Jean Paul gewesen sein.

Gegen diese phantastisch-bunte Welt bildete Goethe ein kühles Gegengewicht, das aber bei Keller umsomehr in die Wagschaale fallen mußte, je mehr er mit der Zeit sein Interesse dem wirklichen Leben zukehrte und ein direktes Mitarbeiten an der Lösung der die Zeit beschäftigenden Aufgaben für wünschenswerth fand. Er mußte als schärfsten Gegensatz zu Jean Paul in Goethe vor allem den ruhig in sich beharrenden, nach allen Richtungen harmonisch entwickelten, die Weltverhältnisse klar überschauenden Mann — in der deutschesten Bedeutung des Wortes! — erkennen. Er fühlte sich hier vielleicht nicht zu so rasch aufflackerndem Enthusiasmus hingerissen, auch nicht mit vorzeitiger Erkenntniß beschenkt, dafür aber mit nachhaltiger Wärme in ein edles Streben hineingezogen und mit kraftvoller Milde auf den ewigen Nährboden aufsprießender Kräfte hingewiesen, auf das Leben. Von wahrhaft fruchtbringender Einwirkung mußte aber alsdann die Wahrnehmung werden, daß dieser scheinbar so unnahbare und fast unangenehm vollkommene Geist auch alle die Irrungen, und in verstärktem Maße sogar, durchgemacht hatte, über die ein jugendlich tastendes Gemüth nicht glaubte hinwegkommen zu können. Was unüberwindlich schien, hier war es überwunden, und was unerreichbar schien, hier war es erreicht. Im „Werther" eine von jugendlicher Sehnsucht fast überspannte Leidenschaftlichkeit, in „Wahrheit und Dichtung" das ruhige Zurückschauen darauf im Bewußtsein der erworbenen Lebensreife! Der Weg war dem Suchenden hier deutlich gewiesen, und im „Grünen Heinrich" hat er ihn beschritten.

Beide Richtungen, die romantische und die realistische, sind, wie schon gesagt, in Keller stets neben einander hergegangen. Zunächst haben sie sich, nachdem Jean Paul und Goethe in den Geist eingedrungen waren, durch Aufnahme neuer Elemente beiderseitig bereichert. Die Romantiker waren damals noch im höchsten Maße lebendig, obwohl auch eine neue Zeit sich bereits anzuzeigen begann. Besonders die Novellisten Tieck, Arnim, E. T. A. Hoffmann haben Keller zweifellos zu eingehenden Studien gedient, und namentlich der Letztere wird nicht zu tauben Ohren geredet haben. Die eigenthümliche Phantasie Hoffmanns, die den helllichten Tag mit Gespenstern bevölkerte und dabei all diesen seltsamen Spuk mit einer unheimlichen realistischen Deutlichkeit sah, wird die nicht minder große und ursprüngliche Phantasie Kellers sicherlich oft in Bewegung gesetzt haben, wovon eine Figur wie der Hexenmeister Pineiß in dem Märchen „Spiegel das Kätzchen" Zeugniß ablegt. Die von Tieck gepflegte, von Hoffmann weiter ausgebildete Form des Cyklischen hat Keller von hier direkt übernommen und in einer

seinem eigenen Naturell entsprechenden Form verwerthet. Mit dem Beispiel Goethes aber verband sich direkt das Leben, in dessen mannichfaltige und verwickelte Verhältnisse Keller besonders während seiner Staatsschreiberzeit ungehinderten Einblick erhielt. Es ward ihm sogar mitunter der „ewigen Topfguckerei“ zu viel. Gar manche der in „Martin Salander“ geschilderten Verhältnisse hat er damals in nächster Nähe studirt, und so wird denn der Romanschriftsteller oft genug neben dem Staatsschreiber gesessen und ihm über die Schultern in die Akten geguckt haben.

Um nun zu zeigen, wie Romantik und Realismus bei Keller zuweilen dicht nebeneinander in dem Rahmen einer Dichtung liegen, möge nochmals ein Blick auf „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ geworfen werden. Der Anfang zeigt eine überraschende Aehnlichkeit mit Zolas vor zwei Jahren erschienenen Romane „La Terre“. Wie dort Jean beim Säen, so werden in der Novelle die Bauern Marti und Manz beim Pflügen geschildert. Und zwar geschieht dies beide Male mit größter Ausführlichkeit, so daß, wie wir dort die Körner fliegen, so hier den Boden aufwühlen sehen, und mit besonderer Freude am Malen wird im Roman wie in der Novelle beschrieben, wie die Bauern am Ende der Furche sich umdrehen, welche Beleuchtung sich dabei zeigt, wie sie allmählich wieder näher kommen und wie sie am entgegengesetzten Ende abermals umdrehen. So zufällig diese Uebereinstimmung sein mag, so ist sie doch keinesfalls bedeutungslos. Denn es zeigt sich darin ein verwandtes künstlerisches Prinzip und eine auf ähnliche Anschauung ausgehende Phantasie. Zola und Keller legen beide einen großen Werth auf das Sehen, bei beiden liegt eine entschiedene malerische Anlage zu Grunde. Sie haben beide den Trieb, die verschiedenen Lebensstände bei ihrer Arbeit zu beobachten und diese Arbeit ausführlich und mit kennerhafter Genauigkeit zu schildern. Wenn z. B. Keller im „Fähnlein der sieben Aufrechten“ ein Gewehr auseinandernehmen läßt, so wird jeder einzelne Theil bezeichnet und in seiner Verwendung erläutert. Die Novelle ist bereits 1861 in Auerbachs Volkskalender erschienen; von einem Einflusse Zolas kann also gar nicht die Rede sein. Endlich kehrt auch bei Zola die Neigung wieder seine Figuren auf breitem Hintergrunde zu malen, wie dies ja auch dem Romanschriftsteller zukommt. Alle diese Elemente finden sich bereits in „Romeo und Julia auf dem Dorf“. Die allmähliche Verwilderung, der Marti und Manz verfallen, ist mit Zolascher Unerbittlichkeit geschildert, so daß die Bauern dieser Novelle um nichts besser sind als die in La Terre. Sie sind gerade so mißtrauisch, heimtückisch, rechthaberisch und

gewinnsüchtig wie dort. Und selbst wenn auf diesem unerfreulichen Hintergrunde sich eine zarte Liebesidylle abspielt, so findet sich Aehnliches bei Zola, wenn auch nicht in La Terre. Denn Zola ist gerade so wie Keller Romantiker und Realist. Freilich hat er sich nach der pessimistischen Seite hin entwickelt, wie Keller nach der optimistischen. Daher ist auch die Art, wie das junge Liebespaar bei Keller zu seiner Umgebung in Gegensatz gebracht wird, dem Zolaschen Principe geradezu widersprechend. Zola würde zweifellos die jungen Leute an der Verrohung der Eltern haben theilnehmen lassen, wenn sie auch dabei die höchste Liebeskraft behalten hätten. Oder er hätte es durch allergenaueste Darlegung irgendwelcher Einflüsse begründet, warum gerade sie von der sittlichen Verwilderung verschont blieben. Keller wirft diese Frage gar nicht auf. Es ist ihm offenbar ganz undenkbar, daß Sali und Vrenchen, zwei so ganz zur Liebe geschaffene junge Leutchen, hätten sittlich verwildern können. Er ging also wohlgemuth über diese Schwierigkeit hinweg. Wenigstens that er es damals. Ob er es jetzt noch thun würde, weiß ich nicht. Trotzdem sind Sali und Vrenchen keine blassen Idealfiguren, obwohl ihr eigentlicher Charakter die Verliebtheit ist. Keller hat auch hier feine individuelle Züge gefunden, und namentlich dem Vrenchen einen pikanten Reiz gegeben. Schon allein durch den Contrast zu den Vätern scheinen sie als zwei besondere Wesen, und Keller hat diesen Contrast oft mit künstlerischem Raffinement ausgenutzt. So besonders als er die beiden jungen Leute nach längerer Trennung wiederzusammengeführt und hierbei die Liebe wieder erwachen läßt. Die Väter begegnen sich auf einsamen Waldwegen und fahren auf einer Waldbachbrücke mit „Hund" und „Lumpenhund" auf einander los und geraten in einen Faustkampf. Die Kinder eilen schützend herbei und blicken in diesem erregten Moment einander zum ersten Male wieder in den Augen, beide durch das in Wallung geratene Blut mit allen Reizen der Jugend verschönert. In dieser Scene erscheint gleichsam das Realistische und das Romantische ineinander verwachsen. Die Theile sind unlösbar zu einem schönen Ganzen miteinander verbunden, wie dies das Ziel der Kellerschen Poesie ist. Das Gleiche gilt von den Liebesscenen, welche in ihrer Poesie und Wahrheit von unvergänglichem Reize sind. Dafür aber bricht am Schluß die Romantik mit breiten Zügen herein und überspinnt gleichsam die Handlung, so daß man ganz darin eingewickelt wird. Ihren Künsten gelingt es, daß der Leser den falschen tragischen Schluß nicht als Widerspruch empfindet. In dem Zwielicht dieser Beleuchtung verliert Alles an Schärfe, auch der lebensfeindliche Entschluß des Liebespaares. Der schwarze Geiger

und sein gespenstischer Zug, der sonderbare Hochzeitsreigen um Mitternacht — er hat etwas Totentanzartiges dieser Hochzeitsreigen! — haben die warme Lebensfarbe weggestrichen, die auf den vorigen Scenen lag, und durch einen fahlen Dämmerschein ersetzt, der schon ins Jenseitige hinüberschimmert. Wenn jetzt Sali und Vreeli sich küssen, so mag das Blut noch so wild durch die Adern rasen, es ist als ob zwei Gespenster sich küssen — und das Schiff auf dem sie stromabwärts fahren, wird zum Geisterschiff. Dem entspricht auch der geheimnißvoll verschleiernde Schlußbericht. Die Gegenden werden geschildert, an denen das Schiff vorüberfährt. Von den Liebenden verlautet nichts. Dann plötzlich heißt es: „Als das Schiff sich der Stadt näherte, glitten im Froste des Herbstmorgens zwei bleiche Gestalten, die sich fest umarmten, von der dunklen Masse herunter in die kalten Fluthen." Kein Wort mehr. Keine Namen, kein Detail. Lautlos, wie Schattenwesen, versinken die Liebenden vor uns — ganz im Stile der romantischen Poesie.

Die Mischung von Romantik und Realismus entspringt mit Nothwendigkeit der im ersten Abschnitte dargelegten Naturanlage Kellers. Eine starke selbstthätige Phantasie sucht das Romantische, und der Drang nach Lebensbethätigung treibt dem Realismus zu. Eine solche Doppelnatur hat an sich nichts Merkwürdiges. Sie findet sich mehr oder weniger ausgeprägt bei allen ernst zu nehmenden Dichtern, die in den ersten dreißig Jahren unseres Jahrhunderts geboren sind. Alle diese sind von der Romantik gleichsam großgesäugt, und haben sich dann in reiferen Jahren, dem mit Entschiedenheit sich äußernden Zeitgeist nachgebend, dem Realismus zugewandt. Aber selten, vielleicht nie, hat eine so organische Durchkreuzung beider Elemente stattgefunden wie bei Keller. Selbst wo er nur seiner Phantasie zu folgen scheint, wie in dem Märchen „Spiegel das Kätzchen" oder in der Schilderung der Ruechensteiner und Seldwyler, ist jeder einzelne Zug von einer so packenden Wahrheit, als ob er auf der strengsten Beobachtung beruhte. Und wo er mitten im Leben steht, in der Kindheitsgeschichte, im „Verlorenen Lachen", in „Martin Salander", wird der trockene Erfahrungsstoff durch das gewaltige Mitarbeiten der Phantasie durchwärmt und durchleuchtet; stets tritt noch jener unerklärliche Rest hinzu, der ein Ding aus einem alltäglichen zu einem poetischen macht. Sodann aber sucht auch Keller im Leben das Seltene und Wunderliche, er klettert in abgelegene Winkelplätzchen und späht nach originellen Käuzen. Da er mit der Kraft des angeborenen Dichterblickes mehr sieht als andere Sterbliche, so findet er auch immer, was er sucht; und wenn er es gefunden hat, nimmt er es in seine Phantasie auf und läßt es dort lang-

sam sich umgestalten, so daß es, wenn es wieder ans Leben tritt, als ein organischer Bestandtheil von Kellers eigenster Natur erscheint. Keller gehört zu den wenigen glücklichen Dichtern, denen man Alles glaubt, auch wenn sie das Wunderbarste erzählen. Denn Alles ist in sich so fest geschlossen und zusammengehörig, daß das Einzelne ohne das Ganze, das Ganze ohne das Einzelne nicht gedacht werden kann. Wer einmal begonnen hat, Keller zu lauschen, der wendet sein Ohr nicht ab, bis er zu Ende erzählt hat. Trotzdem hält uns Keller immer auf dieser Erde fest, aber die Erde besitzt wunderbarere Reize, als man sonst wahrzunehmen pflegt. Es ist als ob unsere Sehkraft verdoppelt würde, Erinnerungen, die lange schlummerten, werden geweckt, und unversehens fängt man selbst an mitzudichten.

Der Deutsche hat von jeher einen Hang zum Wunderlichen und Tiefsinnigen gehabt. Stets haben unsere Besten danach getrachtet, hinter den Dingen mehr zu suchen, als ihre Schale verrathen will. Ein Künstler wie Dürer ist eine Geburt derselben Volksnatur wie der Dichter Keller. Der Deutsche will nicht das Allgemeingültige und Typische wie der Franzose; er liebt das Absonderliche und haßt die Schablone, und er fürchtet eine allgemeine Nivellirung wie eine Einschränkung der persönlichen Freiheit. So gern er den Blick ins Weite richtet, um am fernen Horizont große Gestalten einherwandeln zu sehen, alsbald kehrt er wieder in den engen Raum der Hütte zurück, um sich in seine Eigenart behaglich einzuspinnen. Die „Originale" haben daher bei uns stets in großer Achtung gestanden. Ein solches Original ist auch Keller. Aber wir wollen hören, was er selbst darüber sagt, und hiermit unsere Betrachtung schließen: „Ist mit ihrem besonderen Wesen allgemeine Tüchtigkeit, Liebenswürdigkeit und ein mit dem Herzschlag gehender innerlicher Witz verbunden, so üben sie auf ihre zeitliche Umgebung und oft über den nächsten Kreis hinaus eine erhellende und erwärmende Wirkung."

Chronologie der Werke Kellers.

1846 Gedichte.
1851 Neuere Gedichte.
1853 und 1854 Der Grüne Heinrich.
1856 Die Leute von Seldwyla, 1. Theil.
1872 Sieben Legenden.
1874 Die Leute von Seldwyla, 2. Theil.
1878 Züricher Novellen.
1879 Der Grüne Heinrich. Neue Ausgabe.
1882 Das Sinngedicht.
1883 Gesammelte Gedichte.
1886 Martin Salander.
1889 Gesammelte Werke (im Erscheinen).

Der Ursprung der Oper.

Von

Carl Krebs.

Während des Mittelalters ruhte die gesammte Bildung in den Händen der Kirche, der Klöster und geistlichen Korporationen. Die Kirche war Trägerin und Verbreiterin der Kultur; sie hatte die Völker erzogen, hatte ihre rauhen Sitten gemildert, sie Ackerbau und Gewerbe gelehrt, und hatte nach ihrer Weise das Interesse an Künsten und Wissenschaften geweckt und genährt. Es war also ganz natürlich, daß die Kirche die höchste Autorität genoß, und eine Art väterlicher Gewalt über das Volk ausübte, nicht nur in religiösen Dingen, sondern in Bezug auf das ganze Leben und Denken.

Doch die Menschheit vertrat die Kinderschuhe und wuchs heran, und als sie das Jünglingsalter erreicht hatte schüttelte sie die kräftigen Glieder, warf die Fessel kirchlicher Bevormundung ab, und begann, ihre Gaben und Fähigkeiten nach eigenem Ermessen zu gebrauchen. Mutter Natur mag ihre Freude daran gehabt haben! Sie, welche nach der Lehre der Kirchenväter als etwas Sündhaftes galt, als ein ärgerliches, durch Askese und Kasteiung zu überwindendes Hinderniß auf dem Wege in's Himmelreich, sie gerade wurde jetzt ein Gegenstand emsigen Studiums. Man scheute die Natur nicht mehr, sondern man machte sich ihre Kräfte dienstbar. Der Seefahrer durchfurchte den Ocean nach Osten und Westen und brachte Kunde von fremden, wunderbaren Ländern heim; der Astronom erschaute neue Welten im Himmelsraum; und in der bildenden Kunst begann leise anhebend und zu gewaltiger Steigerung aufwärts schreitend, jene große Bewegung, welche wir uns gewöhnt haben mit dem Namen Renaissance zu bezeichnen; Renaissance nicht nur als Wiedergeburt der antiken Kunst gefaßt, — obwohl ja das Auffinden antiker Bild- und Bauwerke in Italien den Impuls zu dem Umschwung gab — sondern als „rinascità dell' arte" wie Vasari sagt, als Wiedergeburt der Kunst überhaupt.

Auch die Musik hatte ihre Renaissance. Allerdings nicht in dem Sinne, daß die Tonkunst neu geschaffen wäre, sondern es fand hier ein ähnlicher Vorgang statt, wie in der Architektur, wo der gothische Stil durch einen andern verdrängt wurde, welcher, an sich zwar nicht besser oder schöner als die Gothik, doch zu ihr in einem direkten Gegensatz stand. Es war auch in der Musik Italien, welches den Bruch mit den traditionellen Formen vollführte. Aber es trat dies verhältnißmäßig spät ein, erst zu Ende des sechzehnten und zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, als Plastik, Malerei und Architektur bereits den Höhepunkt ihrer Ausbildung überschritten hatten, und dem Verfall zuneigten. Um die Gründe einer so auffälligen Verzögerung zu begreifen, müssen wir einen kurzen Blick auf den Entwickelungsgang der Tonkunst in der christlichen Zeit zurückwerfen.

Wieder war es die Kirche, welche die Pflege dieser Kunst leitete und förderte, und der Kirche gehörten fast alle ihre Erzeugnisse, bis im 16. Jahrhundert das weltliche Element mit Macht die geschlossenen Reihen religiöser Kompositionen durchbrach.

Die Anfänge der christlichen Musik sind in Dunkel gehüllt. Im frühen Mittelalter finden wir aber schon den Bischof Ambrosius und den Papst Gregor den Großen die Kirchenmusik eifrig pflegend. Bald wurde dann der einstimmige Gesang der Gemeinde und des Sängerchors ebenso einstimmig von dem Orgelschläger begleitet, welcher auf seinem plumpen Instrument dem Steigen und Fallen der Stimmen nur eben folgen konnte. Da fand man denn, daß es von äußerst lieblicher Wirkung war, wenn die Orgel der einfachen Hymnenmelodie in bestimmten Intervallen andere Töne hinzufügte, und gründete auf diese Beobachtung eine Art Mehrstimmigkeit: man ließ den Gesang einer Stimme durch eine andere eine Quinte oder Quarte tiefer begleiten, ein Verfahren, dessen Erwähnung schon unsere Ohren schmerzhaft berührt, welches jedoch der brave Mönch Hucbald (im zehnten Jahrhundert) als ganz besonders wohlklingend rühmt.

Nachdem solchergestalt mit dem Mehrstimmig-Singen der Anfang gemacht war, mußten sich bald auch Regeln für den mehrstimmigen Satz ausbilden, und es entstand nach und nach der Kontrapunkt. Damit bezeichnete man ursprünglich überhaupt nur die Kunst des Tonsatzes (von punctus contra punctum, Note gegen Note), während wir heute darunter die strenge Satzart im Gegensatz zur freien Komposition verstehen. Der Kontrapunkt in seinen Anfängen hat mit Musik in unserem Sinne wenig zu schaffen. Er war ein Produkt des rechnenden Verstandes; der Tonsetzer hatte gewisse Vorschriften zu beobachten,

durfte gewisse Intervallverbindungen gebrauchen und mußte andere vermeiden — das war alles. Mit Erfindung von Melodien gab sich der Musiker des Mittelalters überhaupt nicht viel ab. Seine Aufgabe bestand zumeist darin, bereits vorhandene Volkslieder oder geistliche Hymnen mehrstimmig zu bearbeiten, und mit größter Naïvetät wurde das weltliche Lied benutzt, um daraus ein polyphones Kirchenstück zu komponiren, so daß bisweilen die profansten Worte einträchtiglich neben dem Meßtext einherlaufen.

Der Kontrapunkt bildete sich aber immer kunstvoller aus, die Tonsetzer lernten allmälig, die Töne ihrem Willen unterthan zu machen, die Tonmassen zu meistern, und als sie volle Herrschaft über das Material erlangt hatten, hörte auch die Musik auf, nur Gegenstand grübelnder Theorie zu sein, sie gestaltete sich zur inhaltvollen Kunst, die Form füllte sich mit Geist und Leben, bis die polyphone Kirchenmusik im sechzehnten Jahrhundert mit Palestrina den Gipfel ihrer Ausbildung erreichte.

Nun erst, als der Kontrapunkt bis zur höchsten Vollendung entwickelt und ein Aufsteigen über den großen Pierluigi hinaus nicht mehr möglich war, als die Kirchenmusik anfing ihrem Verfall entgegenzugehen und an Stelle innerer Schönheit äußere Massenwirkungen zu setzen, da trat die Reaktion ein, und es begann der Kampf gegen die Polyphonie. Diese hatte ihre Sendung erfüllt, sie hatte die Technik des Vokalsatzes nach allen Richtungen hin ausgebildet, und mußte nun, um weitere Fortschritte zu ermöglichen, einer anderen Kompositionsart weichen. Dies geschah dann durch die Einführung der Monodie.

Noch ein anderer Umstand hatte die Reform der Musik so lange verzögert. Bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein lag in Italien die Ausübung der Tonkunst fast ausschließlich in den Händen niederländischer Meister. Diese befremdliche Thatsache ist wohl dadurch zu erklären, daß das Naturell des Italieners zu einer ganz anderen Art der Musikübung neigte, als sie die Polyphonie gewähren konnte. Denn diese ist so recht eigentlich der musikalische Ausdruck jenes mittelalterlichen Zunftgeistes, welcher den Menschen sich nicht als Einzelwesen fühlen ließ, sondern als Glied eines größeren Ganzen, sei es der Gilde, der Bauhütte, der Fakultät, oder einer anderen Gesammtheit. Auch im mehrstimmigen Kunstgesang hat jede Stimme für sich allein keinen Werth und keine Bedeutung, erst wenn alle zusammen klingen geben sie, einander stützend, ein lebensvolles Etwas. Da ist es denn natürlich, daß die polyphone Musik, die einzige Form der Kunstmusik überhaupt im Mittelalter, dort sich am schönsten entwickelte, wo dieses Kor-

porationsleben am meisten ausgebildet war: in den nördlichen Ländern, und ganz besonders in den Niederlanden.

Italien brauchte aber auch Musik, und namentlich die Kirche brauchte sie. So berief man denn niederländische Tonsetzer und Sänger nach dem Süden, welche dort die Musik nach der Weise ihrer Heimath pflegten. So lange nun in dieser Kunst die Niederländer in Italien das Scepter schwangen, so lange ließ ihre Art der Musikübung den Subjektivismus des Italieners, welcher in der bildenden Kunst schon frei schaltete und die schönsten Früchte trieb, nicht zum Durchbruch kommen. Erst als die Italiener ihren nordischen Kollegen die Künste abgelernt hatten, und selbst anfingen, der Ausdrucksmittel Herr zu werden, da formten sie das musikalische Kunstwerk nach ihrem Sinn, und erhoben auch in der Musik das Individuum zur Selbständigkeit.

Der Drang zur Homophonie lag den Italienern sozusagen im Blut. Schon bevor die offene Empörung gegen den Kontrapunkt ausbrach, hatte sich dieser Zug in gewissen weltlichen Kompositionen, den „Frottole, Villanelle, Villote“, gezeigt, mehrstimmig gesetzten Liedern, welche aber von ähnlichen Erzeugnissen der Niederländer grundsätzlich verschieden waren. Letztere komponirten allerdings auch weltliche Texte, sogenannte Madrigale, aber zu kontrapunktischen Kunstwerken verarbeitet, ohne Einschnitte gleichmäßig polyphon dahinfließend, während die Frottola schon dem Bau der poetischen Unterlage analog gegliedert ist, und Melodie zeigt, welche sich aus den Umschlingungen der Vielstimmigkeit zu lösen strebt, wenn auch erst schüchtern und des Erfolges ungewiß. Und so mächtig war der Trieb nach Einzelbethätigung des musikalischen Individuums, daß man die Oberstimme solcher Kompositionen auch allein sang, und die übrigen als Begleitung auf Streichinstrumenten oder auf der Laute ausführte, ja daß Ottaviano dei Petrucci sogar polyphone Vokalsätze in dieser Weise arrangirt druckte.

Da war es denn schließlich kein weiter Schritt mehr, Gesänge gleich für eine Solostimme mit Instrumentalbegleitung zu komponiren. Aber man sollte doch erst auf dem Wege über das klassische Alterthum dahin kommen.

In Florenz hatte sich nämlich um das Jahr 1580 im Hause des Giovanni Bardi, Grafen von Vernio, eine Anzahl vornehmer und gebildeter Männer zusammengefunden. Sie hielten daselbst regelmäßige Versammlungen, diskutirten über Fragen der Kunst und Philosophie, und waren, wie sich das in der von humanistischer Bildung gesättigten Atmosphäre fast von selbst verstand, eifrige Leser und Bewunderer der Schriften Plato's. Camerata nannte sich diese Vereinigung, Gesellschaft

guter Freunde, und es verkehrten in ihr „nicht nur ein großer Theil des Adels, sondern auch die ersten Musiker und die geistreichsten Leute, die Dichter und Philosophen der Stadt", wie der Sänger Caccini berichtet.

Einen Hauptgegenstand der Unterhaltung in der Casa Bardi bildete die Musik. Der Hausherr war selbst ein talentvoller Dilettant in dieser Kunst, und da zu jener Zeit die Beschäftigung mit Musik schon zu den Pflichten eines gebildeten Mannes gehörte, so kann man wohl annehmen, daß die meisten der Klubgenossen mehr oder minder musikalisch waren.

Da konnte es denn nicht fehlen, daß man die in den Schriften der Alten, namentlich Plato's und Aristoteles', enthaltenen Notizen über Musik mit der zur Zeit üblichen Praxis verglich, und natürlich zu dem Resultat kam, die Tonkunst des sechzehnten Jahrhunderts sei weit entfernt, den Anforderungen jener Philosophen zu entsprechen. That sie doch keineswegs mehr Wunder, wie solche von der antiken Musik berichtet werden: sie heilte nicht mehr Kranke, vertrieb auch nicht die Pest oder machte Trunkene nüchtern. Und wie erbarmungslos ging sie mit dem Text um! In dem kontrapunktischen Stimmengewirr wurden die Worte zerrissen, der Sinn verunstaltet, und man konnte schließlich überhaupt nichts mehr verstehen.

Das mußte anders werden, also faßten die Mitglieder der Camerata den Entschluß, die Tonkunst umzugestalten, und womöglich jene als so vortrefflich gerühmte Musik der Griechen wieder aufleben zu lassen. Es war dies ein sehr natürlicher Gedankengang, denn man sah ja, wie herrliche Früchte das Studium antiker Kunst in der Skulptur und Architektur getragen hatte. Allerdings bot die Sache ganz bedenkliche Schwierigkeiten. Der Bildhauer und Architekt brauchte nur seine Augen aufzuthun, konnte die Schönheit der ausgegrabenen griechischen Statuen und Bauwerke unmittelbar auf sich wirken lassen, und an sie anknüpfend, etwas Neues schaffen. Für die Musik hingegen waren die Theorien der Griechen zwar vollständig erhalten, aber eben auch nur Theorien, scharfsinnige Untersuchungen über Schwingungsverhältnisse ꝛc., während die praktischen Beispiele vollkommen fehlten. Wohl hatte Vincenzo Galilei in der Bibliothek des Cardinals S. Angiolo in Rom Bruchstücke antiker Musik aufgestöbert, Hymnen des Dionysius und Mesomedes, aber — es konnte sie niemand entziffern. Die Qualen des seligen Tantalus können nicht größer gewesen sein, als die der Cameratisten vor diesen Fragmenten griechischer Tonkunst: sie sahen die Verwirklichung ihrer Träume greifbar vor sich, ohne sie doch erreichen zu können.

Es mußte also die eigene Erfindung aushelfen. Und da zeigten sich die florentiner Reformatoren als echte Künstler. Mit derselben Naïvetät, welche ihre Genossen vom Pinsel Scenen aus der antiken Welt im Kostüm des Cinquecento darstellen ließ, griffen sie hinein in den Schatz ihrer Phantasie, und schufen eine neue Art der Musik, welche zwar, mit Platonischem Maß gemessen, schlecht bestanden hätte, die aber, was denn doch die Hauptsache war, das singende Individuum viel mehr befähigte, seine Empfindungen auszudrücken, und vor allen Dingen die Worte und den Sinn des Textes weit besser zur Wirkung brachte, als die kontrapunktische Compositionsweise.

Denn hauptsächlich gegen die Maltraitirung der Poesie durch die Polyphonie richtete sich anfangs die Bewegung. Bei den Griechen war es ja ganz anders gewesen! Graf Bardi sagt in einem Sendschreiben an Caccini: „Musik ist nach dem dritten Buche von Plato's Republik eine Verbindung von Wort, Harmonie und Rhythmus. Die Harmonie bestimmt das Verhältniß hoher und tiefer Töne und der Worte zum Rhythmus, das ist der wohlgeordneten Reihe von Längen und Kürzen. Die Musik ist nichts anderes, als die Art und Kunst, den Worten ihr richtiges Zeitmaß zu geben, indem solche nach Länge und Kürze, schnell und langsam gesungen werden; und praktische Musik ist eine Anordnung der vom Dichter in Versen verschiedener Maße nach Länge und Kürze zusammengestellten Worte, daß sie, von der Menschenstimme gesungen, sich jetzt rasch und jetzt langsam, jetzt in tiefen, jetzt in hohen und jetzt in mittleren Tönen bewegen, wobei der Gesang entweder der menschlichen Stimme allein anvertraut ist, oder aber von einem Instrument begleitet wird, welches selbst wieder die Worte mit langen und kurzen, mit tiefen, mittleren oder hohen Tönen begleitet — dies ist Plato's Definition, mit welcher auch Aristoteles und andere Weise zusammenstimmen."

Mit vielem Humor entwirft er dann im weiteren Verlauf des Briefes ein Bild von der Art und Weise, wie die Kontrapunktiker ein Madrigal in Musik setzten: „Nehmen wir an, es gelte ein Madrigal in vier Stimmen zu komponiren, so singt davon der Baß eine, der Tenor die andere, und Sopran und Alt werden wieder andere, ganz von einander verschiedene Arien anstimmen, und zwar in von einander verschiedenen Tonarten — — und ganz verschiedenen Rhythmen; und während seine Ehrwürden Herr Baß mit Würd' und Hoheit angethan im Erdgeschoß seines Palastes zum Beispiel in $^{4}/_{4}$ und $^{2}/_{4}$ Noten herumspazirt, tummelt sich raschen Schrittes des Sopran in $^{2}/_{4}$ und Viertel-Noten auf der obersten Terrasse, und die Herren Alt und Tenor

traben in verschiedenem Putz und Anzug in den Zimmern der mittleren Geschosse herum. Denn unsere Kontrapunktisten würden es für eine Todsünde halten, wenn sie die Stimmen gleichzeitig auf denselben Textessilben und in denselben Noten zu hören bekämen, sie halten sich vielmehr um desto geschickter, jemehr sie die Stimmen in Bewegung bringen." Und er ermahnt die Tonsetzer: „Wenn ihr also komponirt, so sorgt dafür, daß der Vers wohlgeregelt bleibe, das Wort so deutlich wie möglich verstanden werde, und laßt euch nicht vom Kontrapunkt, dem schlechten Schwimmer fortreißen, den der Strom widerstandslos fortführt, und der ganz wo anders ankommt, als wo er hingewollt."

Der erste nun, welcher die abstrakten Lehren der Camerata zu konkreten musikalischen Leistungen verdichtete, war der schon erwähnte Vincenzo Galilei, einer der Besucher des Hauses Bardi, Vater des berühmten Astronomen Galileo Galilei. Er komponirte mit Hülfe Bardi's die Klage des Ugolino aus Dante's „Commedia" für eine Singstimme mit Violenbegleitung und trug sie auch selbst vor; ihr folgten etwas später die Lamentationen des Propheten Jeremias, in derselben Weise behandelt. Vorher hatte er schon ein geharnischtes Schreiben veröffentlicht, einen äußerst energischen Protest gegen die „insolenzie dei contrappuntisti", seinen von Grobheit strotzenden „Dialogo della Musica antica e della moderna". Er zählt dort höchst ausführlich alle Sünden der Kontrapunktiker auf: wie sie Worte verstümmeln, wie ein Sänger die erste und ein anderer die letzte Silbe eines Wortes ausspricht, wie sie Worte und Silben vier- bis sechsmal wiederholen und eine Silbe durch zwanzig und mehr verschiedene Noten schleppen, und so weiter. Ganz besonders verwerflich scheint ihm ihre Art der musikalischen Charakteristik: „Heißt es: er erhob sich zu den Sternen, so kreischen die Sänger als hätten sie Leibschmerzen, heißt es: er stieg zu Pluto hinab, so brummen sie, als wollten sie kleine Kinder in Furcht setzen; — für Wörter wie Weinen, Lachen, Singen, Schreien, Lärmen, falscher Trug, harte Ketten, strenge Bande, rauher Berg, schroffe Klippe, grausame Schöne, und so weiter, haben sie ihre malenden Phrasen." Er verweist sie auf die Beobachtung guter Schauspieler: „Sie sollen da auf die Betonung des Einzelnen achten, wie die Stimme hoch oder tief, die Rede langsam oder schnell ist, wie die Worte accentuirt werden — sie sollen Acht geben, wie der Fürst mit den Vasallen, oder mit den ihn Anflehenden, wie der Zornige, wie der Eilfertige, wie die Matrone, wie das Mädchen redet, wie der einfältige Knabe spricht, wie die schlaue Buhlerin, wie der Liebende zur Geliebten, um ihr Herz zu rühren, wie der Klagende, der Schreier, der Furchtsame, der Lustige,

und so weiter. Hat doch selbst das Thier seine Stimme, um auszudrücken, ob ihm wohl oder wehe ist." Diese letzten Sätze beweisen, wie richtig Galilei erkannt hatte, was der Tonkunst noththat, und auf wie gutem Wege er sich befand, wenn er die Musiker dahin wies, wo die übrigen Künstler sich schon lange befanden: auf die Nachahmung der Natur, auf eigene Beobachtung und eigenes Empfinden, auf die Rückkehr zur Einfachheit.

Was nun Galilei's Kompositionen anbetrifft, so ist uns nichts von ihnen erhalten. Sie können sich aber, nach dem, was davon berichtet wird, kaum wesentlich von denen seines unmittelbaren Nachfolgers, Giulio Caccini, nach seinem Geburtsort Rom auch Giulio Romano genannt, unterschieden haben. Wenigstens in der Art der Mache, während sie als Musikstücke noch „weniger schön" gewesen sein sollen.

Caccini, ein tüchtiger Sänger, derselbe, an welchen das oben citirte Sendschreiben vom Grafen Bardi gerichtet war, hatte sich durch den Verkehr in der Camerata die Lehren dieses Kreises ganz zu eigen gemacht. Er war ein begeisterter Anhänger dieser Lehren geworden, und versichert, daß er durch den Umgang mit jenen Männern mehr gelernt hätte, als durch dreißigjähriges Studium des Kontrapunkts. Das ist allerdings cum grano salis zu verstehen, denn ohne die vorangegangenen Studien im strengen Satz wäre er wohl kaum im Stande gewesen formell so vollendete Tonstücke zu schreiben, als es der Fall war. Er komponirte nun Madrigale für eine Singstimme mit Instrumentalbegleitung, in welchen er sich, nach seinem Ausdruck, einer „vornehmen Nichtachtung des Gesanges" (nobile sprezzatura del canto) befleißigte, und eine Art „harmonischer Sprache" anwendete, nur darauf bedacht, die Worte und den Inhalt des Textes möglichst ausdrucksvoll und sinngemäß zu Gehör zu bringen. Diese Madrigale, welche später — im Jahre 1602 — mit anderen Chören und Arien zusammen unter dem Titel „le nouve musiche" im Druck erschienen, machten ungeheures Aufsehen. Sie wurden durch ganz Italien von Musikern und Dilettanten gesungen, man beglückwünschte den Autor und ermunterte ihn zum Fortschreiten auf dem betretenen Wege, denn „noch nie hätte man einen Gesang gehört, welcher wie diese Madrigale vermocht hätte das Gemüth zu bewegen". Ja der Dichter P. Angelo schrieb ihm ganz enthusiastisch: „Sie sind der Erfinder einer neuen Gattung von Musik, eines Gesanges, der deklamirt, der edel ist, der die Worte weder verstümmelt noch verdirbt, noch ihnen Leben und Kraft benimmt, sondern den Ausdruck der Empfindung vielmehr verdoppelt. Alle Welt ist davon bezaubert" u. s. w.

Damit war dem monodischen Stil der Weg bereitet; ein weiterer Fortschritt nach Seite des Dramatischen hin sollte bald folgen.

Der Graf Bardi wurde von dem Cardinal Hippolyt Aldobrandini, welcher unter dem Namen Clemens VIII. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, als „maestro di camera“ nach Rom berufen. An seiner Stelle finden wir jetzt Jacopo Corsi als Mäcen der Kunst und der Künstler in Florenz, dessen Haus mit dem Jahre 1594 Sammelplatz der musikalischen Fortschrittspartei wurde. Ebenso wie Bardi war Jacopo Corsi „peritissimo nella pratica“, wie Doni*) berichtet, und er scheint sich auch bei den Tonkünstlern großer Verehrung erfreut zu haben, denn wir hören von ihm, daß er „Liebhaber jeder Wissenschaft und der Musik ganz besonders war, so daß ihn alle Musiker mit Recht den Vater dieser Kunst nannten“.

In dem Hause Corsi nun begann man noch mehr auf den dramatischen Ausdruck in der Musik hinzuarbeiten. Caccini hatte unter Leitung der Camerata die Tonkunst aus den Fesseln der Polyphonie befreit und das Hauptgewicht auf sinngemäße Deklamation gelegt. Er war aber, wie man das vielleicht aus seinen vorhin angeführten Worten schließen könnte, keineswegs so weit gegangen, in sein eigenes Fleisch als Sänger zu schneiden, und etwa die Melodie zu verbannen. Im Gegentheil finden wir in seinen Compositionen mit Ausnahme der rein recitativischen Stellen, überall eine gut sangbare Cantilene, ja auch Passagen und Coloraturen die Menge, so daß der ausführende Künstler hinreichend Gelegenheit fand, sein Können zu zeigen. Jetzt wurde aber noch mehr das Charakteristische im Ausdruck betont, als das einfach Schöne, und wiederum an das Alterthum anknüpfend, suchte man ein Musikdrama nach Art der Griechen zu schaffen.

Bei Corsi war es der Sänger und Komponist Jacopo Peri, welcher den Ideen dieses Kreises musikalisches Leben gab.

Es mag erstaunlich erscheinen, daß Caccini wie Peri als Sänger über eine Kompositionstechnik verfügten, welche sie befähigte, als musikalische Reformatoren aufzutreten. Die Ausbildung eines Sängers war aber im Zeitalter der Renaissance eine ganz andere, als heut zu Tage. Die Tonwerke der Niederländer und ihrer italienischen Nachfolger stellten nämlich die allerhöchsten Anforderungen an die Ausführenden, nicht nur was Treffsicherheit und Taktfestigkeit anbetraf, sondern auch in Bezug auf Schlagfertigkeit, musikalische Geistesgegenwart, ja sogar auf allgemeine humanistische Bildung. Denn der Tenor der kirchlichen Kompo-

*) Giovanni Battista Doni war ein gelehrter florentiner Patrizier, dessen Schriften für uns die Hauptquelle jener Epoche musikalischer Umwälzung bilden.

sitionen war häufig dem gregorianischen Choral entnommen. Der Verlauf des Tonstückes, welches sich um diesen Träger des Ritualmotivs aufbaute, verlangte aber oft eine Aenderung der ursprünglichen Fassung desselben, und um nun die Noten des Antiphonars wenigstens für das Auge stehen zu lassen, gab der Komponist dem Tenor eine Anweisung zur Ausführung bei. Es sollten z. B. alle Noten nur halb so lange gehalten werden, als ihr Werth war, oder auch doppelt so lange, in der Mitte noch einmal von vorn angefangen, oder von links nach rechts gelesen werden, und ähnliches mehr. Diese Anweisung war nun oft in geistreiche lateinische Verse gekleidet, in räthselhaftes oder witziges Gewand gehüllt, und der Sänger mußte all seinen Scharfsinn aufbieten, und mußte alle Feinheiten kontrapunktischer Satzkunst kennen, um bei der Ausführung dieser Werke nicht in Verlegenheit zu gerathen. Darum unterschied sich auch in jener Zeit der Bildungsgang des Sängers durchaus nicht von dem des Komponisten: beide mußten die Schule des strengen Tonsatzes durchmachen, und ersterer hatte außerdem noch auf die Ausbildung seiner Stimme Zeit zu verwenden, während heute die Sänger gewöhnlich die oberflächlichste musikalische Bildung besitzen und ihren fertig ausgeschriebenen Gesangspart mehr oder minder mechanisch absingen.

Es war also J. Peri, welcher das erste Musikdrama komponirte. Nicht als ob vorher keine scenischen Darstellungen mit Musik stattgefunden hätten, — im Gegenheil war es ganz gewöhnlich zwischen die einzelnen Akte von Tragödienaufführungen Chöre und musikalisch-dramatische Intermezzi einzuschieben, und bei festlichen Gelegenheiten wurden mit dem größten Pomp mythologische Scenen mit Gesang und Instrumentalbegleitung auf die Bühne gebracht —, aber man darf sich darunter nicht wirkliche Tondramen vorstellen, bei welchen die Musik der Handlung folgt und sie illustrirt. Die Tonstücke, welche zur Aufführung kamen, waren vielmehr die bekannten vielstimmigen Madrigale, denn ohne Mehrstimmigkeit that man es nun einmal nicht; und das ging sogar soweit, daß die Reden einzelner Personen vom Chor gesungen wurden, wie z. B. in Orazio Vecchi's „Anfiparnasso". Bei Peri hingegen gehörte Wort und Ton innig zusammen, war eins für das andere geschaffen und eins von dem anderen nicht zu trennen. Er selbst berichtet über die Entstehung seines ersten musikdramatischen Werkes in der Vorrede zur Oper Euridice Folgendes: „Obwohl Herr Emilio del Cavaliere soviel ich weiß früher als jeder andere und mit wunderbarer Erfindungskraft moderne Musik auf der Bühne hören ließ*), so schien

*) Emilio del Cavaliere, ein florentiner Edelmann und eifriger Musikdilettant, hatte 1590 zwei Kompositionen, il Satiro und la disperazione di Fileno zur

es doch den Herren J. Corsi und Ottavio Rinuccini (im Jahre 1599) gut, daß ich sie noch in anderer Weise anwendete, und die von Herrn Rinuccini gedichtete Dafne in Musik setzte, um eine einfache Probe zu machen, wieviel die Musik unserer Zeit vermöchte. Da es sich nun um dramatische Poesie handelte, und in Folge dessen durch den Gesang das Sprechen nachgeahmt werden mußte, so dachte ich, daß die alten Griechen und Römer, welche nach der Meinung Vieler ganze Tragödien auf der Bühne gesungen haben, sich einer Gesangsweise bedienten, die zwar über den gewöhnlichen Sprechton hinausging, aber doch eine wirkliche Gesangmelodie nicht erreichte, sondern eine Art Mittelding zwischen beiden bildete. Das ist auch der Grund, weshalb man bei dieser Art von Poesie sich des jambischen Versmaßes bediente, welches keinen höheren Schwung annimmt, wie der Hexameter, aber sich doch über den familiären Gesprächston erhebt." Weiter erzählt der Autor dann, wie er nach diesen Prinzipien Rinuccini's Dafne, „zu welcher schon Herr Jacopo (Corsi nämlich) einige sehr schöne Arien komponirt hatte", in Musik setzte und einem kleinen Kreis kunstverständiger Edelleute (er nennt von diesen Pietro Strozzi und Francesco Cini) vorführen ließ. Das Werk „gefiel den Wenigen, welche es hörten, ganz unglaublich", sagt Rinuccini in der Widmung des Euridice an Maria von Medici, so daß die Verfasser es später in einer verbesserten Umarbeitung auch vor einem größeren Publikum hören ließen. „Es wurde drei Jahre hintereinander während des Carnevals aufgeführt und mit großem Vergnügen gehört*)."

Von dieser ersten Oper ist die Musik nicht erhalten, wohl aber der Text des Rinuccini, von welchem O. Lindner in seinem Werke „Zur Tonkunst" eine Probe mittheilt (S. 6). Der Verlust der Komposition dürfte kaum sehr zu beklagen sein, da die zweite Oper, „Euridice", derselben Verfasser vollständig auf uns gekommen ist und ein klares Bild von der Weise jenes ersten Musikstils giebt.

Die Euridice wurde als Festspiel zu der Vermählung Maria's von Medici mit Heinrich IV. von Frankreich gedichtet und komponirt. Der Text ist wieder von Rinuccini, welcher für diese Gelegenheit wohl alle Kraft zusammengenommen hat. Galt es doch, seiner Herzenskönigin

Aufführung gebracht, welche jedoch, in dem üblichen Madrigalstil gehalten, mit der neuen Kompositionsart Peri's nichts gemein haben.

*) Also nur die erste Redaktion der Dafne wurde gewissermaßen als Probe vor wenigen Intimen aufgeführt, und die zweite, offizielle Fassung hatte einen größeren Hörerkreis. Dadurch lösen sich leicht die Zweifel Ambros', welcher bemerkt, es könnten doch nicht gar so Wenige gewesen sein, welche die Dafne hörten, da das Werk während dreier Jahre aufgeführt wäre (Gesch. d. Musik B. IV S. 253).

eine Huldigung darzubringen! Denn nach der Weise der meisten Dichter jener Zeit hatte er sich eine hochgestellte Dame zum Gegenstand seiner Liebesergüsse erkoren — Maria von Medici. Es war eine Schwärmerei, welche mehr dem Verstand, als dem Herzen entsprang, und mehr Eitelkeit als Leidenschaft zur Grundlage hatte.

Obwohl Rinuccini nach dem Zeugniß Doni's nichts von Musik verstand, so spielte er doch bei der Entwickelung des Musikdramas eine große Rolle, denn seine Texte wurden auch später von Marco da Gagliano und Monteverde komponirt. Deshalb mögen hier die biographischen Notizen über ihn von Janus Nicius Erythraeus folgen*). „Die alte Kunst, Komödien und Tragödien zu Flöten- und Seitenspiel auf der Bühne zu singen, welche viele Jahrhunderte lang entschlummert war, ist durch Ottavio Rinuccini, einen edlen florentiner Dichter, wieder erweckt worden. Zwar scheint Emilio Cavalieri, ein römischer Patricier und geschmackvoller Musiker, sich dies Verdienst anzumaßen, weil er vor einigen Jahren Schauspiele in Musik gesetzt und durch Sänger hatte aufführen lassen; doch wird Emilio's Ruhm durch Ottavio so in den Schatten gestellt, sowohl in Bezug auf den Inhalt der Stücke, als auf den scenischen Apparat und die Vortrefflichkeit der Darsteller, daß letzterer allein jene längst vergessene Art wieder belebt zu haben scheint. Denn nachdem er den Jacopo Peri und andere ausgezeichnete Tonkünstler für seine Ideen gewonnen, schuf er vier an Sprache wie an Inhalt gleich hervorragende Stücke, welche in ganz Italien den reichsten Beifall fanden: Dafne, Euridice, Arethusa und Ariadne. Namentlich die Klage der von Jason verlassenen Ariadne trieb wegen ihrer ganz besonderen Schönheit alle auch nur einigermaßen bedeutenden italienischen Tonsetzer an, ihr Kompositionstalent daran zu versuchen." Die nun folgende Schilderung der Bühnenwunder, welche in diesen Stücken zur Erscheinung kamen, können wir wohl überschlagen, um bei der Beschreibung der persönlichen Erscheinung des Dichters fortzufahren. „Er war von eleganter Gestalt, nur etwas über Mittelgröße, aber schön und proportionirt gebaut, mit offenem Gesicht und kleinem Mund, in dem eine gewisse Würde lag; dabei besaß er die feinsten Manieren und eine ausgezeichnete Unterhaltungsgabe. Auf diese körperlichen und geistigen Vorzüge sowie auf seine formvollendeten Verse pochend, ging er den durch Geburt und Schönheit hervorragenden Frauen nach und suchte

*) In „Pinacotheca virorum illustrium", Köln 1642, S. 61. Der Verfasser, geboren 1577 zu Rom, und gestorben 1647 ebendaselbst, heißt eigentlich Giovanni Vittorio Rossi, hatte aber, dem Zuge der Zeit folgend, seinen Namen gräcisirt: Vittoria — Nike — Nicius; rosso (roth) — erythros — Erythraeus.

ihre Neigung zu gewinnen. Aus Ehrgeiz und Eitelkeit hatte er sich in Maria v. Medici, Königin von Frankreich, verliebt, und folgte ihr auch der Ehre wegen nach Frankreich. Später nach Italien zurückgekehrt, gab er die Liebeleien, zu welchen er ganz absonderlich geneigt war, auf, und ging in sich; wozu ihn früher der Verstand nicht hatte bringen können, das warf er jetzt aus Uebersättigung von sich, verachtete es aus Erfahrung und widmete sich ganz frommen Werken und Betrachtungen. Und darin starb er auch zu Florenz."

Rinuccini war ein geschmackvoller Dichter, eine Art von geringerem Tasso nennt ihn Ambros, und das Libretto der Euridice ist zwar von großer Einfachheit, aber auch von großer Klarheit der Komposition, und rechtfertigt wenigstens einigermaßen die allerdings etwas ausschweifenden Lobsprüche, welche Peri dem Verfasser zu Theil werden läßt. Er sagt in der Widmung der Euridice an Maria: „Ottavio Rinuccini hat durch die Erfindung und die Ausführung dieser vortrefflichen Fabel, welche er mit tausend anmuthigen und reizenden Einzelheiten schmückte, hat durch die wunderbare Vereinigung jener beiden Eigenschaften, die sich so selten beisammen finden, nämlich Würde und Lieblichkeit, bewiesen, daß er den berühmtesten Dichtern des Alterthums ebenbürtig und in jeder Beziehung ein bewunderungswürdiger Poet ist."

Der Inhalt des Stückes ist folgender: Prolog der „Tragedia" an das fürstliche Brautpaar gerichtet, 7 Strophen, welche alle nach derselben Melodie gesungen und durch ein viertaktiges Instrumentalritornell von einander getrennt werden. „Nicht unschuldig verspritztes Blut, nicht die Mordluft wahnsinniger Tyrannen, sondern lieblichere Bilder sollen heute auf der Bühne erscheinen rc., darauf einige Schmeicheleien für die hohe Braut, und das eigentliche Drama beginnt.

Die Hirten Amintas und Arcetro, die Nymphen und Hirten des Chors feiern in überschwänglichen Reden das Glück der Neuvermählten, Orpheus und Euridice. „Nie sah ein solches Liebespaar die Sonne" sagt eine Nymphe, dasselbe wiederholt ein Hirt, dann Arcetro, und „nie sah ein solches Liebespaar die Sonne" singt schließlich der ganze Chor. Es ist nur zu deutlich, daß diese Worte mehr an Maria von Medici und Heinrich IV. gerichtet sind, als an Orpheus und Euridice. Nun preist Euridice ihr Liebesglück, und fordert ihre „theuren Gefährtinnen" auf, ihr zu folgen, und in dem Schatten des nahen Hains sich „in fröhlichem Reigen, in fröhlichem Tanze zu schwingen". Sie, Dafne und andere Nymphen gehen dahin ab. Die Zurückbleibenden stimmen einen Tanzchor an: „Al canto al ballo all' ombra al prato adorno", unterbrochen von kurzen Einzelgesängen, in welchen die Himmlischen aufge-

fordert werden, an der allgemeinen Freude Theil zu nehmen. Jetzt tritt Orpheus auf und schildert nun seinerseits im Wechselgesang mit Arcetro seine Seligkeit, seine Liebeswonne. Ein Hirt, Tirsis, erscheint, die Flöte blasend und bringt dem Neuvermählten seine Huldigung dar. Diese festliche und freudevolle Stimmung wird jäh unterbrochen durch Dafne, welche hereinstürzt mit der Nachricht: Euridice ist nicht mehr, ist vom Tode dahingerafft.

„Im Schatten jenes Hains
Wo Blumen netzend
Gemächlich fließt der Bach durch Lorbeerbüsche,
Ergötzte sich in froher Lust
Mit den Gespielinnen dein holdes Weib.
Aus Rosen, aus der Veilchen zarten Blüthen
Flocht Kränze sie zum Schmuck dem duft'gen Haar,
Und sang, gelagert in der Matten Grün,
Gar süße Weisen zu der Wellen Murmeln.
Da plötzlich, als im Tanze Euridice
Der Wiese Rasenteppich leichten Fußes streift,
Da trifft, aufzuckend aus der Blumen Pracht,
Der Schlange gift'ger Zahn den weißen Fuß,
Daß sie, — o herb Geschick — erbleichend hinsinkt,
Ein Sonnenstrahl, von Wolken trüb umhüllt.
Aus tiefster Brust ein Schrei, so wehevoll,
Dringt klagend zu der Nymphen froher Schaar,
Beflügelt ihren Schritt und führt sie eilend
Zur Unglücksstätte, wo in ihren Armen
Die Freundin, nachtumhüllt, zusammenbricht.
Mit Eisesschauer deckt ein kalter Schweiß
Das holde Antlitz und das goldne Haar;
Die bleichen Lippen flüstern deinen Namen,
Zum Himmel richtet sich der Blick und Todesstarre
Umfängt die schönen Glieder."

Orpheus, in tiefstem Schmerz, stimmt Wehklagen an und ruft aus: „Nicht umsonst sollst du sterbend deinen Gemahl gerufen haben; ich bin dir nah, ich komme, o theures Leben, o theure Todte." Darauf geht er ab.

Arcetro, in Furcht, daß er sich tödten könne, folgt ihm. Nun kommen auch die Gefährtinnen der Euridice mit Amintas zurück, und lassen Trauergesänge ertönen, Klagen der Nymphen, immer unterbrochen von dem fünfstimmigen Chorrefrain: „Sospirate aure celesti, Lagrimate o Selve o Campi." Da kehrt Arcetro wieder: Orpheus lebt und ist durch göttliche Hülfe gerettet. Zagenden Schrittes sei er ihm nachgegangen und hätte seinen unendlichen Schmerz an der Leiche Euridice's

belauscht. Plötzlich theilte sich der Himmel, blendendes Licht strahlte aus, ein saphirfarbiger Wagen von einem schneeweißen Taubenpaar gezogen schwebte herab und ihm entstieg ein überirdisch schönes Weib, welches den verzweifelten Orpheus an der Hand faßte, ihn aufrichtete und sein Gemüth durch ihren Zuspruch wieder erheiterte. Ein Hirt des Chors: „Wer du auch sei'st, o himmlisches Wesen, die dem edeln Hirten so hilfreich beigestanden hat, dir wollen wir lobsingen und Opfer anzünden." Ein fünfstimmiger Chor „Alziam le voci e 'l cor al Cielo" beschließt die Scene.

Die Dekoration wechselt: wir werden nach der Unterwelt versetzt. Venus hat den Orpheus dorthin geleitet, sie zeigt ihm die „città fatalle", (wer denkt hierbei nicht an Dante's „città dolente!") und ermuntert ihn, dem König der Schatten sein Leid zu klagen, und durch Gesang und den Ton der goldenen Leier sein Herz zu erweichen; vielleicht daß der süße Klang seiner Stimme, welcher den Himmel bewegt hat, auch die Unterwelt rühre. Orpheus stimmt nun seinen Gesang an:

„Ihr Ufer trauervoll, ihr düstern Auen,
Die nie der Sterne Glanz,
Der Sonne Strahl geschaut,
Ertönt im Wiederhall von meinen Seufzern,
Von meinen Klagen um verlornes Glück.
Und ihr, wenn noch im Herzen Mitgefühl
Euch blieb für fremden Schmerz, für fremdes Weh,
Schatten der Unterwelt, beweint mit mir mein Leid."

Dann ruft er Euridice an, und beklagt ihr trauriges Loos. „Oh, wenn noch ein Funke jener Liebe dir im Herzen glüht, so höre, mein Leben, höre die Klagen und das Jammern deines theuern Orpheus. Schatten der Unterwelt, beweint mit mir mein Leid." Pluto fragt erstaunt: „Welcher Sterbliche wagt es, vor dem verhängnißvollen Tag (di fatale) in mein Reich zu dringen?" Orpheus trägt ihm nun in den rührendsten Worten seine Bitte vor. Pluto ist bewegt doch zu strenges Gesetz verbietet die Erfüllung des Wunsches. Der unglückliche Sänger fleht ihn nochmals an, und auch Proserpina sucht ihren Gemahl, „dem zu Liebe sie den heitern Himmel mit diesem Schattenreich vertauscht", zur Milde umzustimmen. Schließlich mischt sich merkwürdiger Weise noch Charon in die Sache und stachelt Pluto's Ehrgefühl: „Jupiter herrscht im Sternenreich, Neptun regiert das Meer und erregt Sturm und Wirbel nach seinem Willen, und du allein solltest in deinem weiten Reich durch Gesetze gebunden sein und nicht nach freiem Ermessen handeln können?" Das wirkt denn auch; der also bedrängte

Gott giebt nach: „So möge denn heute Mitleid im Hades siegen", und befiehlt, den „treuen Liebenden" wieder mit seiner Gattin zu vereinigen. Die Gottheiten der Unterwelt stimmen Wechselchöre an, und Rhadamantus drückt mit ihnen seine Verwunderung aus, daß es einem Sterblichen gelungen, dort unten die Herzen zu bewegen „dove pietà non punge e muove".

Die Scene wechselt wieder; Arcetro ist inzwischen besorgt um Orpheus geworden: „Schon senkt die Nacht ihre Schleier herab, und noch ist er nicht zurück." Da tritt Amintas auf, strahlend vor Freude: „Euridice, die so Betrauerte, ist dem Leben wiedergegeben, und kehrt, schöner als je, an der Seite ihres Gemahls zurück. Darob natürlich allgemeiner Jubel. Orpheus tritt nun mit Euridice auf, ruft die Wälder, Berge und Thäler zu Zeugen seines Glückes an, und erzählt den staunenden Freunden, wie Venus ihn in den Orkus geführt, und wie er sein geliebtes Weib vom Pluto losgebeten habe. Mit Freudenchören und Tanz endet so das Drama in eitel Lust und Fröhlichkeit.

Man sieht, Rinuccini ist etwas frei mit der Orpheussage verfahren. Es ist keine Rede davon, daß Euridice wegen der bekannten Ungehorsamkeit des Sängers diesem wieder entrissen wird und in die Unterwelt zurückkehren muß. Der Dichter glaubt sich auch wegen dieser Aenderung entschuldigen zu müssen: auch griechische Dichter hätten sich solche Freiheiten erlaubt, und Dante ließe den Odysseus ertrinken, obwohl Homer und andere das Gegentheil versicherten. Auch wäre ihm dieser Schluß bei einem so freudigen Feste passender erschienen. Lindner bemerkt hierzu sehr richtig (a. a. O. S. 14): „Nicht nur die festliche Gelegenheit allein dürfte als Grund dieser Veränderung anzusehen sein. Indem das musikalische Drama durch den glücklich gewählten Stoff sofort in den eigentlichen Mittelpunkt des individuellen, der Musik ganz besonders zugänglichen Lebens der Liebe versetzt wurde, lag darin unbewußt ein Gegensatz gegen die das irdische Leben mehr oder weniger verneinende Kirchenmusik. Die Freude am Leben, die trotz aller Leiden in der Liebe ihren vollsten Ausdruck findet, gab daher dieser neuen Kunstrichtung von vornherein eine im Wesentlichen heitere Gestalt, welche auch bei der viel späteren Ausbildung der Opera seria maßgebend blieb."

Auch die Verwandlung der Scene scheint Rinuccini's Gewissen bedrückt zu haben. Und in der That war es auch wohl ein gefährlich Ding, einem Publikum gegenüber, welches auf Aristoteles schwor, gegen eine der berühmten drei Einheiten zu verstoßen. Ein Glück, daß der Dichter für seine Kühnheit sich auch auf die Autorität eines antiken

Kollegen berufen konnte, was er auch nicht verfehlt zu thun. „Ich bin bei der Aenderung der Scene dem Beispiel des Sophokles im Aiax gefolgt, da sich auf andere Weise Orpheus' Bitten und Klagen nicht darstellen ließen."

Zu dieser Fabel hat nun Peri eine Musik geschrieben, welche das höchste Entzücken aller Hörer erregte. Einem modernen Opernbesucher dürfte dieser Enthusiasmus schwer begreiflich sein. Wollte man ihm jenes „dramma per musica" vorführen, so würde er jedenfalls mehr erstaunt als entzückt sein. Er würde wahrscheinlich die Musik ziemlich langweilig und „ledern" finden, und wohl nach wenigen Nummern die Flucht ergreifen.

Er hätte von seinem Standpunkt aus vielleicht nicht ganz Unrecht. Ebensowenig hat aber der Musikhistoriker Unrecht, wenn er diese Tonsätze in ihrer Einfachheit unendlich rührend findet und ihre keusche Frische bewundert. Wer von ihr dasselbe verlangte, was die Opern eines Gluck oder Mozart bieten, der würde ganz ungerechte Ansprüche erheben. Auf diesem Standpunkt ungefähr steht P. Guidi, welcher die Euridice im Jahre 1863 neu herausgegeben hat, „damit man prüfen könne, wie die Oper, welche heute durch Rossini und Meyerbeer sich so glanzvoll entwickelt, in ihren Anfängen beschaffen war. Welch ein Schritt von Peri's Euridice zum Wilhelm Tell und den Hugenotten!" ruft er bewundernd aus. Freilich wohl; doch ist es sehr fraglich, ob gerade Rossini oder Meyerbeer in Peri's Fall und zu Peri's Zeit etwas Besseres oder auch nur etwas ebenso Gutes wie die Euridice hätten schaffen können.

Die musikalischen Ausdrucksmittel, welche jene Meister fertig gebildet vorfanden und völlig beherrschten, waren Peri ganz unbekannt. Was er davon brauchte, mußte er selbst sich erst schaffen, und Dinge, die heute jedem Harmonieschüler geläufig sind, ja, die jedem Hörer guter Musik selbstverständlich erscheinen, würden jener Zeit als Offenbarungen höchster musikalischer Weisheit gegolten haben. Peri glich einem Baumeister, welcher im Begriff ein Haus zu errichten, sich erst die Steine formen, die Balken selbst behauen muß; und mit Rücksicht auf die großen Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, wollen auch seine Kompositionen beurtheilt sein. Wer im Stande ist, alles, was er musikalisch gehört und gelernt hat, zu vergessen, und sich ganz unbefangen und mit liebevollem Eingehen diesem Erstlingswerke dramatischer Musik zu nähern, der wird eine ähnliche Freude daran empfinden, wie die Mutter an den ersten Satzbildungsversuchen ihres Kindes. Denn, trotz einzelner Stellen von großer Schönheit, kaum anders verhält sich

Peri's Tonsatz in dem Bestreben, sich recht eng den Textworten anzuschmiegen, zu den geistdurchglühten Deklamationen Beethoven's oder Wagner's.

Wie schon gesagt, hatte der Komponist sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, den Inhalt der Dichtung möglichst sinngemäß auszudrücken und die Worte gut und richtig zu deklamiren. Zwar verschmäht er, gegen das Programm, auch bisweilen Passagen nicht, ebenso kommen, obwohl selten, Textwiederholungen vor, aber das sind nur Ausnahmen. So ist es denn natürlich, daß die Solonummern zum größten Theil mehr ausdrucksvolle Recitative als melodische Gesänge sind.

Der Ton der musikalischen Rede ist im allgemeinen auch recht gut getroffen, bisweilen sogar überraschend charakteristisch, wie bei dem schmerzerfüllten Ausruf des Orpheus: Ohimè, ohimè! Hierbei werden verminderte Quinten und kleine Terzen verwendet, zu jener Zeit ganz ungeheuerlich kühne Fortschreitungen. Doni hebt dies auch lobend hervor, ebenso wie den Gebrauch kürzerer Noten und nach oben gehender Intervallschritte am Schluß bei Fragen.

Nämlich Peri schließt sonst jeden längeren Redeabsatz nicht nur, sondern auch jeden kleineren Abschnitt des Textes, wo ein Komma oder Semikolon steht, mit langen $^{2}/_{4}$ oder $^{4}/_{4}$ Noten. Dadurch wird der Fluß der Rede sehr beeinträchtigt und die Recitation bekommt auf die Dauer etwas äußerst Monotones. Wenn nun an Stelle dieser langen Schlußnoten kleinere Werthe gebraucht werden, so wirkt das in der That viel unruhiger und klingt mehr nach Frage. Das Monotone der längeren Sologesänge, z. B. Dafnes Erzählung vom Tode der Euridice, oder Orpheus' Gesang im Hades, wird noch vermehrt durch die Aengstlichkeit, mit welcher der Komponist dem Ausdruck und den Bewegungen der Worte zu folgen sucht. Dies läßt einen Zug in's Große nicht aufkommen, die Musik zerfällt in Theile und Theilchen, Steigerungen kommen nicht vor, so daß das Ganze einen recht befangenen Eindruck macht. Die bisweilen für unser Ohr ganz ungewohnten, harten Harmoniefolgen, öfter so sonderbar, daß man an Druckfehler zu glauben geneigt ist, machen die Sache nicht besser. Aber woher sollte den Tonsetzern des sechzehnten Jahrhunderts ein ausgebildetes Harmoniesystem kommen? Woher der leichtflüssige musikalische Ausdruck? Alles dies mußte erst in jahrhundertelanger Arbeit erworben werden.

Die Chöre und die mehrstimmigen Sätze für Solisten in der Euridice entsprechen zum Theil wenig den Forderungen der Camerata. Was Bardi den Kontrapunktisten vorwirft, daß sie nämlich verschiedene Stimmen zu gleicher Zeit verschiedene Worte aussprechen lassen, könnte

man recht wohl auch auf manche Chöre in Peri's Werk anwenden. Denn dieser scheut sich durchaus nicht, seine kontrapunktischen Künste zur Anwendung zu bringen. Einzelne Nummern sind völlig polyphon gehalten und vortrefflich gesetzt, mit Nachahmungen, Umkehrungen und allen Chikanen, wie das Terzett „Ben nochier", der fünfstimmige Chor „Al canto, all ballo", „Biond' arcier'" und andere. Nur wenige sind homophon, wie „Sospirate" und die Chöre der Unterwelt, und es ist charakteristisch, daß gerade die letzteren, welche ganz nach neuflorentiner Programm gearbeitet sind, am wenigsten musikalische Bedeutung haben.

Selbständige Instrumentalsätze kommen in der Oper so gut wie garnicht vor. Ein viertaktiges Ritornell, welches die einzelnen Strophen des Prologs von einander trennt, ein ebensolches von fünf Takten ganz am Schluß, welches, immer wiederholt, als Balletmusik für 2 Solotänzer diente, und endlich das Vor- und Nachspiel zu der Tirsis-Arie, das ist alles. Die letzteren soll, wie der Komponist angiebt, Tirsis selbst auf dem „Triflauto" spielen. Aber das ist ein Phantasieinstrument — eine Flöte, auf der man dreistimmig blasen könnte, giebt es nicht — und das Tonwerkzeug in des Schäfers Hand Dekorationsstück. Denn ähnlich, wie Papageno in der Zauberflöte seine Panspfeife nur zum Schein an den Mund führt, während ein Musiker im Orchester die Passage bläst, so spielten hier Flötenbläser hinter der Scene die dreistimmigen Sätzchen, während Tirsis wohl die entsprechenden Bewegungen dazu machte.

Diese Flötenstückchen sind den Melodieen der Pifferari nachgebildet. Mit demselben künstlerischen Instinkt, welcher später den genialen Weber auf das Volkslied zurückgreifen ließ, führt hier Peri seiner Oper ein volksthümliches Element zu. Da im übrigen, wie wir später sehen werden, alle Begleitungen nur von Saiteninstrumenten ausgeführt wurden, so kann man sich vorstellen, wie erfrischend an dieser Stelle die Flöten wirken mußten. Man vergegenwärtige sich nur den ganz ähnlichen, prächtigen Effekt in Wagner's Tannhäuser, den Hirtengesang mit Vorspiel vom englischen Horn. Wie hier durch Schalmeiklang, so wird bei Peri durch jene drei Flöten eine pastorale Stimmung erzeugt.

Die Euridice enthält also schon in nuce alle Bestandtheile der künftigen großen Oper: Recitative, Arien, Chöre, Ensembles von Solisten, und schließlich auch Ballet.

Trotz aller angeführten Mängel, trotz aller Befangenheit im Ausdruck wird man doch durch die naïve Wahrheit dieser Musik gefesselt; es zeigen sich oft genug Melodiebildungen, welche weit hinausgehen über eine nur äußerliche Beobachtung der richtigen Deklamation, und

es ist Ambros schon zu glauben, wenn er erzählt*): „Ich habe die Scene der Klage um Euridice wiederholt öffentlich aufführen lassen. Die Sänger (Solisten und Chor) gewannen die Sache mit jeder Probe lieber, und die Wirkung auf die Zuhörer war jedesmal eine große. Der einigemal wiederholte Zug, den man in der Aufzeichnung kaum beachtet, wie auf das „Sospirate“ der Nymphe der volle Chor, wie auf ein Stichwort antwortend, einfällt, — der Gegensatz des Unisono-Chores „Cruda morte“ zu dem in seiner Einfachheit so volltönigen, fünfstimmigen „Sospirate“ u. s. w. wirkt zauberhaft.“

Ich glaube, daß auch noch andere Nummern, z. B. der fünfstimmige Chor „Biond' arcier“ oder das Terzett „Se fregiato il crin' d'alloro“, und vor allem das reizende „Gioite al canto mio“ (mitgetheilt von Gevaërt in „Les gloires de l'Italie“) von einem empfänglichen Publikum der wärmsten Aufnahme sicher wären. Namentlich das zuletzt genannte „Gioite“, von Orpheus bei seiner glücklichen Rückkehr aus der Unterwelt gesungen, ist ganz wunderschön. Nicht voll jauchzender Freude — das konnte man eben noch nicht ausdrücken, leidenschaftliche Musik ist überhaupt erst eine Errungenschaft der Neuzeit — aber von innigster Empfindung durchdrungen, und von schönstem Fluß der Melodie, bei welcher, ganz modern, am Schluß der beiden Strophen eine refrainartige Wiederholung der letzten Worte und der letzten melodischen Phrase stattfindet. Uebrigens wird auch bei dem Gesang des Orpheus im Hades durch das immer wiederkehrende „Schatten der Unterwelt, beweint mit mir mein Leid“ (Lacrimate al canto mio, ombre d'Inferno) eine Art Gliederung herbeigeführt, denn denselben Worten entspricht immer dieselbe Tonfolge.

Bei Beurtheilung dieser Musik muß man auch darauf Rücksicht nehmen, daß dem Sänger ihr gegenüber eine ganz andere Rolle zufiel, als dies bei modernen Tonstücken der Fall ist. Der Komponist gab die Umrisse, der Sänger führte aus, verzierte die Melodie, veränderte sie auch wohl nach seinem Geschmack, wozu er durch seine gute musikalische Vorbildung wohl befähigt war; und manches, was auf dem Papier reizlos und trocken aussieht, mochte durch den ausdrucksvollen, geistreichen Vortrag gebildeter Sänger Farbe und Leben bekommen. Sogar Doni, welcher wahrlich nicht geneigt ist, den Sängern Konzessionen zu machen, meint, solche Verzierungen seien nothwendig, „weil ohne sie die Melodie steif und ungraziös ist. Sie werden willkürlich ausgeführt, ohne daß sie besonders aufgezeichnet sind, und zwar nicht

*) In „Geschichte der Musik“ B. IV. S. 264.

nur von Sängern, sondern auch von den Spielern der Streichinstrumente, und sie machen immer eine sehr gute Wirkung*)."

Auch Peri in der Vorrede zur Euridice gedenkt mit warmem Lobe des schönen Vortrags seiner Gesangwerke von Seiten der Signora Vittoria Archilei, der „Euterpe dell' età nostra". „Sie schmückt dieselben nicht nur mit langen, doppelten und einfachen Läufen, welche ihr lebhafter Geist jeder Zeit erfindet, mehr aus Nachgiebigkeit gegen den allgemeinen Brauch, als weil sie darin die Schönheit und Kraft unseres Gesanges zu finden glaubt; sondern vielmehr mit jenen anmuthigen und reizvollen Verzierungen (vaghezze e leggiadrie), welche garnicht aufgeschrieben werden können, und welche auch aus der Aufzeichnung allein nicht zu lernen sind."

In der Euridice werden sich die Sänger wohl im allgemeinen, namentlich wo es sich um Erzählungen und dergleichen handelte, an die vorgeschriebene Notation gehalten haben, schon um den Charakter des recitirenden Dramas zu wahren. Doch gab es ja genug lyrische Stellen, wie jenes „Gioite", wie den Gesang des Orpheus im Hades, wo sie ihren Gefühlen und ihrer Phantasie in Bezug auf jene „vaghezze e leggiadrie" freien Lauf lassen konnten.

Wie schon gesagt, wurde diese Oper aufgeführt bei der Vermählung Maria's von Medici mit Heinrich dem IV. von Frankreich, im Jahre 1600, selbstverständlich mit aller erdenklichen Pracht. Erythraeus weiß nicht genug des Rühmens von den Wundern der Scene, welche bald grüne Gefilde, bald das ungeheure Meer, bald anmuthige Gärten rc. darstellte. Das Werk kam indessen nicht ganz in seiner ursprünglichen Gestalt zu Gehör, denn einzelne Theile, wie die Klagen der Hirten und Nymphen um Euridice's Tod, und einige andere, wurden nach Kompositionen des Caccini gesungen, und zwar „von Leuten, die von ihm abhängig waren", also vielleicht seinen Schülern. Warum dies geschah, ist nicht recht einzusehen, denn Caccini hatte als Komponist der zweiten Festoper, des „Rapimento di Cefalo", noch hinreichend Gelegenheit, sein Licht leuchten zu lassen. Ambros hat wohl Recht, wenn er annimmt, daß Caccini bei jenem Stratagem von der Rücksicht auf die ihm vielleicht genauer bekannten Fähigkeiten seiner Sänger geleitet wurde. Möglicherweise war es auch nur ein Akt der Höflichkeit, wenn ein Vertreter des neuen Musikstils einem andern Gelegenheit gab, seine Kunst zu zeigen, und der Beweis, daß sie gewissermaßen solidarisch für die Verbreitung dieser Kompositionsgattung eintraten. Denn wie wir schon

*) Trattatto della musica scenica Cap. IX.

gesehen haben, waren auch in Peri's Dafne einzelne Nummern von Jacopo Corsi in Musik gesetzt, und Caccini hatte in sein Rapimento di Cefalo Chöre anderer Tonsetzer (Stefano Venturi del Nibbio, Piero Strozzi, Luca Bati) eingeschachtelt.

Bei der Aufführung sang Peri selber den Orpheus, wie er in der Widmung seiner Oper an Maria mittheilt. Aus der Vorrede desselben Werkes erfahren wir ferner, daß Amintas von Francesco Rosi, einem Edelmann aus Arezzo, Arcetro von Antonio Brandi, Pluto von Melchior Palantrotti und die Dafne von Jacopo Giusti, einem Knäblein aus Lucca (fanciulletto lucchese) dargestellt wurde, während Vittoria Archilei in der Rolle der Euridice glänzte, wie Caccini erzählt (Nuove musiche). Auch die Namen der Instrumentalisten werden von Peri überliefert. „Hinter der Scene spielten Männer, welche durch adelige Geburt und musikalisches Können ausgezeichnet waren und zwar der schon oft genannte Signor Jacopo Corsi Klavier (Gravicembalo), Signor Don Grazia Montalvo eine Theorbe (Chitarrone, Baßlaute), Messer Gio. Battista dal Violino einen Kontrabaß (Lira Grande) und Messer Giov. Lapi eine große Laute (Liuto grosso). Das Epitheton „durch adelige Geburt ausgezeichnet bezieht sich also wohl auf die beiden zuerst genannten, dilettirende Edelleute, welche auch den Titel „Signor" bekommen, während die letzteren höchst wahrscheinlich Fachmusiker waren, wie der Zusatz „dal Violino" zum Namen Gio. Battista und das „Messer" anzudeuten scheint.

Peri's Orchester war nicht groß, wie man sieht, und brauchte es auch nicht zu sein, denn es diente nur zur Angabe der Harmonie bei den Sologesängen und vielleicht zur Unterstützung der Chöre. Die Stimmen für die einzelnen Instrumente waren nicht fertig ausgesetzt, wie das jetzt geschieht, sondern die Spieler bekamen nur einen bezifferten Baß, und mußten dann nach eigenem Geschmack die Füllstimmen hinzufügen, wobei sie, wie schon gesagt, auch jene Verzierungen anwenden konnten, welche nach Doni's Zeugniß „bellissimo sentire" machen. Die Musiker spielten hinter den Coulissen, dem Publikum unsichtbar, wie Wagners Orchester. Doch waren wohl bei dieser Aufstellung kaum künstlerische Rücksichten maßgebend, sondern nur die geringe Wichtigkeit der Instrumente, welche zu selbständiger Wirkung garnicht kamen.

Doni findet allerdings diese Unsichtbarkeit der Instrumentalisten sehr verwerflich, aber nur aus dem Grunde, weil die Griechen ganz anderen Prinzipien huldigten. Diese stellten die schöngekleideten Flöten- und Citherspieler vor der Bühne auf, allen in die Augen gerückt, und darum reklamirt unser Graecomane dieselbe Anordnung auch für die

italienische Opernbühne. Nur müßte man dann, wie er naiv bemerkt, die Leute zu einem feinen, wohlanständigen Betragen anhalten, damit sie nicht vor den Zuschauern ausspuckten, sich den Schweiß abwischten, oder ähnliche Dinge vollführten.

Ueberhaupt hat Doni noch manches an dem neuen Musikdrama auszusetzen, so sehr er im allgemeinen des Lobes voll ist. Und in der That ist ja die Euridice weit entfernt, ein Drama im antiken Sinne zu sein. Arteaga*) bemerkt ganz richtig, das Werk sei eine Reihe von Madrigalen und keine Tragödie, und die Personen redeten die Sprache manirirter Italiener des sechzehnten Jahrhunderts vielmehr, als die thrakischer Schäfer zur Zeit der Orpheus. Auch den Vorwurf der gestörten Einheit des Ortes erspart er dem Dichter nicht. Aber man muß doch zugeben, daß Rinuccini sich weit über den Schwulst und Ungeschmack seiner zeitgenössischen Brüder in Apoll erhebt, über Sannazaro, Pasqualigo, Guarini und andere. Ein moderner Sophokles war er natürlich nicht, und das konnte man auch billigerweise nicht verlangen, denn wie sollte er sich von der ganzen Denk- und Empfindungsweise seiner Zeit loslösen, deren echtes Kind er war? Es fand eben hier, bei der Entwickelung der musikalischen Dramatik, derselbe Vorgang statt, wie in der Skulptur und Architektur. Die Fanatiker der Antike träumten eine Wiederherstellung der alten Kunst, während in der Praxis die Sache so verlief, daß die Künstler sich zwar willig in die Bahnen griechischer Anschauung lenken ließen, dann aber ganz fröhlich ihre eigenen Wege gingen. Wenn nun auch Rinuccini ebensowenig wie Peri und Caccini das den Reformatoren vorschwebende Ideal völlig erreichten, so war doch durch sie die Musik nach einer Richtung hin entwickelt worden, welche es gestattete, den rein menschlichen Empfindungen, Freude und Leid, Liebe und Haß, einen weit prägnanteren Ausdruck zu geben, als dies durch die kontrapunktischen Formen möglich war. Stile rappresentativo, auch stile parlante und stile recitativo wurde diese neue Kompositionsgattung genannt, und sie kam so sehr dem Geschmack der Italiener entgegen, daß die Oper, als die hauptsächlichste Gattung des monodischen Stils, sich von Florenz aus bald über das ganze Land verbreitete und einen glänzenden Aufschwung nahm.

Vorerst noch auf die Fürstenhöfe beschränkt, ein Vorrecht, oder vielmehr ein Luxus der Reichen — denn nur bei festlichen Gelegenheiten konnte man solche Schaustellungen mit Musik ihrer Kostbarkeit

*) Le rivoluzioni del teatro musicale italiano (1785) B. I S. 254.

wegen einem auserwählten Publikum vorführen — wurde sie bald Gemeingut des ganzen Volkes durch die Gründung von Operntheatern, in welchen jeder gegen Eintrittsgeld Gelegenheit hatte, Musikdramen zu hören. Der größere Bedarf an Opern leitete die vortrefflichsten Komponisten auf diese Bahn, und früher wohl, als es Peri geahnt, erfüllten sich die Worte, welche der bescheidene Künstler am Schluß der Vorrede zu seiner Euridice sprach: „Ich glaube, daß meine Sendung erfüllt ist, wenn ich der Begabung Anderer den Weg geebnet habe, auf welchem sie, meinen Spuren folgend, zum Ruhm emporsteigen mögen, den ich nicht erreichen konnte."

Die Christenverfolgung unter Diocletian und seinen Nachfolgern.

Von

Prof. Dr. Gustav Krüger.

Vor dem Jahre 250 hat eine planmäßige, von Staatswegen unternommene Verfolgung der christlichen Religion und Kirche nicht stattgefunden. Der Imperator Maximinus Thrax (235—238) hat zu kurze Zeit regiert, um einen Erlaß, welcher seine Spitze gegen den christlichen Klerus richtete, in die That umzusetzen. Traianus Decius (249—251) ist der Kaiser, der zum ersten Male im Interesse des Staates und der altrömischen Religion energisch gegen die neue Religion verfahren ist. Wie er die Censur wieder einführen wollte, wobei es ihm passirte, daß Valerian, sein künftiger Nachfolger, damals Senator, das Ehrenamt mit der Begründung ausschlug, daß dasselbe durchaus nicht mehr zeitgemäß sei; wie er begeistert war für die altrömische Staatsidee überhaupt, so hing er auch an der alten Staatsreligion. Er erkannte die Gefahr, die dieser von dem mächtig aufstrebenden Christenthum drohte; er erkannte sie, als es bereits zu spät war, ihr mit Erfolg zu begegnen.

Denn das Christenthum war zu dieser Zeit bereits eine Macht geworden, der sich mit einem staatlich dekretirten Vernichtungsurtheil nicht mehr beikommen ließ. Freilich besitzen wir kein statistisches Material, das uns in den Bestand christlicher Gemeinden zu jener Zeit sicheren Einblick gewähren könnte. Der Bischof Cornelius von Rom giebt einmal seinen Klerus auf 46 Presbyter, 7 Diakonen, 7 Subdiakonen, 42 Amtsdiener, 52 Teufelsbeschwörer, Vorleser und Küster an und berechnet die Zahl der Wittwen, die von der Gemeinde Unterstützung empfangen, auf 1500. Da wird der Ausspruch des Decius verständlich, daß er einen Gegenkaiser weniger fürchte als einen römischen Bischof. Seine Befehle, daß alle Christen verleugnen und den Göttern

opfern sollten, widrigenfalls Folter und Qualen aller Art gegen sie in Anwendung kommen sollten, haben freilich eine große Panik verursacht. War auch die Todesstrafe nicht ausdrücklich festgesetzt, so sind doch Martyrien in größerer Zahl vorgekommen, und die Drangsalirungen, unter denen weite Kreise wegen ihres Glaubens zu leiden hatten, waren peinlich genug. Auch lichtete der Abfall die Reihen der Christen bedeutend. Dennoch läßt sich eine große Zukunftsfreudigkeit schon aus der Art und Weise entnehmen, wie man sich während der Stürme der Verfolgung darüber stritt, nach welchen Grundsätzen die Abgefallenen zu behandeln seien, wobei denn Besonnene den Vorschlag thaten, mit der Entscheidung zu warten, bis etwa die Verfolgung vorüber sein möchte.

Valerian (253—260) hat gegen Ende seiner Regierung gleichfalls systematische Versuche gemacht, das Christenthum niederzuhalten. Er nahm den Gedanken des Maximinus, vornehmlich den Klerus anzugreifen, wieder auf, in der richtigen Erwägung, daß eine Heerde ohne Hirten ungefährlich sein würde. Als er starb, gab sein Sohn Gallienus (260—268), ein, wie es scheint, indifferenter und haltloser Mensch, die Politik des Vaters wieder auf, und wir sehen nun das Christenthum durch volle 40 Jahre ungestört sich weiter entwickeln, durchaus nicht anerkannt vom Staat, aber auch nicht von ihm behelligt. Aurelian hat 275 die Politik des Valerian durch Veröffentlichung neuer Verfolgungsedicte fortsetzen wollen. Sein gleich darauf erfolgter Tod hat die Ausführung gehemmt. Ein Entscheid, den der Kaiser in einer christlichen Angelegenheit gab, ist übrigens für den Zustand der Dinge bezeichnend. Als er im Krieg gegen Zenobia, die Königin des palmyrenischen Reiches, Antiochien eroberte, wendeten sich zwei dort mit einander in Streit liegende Christenparteien an ihn: der Kaiser möge entscheiden, welcher von beiden das Gotteshaus zuzusprechen sei. Aurelian entschied für diejenige, welche mit dem römischen Bischof in kirchlicher Gemeinschaft stehe.

I.

Eusebius von Caesarea, der den Ereignissen zeitlich nahe steht, hat im Anfang des ersten Buches seiner Kirchengeschichte ein glänzendes Bild von der Lage der Christen um das Jahr 300 entworfen, die Zeit also, die der letzten großen Verfolgung nahe voraufging. Er malt es freilich mit der Tendenz, dem Leser um so deutlicher den scharfen Gegensatz vor Augen zu führen, den die folgenden Jahre der Betrachtung zeigen. Er berichtet zunächst von der großen Zunahme des Christen-

thums, in Folge deren die alten gottesdienstlichen Gebäude nicht mehr ausreichten und an allen Orten neue Kirchen errichtet werden mußten. Die Bischöfe der einzelnen Gemeinden genossen hohe Achtung bei Civil- und Militärbeamten. Das Christenthum ist sogar an den Hof gedrungen. Der Oberkammerherr des Kaisers Diocletian ist Christ, ohne daß seine Stellung dadurch beeinträchtigt worden wäre. Man gestattet dem Hofpersonal mit Weib und Kind ungehindert die Ausübung der christlichen Religion in Wort und That. Sogar Statthalterstellen wurden gelegentlich Christen anvertraut, und Diocletian soll in diesem Falle den Statthalter von der Verpflichtung, zu Ehren der Götter und des Kaisers Opfer zu bringen, entbunden haben, Gewissens halber*).

Dieser glänzenden Lage gegenüber versagt dem Eusebius zur Erklärung der nun über seine Glaubensgenossen hereinbrechenden Verfolgung selbst der bei ihm sonst sehr beliebte Recurs auf Teufel und Dämonen. Kein Neid, sagt er, kein Dämon vermochte diesen Fortschritt zu beschreien, so lange die himmlische Hand Gottes sein Volk als dessen würdig deckte und beschützte. Das Volk aber war durch die guten Zeiten verwöhnt worden. Nachlässigkeit und Trägheit im Glauben, Neid und Verleumdung sind eingerissen. „Als wir begannen, uns selbst mit Worten wie mit Schwertern zu bekämpfen, als die Vorsteher sich unter einander entzweiten und Gemeinde gegen Gemeinde Stellung nahm, als niedrige Heuchelei und Verstellung den Gipfel der Schlechtigkeit erstieg, da begann das göttliche Strafgericht in der ihm eigenthümlichen schonenden Weise uns allmählich und gelinde heimzusuchen." Die gelinden Anfänge aber belehrten nicht. Im Gegentheil, Eigensucht, Neid und Streitereien nahmen zu. „Da umwölkte der Herr in seinem Zorn mit Dunkel die Tochter Zions; vom Himmel nieder zur Erde warf er Israels Glanz und gedachte des Schemels seiner Füße nicht am Tage seines Zornes, sondern versengte alle Anmuth Israels und zerstörte alle seine Umgebung**)."

Das ist freilich ein künstlicher Pragmatismus, der die Rathlosigkeit des Bischofs zeigt, und keine Erklärung. Sieht man sich aber in den zahlreichen Schriften, die der Christenverfolgung unter Diocletian auch in unserer Zeit Aufmerksamkeit schenken, nach einer solchen um, so

*) Die Echtheit des Briefes des Theonas, Bischofs von Alexandrien (?), an den christlichen Bibliothekar des Kaisers, Lucianus, in welchem demselben Vorschriften ertheilt werden, wie er es anzufangen habe, den Kaiser allmählich immermehr für das Christenthum einzunehmen, ist mit so starken Gründen bezweifelt worden, daß man ihn als Quelle für das Christenthum am kaiserlichen Hof nicht mehr verwenden darf.

**) Klagelieder 2, 1 ff.

wird man hier einer solchen Verschiedenheit der Ansichten begegnen, daß die naive Auffassung des alten Eusebius zwar nicht gerechtfertigt, aber doch entschuldigt scheint.

Neunzehn Jahre hatte Diocletian regiert, und keine Action gegen die Christen hatte stattgefunden. Wir hören wohl von dem einen oder anderen Proceß im Heer, in den ein Christ verwickelt wurde; doch sind solche „Martyrien“ einfach auf militärischen Ungehorsam zurückzuführen. Nichts Anderes ist es ja doch, wenn Maximilian, ein 21jähriger Jüngling, vor den Proconsul geführt, um auf seine Diensttauglichkeit untersucht zu werden, von vorn herein erklärt: „ich kann kein Soldat sein, ich kann nichts Böses thun; ich bin ein Christ“. Als er tauglich befunden wird, bleibt er trotz aller gütlichen Vorstellungen des Proconsuls, der ihn darauf hinweist, es seien doch so viele Christen im Heer, und ohne Gewissensscrupel, dabei: „ich nehme die Zeichen des Dienstes nicht; ich trage schon das Zeichen Christi, meines Gottes“. Er wird, wie es ausdrücklich heißt, wegen Insubordination, nicht wegen seines Bekenntnisses zum Christenthum, enthauptet. Marcellus, ein Centurio in Tanger, springt am Geburtstag des Kaisers, da das Festmahl mit Opfern verbunden war, von der Tafel auf und erklärt: „von diesem Augenblick an höre ich auf, als Soldat euren Imperatoren zu dienen. Ich verachte es, eure hölzernen und steinernen Götter, welche taube und stumme Götzen sind, anzubeten. Wenn das der Soldatenstand mit sich bringt, daß man den Göttern und dem Kaiser opfern soll, so werfe ich Stab und Gürtel hin, so entsage ich den Fahnen und bin fortan kein Soldat mehr.“ Der Mann ward nach zweimaligem Verhör hingerichtet. — Wir hören weiter von dem Befehl eines Legaten, wonach „die christlichen Soldaten mit aller Strenge aus dem Heer ausgeschieden werden sollten“, und Eusebius, der das berichtet, fügt hinzu, die meisten Streiter des Reiches Christi hätten darauf sein Bekenntniß der scheinbaren Ehre und dem Glück, in dem sie sich befanden, vorgezogen. Thatsächlich wissen wir von der Tragweite dieses Befehls gar Nichts und sind wohl berechtigt, zu dem Zusatz des Eusebius ein Fragezeichen zu machen: um dem lästigen Dienst zu entgehen, möchte sich gar Mancher als Christ bekannt haben.

Woher das lange Zögern? woher der plötzliche Umschwung?

Man hat gemeint, die Christenverfolgung sei der Abschluß von Diocletians Politik gewesen; das Gebäude war gekrönt, wenn das letzte mächtigste Hinderniß eines geordneten römischen Staatsorganismus beseitigt wurde. Danach schreibt man dem Kaiser eine Politik der Restauration zu: Diocletian habe den römischen Staat möglichst auf den

früheren Grundlagen wiederherstellen wollen; die alte Religion sei ihm dabei als einer der mächtigsten Hebel zur Wiederherstellung des Staates erschienen. Als Regenerator des Staates mußte er das Heranwachsen einer kräftigen Generation wünschen, zur Vertheidigung des Reiches befähigt und von Interesse für dasselbe beseelt; die christliche Tendenz dagegen ging immermehr auf Weltflucht. Der Kaiser brauchte zuverlässige Beamte; die Christen flohen den Staatsdienst. Er benöthigte große, ihm unbedingt ergebene Heere; die Christen machten sich aus dem Heerdienst ein Gewissen.

Zunächst: die Grundvoraussetzung dieser Ansicht ist falsch. Allerdings hat Diocletian eine Politik verfolgt, die auf Kräftigung eines einheitlichen Staates ausging, der vor allen Schwankungen und Wechselfällen unruhiger Zustände möglichst gesichert sein sollte. Aber er hat eine vollständig neue Staatsordnung geschaffen: grade die alten Grundlagen des Staates, vornehmlich die Idee des Principates, wie sie Augustus geschaffen hatte und Decius noch einmal zurückzurufen suchte, hat er verlassen. Seine Regierung eröffnet die Periode des absoluten Kaiserthums, die in den Byzantinismus ausläuft. Durch seine Einrichtung jener Vierherrschaft, wonach immer zwei Augusti im Osten und Westen mit abwechselndem Primat, unterstützt von je einem Cäsar, herrschen sollten, glaubte er das Reich, das bisher der Spielball der widerstreitendsten persönlichen Interessen, der willkürlichsten Militärrevolten gewesen war, am Besten schützen zu können. Der Gedanke war vollständig neu. Alle republikanischen Formen ließ der Kaiser fallen. Der Senat, fortan ohne jede politische Bedeutung, sank herab zu einer Stadtverordnetenversammlung von Rom. Die durchgreifenden Maßregeln in der Finanzverwaltung wie in der Organisation des Heeres zeigen überall den kräftigen, zielbewußten Regenten, der neue Gedanken zu Tage fördert und sich bestrebt zeigt, das Alte, wo es morsch geworden, durch Neues zu ersetzen. Was aber weiter hinzugefügt wird über den staats- und weltfeindlichen Charakter der Christen, bewegt sich in Allgemeinheiten, die auf frühere Zeiten besser passen würden, als grade auf unsere Periode, wo wir von der Betheiligung von Christen an Staatsaffairen bereits vielfache Beweise haben. Auch genügt ein Blick auf den späteren glänzenden Erfolg Constantins, um diese Erwägungen zum Schweigen zu bringen. Als Krönung einer Politik, die ganz auf die Zukunft gestellt war, ist die Verfolgung des Christenthums so wenig erklärlich, daß man mit weit größerem Rechte das Gegentheil vermuthen dürfte.

Da scheint der Hinweis auf des Kaisers religiöse Stellung be-

rechtigter. Gewiß ist's übertrieben, wenn man neuerdings versucht hat, ihm eine gradezu christenfreundliche Gesinnung zuzuschreiben. Was sich darüber aus den Quellen entnehmen läßt, macht eine derartige Auffassung doch unmöglich. Ein tiefer gehendes Interesse, wie es damals etwa Constantius, der Vater Constantins des Großen, gezeigt hat, scheint Diocletian religiösen Fragen nicht entgegengebracht zu haben: er war, ohne viel darüber nachzudenken, den alten Göttern ergeben, und auf den Münzen kann man in dieser Beziehung eine mit dem Alter zunehmende Gläubigkeit wahrnehmen. Wohl war er abergläubisch im gewöhnlichsten Sinn des Wortes; er legte großes Gewicht auf die Wahrsagerei, und ihr Unwesen hat grade durch ihn wieder an Kraft und Leben gewonnen. Daß er aber von seiner Religion gar sittliche Impulse empfangen haben und an der zunehmenden Frivolität und Gottlosigkeit der Christen, ein heidnischer Eusebius, Anstoß genommen haben soll, ist eine fast kindliche Vorstellung, die denn auch jedes Belegs aus den Quellen entbehrt.

Aber selbst den Fall gesetzt, Diocletians Eifer für die alte Religion habe ihm die Verfolgung der neuen zur Pflicht gemacht, wie vereinigt sich diese Annahme, wie vereinigt sich auch jene andere von der politischen Nothwendigkeit der Verfolgung mit dem Umstande, daß volle neunzehn Jahre hindurch der Kaiser die Dinge nicht anrührte und erst zwei Jahre vor seiner freiwilligen Abdankung den Plan ernstlich in Angriff nahm? Man kann nicht sagen, er habe die Pacification des Reiches im Innern abwarten wollen. Dieselbe war zum Mindesten 297 zur Thatsache geworden, und noch auf Jahre hinaus bleibt Alles ruhig. Mag man sich überhaupt mit dem Gedanken befreunden, daß der Kaiser sozusagen erst alles Andere habe erledigen wollen, um nun am Schluß seiner Regierungsthätigkeit auch die Christenfrage aus der Welt zu schaffen? Mußte nicht ferner ihm, dem besonnenen Staatsmann, das Beispiel des Decius und Valerian zeigen, daß eine Christenverfolgung, statt die Ruhe des Reiches zu sichern, nur von Neuem innere Unruhen hervorrufen würde?

Wir besitzen nun eine Quelle, die uns einen tieferen Einblick in die Vorgänge vor dem Ausbruch der Verfolgung auf Grund einer eingehenden Erzählung ermöglicht, des christlichen Rhetors Firmianus Lactantius Schrift „über die Todesarten der Christenverfolger". Dieses Büchlein ist ein Pamphlet, man kann fast sagen, eine Brandschrift von unangenehmster Art, voll von Fanatismus, Uebertreibungen und häßlicher Detailmalerei ekelerregender Vorgänge. Der Verfasser, den man wegen seines unter den Kirchenschriftstellern hervorragenden

eleganten Lateins wohl den christlichen Cicero genannt hat, war zur Zeit, als die Verfolgung begann, in Nicomedien, der Residenz Diocletians, anwesend, steht also den Ereignissen unmittelbar nahe. Nichtsdestoweniger hat man die Vorwürfe, die gegen seinen leidenschaftlichen Parteifanatismus mit Recht erhoben werden dürfen, auch auf die von ihm berichteten Vorgänge selbst übertragen und seinen Werth als zeitgenössische Quelle sehr in Zweifel gesetzt. Es ist das vornehmlich von einem Manne geschehen, der seiner geistvollen Darstellungsweise wegen als Geschichtschreiber einen glänzenden Ruf hat, von Jacob Burckhardt.

Was erzählt Lactantius? Während Diocletian im Winter 302/303 zu Nicomedien weilte, sei er von seinem Cäsar Galerius, einem boshaften Menschen, anhaltend gedrängt worden, die Christen aus dem Wege zu räumen. Galerius selbst sei zu diesem Haß durch seine Mutter aufgestachelt worden, welche als Verehrerin der „Großen Mutter" sehr abergläubisch und auf die Christen erbittert gewesen sei. Den ganzen Winter über sei berathen worden; man habe wirklich den Eindruck gewinnen müssen, es handle sich um Wohl und Wehe des Reiches. Lange Zeit seien die Bemühungen des Cäsars fruchtlos gewesen. Der alte Kaiser widerstand seinem Ansinnen, indem er auf die Gefahr hinwies, durch Blutvergießen den Erdkreis zu beunruhigen; höchstens zu Palliativmaßregeln wollte er seine Zustimmung geben. Galerius ließ nicht nach. Diocletian zog das Urtheil Anderer zu Rathe; es fiel zu Ungunsten der Christen aus. Sein Aberglaube ward ausgenutzt: eine Anfrage beim Apoll in Milet wurde im christenfeindlichen Sinne beantwortet. So gab er schließlich, von allen Seiten gedrängt, seine Zustimmung, mit dem ausdrücklichen Zusatze, daß jedes Blutvergießen vermieden werden müsse.

Burckhardt hat diesen Bericht ganz verworfen: vor Allem sei die erschrockene Nachgiebigkeit Diocletians gegen seinen Cäsar gar nicht verständlich; Zaghaftigkeit sei gerade die Eigenschaft nicht, die man dem Kaiser nachsagen könne. Eine Maßregel, mit der er nicht einverstanden war, würde sich ein Diocletian nicht leicht haben aufzwingen lassen. Die ganze Sache werde schließlich auf die Laune eines fanatischen Weibes, der Mutter des Galerius, zurückgeführt. — Die letztere Folgerung, so pikant sie ist, beruht auf sich, und was die Furcht Diocletians vor Galerius anbetrifft, so kann man sie auf Rechnung des Lactantius setzen, ohne dem Bericht zu schaden, während freilich der Umstand, daß der Kaiser sich gegen seine innere Ueberzeugung bereden ließ, bestehen bleibt. Der Bericht scheint immerhin werth, auf seine innere Wahrscheinlichkeit hin geprüft zu werden.

Von Galerius, dem Cäsar und Schwiegersohn Diocletians, wissen wir, daß er ein tapferer Soldat war, der sich in mehreren Feldzügen bewährt hatte und dadurch dem Augustus unentbehrlich war. Politische Einsicht hat er weder bewiesen noch wird sie ihm irgendwo zugesprochen. Bildung besaß er nicht: in seiner Jugend Hirte, hat er sich die Mühe nicht genommen, Versäumtes nachzuholen. Bei aller Rohheit des Charakters wird seine Sittenstrenge gerühmt. Ein treuer Anhänger der alten Götter, scheint er von je mit fanatischem Haß gegen die neue Religion erfüllt worden zu sein, der bei der augenscheinlichen Langsamkeit des Mannes um so fester Wurzel geschlagen hat. Daneben ist die Notiz von der Beeinflussung durch seine Mutter recht wohl glaublich. Es gab aber überhaupt eine Partei bei Hofe und unter den höher gestellten Beamten, welche in wirklichem Haß gegen das Christenthum Nichts sehnlicher wünschten als seine Vernichtung. Nicht bei Allen mochte das so plump hervortreten, wie bei dem ungebildeten Cäsar. Unter den literarischen Bestreitern des Christenthums ist Hierocles berühmt geworden, der um das Jahr 300 noch in Palmyra thätig, 304 nach Ausbruch der Verfolgung Statthalter in Bithynien, später in Aegypten wurde. Er hat, ein feingebildeter, philosophisch geschulter Mann, vom Standpunkt des Neuplatonismus aus das Christenthum mit freilich nicht sonderlich origineller Feder bekämpft, wie er andererseits seine Anhänger mit dem Schwerte verfolgte und nach Eusebius die Edicte stets nach ihrer blutigsten Seite ausdeutete. Lactantius sieht in ihm einen der Anstifter und Rathgeber der Verfolgung.

Die Annahme, daß eine solche christenfeindliche Partei, deren Elemente je nach Bildungsgrad und Fanatismus verschieden zusammengesetzt gewesen sein mögen, zur Erreichung ihrer Pläne bei Hofe intriguirten, hat nichts Unwahrscheinliches. Lactantius giebt aber auch das Motiv richtig an, welches den Kaiser veranlaßte, ihr nicht nachzugeben: der Politiker sah die Gefährlichkeit des Ansinnens, gegen die Christen mit blutigen Maßregeln vorzugehen, deutlich vor Augen. Wir haben keinen Grund, an der Richtigkeit dieser schlichten Angabe zu zweifeln. Lactantius läßt ferner durchblicken, daß das zunehmende Alter des Fürsten seine endliche Einwilligung nicht unwesentlich beeinflußte. Wenn wir die Thatsache im Auge behalten, daß Diocletian, obwohl noch nicht sechszig Jahre alt, bereits 1½ Jahr nach diesen Vorgängen bedenklich erkrankte und wohl hauptsächlich dadurch veranlaßt die Krone niederlegte, so werden wir auch aus dieser Notiz das Richtige entnehmen können. Endlich, welchen Grund konnte Lactantius haben, die Greuel der Verfolgung von Diocletian abzuwälzen und dem Galerius in die

Schuhe zu schieben, wo er doch sonst auf den Kaiser recht schlecht zu sprechen ist? Er wußte es nicht anders, als daß Galerius der eigentliche Urheber der Bewegung war. Für ihn ist er in Folge dessen ein Scheusal ersten Ranges. Wir werden nach unserer sonstigen Kenntniß des Mannes urtheilen, daß in ihm ein ehrlicher, im Besitz der Macht grausamer Fanatismus sich mit politischer Kurzsichtigkeit verband. Von Diocletian gilt weder das Eine noch das Andere; und man braucht die ihm unterstellte Christenfreundlichkeit dabei nicht zu Rathe zu ziehen.

II.

Am 23. Februar 303 ward die Kirche zu Nicomedien im Auftrag der Behörde erbrochen, nach Bildern und Schriften durchsucht und dem Erdboden gleich gemacht; Feuer ward nicht angelegt, weil Diocletian davon einen größeren Brand befürchtete. Es war das Signal der Verfolgung, dem berüchtigten Schuß Karls IX. in der Hugenottennacht vergleichbar. Auch nach Lactantius sollen die Fürsten dem Schauspiel von ihrem Palast aus zugesehen haben. Aber es war ein Signal zu unblutiger Verfolgung, und von den Greueln der Bartholomäusnacht, die ein von fanatischer Umgebung angereizter, halbwahnsinniger Fürst durch seinen unheimlichen Schuß heraufbeschwor, ist bei dieser Christenverfolgung zunächst Nichts zu bemerken.

Jedes Blutvergießen ist zu vermeiden: dieser Satz war die Bedingung, unter der Diocletian dem Drängen des Galerius und seiner Partei nachgegeben hatte. Am 24. Februar, dem Tage nach der Zerstörung der Kirche, ward ein kaiserlicher Erlaß veröffentlicht und angeschlagen. Sein Wortlaut ist uns leider nicht erhalten, und aus den Angaben des Eusebius und Lactantius läßt er sich nicht zweifellos herstellen. Hatte Kaiser Valerian den Christen ihre religiösen Zusammenkünfte, überhaupt das Betreten ihrer gottesdienstlichen Versammlungsorte untersagt, so ging der neue Erlaß einen Schritt weiter: alle christlichen Kirchen sollten dem Erdboden gleichgemacht, die heiligen Schriften, in denen man magische Bücher sah und von denen der Bestand der Secte wesentlich abzuhängen schien, ausgeliefert und verbrannt werden. Das Edict war aber weiter noch darauf berechnet, die bürgerliche Existenz der Christen anzugreifen. Wer in bürgerlichen Ehren und Rechten sich befand, sollte diese verlieren, den Sclaven die Möglichkeit der Freilassung genommen werden. Lactantius fügt dem Erlaß die rechtlichen Folgen ein, die für jeden Christen mit solchen Maßregeln verbunden waren: gegen Alle soll fortan die Folter in Anwendung kommen dürfen; jede Anklage gegen sie soll gestattet sein, dagegen soll

ihnen, selbst in Fällen von Ehebruch und Schädigung des Eigenthums, Rechtsschutz nicht zur Seite stehen. Diese Vorschriften, die auf Valerians Edict basirt sind, ohne jedoch die Todesstrafe zu gestatten, schließen bei der Entwicklung des Christenthums in dieser Zeit die Unmöglichkeit ihrer Ausführung in sich und zeigen, daß ihre Urheber von der Vergangenheit Nichts gelernt hatten.

Die mit dem Edict unmittelbar in Verbindung stehenden Vorgänge beweisen die ungeheure Aufregung, die es hervorrief, zugleich aber auch, daß man in christlichen Kreisen nicht gewillt war, sich ohne Weiteres zu ergeben, sondern alle Mittel, erlaubte und unerlaubte, in Bewegung setzte, um die eigene Existenz vor der Vernichtung zu bewahren. Der kaiserliche Erlaß ward von einem Unbekannten mit der spöttischen Bemerkung: es seien da wohl wieder Gothen- und Sarmatensiege bekannt gemacht, abgerissen. Der Freche ward eingekerkert, peinlich verhört und hingerichtet. Aber dabei blieb es nicht. Im Palast brach Feuer aus. Galerius wußte den Verdacht, und wie es scheint mit Grund, auf das christliche Personal zu lenken. Der Kaiser, nun schon auf's Höchste erzürnt und von der Schuld seiner Hofleute überzeugt, ließ die schärfsten Untersuchungen vornehmen, seine beiden christlichen Kämmerer, den Dorotheus und Gorgonius, sogar hinrichten. Ueber den Urheber des Brandes ist nichts Authentisches bekannt geworden. Constantin hat später versichert, er sei dabei gewesen und habe gesehen, daß das Feuer durch den Blitz entstanden sei; seit jener Zeit habe Diocletian vor dem Blitze abergläubische Furcht gezeigt. Aber dann hätte Diocletian die wirkliche Ursache des Brandes gekannt, und es wäre unmöglich gewesen, irgend einem Menschen die Schuld zuzuschieben. Constantins Erzählung, obwohl sie unter dem Schutze seines Eides steht, ist ein Mährchen, das wohl nur erfunden wurde, um dem noch in späterer Zeit geläufigen Verdacht gegen die Christen entgegengehalten zu werden. Die Letzteren maßen ihrerseits dem Galerius die Schuld bei, der, indem er den Verdacht auf die Christen wälzte, den Kaiser gegen sie noch mehr hätte einnehmen wollen. Unverständlich ist das nicht; doch könnte man erwarten, daß Eusebius dieses Verdachtes, wenn er berechtigt war, Erwähnung gethan hätte. Dem Haß des Lactantius gegen Galerius ist jede, noch so wenig begründete Verdächtigung willkommen. Viel wahrscheinlicher ist, daß die Christen durch den Brand auf das abergläubische Gemüth des Kaisers wirken wollten, um ihn von der Fortsetzung der Verfolgung abzubringen.

Die verschärften Maßregeln gegen das Hofpersonal stehen also mit der eigentlichen Verfolgung nur in loser Verbindung. Doch haben sie

ein zweites Edict hervorgerufen, das vornehmlich gegen den Klerus gerichtet war und alle Geistlichen bei Gefängnißstrafe zum Opfer heranzuziehen befahl. Allgemeiner Opferzwang fand noch nicht statt; nur bei Hof wurde er selbstverständlich gefordert. Glaubwürdige Martyrien sind uns aus Nicomedien nicht überliefert. Der Tod des Bischofs Anthimus, den Eusebius versehentlich in diese versetzte, fällt erst in eine viel spätere Periode.

Leider sind wir nicht im Stande, dem Erfolg dieser Erlasse im Einzelnen nachzugehen. Die uns erhaltenen Märtyreracten lassen sich nicht mit Sicherheit datiren, und aus ihrer geringen Anzahl dürfen wir keine zu weitgehenden Schlüsse ziehen. Indessen darf man annehmen, daß die kaiserlichen Befehle im Großen und Ganzen ohne Uebertreibung ausgeführt worden sind. Competenzüberschreitungen kamen freilich vor, aber selten. Andererseits artete die gläubige Standhaftigkeit der Christen öfter in Trotz und Unverschämtheit aus, und mehr als einmal haben wir die Langmuth zu bewundern, die eine heidnische Behörde einem fanatischen Christen gegenüber zeigt. Soviel aber geht aus den Acten deutlich hervor, daß schon innerhalb des Gesetzesbuchstabens die Bedrückungen und Plackereien, welche die Gemeinden und die Einzelnen zu erdulden hatten, beträchtlich und oft unerträglich gewesen sind. Eine einigermaßen strenge Vollziehung der Befehle mußte einen Zustand der Unsicherheit in den doch keineswegs mehr von vereinzelten kleinen Christengemeinden bewohnten Ortschaften hervorrufen, der alle bürgerliche Ordnung in Frage stellte.

Die Handhabung ist jedenfalls in den einzelnen Provinzen eine ganz verschiedene gewesen. Wir wissen sogar, daß die Statthalter stellenweise fast ein Jahr zögerten, die Erlasse nur zu veröffentlichen. Von Palästina wissen wir aus der Sammlung von Märtyreracten, die uns Eusebius aufbewahrt hat, daß es dort vereinzelt zu Hinrichtungen gekommen ist. Sie tragen aber durchaus nicht den Charakter einer Durchbrechung der durch das erste und zweite Edict gezogenen Schranken. Wenn ein gewisser Procopius vor dem Richter den homerischen Vers citirte: „Uebel ist Vielherrschaft, nur Einer sei Herrscher, nur Einer König", so mochte die unverfrorene Anspielung auf das vielköpfige Regiment, unterstützt von dem ganzen Benehmen des Betreffenden, wohl als Hochverrath gelten. Das Martyrium des Diakonus Romanus in Antiochien, bei dem Galerius anwesend war, ist gleichfalls nicht frei von aufrührerischen Scenen; die Folter wurde ausgiebig gegen ihn angewandt, seine endliche Hinrichtung ist aber gar nicht einmal in zeitliche Abfolge zu unseren Erlassen zu setzen. Wie kräftig übrigens die

Christen sich fühlten, wie wenig sie daran dachten, ohne jeden Widerstand sich hinschlachten zu lassen, beweist die Angabe einer unverdächtigen armenischen Quelle, wonach ganze Provinzen in Aufruhr geriethen und bedrohliche Unruhen entstanden. Das ganze Unternehmen war so unzeitgemäß wie möglich.

Im Westen herrschte als Augustus Diocletians treuergebener Waffengefährte Maximianus, ein roher und gemeiner Mensch, dessen Freuden in sinnlicher Leidenschaft aufgingen. Wir dürfen von ihm strenge Durchführung der Befehle erwarten. Doch vernehmen wir auch aus dem Westen kaum etwas von Blutthaten. Ueber Italien sind wir schlecht unterrichtet, besser über Spanien und Afrika. In letzterer Provinz besonders hat es heiße Kämpfe gegeben. Damals ist der Grund gelegt worden zu einem mehr als hundertjährigen Schisma in der afrikanischen Kirche, in Folge dessen zwei Parteien, von denen die eine in der Verfolgung den alten unbeugsamen Geist der streitenden Kirche aufrecht erhalten hatte, während die andere den Zeitverhältnissen Rechnung trug, sich gegenseitig die Kirchengemeinschaft versagten; ein Schisma, das eigentlich erst mit dem Ende des Christenthums in Nordafrika überhaupt zu Grabe getragen wurde. Damals ward „traditor“, der Auslieferer, ein Schimpfname für diejenigen, welche den heidnischen Behörden die heiligen Schriften überlieferten, in der Einsicht, daß sie damit ihr Leben und ihre Freiheit, in vielen Fällen auch die Schonung ihrer Kirchen erreichten. Die Proceßacten entrollen hier oft farbige Bilder, und wieder zeigt sich die Unlust der Behörde, einen angesehenen und beliebten Bischof auf dem Wege des Zwanges zum Gehorsam zu bringen. Unsere Sympathie freilich ist mit jenen Unbeugsamen, einem Felix von Tibiura, welcher allem Drängen zum Trotz die in seinem Besitz befindlichen Bücher nicht herausgab, sechszehn Tage in dunkler Zelle mit Ketten beladen saß und, als Alles nicht half, vom Statthalter zu weiterem Verhör nach Italien verschifft wurde, um dort schließlich hingerichtet zu werden. Ein ander Mal werden wir dann in kleine Schikanen eingeweiht, die die Christen den Magistratspersonen gegenüber anwendeten. Da wird ein Beamter mit seiner Frage nach Büchern von Pontius zu Pilatus geschickt, da immer der Eine auf einen Anderen verweist, in dessen Besitz man heilige Schriften vorfinden werde. Oder Bischof Mensurius von Carthago liefert, was man ihm von Seiten der Rigoristen sehr verübelte, ketzerische Bücher aus, und die Behörde beruhigte sich dabei, obwohl Zwischenträger die Wahrheit an den Tag brachten. Auch jetzt, wie in früheren Verfolgungszeiten, bewiesen sich die Bischöfe meist als besonnene und verständige Leiter ihrer Gemein-

den, die, um Schlimmeres fernzuhalten, Opfer brachten und ungestüme Marterdurstige in geziemenden Schranken zu halten suchten.

In Gallien wirkte als Cäsar Constantius Chlorus, der Vater Constantins des Großen. Seine Verwaltung ist wohl die einzige gewesen, die die nachtheiligen Folgen der Edicte möglichst abzuschwächen suchte. Freilich ist er seines Sohnes wegen ein ausgesprochener Liebling der christlichen Schriftsteller; aber wir sind doch berechtigt, in ihm einen gebildeten Mann von religiösem Gemüth zu erkennen, den Christen nicht feindlich, wenn auch nicht, wie übertrieben gesagt wird, ihnen wirklich zugethan oder gar selber Christ. Er hat die Niederreißung der Gotteshäuser zugelassen, die Personen aber nach Möglichkeit geschont; wie Lactantius sagt: den wahren Tempel Gottes, der in den Menschenherzen errichtet ist, hat er unversehrt gelassen.

Das zweite Edict, das übrigens wohl kaum über den Osten hinaus zur Ausführung gelangte, hatte alle Kleriker festzunehmen befohlen: noch im selben Jahre wurde diese Maßregel theilweise zurückgenommen mit einer Begründung, die sehr verständig genannt werden muß. Bei Gelegenheit seines 20jährigen Regierungsjubiläums, welches der Kaiser in Rom am 21. December 303 feierte, bestimmte er, daß alle Kleriker, wenn sie geopfert hätten, wieder auf freien Fuß zu setzen seien. Diese Verfügung ward im Zusammenhang mit einem allgemeinen Amnestiedecret erlassen, das der Natur der Sache nach den Christen in seiner ganzen Ausdehnung nicht zu Gute kommen konnte. Die Entlassung der Kleriker, wenn sie geopfert hatten, mußte aber dazu beitragen, den Frieden und die Eintracht in den Gemeinden noch mehr zu stören. Wie viele dem Befehle gefolgt sind, entzieht sich unserer Berechnung; wenn aber Eusebius von dem bereits erwähnten Diakonus Romanus sagt, er allein sei auf das Decret hin im Gefängniß zurückbehalten worden, so läßt das immerhin tief blicken.

Diocletian hat Rom sofort nach der Feier verlassen. Er hat nicht einmal abgewartet, bis der 1. Januar herankam, um an diesem Tage, wie man in der Hauptstadt erwarten mochte, feierlich das Consulat anzutreten. Er hat es vorgezogen, zu diesem Zweck sich nach Ravenna zu begeben. Die Zudringlichkeit der römischen Bevölkerung soll dem an orientalisches Ceremoniell gewöhnten Fürsten unangenehm gewesen sein. Auch fühlte er sich krank. Während er langsam nach dem Orient zurückreiste, nahm die Krankheit zu: sie war nicht eigentlich gefährlich, aber langwierig. Er ließ es sich nicht nehmen, am 16. September in Nicomedien bei der Einweihung eines Circus persönlich zugegen zu sein. Die Krankheit verschlimmerte sich; einmal verbreitete sich bereits das

Gerücht, der Kaiser sei gestorben; doch erholte er sich wieder und konnte im Frühjahr 305, nachdem er, wohl in Folge eines Schlaganfalls, lange in Phantasien gelegen hatte, ein gebrochener Mann, das Krankenlager verlassen.

In die Zeit seiner Rückreise nach Nicomedien, auf den 30. April 304, fällt nun ein viertes Edict, dasjenige, welches den Anfang der eigentlichen allgemeinen Verfolgung bezeichnet. Es sollten an allen Orten alle Einwohner gezwungen werden, den Götzenbildern Schlacht- und Trankopfer zu bringen; d. h. es ward ein allgemeiner Opferzwang eingeführt und die Weigerung mit den schwersten Strafen, auch der Todesstrafe, belegt. Die städtischen Behörden wurden angewiesen, Sorge zu tragen, daß wirklich die ganze Einwohnerschaft den Befehlen nachkam; Ausrufer hatten dieselben in den Straßen zu verkündigen, um Jedwedem die Möglichkeit zu benehmen, sich mit Unkenntniß zu entschuldigen, und an den Altären sollten Beamte mit Listen postirt sein, um die Namen der Herantretenden zu controlliren. Man hat wohl versucht, dieses Edict dem Diocletian gar nicht auf Rechnung zu setzen; man weist auf die Krankheit hin, die damals schon ausgebrochen war und den Kaiser von den Regierungsgeschäften überhaupt zurückhalten mochte. Dementsprechend will man in diesem Edict lediglich die Feder des Maximianus und Galerius wahrnehmen. Mir scheint, daß sich eine solche Auffassung aus den Quellen nicht bewährt. Wenn schon, wie wir sahen, Diocletian anfänglich nur widerwillig zu der Verfolgung seine Zustimmung geben mochte, die Ereignisse, die zwischeneingetreten waren, hatten seinen Sinn in dieser Beziehung geändert. Daraus, daß Diocletian dem Galerius gegenüber kurz vor seiner Abdankung geäußert haben soll: „ich habe genug gearbeitet und Vorsorge getroffen, daß der Staat unter meiner Regierung in jeder Weise unverletzt bleiben möchte“, kann man einen solchen Schluß nicht ziehen, zumal die Echtheit dieses von Lactantius in einem längeren Gespräch der beiden Herrscher aufbewahrten Ausspruches doch sehr zweifelhaft erscheint. Noch weniger aber darf man die Aussage des Geschichtsschreibers Vopiscus Aurelius heranziehen, der von seinem Vater gehört haben will, der Kaiser habe nach seiner Abdankung geäußert: „Nichts ist schwerer als gut regieren. Da thun sich drei oder mehr Leute zusammen und fassen einen Plan, um den Kaiser zu hintergehen. Sie schreiben ihm vor was er zu thun hat, und der Kaiser, eingeschlossen in seinem Palaste, sieht das Wahre nicht. Er wird gezwungen, nur das zu wissen, was seine Umgebung spricht. Er setzt Richter ein, die er nicht hätte einsetzen sollen, er entfernt die, welche er hätte behalten sollen. Der beste Kaiser ist verrathen und verkauft.“

Wenn ein solcher Ausspruch überhaupt auf die Christenverfolgung Bezug haben soll, so entstammt er sicherlich einer augenblicklichen Stimmung der Resignation. Zudem enthält er eine Betrachtung, die der Kaiser nach seiner Abdankung gemacht haben soll.

Am 1. Mai 305 legte Diocletian zu Nicomedien den Kaiserpurpur nieder, wohl durch seine Kränklichkeit veranlaßt; die Vorstellung, daß es das Mißlingen der Christenverfolgung gewesen sei, welche ihn zur Abdankung bewogen habe, ist ganz ungeschichtlich. Maximian mußte, sehr wider seinen Willen, dem Beispiel des ersten Augustus sich anbequemen. Im Westen folgte Constantius, der, wie er bisher erster Cäsar gewesen war, nun auch erster Augustus wurde, im Osten Galerius. Jenem ward Fl. Valerius Severus, diesem Maximinus Daia als Cäsar beigesellt.

Wenn wir uns nun nach den Folgen jenes Schreckenedictes umsehen, so stehen wir ziemlich rathlos vor der Thatsache, daß sich die Lage der Christen, soweit es sich um Leib und Leben handelte, nicht wesentlich verschlimmert zu haben scheint. Aus Palästina meldet uns Eusebius für das zweite Jahr der Verfolgung zehn Martyrien, die durchaus nicht alle diesen ehrenvollen Namen verdienen. Die Ausflucht erscheint kaum statthaft, daß er eine vollständige Aufzählung nicht habe geben wollen. Wieder bedauern wir die Unsicherheit in der Datirung mancher Märtyreracten. Die bekannte spanische Inschrift, auf welcher Diocletian und Maximian sich rühmen, den Christennamen vollständig vertilgt zu haben, würde in unsere Zeit gehören, wenn nicht ihre Unechtheit festgestellt wäre. Und welche Uebertreibung würde sie enthalten! Den Fanatismus der Bedrängten erweckte das Edict in noch höherem Maße als die vorangegangenen. Unsere Acten legen Zeugniß davon ab, wie mit der wachsenden Bedrückung auch der Muth stieg und die Lust, sich durch die Märtyrerkrone als echten Christen zu erweisen. Aber in breiten Schichten der Gemeinden hat auch der Fanatismus Einzelner keinen Wiederhall gefunden. Schon finden wir Vorschriften, daß solche, die den Tod in ungestümer, ja verbrecherischer Weise provociren, nicht als Märtyrer zu betrachten sind. Und aus Aegypten, wo die Verfolgung unter dem Regiment eines den Christen besonders feindlich gesinnten Statthalters heftig gewüthet haben muß, besitzen wir eine interessante Urkunde, welche sich mit den Bedingungen, unter denen Gefallene in die Kirchengemeinschaft wieder aufzunehmen seien, beschäftigt, die sogenannten Kanones des Bischofs Petrus von Alexandrien. Auch hier finden sich Warnungen für diejenigen, welche unaufgefordert sich an das Martyrium herandrängen. Der Bischof

hatte später selbst sich der Verfolgung durch die Flucht entzogen, wie einst Cyprian von Carthago zur Zeit des Decius, wie sein eigener Vorgänger Dionysius und so mancher Andere: alle der richtigen Einsicht folgend, daß es wichtiger sei, ihre Person und ihre Führerschaft der Gemeinde für ruhigere Zeiten zu erhalten, als nach dem Beispiel einiger Bravados den Tod zu suchen. Auch in Aegypten stieß übrigens das Verfahren des Bischofs, ähnlich wie bei jenem Zwiespalt in der Provinz Afrika, auf lebhaften Widerspruch religiös erregter Kreise, und auch dort hatte derselbe ein dauerndes Schisma zur Folge.

III.

Unter dem Primat des Constantius, des weitsichtigsten unter den Herrschern, hat sich die Lage der Christen wieder günstiger gestaltet. Wie er von Anfang an in der Ausführung der ihm aufgezwungenen Befehle zögernd verfuhr, so hat er die kurze Zeit, während der es ihm vergönnt war, an der Spitze des Reiches zu stehen, benutzt, seinen milden Einfluß zu äußern. Derselbe erstreckte sich zwar direkt nur auf die ihm unterstehenden Gebiete im Westen; doch ist er als erster Augustus auch von Galerius, der ihn übrigens haßte, respectirt worden, und auch aus dem Osten erhalten wir keine Schreckensnachricht. Für den Westen bekennt Eusebius ausdrücklich, daß in ganz Italien, Sicilien, Gallien, Spanien, Mauretanien, Afrika die Verfolgung nicht einmal die zwei ersten Jahre hindurch mit voller Kraft gewüthet habe; diese Länder wurden vielmehr „schnell des göttlichen Beistandes und des Friedens gewürdigt". Das ist nur auf den Einfluß des Constantius zurückzuführen, dessen Bedeutung selten genug gewürdigt wird. Der Einschnitt, den der am 25. Juli 306 leider viel zu früh erfolgende Tod des Kaisers gemacht hat, ist gar nicht zu verkennen. Wir haben die Wirkung, die er hervorbrachte, sehr zu bedauern.

Die in den Regierungsverhältnissen eingetretenen Wirrungen löste der Congreß von Carnuntum im Jahre 307, auf dem Diocletian noch einmal in die Angelegenheiten des Reiches eingriff und auf dem bestimmt wurde, daß Galerius als erster Augustus im Osten, Licinius im Westen herrschen solle. Constantin, der Sohn des Constantius, ward Cäsar des Westens. Daneben hielt sich in Italien der seit 306 als Usurpator aufgetretene Sohn des alten Maximian, Maxentius. Im Westen brachte die Neuordnung der Verhältnisse Fortdauer des Friedens für die Christen mit sich; weder Licinius noch ganz besonders Constantin haben sich feindlich gegen sie gestellt. Von Maxentius wird sogar berichtet, er habe im Interesse der Erhaltung seiner Herrschaft den Befehl

gegeben, die Verfolgung einzustellen. Dagegen beginnt nun im Osten die Periode der wirklich blutigen Verfolgung. Es scheint, daß Galerius Alles hat daran setzen wollen, seinem Haß gegen die Christen Luft zu machen. Bei dem sonstigen Charakter des Mannes ist das nur zu begreifen aus der festgewurzelten Ueberzeugung, daß diese Christen die Todfeinde des Staates und der Religion seien. Der Cäsar Maximinus, der übrigens bald den Titel Augustus usurpirte und sich sehr unbotmäßig benahm, hat die Bedrückung in seinen Gebieten auf's Höchste gesteigert. In demselben Maß aber, wie die Verfolgung an Grausamkeit und tyrannischer Wuth zunahm, verliert sie auch den letzten Schein staatsmännischer Raison, der ihr noch angehaftet hatte. Für eine kurze Zeit ließ die Schlächterei nach; ein kaiserliches Edict untersagte die Hinrichtungen. Doch waren die Quälereien und Verstümmelungen, die Bergwerksarbeiten und Frohndienste, die an die Stelle gesetzt wurden, kaum eine Erleichterung zu nennen. Auch ward dieselbe bald durch noch härtere Bedrückungen wieder abgelöst. Im Jahre 308 erließ Maximinus ein Edict, wonach die verfallenen Götzentempel wieder aufgebaut werden, alle freien Männer, Weiber, alle Sklaven und selbst kleine Kinder opfern und von den Opferspeisen essen sollten. War das Edict soweit nur eine verschärfte Wiederholung des unter Diocletian erlassenen vierten, so machte der Zusatz, daß alle Eßwaaren auf dem Markt mit dem Wasser und Wein, den man bei den Opfern gebraucht hatte, begossen werden sollten, um so die Christen gewaltsam mit den Opferspeisen in Berührung zu setzen, dasselbe zu einem Act fast kindischer Tyrannei. Galerius hatte selbst öffentlich seinen Willen kundgethan, daß Blutvergießen zur Anwendung kommen durfte. Man wußte das, und die untergebenen Provizialstatthalter richteten sich danach. Wir hören von sehr vielen Martyrien, von ausgesuchten Quälereien, die zum Theil eine gradezu sinnlose Wuth der Verfolger verrathen. Einmal soll ein christliches Bethaus in Phrygien mit allem darin befindlichen christlichen Volke verbrannt worden sein. Daß auch die christlichen Gemüther sehr erhitzt waren, beweist übrigens die Erzählung, daß ein christlicher Soldat, der nach einem ersten Verhör vorläufig auf freien Fuß gesetzt worden war, die ihm gelassene Bedenkzeit ausnutzte, um den Tempel der Göttermutter in Brand zu stecken. In dieser Zeit ist auch Anthimus, der Bischof von Nicomedien, Märtyrer geworden.

Sehr bezeichnend dafür, daß diese blutige Tyrannei gar keinen Halt in der gesammten Zeitlage hatte, ist die Stimmung des heidnischen Theiles der Bevölkerung diesen Excessen richterlicher Gewalt gegenüber. In den ersten Jahrhunderten des Bestehens des Christenthums

war es weit mehr die Masse des Volkes gewesen, die sich der neuen Religion feindlich zeigte als die staatlichen Machthaber. Es ist charakteristisch für die sich um die Wende des dritten zum vierten Jahrhundert vorbereitende und zum Theil schon vollziehende Amalgamirung der Religionen, daß der leidenschaftliche Haß der heidnischen Menge aufzuhören beginnt. Wir wissen aus guter Quelle, daß während der Verfolgung in Alexandrien Heiden die bedrängten Christen in ihren Häusern verbargen. Manche, heißt es, opferten lieber ihre Güter und ihre Freiheit auf, als daß sie diejenigen, die zu ihnen ihre Zuflucht genommen hatten, verrathen hätten. In den Acten der Febronia zu Nisibis flucht das Volk, von den Foltern der Bekenner ermüdet, dem Kaiser und seinen Göttern. Und Eusebius sagt, daß den Heiden selbst die ungewöhnliche Tyrannei hart und übertrieben, niedrig und ekelhaft erschienen sei.

Dieses vom Standpunkt der Menschlichkeit wie der Staatsraison gleich verwerfliche, zweck- und sinnlose Wüthen dauerte bis zum Jahre 310, wo, wie es scheint, ein allmähliches Erlahmen eingetreten ist, zugleich mit einer gefährlichen Krankheit, die den Kaiser Galerius ergriff und ihn ein volles Jahr hindurch langsam hinsiechen ließ. Die greulichen Schilderungen, die unsere christlichen Berichterstatter davon geben, sind der sicherste Gradmesser ihres Hasses gegen den Verfolger. Ob er nun die Nutzlosigkeit seines Verfahrens eingesehen hat, ob es die Krankheit war, die ihn milde stimmte, ob die Furcht vor Coalitionen im Westen, die seinem in sich uneinigen Reichsgebiete gefährlich werden konnten, ihn veranlaßte: genug, er erließ am 30. April 311 ein Edict zugleich im Namen des Licinius und Constantin, das den Christen freie Religionsübung zugestand, unter der Bedingung, daß sie gegen die Staatsverfassung Nichts unternehmen würden. Der Kaiser betont, daß es ihm stets am Herzen gelegen habe, zum Nutzen und zur Wohlfahrt des Staates auch die Christen, die von der Religion ihrer Väter abtrünnig geworden sind, zur Vernunft zurückzuführen. Er spricht von den Maßregeln, die zu verhängen er sich genöthigt gesehen hat, und giebt schließlich in ziemlich kläglicher Weise zu, daß sein Verfahren verfehlt gewesen sei. „Da wir jedoch sehen, daß die Meisten bei derselben Thorheit verharren und weder den himmlischen Göttern die schuldige Verehrung darbringen noch den Gott der Christen verehren (da dieser Gottesdienst ja verboten war), so haben wir in Anbetracht unserer Menschenfreundlichkeit und unserer beständigen Gewohnheit, allen Menschen Gnade zu erweisen, in der bereitwilligsten Weise auch auf die Christen unsere Gnade auszudehnen beschlossen." Der Kaiser ist bald

nach Erlaß dieses Edictes gestorben. Maximinus, der es nicht mit unterzeichnet hatte, hat sich doch noch im Laufe des Jahres 311 genöthigt gesehen, dasselbe auch in seinen Reichstheilen zu veröffentlichen. Die Dinge entwickeln sich inzwischen mit großer Schnelligkeit. Constantin besiegt am 27. October 312 den Maxentius in der durch die Legende vom Kreuzzeichen berühmt gewordenen Schlacht an der milvischen Brücke und kurze Zeit darauf, noch im November desselben Jahres, erläßt er von Mailand aus, wo er mit Licinius zusammengetroffen war, in Gemeinschaft mit diesem das berühmte Toleranzedict, welches Heidenthum und Christenthum völlig gleichstellte, d. h. dem ersteren seine bisherige privilegirte Stellung als Staatsreligion entwand. Das Edict nimmt einen vollständig neutralen Standpunkt ein, es stellt Jedem frei, einer Religion zu folgen, welcher immer er will; es betont ausdrücklich, daß jegliche Beschränkung, die etwa aus einem früheren Erlaß den Christen noch aufliegen möchte, fallen gelassen werden solle; es erkennt die christliche Kirche als Corporation an und verfügt Rückgabe der gottesdienstlichen Versammlungsorte an die Christen, mit der Bestimmung, daß wer solche vom Fiscus oder von Anderen gekauft habe für die Rückgabe eine entsprechende Entschädigung erhalten solle. Sehr energisch heben die Kaiser das treibende Motiv ihres Schrittes hervor: „es ist offenbar der Ruhe unserer Zeiten angemessen, daß Jeder die Freiheit habe, sich eine Gottheit zu wählen und die zu verehren, welche immer er will". Der Satz enthält den Schlüssel zu der viel umstrittenen Religionspolitik Constantins des Großen. Die Geflissentlichkeit, mit der dieser Gedanke von der Gleichberechtigung beider Religionen in dem Edict wiederholt hervorgehoben wird, beweist, daß er der Grundgedanke ist. Es ist hier nicht mehr der Ort, auszuführen, daß die Eigenart der christlichen Kirche seine Durchführung auf die Dauer unmöglich machte, daß Constantin selbst sich von ihm mit der Zeit, und gewiß nur widerstrebend, abgewendet hat: das Christenthum frei erklären, hieß bei der Geschlossenheit seiner Organisation und der Exclusivität seiner religiösen Grundanschauungen es privilegiren, und von dieser Erkenntniß aus verliert die ungewöhnlich rasche Entwicklung, die die nächsten 50 Jahre gesehen haben, ihren auf den ersten Blick überraschenden Charakter.

Das neue wirthschaftspolitische System in Schweden.

Von

Heinrich Martens.

Zum ersten Male seit dem Bestehen der neuen Reichsverfassung von 1866, wurde am 5. März 1887 die zweite Kammer des schwedischen Reichstages aufgelöst und deren außerordentliche Neuwahl verfügt, weil die Kammer mit 111 gegen 101 Stimmen die Einführung von Getreidezöllen beschlossen hatte. In diesem Auflösungsdekret wurde ausgeführt, daß der König es ablehne, die Verantwortlichkeit für eine in die wirthschaftliche Verhältnisse des Landes so tief eingreifende Systemveränderung, wie die von der zweiten Kammer beschlossene, allein zu übernehmen, weshalb er von seinem verfassungsmäßigen Rechte eines Appells an die Wählerschaft des Landes Gebrauch mache. Dieser Appell hatte die Folge, daß die geringe schutzzöllnerische Mehrheit der zweiten Kammer in eine recht bedeutende freihändlerische Mehrheit verwandelt wurde. Die am 2. Mai 1887 fortgesetzte Reichstagssession brachte denn auch den von schutzzöllnerischer Seite erstrebten Systemwechsel noch nicht. Durch die außerordentliche Neuwahl der zweiten Kammer war indessen die mit der Session von 1887 abschließende dreijährige Legislaturperiode dieser Kammer nicht erneuert worden, so daß im September 1887 die ordentliche Neuwahl der Kammer folgte, die allerdings eine geringere freihändlerische Mehrheit brachte als die voraufgegangene außerordentliche Neuwahl, aber doch immerhin noch eine Mehrheit, die stark genug war, den Uebergang zum Schutzzollsystem auch in dem Falle zu verhindern, daß die geringe freihändlerische Mehrheit der ersten Kammer durch die Ersatzwahlen zu dieser Kammer, die alljährlich im Herbst stattfinden, in eine unbedeutende schutzzöllnerische Mehrheit verwandelt werden sollte, was freilich geschah. Zum Unglück hatte jedoch bei der Stockholmer Wahl zur zweiten Kammer ein Form-

fehler stattgefunden, der bewirkte, daß die gewählten 22 freihändlerischen Abgeordneten der Hauptstadt ihr Mandat verloren und an deren Stelle 22 Schutzzöllner traten, auf welche die nächstgrößte Stimmenzahl gefallen war. Die Freihandelspartei verlor hierdurch auch in der zweiten Kammer das Uebergewicht.

Zum besseren Verständniß vorstehender und weiterer Ausführungen bemerken wir, daß die Mitglieder der ersten Kammer auf neun Jahre gewählt werden und je nach Ablauf ihrer Funktionszeit oder aus irgend einem anderen Grunde successive ausscheiden, sodaß diese Kammer nie, wie die zweite Kammer, auf einmal vollständig neu gewählt, sondern alljährlich ergänzt wird, sowie daß die Zahl der Mitglieder beider Kammern mit der Zunahme der Bevölkerung wächst. Gegenwärtig zählt die erste Kammer 145, die zweite Kammer 222 Mitglieder, darunter 90 resp. 124 Schutzzöllner. Den bedeutendsten Zuwachs an schutzzöllnerischen Elementen hat jedoch die erste Kammer erst durch die Ersatzwahlen von 1888 erhalten. Die Schutzzollpartei hat jetzt also in beiden Kammern ein bedeutendes Uebergewicht, was sie in der Reichstagssession von 1888 noch nicht ohne den Stockholmer Wahlzwischenfall gehabt hätte, und ohne diesen Zwischenfall wäre es im vorigen Jahre auch noch nicht zu dem Systemwechsel gekommen, da, wie gesagt, die freihändlerische Mehrheit der zweiten Kammer der damaligen geringen schutzzöllnerischen Mehrheit der ersten Kammer gewachsen gewesen wäre. In sogenannten „Bewilligungs-(Budget-)Sachen“, zu denen auch die Zölle gehören, entscheidet nämlich eine gemeinsame Abstimmung beider Kammern, falls die voraufgegangenen Einzelvoten der letzteren nicht übereinstimmten, und die Regierung besitzt gegen derartige Reichtagsbeschlüsse in „Bewilligungssachen“ kein Veto.

Am Schlusse des Jahres 1887, nachdem die Neuwahl der zweiten Kammer und die Ergänzungswahlen zur ersten Kammer stattgefunden hatten, sowie die freihändlerische Mehrheit der zweiten Kammer durch einen Zufall in eine schutzzöllnerische verwandelt worden war, was das freihändlerische Ministerium Themptander veranlaßt hatte, seine Dimission vom König zu erbitten, stand demnach König Oskar vor der Entscheidung, entweder, was seine damaligen Rathgeber gewünscht haben sollen, beide Kammern aufzulösen und also auch die erste Kammer, ebenfalls zum ersten Male unter der neuen Reichsverfassung, vollständig neu wählen zu lassen, oder sich der schutzzöllnerischen Strömung zu fügen und Rathgeber an seine Seite zu berufen, welche bereit waren, die Verantwortlichkeit für die Durchführung des neuen Systems zu übernehmen. Der König konnte sich nicht entschließen, abermals an

die Wählerschaft des Landes zu appelliren und soll namentlich Bedenken getragen haben, der ersten Kammer durch eine Neuwahl den ihr innewohnenden und von der Verfassung zugedachten bleibenden konservativen Charakter zu nehmen. Dem Könige konnte indessen auch die Thatsache nicht entgangen sein, daß die Körperschaften, welche die Mitglieder der ersten Kammer wählen: die Kirchspielvertretungen (Landsthings) in den kleinen Städten und auf dem platten Lande, und die Stadtverordneten-Kollegien in den größeren Städten — sich mehr und mehr dem neuen System zuneigten; die Ergänzungswahlen zur ersten Kammer von 1886 und 1887 hatten dies deutlich dargethan und die von 1888 haben es vollends bewiesen. Nach dem Abschluß dieser letzten Wahlen hätte sich kein freihändlerisches Ministerium in Schweden zu halten vermocht, denn die erste Kammer bildet um so mehr den festen Stützpunkt schwedischer Ministerien als diese sich auf die ausschließlich ihren bäuerlichen Sonderinteressen nachgehende Mehrheit der zweiten Kammer, auf die Bauernpartei, nicht zu stützen vermögen. Entschloß sich daher der König Ende 1887 das neue System gutzuheißen, so wurde es ihm andererseits schwer, das in Folge dessen erforderliche Ministerium zu finden. Die vom König zur Bildung eines neuen Ministeriums ausersehenen Persönlichkeiten, darunter der hochangesehene Erzbischof Sundberg, konnten sich entweder nicht entschließen, die Mission zu übernehmen oder mußten den Versuch aufgeben, ein neues Ministerium zusammenzubringen, so daß der schutzzöllnerische Reichstag bei seiner Eröffnung um Mitte Januar v. J. noch das freihändlerische Ministerium Themptander vorfand. Anfang Februar v. J. kam endlich ein neues Ministerium unter der Führerschaft des Reichsmarschalls und langjährigen Freundes des Königs Oskar Freiherrn v. Bildt, früheren schwedisch-norwegischen Gesandten in Berlin, zu Stande. In dieses Ministerium traten vier Mitglieder des Themptander'schen Kabinettes über, nämlich der Minister des Auswärtigen Graf Ehrensvärd, der Minister des Innern v. Krusenstjerna, der Marineminister Freiherr v. Otter und der konsultative Staatsrath Lovén. Wie diese vier Herren, so waren auch ein paar neue Minister, so z. B. der inzwischen wieder ausgeschiedene Justizminister Bergström, keine erklärten Anhänger des neuen Systems, wie denn überhaupt das Ministerium Bild kein eigentliches Partei-Ministerium ist. Die Aufgabe, welche das Ministerium sich gestellt hat, besteht im Wesentlichen in dem Bestreben: die auf wirthschaftlichem Gebiete zu Tage tretenden Gegensätze nach Möglichkeit abzuschwächen und mit einander auszusöhnen. Wir glauben zu wissen, daß Freiherr v. Bildt die Leitung der Staats-

verwaltung nur auf ausdrücklichen Wunsch seines königlichen Freundes übernommen hat, und es ist daher mit Bestimmtheit anzunehmen, daß derselbe die Regierungsgeschäfte auch vollständig im Sinne des Königs führt, d. h. daß der König sich von der Nothwendigkeit hat überzeugen lassen, dem neuen System insoweit Rechnung zu tragen, wie der gegenwärtige Chef des verantwortlichen Ministeriums es für erforderlich hält, während dieser andererseits der künftigen Entwickelung der Dinge auf wirthschaftlichen wie anderen Gebieten so wenig wie möglich vorgreifen wird.

Nicht nur Schweden, sondern alle drei skandinavischen Länder befinden sich seit Beginn der neuen europäischen Schutzzoll-Aera in einer überaus schwierigen wirthschaftlichen Lage. Den Haupterzeugnissen dieser Länder ist in nahezu allen großen europäischen Absatzgebieten die Einfuhr durch hohe Schutzzölle entweder bedeutend erschwert oder geradezu abgeschnitten worden, während sie andererseits von Erzeugnissen gerade derjenigen Länder, die ihre Produktion durch hohe Zölle gegen die Konkurrenz des Auslandes geschützt haben, förmlich überschwemmt werden. Es erklärt sich dies aus dem Umstande, daß die durch hohe Zölle geschützte Industrie der großen europäischen Staaten ihre Produktion derart zu forciren vermag, daß der billigste Produktionspreis ermöglicht wird und die Ueberproduktion mit Vortheil an die fremden Märkte und namentlich an solche gebracht werden kann, die der Einfuhr nicht durch Zölle verschlossen sind. Die skandinavischen Länder können nicht in gleicher Weise vorgehen, weil ihr inländisches Absatzgebiet zu klein ist, um die Produktion forciren zu können, so daß diese durch die übermächtige Konkurrenz der durch hohe Schutzzölle gehobenen Produktion des Auslandes fast erdrückt wird. Der schwedischen Metall- und Holzindustrie, welche zu den wichtigsten Erwerbszweigen des Landes zählt, ist z. B. der Absatz am deutschen Markte derart durch die deutschen Zölle erschwert worden, daß die Ausfuhr der Erzeugnisse jener Industrie nach Deutschland eine äußerst fühlbare Reduktion erlitt, gleichzeitig aber nahm die Einfuhr deutscher Erzeugnisse, sogar der Metallindustrie, in Schweden zu; ähnlich erging's Schweden Dänemark gegenüber mit den Erzeugnissen der Landwirthschaft; Getreide, Mehl, Vieh u. s. w. wurde aus Dänemark in großen Mengen in Schweden eingeführt, während Dänemark die Erzeugnisse der schwedischen Hauptindustrien mit hohen Zöllen belegt hatte. Unter solchen Umständen war es begreiflich, daß auch Schweden daran dachte, seine dem Auslande geöffneten Thüren zu verschließen. Der Zollschutz ist unter gewissen Umständen ein Akt der Nothwehr, insbesondere für kleinere

Staaten, wie man dies gegenwärtig wieder in dem freihändlerischen Belgien beobachten kann, wo die Schutzzollbewegung ebenfalls um sich greift. Daß gewisse schwedische Industrien des Zollschutzes oder eines erhöhten Zollschutzes bedürftig waren, ist in Schweden schon lange erkannt worden, und wurde auch schon von dem freihändlerischen Ministerium Temptander zugestanden, welches sich dagegen den Getreidezöllen um so entschiedener widersetzte. Daß diese im vorigen Jahre eingeführten Zölle der schwedischen Landwirthschaft zum Vortheil gereichen, wie deren Urheber behaupten, muß um so mehr bezweifelt werden, als in den nördlichen Gegenden Schwedens wenig oder gar kein Brotkorn gebaut und die Brotkorn-Produktion des Landes den Konsum desselben überhaupt nicht zu decken vermag. Die Getreidezölle sind es denn auch, welche in weiten Kreisen Schwedens den größten Anstoß erregen, und die möglicher Weise auch schon wieder durch die nächste Neuwahl der zweiten Kammer (im Herbst 1890) werden beseitigt werden. Was sodann die anderen vom vorigjährigen schwedischen Reichstage beschlossenen neuen Zölle und Zollerhöhungen betrifft, so werden die industriellerseits von denselben erwarteten Vortheile nicht wenig durch die bestehenden schwedischen Handelsverträge mit fremden Ländern geschmälert. Es sind namentlich die bis Ende Januar 1892 laufenden Handelsverträge mit Spanien und Frankreich, durch welche mehrere schwedische Zollsätze gebunden sind und die Inkraftsetzung des beschlossenen Eisenzolles verhindert wird. Ganz besonders aber steht der vollen Durchführung des neuen Systems der schwedisch-norwegische Zollvertrag, das sogenannte „Zwischenreichsgesetz“ von 1874, entgegen. Durch diesen Vertrag ist eine Art Zollunion zwischen den beiden vereinigten nordischen Königreichen geschlossen worden, welche beiden Ländern ein besonderes Zollwesen und einen besonderen Tarif gestattet und auch nicht allen Waaren Zollfreiheit bei der gegenseitigen Einfuhr gestattet, sondern nur Waaren schwedischen resp. norwegischen Ursprungs, worunter allerdings auch fremde Rohstoffe oder Halbfabrikate einbegriffen werden, die in einem der beiden Reiche einer Bearbeitung unterworfen sind. Diese letztere Bestimmung ist der ärgste Stein des Anstoßes in Schweden. Norwegen hat im Allgemeinen weit niedrigere Zollsätze als Schweden und kennt u. A. auch keine Getreidezölle. Diejenigen norwegischen Industriezweige, welche ausländische Rohstoffe oder Halbfabrikate bei niedrigen Zollsätzen oder zollfrei einführen und veredeln, die in Schweden mit hohen Zöllen belegt sind, erhalten also für ihre veredelte Waare eine Prämie bei der Einfuhr in Schweden und schädigen gleichzeitig die gleichen Industriezweige Schwedens; ja, die

in Rede stehende Bestimmung macht eine Reihe von industriellen und landwirthschaftlichen schwedischen Schutzzöllen geradezu illusorisch. Im Hinblick hierauf beschloß der schwedische Reichstag schon im vorigen Jahre, die Regierung aufzufordern, mit der norwegischen Regierung wegen einer den beschlossenen Abänderungen des schwedischen Zolltarifs angepaßten Revision des Zollvertrages von 1874 zu verhandeln, eventuell diesen Vertrag zu kündigen. Die schwedische Regierung beauftragte dann die von ihr im vorigen Sommer eingesetzte Zollkommission Vorschläge darüber zu machen, welcher Aenderungen der Vertrag von 1874 bedürfe. Die Kommission hat sich dieses Auftrages durch mehrere von ihr formulirte, aber wesentlich von einander abweichende Anträge entledigt; da sie ausschließlich aus Schutzzöllnern zusammengesetzt ist, weiß man also in schutzzöllnerischen Kreisen selbst noch nicht, welche Forderungen denn eigentlich Norwegen gegenüber erhoben werden sollen. Jedenfalls muß doch die Regierung sich hierüber klar sein, bevor sie die bezüglichen Verhandlungen mit der norwegischen Regierung eröffnet. Die etwa in dieser Beziehung bei der Regierung bestehenden Zweifel konnten auch dadurch nichts weniger als gehoben werden, daß auch die Gutachten, welche sie von den beiden staatlichen Fachbehörden: dem Königlichen Kommerz-Kollegium und dem Generalzolldirektorate, über die Vorschläge der Zollkommission eingeholt hat, nicht miteinander übereinstimmen. Es fragt sich hiernach, ob die Regierung es der schutzzöllnerischen Reichstagsmajorität anheimgeben wird, die Grundlagen für die Verhandlungen mit Norwegen festzustellen, oder diese Verhandlungen eröffnet, um die norwegischen Forderungen und Zugeständnisse kennen zu lernen, und je nach Art derselben entweder ohne weitere Einwendung an den Reichstag den Vertrag zu kündigen oder den Reichstag in seiner nächsten Session die weitere Entscheidung treffen zu lassen. Der Regierung ist in dieser Beziehung freie Hand gelassen; einen Anhalt für ihren voraussichtlichen Entschluß bietet jedoch eine von unterrichteten schwedischen Zeitungen mitgetheilte, an die Zollkommission gerichtete Kundgebung der Regierung, welcher zufolge die Kommission unbekümmert um die ihrem baldigen Ende entgegengehenden Handelsverträge Schwedens mit fremden Ländern einen Zolltarif ohne Rücksicht auf diese Verträge ausarbeiten soll. Es unterliegt demnach kaum einem Zweifel, daß die Regierung die sämmtlichen bestehenden Verträge kündigen will, was dem Zeitpunkte nach spätestens Ende Januar 1891 geschehen muß, so weit die Verträge mit Frankreich, Spanien u. s. w. in Betracht kommen, welche ein Jahr vor Ablauf derselben zu kündigen sind. Für den

schwedisch-norwegischen Zollvertrag von 1874 besteht dagegen eine zweijährige Kündigungsfrist. Es darf angenommen werden, daß man schwedischerseits mit Beginn des 1. Februar 1892 auch Norwegen gegenüber freie Hand haben will, da Schweden, und beiläufig bemerkt, auch Norwegen, über diesen Zeitpunkt hinaus bis jetzt keine Vertragsverbindlichkeiten wirthschaftlicher Natur haben. Norwegen gegenüber müßte also die Kündigung schon im Januar 1890 erfolgen, was noch mit Zustimmung des jetzigen schwedischen Reichstages geschehen könnte, der verfassungsmäßig Mitte Januar zu seiner ordentlichen Session zusammentritt, die zweite Kammer des Reichstages jedoch zum letzten Mal in ihrer gegenwärtigen Legislaturperiode. Im Herbst 1890 wird diese Kammer neu gewählt und es ist, wie schon bemerkt, fraglich wie die Wahl ausfällt; jedenfalls ist es nicht unmöglich, daß durch die nächste Neuwahl der zweiten Kammer eine so starke freihändlerische Mehrheit in den Reichstag gebracht wird, daß sie auch die große schutzzöllnerische Mehrheit in der ersten Kammer überwiegt, und daß somit auch für ein schutzzöllnerisches Ministerium kein Raum mehr wäre. Eine derartige Eventualität könnte indessen immer nur bewirken, daß Handelsverträge in freihändlerischem Geiste abgeschlossen oder erneuert werden, worauf die zuvor erfolgte Kündigung der Verträge keinen Einfluß auszuüben vermöchte. Und selbst für ein freihändlerisches schwedisches Ministerium, hinter dem eine freihändlerische Reichstagsmehrheit stände, würde es unter den herrschenden wirthschaftlichen Zuständen in Europa ein höchst gewagtes Spiel sein, die Kündigung der Verträge zu unterlassen, d. h. sich die Hände zu binden, oder das wirtschaftliche Wohl des eigenen Landes der Gnade fremder Länder zu unterstellen. Ueberhaupt wird ja allgemein, und wohl mit Recht, der 1. Februar 1892 als ein handelspolitischer Wendepunkt in Europa bezeichnet, nur speciell in Betreff Schwedens bleibt vor allen Dingen zu beachten, daß die dortige Freihandelspartei von der Gegenpartei hauptsächlich nur durch die Getreidezölle getrennt wird. Nach alledem halten wir uns zu der Annahme berechtigt, daß die jetzige schwedische Regierung sämmtliche Handels- und Zollverträge kündigen wird, auch den Zollvertrag mit Norwegen, und zwar nicht um vom 1. Febuar 1892 ab in keinerlei Handels- und Zollvertrags-Beziehungen zu anderen Staaten zu stehen, sondern um rechtzeitig neue Verträge vereinbaren zu können, die dem neuen, von der Zollkommission auszuarbeitenden und vom Reichstage festzustellenden allgemeinen schwedischen Zolltarif anzupassen sind. Schweden dürfte, mit einem Worte, dem Beispiele Frankreichs folgend, fortan

Vertragstarife mit ermäßigten Zollsätzen denjenigen Staaten gegenüber zur Anwendung bringen, die der Einfuhr schwedischer Erzeugnisse entsprechende Erleichterungen einräumen, die Einfuhr der übrigen Staaten aber mit den hohen Zollsätzen des neuen Zolltarifs belegen. Eine engere Zollverbindung mit Norwegen bleibt jedenfalls bestehen; dies erheischt das wohlverstandene Interesse Schwedens nicht minder als das Norwegens. Die Gründe wirthschaftlicher wie politischer Art, für das Fortbestehen dieser Verbindung sind so zwingender Natur, daß kein Ministerium und keine Volksvertretung in beiden Ländern die Verantwortlichkeit für die Aufhebung der Verbindung übernehmen wird. Wegen der beiderseits gewünschten und erforderlichen Aenderungen des Vertrages wird man sich unter solchen Umständen schon verständigen.

Unsere vorstehend ausgesprochene Auffassung von der wirthschaftlichen Richtung der schwedischen Regierung unter dem gegenwärtigen Ministerium findet ihre Bestätigung auch in den von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Mittheilungen von Abschiedsgesuchen, die von dem einen und anderen der aus dem Themptander'schen Kabinette in das jetzige übergetretenen Minister dem Könige überreicht worden sind. Von den in Rede stehenden Ministern weiß man, daß sie bei ihrem Uebertritt erklärt haben, nicht an der Kündigung handelspolitischer Verträge theilnehmen zu wollen. Ihr Rücktritt erfolgt jedenfalls sobald ein geeigneter Ersatz für dieselben gefunden ist, damit den handelspolitischen Maßnahmen, die für erforderlich gehalten werden, kein Hinderniß entgegensteht. Das Ministerium Bildt ist, wir wiederholen dies, in seiner jetzigen Zusammensetzung überhaupt nur ein provisorisches. Fällt die nächste Neuwahl der zweiten Kammer und die nächsten Ergänzungswahlen zur ersten Kammer derart aus, daß die schutzzöllnerische Mehrheit des Reichstages durch sie gestärkt oder doch jedenfalls nicht geschwächt wird, dann ist die Mission des Ministeriums an sich erfüllt und die Zeit für ein homogenes Partei-Ministerium ebensowohl gekommen, wie für den allerdings weniger wahrscheinlichen Fall, daß durch die nächstjährigen Wahlen die schutzzöllnerische Reichstags-Mehrheit durch eine freihändlerische ersetzt wird. Große gesetzgeberische Reformen auf wirthschaftlichem wie sonstigem Gebiete wird das Ministerium Bildt nicht zur Durchführung bringen. Im letzten Herbst ist vom schwedischen Staatsrathe auf Grund eines königlichen Diktamens beschlossen worden, daß die sich aus den bereits eingeführten oder noch einzuführenden Schutzzöllen ergebenden Ueberschüsse in den Staatseinnahmen zu folgenden Zwecken verwendet werden sollen: 1. zur Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes; 2. zur Erleichterung der kom-

munalen Lasten; 3. zur weiteren Abschreibung der auf dem bäuerlichen Besitze ruhenden militärischen Reallasten und besonderen Grundsteuern, und 4. zur Förderung der Schifffahrt. Als in letzter Reichstagssession die in der zweiten Kammer dominirende Bauernpartei ihrer selbstsüchtigen Interessenpolitik entsprechend schon jetzt eine weitere Abschreibung von 20% der vorgenannten bäuerlichen Lasten, von denen vor wenigen Jahren 30% abgeschrieben sind, verlangte, ohne daß auch nur ein Ueberschuß in der Staatskasse vorhanden ist, trat der Ministerpräsident diesem Verlangen im Hinweis auf das königliche Diktamen entschieden entgegen und fand in dieser Beziehung die volle Unterstützung der ersten Kammer. Dagegen ist in letzter Reichstagssession ein erster Anfang mit der Arbeitergesetzgebung nach deutschem Muster gemacht worden, indem beide Kammern, die zweite freilich mit sehr geringer Mehrheit, die Arbeiterunfallverhinderungs-Vorlage annahmen. Die socialreformatorische Gesetzgebung entspringt indessen nicht dem jetzigen Ministerium, sondern einer älteren königlichen Anregung; die Regierungskommission, welche mit der Ausarbeitung der bezüglichen Gesetze beauftragt ist und welche kürzlich den Entwurf eines Altersversicherungs-Gesetzes fertig gestellt hat, ist schon vor Jahren niedergesetzt worden. Diese Gesetzgebung sowie die seit Jahrzehnten auf der parlamentarischen Tagesordnung stehende Umgestaltung des veralteten schwedischen Heereswesens, für welche König Oskar schon seit seiner Thronbesteigung mit großem Eifer eintritt, ist jedoch nicht mit einer zweiten Kammer durchzuführen, in der die Bauernpartei die absolute Mehrheit hat, die aus Schutzzöllnern und Freihändlern, Demokraten und Konservativen bestehend sich vielfach unter sich bekämpft, aber in allen den Fällen einmüthig zusammensteht, in denen es sich um gemeinsame bäuerliche Standesinteressen handelt, und mit der daher bis jetzt noch kein schwedisches Ministerium, selbst nicht das aus der Partei selbst hervorgegangene Ministerium Posse, welches von 1880 bis 1883 am Ruder war, zu regieren vermochte. So pflegt denn auch der größere demokratische Theil der Bauernpartei mit den Arbeitern zu kokettiren, so weit die Bestrebungen der letzteren sich auf Kosten anderer Stände erfüllen lassen; so bald indeß die bäuerlichen Interessen durch Forderungen des Arbeiterstandes oder zu Gunsten des letzteren alterirt werden, ist auch die bäuerliche Demokratie Gegner solcher Forderungen. Der beste Beweis hierfür ist das soeben erwähnte Vorgehen der Bauernpartei in Sachen der weiteren Abschreibung der bäuerlichen Steuerlasten, welche die Partei den dem Arbeiterstande regierungsseitig zugedachten Wohlthaten vorangestellt wissen wollte, trotzdem gerade dieser Stand durch die landwirthschaftlichen Zölle am meisten

beschwert worden ist, welche die Interessen des Bauernstandes, der in Schweden der Hauptvertreter der Landwirthschaft ist, zu fördern bezweckt. Die in Rede stehenden bäuerlichen Steuerlasten stehen zudem in engster Verbindung mit der Reorganisation des schwedischen Heereswesens.

Das stehende schwedische Heer besteht aus Geworbenen und aus sogenannten „eingetheilten" Truppen. Diese letztere Truppe, welche jährlich nur kurze Zeit zu Uebungen zusammentritt, ist eine vom König Karl XI. eingeführte eigenthümliche militärische Institution, welche gewiße ländliche, bäuerliche, Besitze verpflichtet, diensttüchtige Soldaten (Infanteristen und Reiter) zu halten, d. h. anzuwerben, auszurüsten und zu ernähren. Ursprünglich hatte jeder ländliche Grundbesitz von einer gewißen Größe (die „Rote" genannt) seinen Mann zu halten; als später der Grundbesitz mehr und mehr zerstückelt worden war, wurde eine Rote aus mehreren Grundbesitzen oder Gehöften zusammengesetzt; haben diese einen Reiter zu stellen, dann beschaffen sie gleichzeitig ein Pferd und heißen dann „Rusthåll". Außer diesen militärischen Reallasten sind dem bäuerlichen Grundbesitze noch gewisse besondere Steuern auferlegt, von welchen der der Krone, dem Adel und der Kirche gehörende Grundbesitz befreit ist. Wenn nun auch dem bäuerlichen Grundbesitze wegen dieser seiner besonderen Belastung von vornherein gewiße Begünstigungen gewährt worden sind, so wird man es ihm doch nicht verargen dürfen, daß er sich der ihm auferlegten Bürde zu entledigen sucht. Hierzu ist denn auch schon vor vielen Jahren regierungsseitig die Hand geboten worden. Die Regierung wollte die Reallasten und Grundsteuern des bäuerlichen Besitzers nach und nach ablösen, und Hand in Hand hiermit sollte die „eingetheilte" Truppe durch ein auf der allgemeinen Wehrpflicht basirendes Linienheer ersetzt werden. Dieser Vorschlag wurde jedoch von der bauernparteilichen Mehrheit der zweiten Kammer abgelehnt. Das dem jetzigen Ministerium voraufgegangene Themptander'sche Ministerium einigte sich dann später mit der Bauernpartei dahin, daß dem bäuerlichen Besitz 30% der besonderen Steuerlasten erlassen wurden, wogegen die Partei die Hand zu einer geringfügigen Verbesserung des Heereswesens, zu etwas längeren jährlichen Uebungen der sogenannten „Beväring" (Landwehr) bot. Ein Weiteres ist bis jetzt noch nicht geschehen. Der allgemeinen Wehrpflicht widerstrebt die Bauernpartei wegen der mit derselben verbundenen persönlichen Opfer der männlichen Angehörigen des Bauernstandes, und auch der in neuerer Zeit von der Regierung versuchten Ummandlung der „eingetheilten" Truppen in geworbene hat sie sich widersetzt, welche

Umwandlung im Uebrigen auch in der ersten Kammer auf Widerstand stößt. Genug, der Landesvertheidigungs-Nihilismus des schwedischen Bauernstandes übersteigt alle Grenzen, obgleich dieser doch wenigstens so viel Einsicht haben sollte, daß der Staat ihm seine militärischen Sonderlasten (das „Eintheilungswesen") nicht abnehmen kann, ohne daß hierfür ein besserer Ersatz auf Rechnung des Staates geschaffen ist, und daß man hierdurch die Gesammtheit der Bevölkerung in demselben Maße höher belastet, in welchem der Bauernstand entlastet wird, da die gesammten von diesem getragenen Sonderlasten, die auf jährlich 10 Mill. Kronen veranschlagt werden, von denen, wie gesagt, 30% abgeschrieben sind, den Staat theils (durch Verminderung der militärischen Ausgaben) entlasteten, theils (die besonderen Grundsteuern) eine Einnahmequelle des Staates bildeten. Selbst die ernstesten Hinweise auf die großen Gefahren, welchen Schweden dadurch ausgesetzt ist, daß seine Wehrkraft nicht entfernt den Anforderungen entspricht, welche die heutige Kriegführung an dieselbe stellt, und daß es wegen seiner ungenügenden Landesvertheidigungsmaßnahmen nicht im Stande sein wird, feindliche Einfälle mit Erfolg abzuwehren, namentlich dann nicht, wenn solche von russischer Seite, über Land, erfolgen, vermögen die Bauernpartei nicht zur besseren Einsicht zu bringen. Die in Schweden wie auch in Norwegen weitverbreitete Ansicht, daß beide Reiche von einem großen europäischen Kriege unberührt bleiben werden, falls sie eine strenge Neutralität beobachten, läßt sich weder durch die politischen Verhältnisse der Gegenwart noch durch die Erfahrungen der Vergangenheit rechtfertigen. Die schwedische „Militärische Zeitschrift" sagte in dieser Beziehung vor einiger Zeit ganz treffend: „Verträge, Neutralitätserklärungen, Garantien schützen ebensowenig gegen einen Krieg, als Feuerversicherung verhindern kann, daß in einer Wohnung Feuer ausbricht." Aber was nützen einer so selbstsüchtigen Partei gegenüber, wie der schwedischen Bauernpartei, Gründe der Vernunft und des Patriotismus. Die schwedische Reichsverfassung von 1866, durch welche die alte Ständevertretung beseitigt wurde, hat allerdings den Bürgerstand bezüglich der parlamentarischen Vertretung in Etwas dem Bauernstande gegenüber bevorzugt, da letzterer, wie überhaupt die ländliche Vertretung, andernfalls alleinherrschend im Reichstage geworden wäre, aber der Bürgerstand, die eigentliche Intelligenz des Landes ist und bleibt durchaus ungenügend im schwedischen Reichstage vertreten, und so lange dieser Fehler nicht auf irgend eine Weise verbessert ist, werden sich keine durchgreifende Gesetzesreformen in Schweden, die ausschließlich dem Gemeinwohl dienen, durchführen lassen. Vor allen Dingen ist der

Herrschaft des Bauernstandes in der zweiten Kammer ein Ende zu machen, woran unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht zu denken ist. Die Bauernpartei ist im Gegentheil bestrebt ihre parlamentarische Macht noch zu verstärken, welchem Bestreben jedoch die erste Kammer entgegengetreten ist. Sobald letztere Kammer ihr wohlverstandenes eigenes Interesse voll und ganz erkannt hat und unterstützt von der Regierung, die im schwedischen Volke einen großen Einfluß durch das hohe Ansehen besitzt, welches der König genießt, gegen die Bauernpartei vorgeht, dann wird sich die Macht der letzteren bald brechen lassen. Hierzu kann und sollte geschritten werden, wenn die gegenwärtigen wirthschaftspolitischen Wirren gelöst sind, was ja immerhin noch ein paar Jahre erfordern wird. Wie sich die wirthschaftspolitischen Dinge in Schweden schließlich gestalten werden, ist um so weniger vorauszusagen, als auf diese Um- oder Neugestaltung die Entwickelung der entsprechenden Verhältnisse im übrigen Europa, insbesondere in den großen Staaten des europäischen Kontinents, den maßgebendsten Einfluß ausüben wird, und diese Entwickelung wird sich schwerlich in der Richtung eines strengeren Schutzzollsystems bewegen. Auch dieser Umstand dürfte dem Scharfblick eines Königs Oskar nicht entgangen sein, als er genöthigt war, Männer in seinen Rath zu berufen, die sich bereit zeigten, die schutzzöllnerischen Beschlüsse des Reichstages so weit möglich zur Ausführung zu bringen, ohne aber zugleich das ganze bisherige wirthschaftspolitische System des Landes über den Haufen zu werfen. Schon die schuldige Rücksichtnahme auf Norwegen gebot einen solchen goldenen Mittelweg, und die gleiche Rücksichtnahme wird auch in Zukunft eine Rolle spielen, wenn Schweden vor weitere wirthschaftliche Entscheidungen gestellt wird. König Oskar hat Macht und Einfluß genug in seinen beiden Kronländern, um, trotz der in denselben, insbesondere in Norwegen, zu Tage tretenden unionsfeindlichen Bestrebungen, seine Devise („Das Wohl der Brudervölker") zur Geltung zu bringen, um das Wohl Schwedens mit demjenigen des norwegischen Brudervolkes zu vereinen und umgekehrt, und zwar nicht nur das politische, sondern auch das wirthschaftliche Wohl.

Politische Correspondenz.

Die Invaliditäts- und Altersversicherung. Die Streikbewegung.

Gerade in den Tagen der Entscheidung über das Arbeiterinvaliditätsgesetz tobte in Westphalen der große Bergmannsstreik und sofort ertönte aus den Reihen der Zweifler und der Gegner des Gesetzes der sei es spöttische sei es ängstliche Ruf: seht Ihr, es nützt Euch Alles nichts!

Die Antwort ist: es wäre schlimm, wenn die Invaliditätsversorgung den Arbeitern hätte gegeben werden sollen, um sie zu verhindern, sonstige Ansprüche an Lohn oder Arbeitsbedingungen zu erkämpfen. Das ist es ja gerade, was auch von einsichtigen Gegnern unserer socialen Versicherungsgesetzgebung zum Vorwurf gemacht wird: sie erhalte die Arbeiter in so großer Abhängigkeit, daß sie ihren sonstigen wirthschaftlichen Kampf nicht mehr durchzufechten vermöchten. Es ist also ganz gut, daß die große Streikbewegung gezeigt hat, daß dem keineswegs so ist. Krankheits-, Unfall-, Invaliditätsversicherung haben mit Lohnstreitigkeiten direkt garnichts zu thun. Jede dieser Angelegenheiten muß für sich behandelt werden. Indirekt hängen sie allerdings insofern zusammen, als eine Arbeiterschaft, welche auf wichtigen Gebieten ihres social-wirthschaftlichen Daseins durch Entgegenkommen von Staat und Arbeitgebern befriedigt worden ist, auf anderen Gebieten, wo dennoch Streitigkeiten entstehen, sie mit weniger Leidenschaft, mit größerer Bereitwilligkeit zum Friedensschluß durchfechten wird. Das ist diesmal wenigstens geschehen. Daß ein Streik von so ungeheurem Umfange in so kurzer Zeit, unter so wenig wirklichem Tumult und Gewaltthätigkeiten überwunden worden ist, ist im Vergleich mit ähnlichen Erscheinungen in Belgien, Frankreich, Amerika, und früher, ehe die großen Arbeiterorganisationen sich gefestigt hatten, auch in England eine sehr erfreuliche Erscheinung. Im Dortmunder Revier hat die Bewegung vom ersten Beginn (2. Mai) bis zum völligen Erlöschen (29. Mai) vier Wochen, der völlige Stillstand der Arbeit aber kaum acht Tage, (vom 11. bis 17. Mai), in Schlesien, Sachsen, Saargebiet noch kürzere Zeit gedauert. Glaubt man wirklich, daß wir so billig davongekommen wären, wenn die Regierung nicht durch die sociale Gesetzgebung seit so viel Jahren eine Bürgschaft für ihre Arbeiterfreundlichkeit gegeben, wenn die Bergmannsdeputirten statt ihre Sache dem Kaiser vorzutragen, sich den Rath der socialdemokratischen Abgeordneten erbeten hätten?

Das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz.

So außerordentlich mühsam, verwirrend und uninteressant die Verhandlungen im Reichstage über das Gesetz waren, so ist das Resultat doch eine keineswegs besonders complicirte und schwer zu fassende Institution*). Die ganze Schwierigkeit der Verhandlungen entsprang den zahllosen Möglichkeiten zwischen denen zu wählen war. Nachdem nun aber das Gesetz fertig ist, ist es garnicht schwer sich von seinem Organismus ein Bild zu machen, sehr viel leichter jedenfalls, als etwa von der Krankenversicherung, wo die verschiedenen Kassenarten, Orts- und Gemeinde- Betriebs- Freie u. s. w. Kassen nicht so ganz leicht auseinanderzuhalten sind. Wir wollen einen Umriß des Gesetzes, so wie es jetzt dasteht, zu entwerfen suchen.

Dem Versicherungszwange sind unterworfen nicht bloß die eigentlichen Arbeiter und Arbeiterinnen, sondern auch Dienstboten (also z. B. nicht weniger als 1 282 414 Dienstmädchen), Waschfrauen, Nähterinnen, Handlungsgehülfen und Betriebsbeamte mit weniger als 2000 Mark Einkommen.

Scharf zu unterscheiden ist zwischen der Altersrente und der Invaliditätsrente. Die Altersrente erhält jeder Versicherte über 70 Jahre, auch wenn er noch vollkommen arbeitsfähig ist und arbeitet; sie ist aber niedriger als die Invaliditätsrente. Sie beträgt in der niedrigsten Klasse jährlich 106,40 Mark in der höchsten 191 Mark. Die Zahl der Arbeiter, welche diese Rente beziehen werden, ist zwar gering, aber es sind doch immerhin nach der letzten Berufszählung etwa 80 000 Männer und 37 000 Frauen. Mit der Zeit lassen sich diese Alten natürlich auch für Invaliden erklären und erhalten dann die höhere Invaliditätsrente. Ein Hauptstreitpunkt in den Verhandlungen des Reichstages war, ob man nicht die Altersgrenze auf 65 Jahre herabsetzen solle. Das würde den großen Vortheil haben, daß die Invaliditätserklärung mit noch größerer Strenge gehandhabt werden kann. Die meisten Arbeiter werden in den 60ger Jahren Invalide, aber um einige Jahre herauf und herab ist es nicht leicht den Moment des Eintritts der Invalidität festzustellen. Da wäre es also recht gut, wenn ein Uebergangsstadium stattfände, wo ohne weitere Untersuchung eine Zubuße gezahlt wird, bis zweifellos der zur vollen Invaliditätsrente berechtigende Zustand eingetreten ist. Den Ausschlag für die 70 Jahre hat zuletzt gegeben, daß es sehr leicht ist, von den 70 zu den 65 Jahren hinabzusteigen, aber nicht umgekehrt. Höchst wahrscheinlich wird binnen sehr kurzer Zeit das Gesetz nach dieser Richtung erweitert und dadurch nicht nur die Wohlthat verstärkt, sondern auch die Handhabung erleichtert werden, ohne daß ein erheblich größerer Aufwand entsteht.

Bei der Debatte über diesen Punkt war übrigens eine allgemein-interessante Beobachtung zu machen: ein wie wenig sicheres Urtheil nämlich oft die Praktiker über ihre eigenen Verhältnisse haben. Es handelte sich darum, ob Arbeiter mit

*) Eine vortreffliche populäre Darstellung des Inhalts des Gesetzes ist erschienen von dem Abgeordneten Otto Henning in Greiz.

einer geringen Rente noch weiterzuarbeiten pflegen oder nicht. Landwirthe aus derselben Gegend mit denselben socialen Verhältnissen stellten die diametral entgegengesetzten Behauptungen auf: die Einen sagten, sobald der Arbeiter so viel hat, daß er gerade leben kann, thut er nichts mehr als seine Pfeife rauchen; die Anderen sagten, im Gegentheil, er wird die Kräfte, die er noch hat, gebrauchen um sich mit Hülfe seiner Rente ein möglichst gutes Auskommen zu verschaffen.

Bei der Grenze von 70 Jahren wird, wie wir sahen, die Altersrente zunächst eine sehr geringe Rolle spielen. Der Hauptgegenstand des Gesetzes ist die Invaliditätsrente. Diese hat eine sehr verschiedene Höhe; sie steigt wochenweise nach vier verschiedenen Lohnklassen. Die niedrigste Rente, für Jemand aus der untersten Lohnklasse (bis zu 350 Mark Einkommen jährlich), der erst fünf Jahre Beiträge geleistet hat, beträgt 114 Mark 70 Pfennig. Diese Rente kann also, da die Versicherungspflicht mit dem 16. Jahre beginnt, Jemand schon mit dem 21. Jahre bekommen. Eine höchste Rente ist nicht festgesetzt; nehmen wir als Aeußerstes einen Mann, der 50 Jahre lang in der vierten Lohnklasse (über 850 Mark Jahreseinkommen) Beiträge geleistet hat, so würde dieser 415,50 Mark jährlich Invalidenrente beziehen. Das kann sehr wohl vorkommen; ja die Rente kann noch höher steigen, da immer 47 Wochen schon als ein Beitragsjahr gerechnet werden. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß etwa die Frau daneben noch ihre Rente bezieht. Die meisten Renten werden sich wohl bei 30 bis 40 jähriger Beitragszeit zwischen 140 (erste Lohnklasse) und 350 Mark (vierte Klasse) bewegen. Diese Sätze sind keineswegs niedrig, sondern recht hoch gegriffen. Im ganzen Osten werden heute auf dem Lande die alten Leute für sechs Mark monatlich, also 72 Mark jährlich in Pension gegeben; für diese bedeutet die Invaliditätsrente also geradezu eine Verdoppelung. Ein Arbeiter, der jetzt mit 1 Mark 50 Pfennig täglich, also 450 Mark jährlich sich und seine ganze Familie ernähren soll, ist gewiß gut daran, wenn er im Alter für sich allein oder höchstens für sich und seine Frau eine feste Rente von 222,80 Mark (2. Lohnklasse nach 40 jährigem Beitrage) erhält und sich dafür in Pension geben kann, wo er will.

Die Uebergangsbestimmungen sind ganz außerordentlich liberal gehalten. Die Altersrente erhält jeder über 70jährige (noch arbeitende) Arbeiter sofort bei Inkrafttreten des Gesetzes, auch wenn er noch garkeine Beiträge gezahlt hat. Die Invalidenrente, wenn er nur für ein Jahr Beiträge gezahlt hat. In beiden Fällen muß er außerdem nachweisen, daß er in den letzten drei Jahren zum wirklichen, versicherungspflichtigen Arbeiterstande gehört hat, damit nicht alle alten Bauern, Rentiers u. s. w. die Kasse in Anspruch nehmen können.

Ursprünglich war beabsichtigt, daß das Reich von der Rentenlast ein Drittel übernehme; da jedoch auf diese Weise das Reich den höher Gelohnten einen höheren Zuschuß gegeben haben würde, als den Aermeren, so zahlt das Reich jetzt statt des Drittels einen festen gleichmäßigen Zuschuß von 50 Mark zu jeder Rente.

Auch unter Berücksichtigung dieses Reichszuschusses erscheinen die Beiträge, welche von den Arbeitern und Arbeitgebern entrichtet werden müssen, erstaunlich gering. In der letzten Lohnklasse hat der Arbeiter wöchentlich 7 Pfennige, also täglich einen Pfennig, in der höchsten wöchentlich 15 Pfennige zu zahlen; ebensoviel der Arbeitgeber. Da nur 47 Wochen im Jahr bezahlt zu werden brauchen (Zeit der Krankheit oder des Militärdienstes ist außerdem frei), so beträgt der jährliche Beitrag in der ersten Lohnklasse 3,29, in der vierten 7,05 Mark. Die Frage ist, wie weit man mit diesen Beiträgen auskommen wird; nach der amtlichen Berechnung werden für den Beharrungszustand in der ersten Lohnklasse die Beiträge bis auf 11½, in der vierten bis auf 33 Pfennige wöchentlich steigen. Auch das wäre immer noch recht wenig; Manche aber sind der Ansicht, daß schon die jetzt normirten Beiträge ausreichen werden.

Die Einziehung der Beiträge geschieht auf die denkbar einfachste Weise nach dem Muster der Pfennig-Sparkassen. Jeder Arbeiter hat eine Karte, in deren Felder der Arbeitgeber bei der Lohnzahlung eine Marke einzukleben hat. Der Arbeitgeber ist also der Verantwortliche; er zieht seinem Arbeiter die auf ihn entfallende Hälfte des Beitrages vom Lohne wieder ab. Um es noch mehr zu vereinfachen, kann auch der Krankenkasse oder sonst einzurichtenden Anstalten, die Manipulation des Markenklebens und die Aufbewahrung der Karten übertragen werden. Ist eine Karte gefüllt, so wird auf der neuen die Summe der bisherigen Leistungen vorgemerkt. Schwierigkeiten wird diese Einrichtung nur in den ganz kleinen Verhältnissen machen, wo ein kleiner Stellenbesitzer, der sonst selbst auf Arbeit geht, sich vorübergehend einen anderen Arbeiter zur Aushülfe engagirt, oder wo, wie in Mecklenburg und Pommern es noch Sitte ist, der ländliche Arbeiter außer seiner eigenen Person dem Gute auch noch einen Hofgänger stellt. Aber die Confusion, die angerichtet werden kann, d. h. die Lücken, die bleiben, sind zuletzt von geringen Folgen. Der Mann, der auf einer so niedrigen Bildungsstufe steht, seine Karte nicht in Ordnung erhalten zu können, erhält endlich eine um einige Pfennige oder Mark niedrigere Rente. Das ist Alles.

Mädchen, die heirathen, erhalten ihre Beiträge (nicht die der Herrschaft und keine Zinsen) zurück, falls sie nicht in der Versicherung bleiben. Das Institut wirkt also nach dieser Richtung wie eine kleine Ausstattungs-Sparkasse.

Stirbt ein Mann, ohne in den Bezug der Rente eingetreten zu sein und hinterläßt eine Witwe oder Kinder unter 15 Jahren, so erhalten diese ebenfalls die gesammten Beiträge des Verstorbenen zurück.

Die Hauptfrage für die Handhabung des Gesetzes ist offenbar die der Feststellung der Invalidität. Wo ist die Grenze? Das Gesetz konnte keinen anderen Anhalt geben, als die Fähigkeit des Verdienens. Wer nicht mehr im Stande ist, ein Drittel zu verdienen, soll als invalide angesehen werden und zwar wird das Drittel berechnet aus dem Durchschnitt des Tagelohnes gewöhnlicher Handarbeiter (ein für die Krankenkassen allenthalben festgestellter Begriff) und seiner Lohnklasse. Ein Arbeiter also in der höchsten Lohnklasse, täglich

3 Mark, und in einem Ort, wo der gewöhnliche Tagelohn 1,50 Mark beträgt, ist invalide, wenn er nicht mehr 75 Pfennige täglich zu verdienen vermag. Diese Feststellung erfolgt durch Vertrauensmänner, welche die Versicherungsanstalt allenthalben ernennt, zusammen mit dem Landrath oder analogen Verwaltungsbehörden. Können diese dem Reflectanten eine Gelegenheit nachweisen, wo er durch „eine seinen Kräften und Fähigkeiten entsprechende Lohnarbeit" noch jenes Drittel verdient, so ist er mit seinem Anspruch abgewiesen. Auch ohne solche Untersuchung erhält die Invalidenrente, wer ein ganzes Jahr lang krank gewesen ist, bis er etwa wieder arbeitsfähig wird. Diese sehr heilsame Bestimmung schlägt also die Brücke zum Krankenversicherungsgesetz — aber nur an wenigen Stellen reicht sie schon ganz hinüber. Das Krankengesetz verpflichtet nämlich die Kassen ihre Kranken ein Vierteljahr lang zu erhalten. Zwischen beiden Gesetzen liegen also dreiviertel Jahre, für die keine Sorge getroffen ist. Die Hoffnung ist, daß die Krankenkassen, wie es Manche schon gethan haben, mit der Zeit dazu übergehen, die Fürsorge auf das ganze erste Jahr auszudehnen. —

Die Opposition gegen das Gesetz innerhalb der Kartellparteien hat sich namentlich auf folgende vier Punkte geworfen: den Reichszuschuß, die Höhe der Belastung, die Lohnklassen, das Markensystem.

Der Reichszuschuß ist in dem ganzen Gesetz gewiß das Auffälligste. Bis zum Beharrungszustand wird er auf jährlich etwa 70 Millionen Mark steigen, die die Gesammtheit der Steuerzahler den Arbeitern, wie es scheint, zum Geschenk macht. „Warum nicht mehr? Warum nicht das Doppelte? Wo ist die Grenze? Das ist der Beginn des Communismus."

Diese Gedankenfolge ist nicht neu. Sie ist schon gemacht worden beim Einkommensteuergesetz. „Wenn der Staat mir 3% meines Einkommens confisciren kann, warum nicht 10? Warum nicht 50? Warum nicht Alles? Der Staat wird ja heute regiert von den Nichtbesitzern, dem allgemeinen Stimmrecht." Die eine Besorgniß wird so wenig eintreten, wie die andere. Die besitzenden Klassen werden ihr Interesse auch beim allgemeinen Stimmrecht schon zu wahren wissen.

Warum aber überhaupt ein Reichszuschuß? Wirthschaftlich nöthig war er sicherlich nicht. Die Beiträge hätten ohne jede Schwierigkeit um so viel erhöht werden können. Der ganze Unterschied ist, daß der Bedarf statt durch directe Beiträge durch indirecte Steuern aufgebracht wird und daß auf diese Weise die Wenigen, die nicht direct interessirt sind, auch ein Scherflein beitragen. Die Interessenten, Arbeitgeber und Arbeiter, bilden ja die ungeheure Mehrzahl des Volkes und bringen ihren Beitrag dar auf diese wie auf jene Weise. Die Rentiers, Beamten und Bankiers werden fast die Einzigen sein, die nicht direct interessirt sind und auch diese haben wenigstens ihre Dienstboten zu versichern. Die kleinen Handwerker und Landwirthe, die nicht Untergebene zu versichern haben, können unter gewissen Umständen selbst an den Wohlthaten des Gesetzes theilnehmen. Wozu also der Umweg des Reichszuschusses? Wir

beantworten diese Frage nachher und suchen zunächst nur den Vorwurf des Communismus zu entkräften. Der Reichszuschuß stellt sich thatsächlich dar nicht etwa als ein dauerndes Geschenk an die Arbeiterschaft, sondern als eine Gabe allein für die lebende Generation. Wenn die Rechnungen, was ja freilich nicht zu verbürgen ist, richtig sind, so würden die heute Sechszehnjährigen allein mit ihren Beiträgen die ausgesetzten Renten erwerben können. Nach den Grundsätzen der Versicherungstechnik hätte man den älteren Jahrgängen sehr viel höhere Beiträge auferlegen müssen. Das war undurchführbar und das so entstandene Manko ist es, das der Reichszuschuß, dauernd als Verzinsung einer unkündbaren Schuld deckt. Um des großen politischen Zweckes willen hat das Reich diese Schuld übernommen. Das ist durchaus nichts Außerordentliches. Im Reichstag ist hingewiesen auf Eisenbahn-, Hafen- und Kanalbauten, die auf allgemeine Unkosten zu Gunsten einzelner Gegenden übernommen werden. Man kann ferner hinweisen auf die Schutzzölle zu Gunsten einzelner Erwerbszweige. Die allerstärkste Analogie aber ist nicht herangezogen worden. Preußen hat etwa 4 700 Millionen Mark 4% Schulden; dazu gegen 900 Millionen Mark 3½%ge. Die 3% sächsische Rente steht heute auf 97, verzinst sich also thatsächlich zu 3,1%. Auch Preußen könnte zu diesem Zinsfuß vielleicht nicht mit einem Mal, aber doch in kurzer Frist Geld aufnehmen so viel es will. Es würde dann an den 4% Papieren 9/10, an den 3½%gen 4/10% Zinsen sparen, in Summa über 45 Millionen Mark. Nehmen wir hinzu noch den Antheil Preußens an der Reichsschuld, so werden etwa 48—50 Millionen Mark herauskommen, die allein Preußen jährlich den Rentenbesitzern schenkt. Man mache sich einmal klar, was 48 Millionen besagen will. Die gesammte Klassensteuer, die jetzt noch jährlich erhoben wird, beträgt 24 Millionen, die ganze Einkommensteuer gegen 42 Millionen, die vielgescholtene Grundsteuer 40 Millionen. Die 24 Millionen der Klassensteuer werden aufgebracht von lauter Leuten unter 3000 Mark Einkommen. Welch' ein Apparat gehört dazu, welche Executionen, welche Kassen, diese 24 Millionen von den Pflichtigen zu erheben und an die Besitzer der Consols und Obligationen auszuzahlen! Man könnte sie erlassen und noch dieselbe Summe von Gemeindesteuern dazu, wenn der Staat rücksichtslos genau nur die Zinsen zahlte, zu denen er verpflichtet ist. Er hat nicht einmal eine moralische Verpflichtung, den Rentenbesitzern den jetzigen hohen Zinssatz weiter zu zahlen, — denn haben diese nicht auch, als der Staat seinerseits in ungünstiger Situation sich befand, so viel Zinsen erpreßt, als sie irgend herausschlagen konnten? Die 5%ge Anleihe von 1870 konnte der Staat nicht einmal zum Curse von 88 unterbringen. Trotz dem Allen macht der Staat von seinem Recht keinen Gebrauch. Er schenkt den Rentiers jährlich die 48 Millionen Mark aus keinem anderen Grunde, als weil die plötzliche Zinsherabsetzung in sehr vielen Familien eine gar zu große wirthschaftliche Störung, eine Störung bis zur Erschütterung der socialen Stellung hervorbringen würde*). Das trifft keineswegs auf die ganze Masse der Renten-

*) Der gewöhnlich gegen die Conversion angeführte Grund, daß die deutschen

besitzer zu. Erfahrungsmäßig sind die Consols durchaus nicht vorwiegend in den Händen von kleinen Leuten, sondern im Gegentheil gerade in den Händen der Allerreichsten. Die kleinen Leute suchen, wenn auch mit geringerer Sicherheit, nach höherer Verzinsung. Aber selbst aus Schonung für die vielleicht kleinere Hälfte legt der Staat der Masse seiner Steuerzahler jene Last auf. Nur ganz langsam und vorsichtig wird sie allmählich verringert. Das geschieht zu Gunsten von Ständen, die unter allen Umständen zu den Besitzenden gehören — was ist also Außerordentliches daran, daß der Staat auch zu Gunsten der „Enterbten ein Patrimonium" aussetzt?

Der zweite Einwand der Opposition betrifft die Höhe der Belastung, namentlich für die Landwirthschaft. Die Reden in und außer dem Reichstag, in denen diese Belastung dargethan werden sollte, waren höchst instructiv für die Würdigung des Satzes, wie ungeheuer die Selbstsucht des Einzelnen und namentlich die Klassen-Selbstsucht gegenüber dem Allgemeinwohl ist. Wir haben gesehen, wie groß die Belastung thatsächlich ist. Sie beträgt in der untersten Klasse für Arbeitgeber und Arbeiter einen Pfennig täglich, in der höchsten etwas über zwei Pfennige; fast immer also weniger als ein Procent des Tagelohnes. Es ist so gut, als wenn der Gutsbesitzer dem Manne, dem er jetzt eine Mark Tagelohn giebt, von nun an eine Mark und einen Pfennig zu geben hat, oder auf Land reducirt, nach einer Berechnung des Grafen Stolberg, auf jeden Morgen Land, der im allerschlechtesten Fall 4—6 Mark Pacht bringt, eine Belastung von 10—15 Pfennigen. Das wurde für unerschwinglich erklärt. Dieselben Gutsbesitzer, denen die Allgemeinheit durch einen Zoll auf das Brotkorn von 50—80 % des Werthes in einer wahrhaft großartigen Weise zu Hülfe gekommen ist, weigerten sich, was ihnen in Doppelkronen zufließt, auch nur in Pfennigen zurück zu erstatten. Man behauptete, daß der Arbeitgeber auf dem Lande nicht im Stande sein werde, den Arbeiterbeitrag vom Lohne abzuziehen, also doppelt belastet werde. Selbst wenn das richtig wäre, so ist die Belastung immer noch nicht groß. Es ist aber nicht einmal richtig. Sehr gute Kenner der ländlichen Verhältnisse behaupteten, daß der Abzug ohne Schwierigkeit durchzuführen sei.

Man wird es aber jetzt verstehen, warum der Reichszuschuß so durchaus unvermeidlich war.

Capitalien dann in ausländischen Papieren angelegt werden würden, ist ein logischer Widersinn. Ist die Conversion überhaupt möglich und gelingt sie — das ist die Voraussetzung, über die man einig sein muß — so kann die Höhe des Zinsfußes einen Einfluß auf die Placirung im In- oder Auslande so gut wie nicht mehr üben. Um Capital, das bisher in Consols angelegt war, in fremden Papieren anzulegen, muß der bisherige Besitzer sie doch erst verkaufen. Verkauft er sie an einen Inländer, so bleiben sie im Inland; verkauft er sie an einen Ausländer, so wird dieser sie nicht darum lieber kaufen, weil sie jetzt nur 3 statt 4 % geben. Neu gebildetes Capital aber kann in Consols immer nur dann angelegt werden, wenn neue ausgegeben werden (sonst ist es bloßer Tausch der Besitzer) — gleichgültig ob der Zinsfuß 2 oder 6 % beträgt.

Aus eben dem Geiste des engherzigsten Interesses sind auch die beiden letzten Einwände bezüglich der Lohnklassen und des Markensystems. Die Markenkleberei ist ja so unbequem und die Lohnklassen machen den Arbeiter darauf aufmerksam, daß es anderswo höheren Lohn giebt. Daß ohne die höheren Rentenklassen eine wirkliche Befriedigung der wichtigen hochgelohnten industriellen Arbeiter nicht zu erreichen ist, sollte dagegen nicht in Anschlag kommen.

Alle diese Einwände dürfen als unbegründet zurückgewiesen werden. Auch daß statt einer einheitlichen Reichsanstalt eine Anzahl von Provinzialanstalten errichtet werden, ist nicht von großem Belang und kann nöthigenfalls einmal verbessert werden. Die große principielle Entscheidung, welche mit dem Gesetz getroffen ist, ist eine negative: daß nicht die Berufsgenossenschaften zu Trägern der Versicherung gemacht sind. Damit ist möglicherweise dieser ganzen Institution, die sich doch vielfache Sympathie erworben hat und von der man größere Dinge erwartete, das Todesurtheil gesprochen. Die drei jetzt nebeneinander herlaufenden Organisationen der Krankenkasse, der Unfall-Berufsgenossenschaft, der regionalen Invaliditäts-Versicherungsverbände werden vermuthlich mit der Zeit in eine vorwiegend local und regional gegliederte Organisation zusammengefaßt werden. Daß man alle die verschiedenen Wege zugleich versucht, ist darum kein Schade; was sich am besten bewährt, wird zuletzt die Oberhand behalten.

Immer wieder wird noch heute die Frage aufgeworfen nach den Ursachen der französischen Revolution, ob die gewaltsame Entladung vermeidbar gewesen wäre oder nicht. Unter den wirklichen Geschichtskennern ist schon längst kein Streit mehr darüber. Der letzte Grund, weshalb die Revolution unvermeidlich war, ist, daß das französische Königthum zu schwach war, die nothwendigen gesellschaftlichen Reformen auf friedlichem Wege durchzuführen. An der rechten Einsicht hat es nicht gefehlt. Die Turgot'schen Reformen sind durchaus nichts Anderes als die Reformen des August 1789. Aber das Königthum hatte nicht die Macht, die Reformen gegen den Widerstand der privilegirten Stände, des Adels, des Klerus, der Parlamente durchzusetzen. Warum wandte es sich nicht an das Volk? Das Volk brachte ihm die erwünschte Unterstützung nicht. Im Gegentheil, das Volk stand auf seiten der ständischen Opposition, nur weil sie Opposition war. Ist etwa unser Invaliditätsgesetz mit Unterstützung der Interessenten, der Arbeiterschaft gemacht? Nicht eine Stimme hat sich dafür erhoben. Niemand hat ihm schärferen Widerspruch entgegengesetzt, als die specifischen Arbeitervertreter, die Socialdemokraten. Mit der äußersten Mühe hat eine so ungeheuer starke Regierung wie die unsrige, mit dem Prestige des Fürsten Bismarck, mit dem Programm der „Kaiserlichen Botschaft" mit einer so ausgezeichneten technischen und taktischen Vertretung wie durch den Minister von Bötticher, den Director Bosse und den Geheimerath von Woedtke eine ganz kleine Majorität gewonnen. Wäre das Gesetz der allgemeinen Volksabstimmung unterbreitet worden, es wäre vermuthlich mit neunzehntel Majorität abgelehnt worden. Das ist die Geschichte aller großen socialen Reformen der Weltge-

schichte. Wenn nicht eine starke Regierung sie dem Volke auferlegt oder durch diplomatische Geschicklichkeit abgewinnt, so bauen Indolenz, Maßlosigkeit, feindliche Interessen einen Damm, der nicht zu übersteigen ist, sondern endlich gewaltsam durch die andringenden elementaren Kräfte zerrissen wird. Eine Ausnahme bildet allein die englische Bourgeois-Reform unseres Jahrhunderts: von ihr aber haben wir das Ende noch nicht gesehen.

Die Streikbewegung.

So gewaltig die Dimensionen der neuen Invaliditätsversicherung mit ihren 12 Millionen Mitgliedern sind, so steht diese doch an Wichtigkeit gegen das erste Krankenkassengesetz zurück. Denn das Krankenkassen-Gesetz stellte ein neues Prinzip auf; die Invaliditäts- und Altersversicherung ist nur eine der weiteren Consequenzen jenes Princips.

Wieder vor eine principielle Entscheidung wird die deutsche Socialpolitik gestellt durch die Streikbewegung. Soll sie nach den alten Grundsätzen des Individualismus die Bewegung sich selbst überlassen? Soll sie eingreifen? Wie soll sie eingreifen?

Der Streik ist eine wirthschaftliche Erscheinung, die eigentlich keine der wirthschaftlichen Parteien als ihr Kind anerkennen will. Nach der strengen Lehre des alten Manchesterthums regelt sich der Lohn und die sonstigen Arbeitsbedingungen durch Angebot und Nachfrage von selbst; höchstens ausnahmsweise als kleine Nachhülfe kann ein Streik einmal angebracht sein. Auch der Socialismus erwartet vom Streik an sich kein Heil; ihm ist er nur taktisch ein Mittel zur Aufrütteiung, Organisation und Erhitzung der Massen. Der Staatssocialismus erkennt an, daß Angebot und Nachfrage nicht ausreichen zu befriedigender Regelung des Arbeitsvertrages; der Streik ist ein äußerst wirksames Mittel, die Widerstände, die trotz Angebot und Nachfrage bestehen bleiben, wegzuhobeln; aber dieses Mittel ist zugleich so gewaltsam, hat so große wirthschaftliche Verluste und moralische Nachtheile im Gefolge, daß es schon besser wäre, man käme ohne solche Kuren aus. Nun gar ein Streik wie der der Kohlenbergleute, der im Stande ist, das gesammte wirthschaftliche Leben der Nation lahmzulegen, das ist eine Monstrosität, die man unmöglich als normales Ereigniß gelten lassen darf.

In England hat das Problem eine Art von Lösung gefunden, durch die großen Gewerkvereine. Auch bei uns galt ja früher der Gewerkverein für die eigentliche und wahre Lösung der socialen Frage. Nach der nunmehr weit über ein Menschenalter hinaufgehenden Erfahrung in England vermag man mit ziemlicher Sicherheit zu sagen, was diese Vereine zu leisten im Stande sind, was nicht. Sie organisiren die obere Hälfte der Arbeiterschaft; die untere, schlechtest gelohnte hat dazu nicht die genügende intellectuelle und wirthschaftliche Kraft. Die Vereine versichern ihre Mitglieder gegen Krankheiten und in geringerem Maße gegen Unfälle; sie geben Sterbegelder; sie geben Unterstützungen bei Arbeitslosigkeit; sie erzwingen durch organisirte Streiks die bestmög-

lichen Lohn- und Arbeitsbedingungen. Sie sind nicht fähig eine wirkliche Alters- und Invaliditätsversicherung zu schaffen und es ist sehr fraglich, ob sie bei einer großen, langanhaltenden wirthschaftlichen Krisis ihre Verpflichtungen zu erfüllen im Stande sein werden.

Ihre bedeutendste Leistung ist die Regulirung der Arbeitsbedingungen durch die Streiks; sie sind im innersten Kern Streikvereine. Damit scheint das Uebel auf die Spitze getrieben, aber wie so oft liegt am jenseitigen Ende des Uebels das Heilmittel. Es ist ein Unterschied, ob Streiks organisirt werden von ad hoc zusammentretenden Comités oder von großen dauernden Organisationen. Diese haben ein großes Gefühl der Verantwortung; sie haben Leiter, deren eigene Existenz daran geknüpft ist, daß ein verkehrter und zuletzt verlorener Streik nicht den Verein ruinire. Sie versuchen deshalb, ehe sie den Streik beschließen, alle Mittel der Aussprache; die Arbeitgeber, die ihre Macht kennen, kommen ihnen entgegen. Man prüft gemeinschaftlich die Geschäftslage. So dient die Streikorganisation sehr häufig dazu, nicht den Streik zu organisiren, sondern ihn zu vermeiden. Auch dies Bild hat freilich seine Kehrseite Die Vereine schränken die Macht der Industriellen oft so sehr ein, daß auch vernünftige Reformen und Fabrikationsfortschritte durch ihren kurzsichtigen Einspruch verhindert werden. Daß die deutsche Industrie der englischen in den letzten Jahrzehnten so nachgekommen ist, sie hier und da überholt hat, wird von Manchen auf die volle Verwaltungsfreiheit der deutschen, die beschränkte der englischen Fabrikanten zurückgeführt*).

Wie dem auch sei, dieser Weg der Arbeitsorganisation ist der deutschen Gesellschaft auf jeden Fall verschlossen. Wir haben andere Wege eingeschlagen, von denen wir hoffen, daß sie die sociale Frage in viel tieferem und soliderem Sinne lösen werden, als es in England geschehen ist. An einer, dieser letzten Stelle aber haben wir die Lösung noch nicht gefunden. Gewerkvereine, welche zwar streiken, aber mit Verantwortung, können bei uns nicht entstehen, weil wir die Thätigkeiten, die das tägliche Brot ihres Daseins bilden, das Kranken- rc. Versicherungswesen anderweitig organisirt haben. Ein Gewerkverein ohne diesen Inhalt hat für gewöhnlich nichts zu thun und deshalb keine Gewalt über seine Mitglieder. Ein Mitglied englischer Vereine, das sich der Insubordination schuldig macht, wird in Strafe genommen und endlich ausgeschlossen und verliert damit wichtige Ansprüche. Mit welchen Mitteln sollte bei uns der Vorstand die Masse discipliniren?

Das Mittel welches statt der Gewerkvereine jetzt von verschiedenen Seiten in Vorschlag gebracht wird, sind Einigungsämter. Für jedes Etablissement, oder für jeden Industriezweig einer bestimmten Region sollen von der gesammten Arbeiterschaft dauernde Ausschüsse gewählt werden, welche in beständiger Fühlung mit den Fabrikanten bleiben und bei allen vorkommenden Streitigkeiten

*) So z. B. auch der Engländer Sidney Whitman in seinem vortrefflichen Buch „Das Kaiserliche Deutschland" übersetzt von Alexander. Berlin, Carl Ulrich, 1889.

in irgend einer Form mit ihnen zusammen ein Einigungsamt bilden. Man kann sich vorstellen, daß das Einigungsamt sich von Fall zu Fall einen unparteiischen außerhalb der Industrie stehenden Obmann wählt oder daß von der Regierung ein ständiger Vorsitzender bestellt wird. Ein so ausgezeichneter Kenner unserer industriellen Verhältnisse und zugleich vorurtheilsfreier, scharfer Kopf wie der Abgeordnete Oechelhäuser tritt für diesen Gedanken ein und erwartet von ihm die allergünstigsten Wirkungen. Dennoch glauben wir nicht, daß er so ohne Weiteres realisirbar ist. Zunächst ist nicht zu erwarten, daß der Reichstag ein solches Gesetz annehmen würde. Schon bei der Unfallversicherung wollte die Regierung, wie man sich erinnern wird, eine Arbeitervertretung schaffen; der Reichstag hat sie aus der Vorlage entfernt, oder wenigstens bis auf ein Minimum abgeschwächt. Auch in der Punktation, welche Herr Dr. Hammacher mit der Deputation der Bergarbeiter festgestellt hatte, befanden sich Arbeiterausschüsse. Gerade diesen Paragraphen haben die Zechenverwaltungen verworfen. Man weist hin auf die unabsehbare Tragweite der neuen Institution. Es ist ein Vorgang wie der Uebergang vom absoluten zum konstitutionellen Königthum. Der Fabrikant, der bisher Selbstherrscher war in seiner Fabrik, hat von jetzt an einen Willen neben sich, vielleicht gar neben dem seiner Arbeiter noch einen zweiten, den des Obmanns, des Regierungsbeamten. Beide sind durchaus nicht in der Lage seine Absichten und Einrichtungen immer richtig zu verstehen und zu würdigen. Es wird behauptet, daß wo dergleichen Institutionen bestanden haben oder bestehen, sie zu nichts geführt hätten als zu unerträglichen Quengeleien; die Arbeiter machen es zu einer Art Sport jede Kleinigkeit vor das Schiedsgericht zu bringen und ihre Vertreter würden ja nicht wieder gewählt werden, wenn sie nicht jede auch die schikanöseste Klage mit der größten Umständlichkeit behandelten. Vor allem aber das Entscheidende: die Institution gäbe durchaus keine Garantie gegen die Streiks; denn die Arbeitervertreter verlören sofort die Autorität über ihre Genossen, sobald sie sich einer Bewegung auf Lohnerhöhung widersetzten. Diesem letzten Punkt ist offenbar eine große innere Wahrscheinlichkeit nicht abzuleugnen und mit diesem Hinweis werden die Industriellen jeden dahin zielenden Gesetzesvorschlag im Reichstag zu Falle bringen.

Es fragt sich, ob es ein Mittel giebt, den bemerkten Mangel zu ergänzen und damit zugleich die Reichstagsmehrheit zu gewinnen. Wir glauben, es giebt ein solches Mittel. Man muß die Entschlossenheit haben, die sogenannte Koalitionsfreiheit einzuschränken. Man muß die Arbeiterausschüsse und Einigungsämter einrichten und dann verfügen, daß jede Aufforderung zur Arbeitseinstellung strafbar, jede Versammlung, Organisation, Bildung von Unterstützungsfonds untersagt ist, wegen Zwistigkeiten, die nicht vorher in dem Einigungsamt verhandelt worden sind. Damit bleibt der Kern der Koalitionsfreiheit, das Princip des Streiks bestehen, aber die praktische Ausführung wird auf seltene Fälle reduzirt sein. Fällt der Spruch des Einigungsamtes zu Gunsten der Arbeiter aus, so werden die Fabrikanten nur sehr schwer in der

Lage sein, sich weiter zu widersetzen; fällt er zu Gunsten der Arbeitgeber aus, so können die Arbeiter zwar nun doch noch streiken — ein Recht das man ihnen unmöglich nehmen kann — aber die Zwischenzeit ist doch für die Arbeitgeber ein sehr großer Gewinn. Alle Mittel der Beruhigung, der Aufklärung, der Mobilmachung der passiveren Elemente in der Arbeiterschaft, welche den Streik vielleicht garnicht so sehr wollen als ihn sich blos gefallen lassen, können in Anwendung gebracht werden, ehe noch die Leidenschaften gar zu stark geworden sind.

So würden beide Theile gewinnen: die Arbeiter, daß sie durch die Ausschüsse eine Repräsentation erhalten und durch die Einigungsämter ihre Beschwerden in regelmäßigem Geschäftsgang zur Erledigung bringen, ohne zu dem schwerfälligen, kostspieligen und gefährlichen Streik zu greifen. Die Arbeitgeber, daß die Streikgefahr praktisch sehr verringert wird. Namentlich werden sie jene häßliche Sorte von Streiks los, die im Kleinen zur Ausnutzung momentaner Nothlagen inscenirt werden und aus der Sphäre der Volkswirthschaft schon mehr in die der Erpressung überleiten. Als Gegenleistung müssen die Arbeitgeber sich die Geduldprobe und Einschränkung durch die Einigungsämter gefallen lassen; die Arbeiter verzichten auf die gefährlichste Streikform, die plötzliche Arbeitseinstellung unter Kontraktbruch. Criminelle Bestrafung des Kontractbruchs ist eine politische, juristische und praktische Unmöglichkeit.

Als die beste Form der Einigungsämter will uns die bloß aus Arbeitern und Arbeitgebern zusammengesetzte erscheinen, ohne Obmann und ohne Regierungsbeamten. Letzterer wäre sogar ein höchst gefährliches Element; ist ein Obmann nöthig, so wären wohl Communalbeamte am geeignetsten. Der Hauptaccent aber muß auf die Thatsache der Verhandlung selbst und auf die vermittelnde Thätigkeit der Arbeiter und Arbeitgeber aus den benachbarten Industrien und Fabriken gelegt werden.

Die deutsche Socialgesetzgebung würde mit einem derartigen Vorgehen durchaus sich selbst getreu bleiben. Ihr Zweck ist nicht, die Arbeiter zu einer falschen sogenannten Selbständigkeit zu erziehen, d. h. die Kluft zwischen ihnen und den Arbeitgebern zu erweitern, sie der natürlichen Autorität dieser zu entziehen und dafür der Führung der Agitatoren zu übergeben — sondern umgekehrt, immer wieder die beiden Klassen zusammenzuzwingen und durch Ausgleich der entgegengesetzten Interessen ein Verhältniß des Vertrauens, statt des Argwohns und des Hasses zu ermöglichen. Den Arbeitern sollen die unter den wirthschaftlichen Gesammtverhältnissen bestmöglichen Lohn- und Arbeitsbedingungen werden, aber so weit irgend möglich, nicht auf dem Wege des Machtstreits, sondern der Verständigung. Der Streik ist heute die eigentliche Waffe der Socialdemokratie. Durch den Streik wird in den Massen das Bewußtsein des Gegensatzes gegen die Besitzenden und der proletarische Corpsgeist erzeugt, der die Revolutionen macht. Gelingt es bei uns nicht, das Streikwesen in der jetzigen, schlimmsten, unorganisirten Gestalt zu unterdrücken, so werden wir auch das Weiterfressen der socialdemokratischen Gesinnung nicht verhindern.

Gelingt es aber, der Streiks Herr zu werden, sie praktisch aus der Welt zu schaffen, so erscheint es nicht unmöglich auf das Socialistengesetz selber zu verzichten. Hier ist der Punkt, wo „das gemeine Recht" sich stark genug erweisen dürfte, endlich das „Ausnahmegesetz" zu verdrängen. D.

Frankreich und Italien. — Rußland und Deutschland. — Oesterreich und die Balkanstaaten. — England und Frankreich.

Berlin, Ende Juni 1889.

Diese Korrespondenz hat für den April und ebenso für den Mai ausgesetzt werden müssen. Es empfiehlt sich nicht, die Ereignisse der beiden Monate mit den Vorgängen des Juni in gewohnter Ausführlichkeit zusammenzufassen. Wir ziehen es vor, die Staaten, die wir verfolgen, diesmal in Gruppen zu theilen und für jede Gruppe den Charakter der augenblicklichen Lage festzustellen.

Frankreich sah seinen Boulanger, als verlautete, die Regierung habe durch die über seine thätigsten Freunde verhängte Haussuchung Beweismaterial für den von ihm geplanten gewaltsamen Umsturz der bestehenden Republik erhalten, nach Brüssel flüchten. Ihn begleitete der unvergleichliche Henri Rochefort; diesen begleitete eine angebliche Nichte von großer Schönheit; man weiß nicht, ob die Nichte den Onkel oder den Freund des Onkels oder beide erheitern soll. Die belgische Regierung indes zögerte nicht, dem französischen Retter zu eröffnen, daß sein Aufenthalt in der belgischen Hauptstadt ungelegen sei. Nun begab sich die Gesellschaft nach London, wo Rochefort seitdem von einem alten Gönner und Kenner auf der Straße Ohrfeigen bekommen hat. Der General hat verschiedene Versuche gemacht, in hoher Gesellschaft da oder dort mit dem Prinzen von Wales oder mit dem Marquis von Salisbury zusammenzutreffen, aber er hat nie damit Glück gehabt.

Am 6. Mai wurde die Weltausstellung in Paris eröffnet, unter Abwesenheit aller fremden Botschafter. Am Tage vorher war die Erinnerung an den 100jährigen Zusammentritt der Generalstaaten zu Versailles in diesem Schlosse von den republikanischen Würdenträgern und Körperschaften feierlich begangen worden. Die bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden können wir übergehen, wenn wir hervorheben, daß alle Anspielungen auf das, was die Revolution zur Revolution, d. h. zum Bürgerkrieg, zur Parteiherrschaft und zur Orgie verwilderter Massen gemacht hat, sorgfältig vermieden wurden.

Es ist wahr, man bemühte sich ernstlich, einmal Revolution und Weltausstellung auseinanderzuhalten, zweitens, der Revolution den barbarischen und weltherrschaftsüchtigen Charakter zu nehmen. Indes sind beide Bemühungen nicht geglückt. Sogar der russische Botschafter, Herr von Mohrenheim, hatte am 4. Mai Paris verlassen. Das Fernbleiben der sämmtlichen Botschafter von der Eröffnungsfeier ist in den meisten Ländern als eine natürliche Haltung aufgenommen worden. Nur der englische Radikalismus belferte, daß Lord

Lytton an diesem Tage krank gewesen. Auch der magyarische Radikalismus sucht zu murren. Die französische Republik indes könnte die platonische Ablehnung der Revolutionsfeier, von der die Ausstellung ein Stück bildet, wie man die Sache auch wenden will, ruhig hinnehmen, zumal die Ausstellung nach dem einstimmigen Urtheil aller Beschauer im höchsten Maaße gelungen ist, so daß Paris sich täglich an ihrer Schönheit berauscht. Nur Ein Umstand ist dabei, der den Franzosen die Freude verdirbt. Sie sind entzückt von den Herrlichkeiten, die sie geschaffen und zusammengehäuft, aber sie werden das Gefühl nicht los, daß die Ausstellung, der Stolz Frankreichs, doch nicht die Aufmerksamkeit Europas beherrscht. Da mußte am 21. Mai der König von Italien nach Berlin kommen, und der so glänzende wie herzliche Empfang, den er gefunden, mußte eine Woche und länger die Aufmerksamkeit Europas beschäftigen. Ist das erlaubt, wenn Paris sich und der Menschheit sein glänzendstes Fest giebt? An dem Triumph, den es mit seiner Ausstellung errungen, wollte Frankreich einen Sommer lang sich erlaben und sich wieder einmal als die Königen der Civilisation fühlen. Da muß es erfahren, daß es in der Welt zwar noch eine glänzende Rolle spielt, aber nur mitspielt, daß es nicht mehr der Held ist, vor dem die Spieler verschwinden oder sich verneigen, wenn er auf der Weltbühne erscheint. Das ist schlimm, ja das ist unerträglich. Anstatt sich während der Ausstellungszeit zu beruhigen, flammt der Chauvinismus nun immer heftiger auf. Den Boulanger hielt man seit der Flucht von Brüssel nach London, wir hätten beinahe gesagt von Mekka nach Medina, für abgethan. Kurzsichtig, ja blind bleibt der französische Parteigeist immer in seiner Wuth.

Denn wenn man den Chauvinismus zum Glühen bringt, erwacht der Boulangismus zu neuem Leben. Die beiden Elemente der republikanischen Partei, nämlich das opportunistische, das mit den thatsächlichen Elementen und Zuständen rechnet, und das radikale, das hinter den Utopien seines Hasses und seiner Zerstörungswuth hertanzt, haben den Streit, den sie aus Furcht vor Boulanger einen Augenblick beschwichtigt hatten, sogleich wieder aufgenommen, als der Held, den sich die französische Träumerei geschaffen, ihnen nicht mehr im Nacken saß.

So ist Frankreich. Die Ausstellung wird wohl den mühsam bewahrten Waffenstillstand bis zum Herbst den Parteien aufzulegen fortfahren. Dann werden sie sich vielleicht schlagen, und es ist sehr möglich, daß der Boulangismus dann als tertius gaudens auf dem Kampfplatz erscheint. Erstorben ist er noch lange nicht, wie aus mancherlei Zeichen hervorgeht. Das Ministerium Tirard ist jedenfalls energisch und handelt in vollem Einverständniß mit dem Präsidenten der Republik. Die Hoffnung auf ein Zusammenwirken der Monarchisten mit den gemäßigten Republikanern ist dagegen mehr als je zerstört. Die Monarchisten haben bereits ein Wahlmanifest erlassen, wonach sie bei den Wahlen nicht nur mit einander, sondern auch mit den Boulangisten gehen werden. Dadurch haben die gegenseitigen Beschimpfungen der Monarchisten und Republikaner in der

Kammer einen selbst in Frankreich bisher nicht gekannten Grad erreicht. Man titulirt sich mit Kanaillen und dergleichen. Die einzige Rettung scheint, diese Kammer nach Hause zu schicken, und doch möchte die Regierung gern die Auflösung der Kammer nicht eher aussprechen, als bis sie sicher ist, den besten Zeitpunkt für die Neuwahlen gefunden zu haben. Gleichviel, wie lange das Leben dieser Kammer noch gefristet werden kann: die für den Herbst bevorstehenden Wahlen werden Frankreich in einer größeren moralischen Zerrüttung finden, als es sich je befunden hat.

* * *

Die Operationen, welche Rußland in den letzten drei Monaten zur Conversion seiner Anleihen bewirkt hat, sind theils gelungen, theils in gedeihlichem Gange. Die Thatsache gehört ohne Frage zu den erstaunlichsten der Geschichte, andrerseits lassen sich Gründe so leicht finden, daß man die Thatsache auch wieder ohne Schwierigkeit versteht. Die begünstigenden Umstände waren im vollem Maaße vorhanden, erstaunlich ist nur, daß die wirksame Warnung gefehlt hat.

Im vorigen Jahr hat Herr von Wyschnegradski die Conversion der in Gold zu verzinsenden Staatsanleihen bewirkt. Ein Theil der deutschen Presse bot alles auf, zu verhindern, daß die im Zins herabgesetzten Obligationen in festen Händen deutschen Kapitales bleiben. Die Warnung scheint auch im Anfang Eindruck gemacht zu haben. Aber schließlich hat sie nichts bewirkt, als daß die neuen Staatsschuldscheine anfangs in den Beständen der großen, namentlich Pariser Häuser blieben und dann nach und nach doch wieder auf dem deutschen Markt abgesetzt worden sind.

Nach diesem Erfolg unternahm Herr von Wyschnegradski ein größeres Werk: nämlich die Conversion der consolidirten Eisenbahnanleihen. Diesmal machte die Rothschildgruppe mit den ihr verbundenen deutschen Häusern das Geschäft. Kein Theil der deutschen Presse wagte diesmal Einspruch. Man begnügte sich mit der bescheidenen Bemerkung, daß die neuen Eisenbahnschuldtitel sich doch hoffentlich mit einiger Gleichmäßigkeit auf den großen Kapitalmärkten vertheilen würden. Die Operation war im Nu mit dem glänzendsten Erfolg vollbracht. Wie sollte der Muth des Herrn von Wyschnegradski nach solchen Siegen nicht immer höheren Zielen zufliegen? Er beschloß, nun auch die garantirten Eisenbahn-Prioritäten zu convertiren. Diese Anleihen waren zum Theil unter der Bedingung der innerhalb einer gewissen Zeitfrist zu bewirkenden Amortisation abgeschlossen. Dies veranlaßte ein großes Berliner Bankhaus zum Einspruch gegen die Emission der neuen Titel auf der Berliner Börse. Indes meldet der Berliner Börsenbericht vom 28. Juni: „In der heutigen Sitzung des Börsen-Commissariats wurde der Prospect, die Convertirung der 5 procentigen russischen Prioritäten betreffend, genehmigt. Die Durchführung dieser Operation wird in kürzester Frist durch die Firmen S. Bleichröder und Disconto-Gesellschaft hier im Verein mit den zu ihrer Gruppe gehörigen auswärtigen Bankfirmen erfolgen."

Der Einspruch des Bankhauses ist also bei Seite geschoben geworden und immer höher steigt der Muth des Herrn von Wyschnegradski. Oder sind es die dienenden Banquiers, die ihm den Muth so beflügein? Denn nun kommt erst das Allerbeste. Ein Theil der russischen Eisenbahn-Prioritäten ist nie auf den deutschen Markt gekommen und folglich überhaupt nicht in das Ausland. Diese Obligationen ruhten in den Händen russischer Privaten, meist aber wohl in den Beständen der Banquiers und in den Kassen der Regierung selbst. Bei der Zahlungsunfähigkeit russischer Eisenbahnen mußte die Regierung die von ihr garantirten Zinsen beschaffen. Nun convertirt Herr von Wyschnegradski, hat aber erreicht, daß auch die in Deutschland bisher nicht gehandelten Prioritäten zur Emission auf der Berliner Börse zugelassen werden. Bisher mußte er eine Schuld verzinsen, für die er kein Kapital bekommen hatte, um einer Garantieverpflichtung zu genügen. Nun kommt das Kapital aus Deutschland, das er den deutschen Besitzern geringer verzinst, als bisher den russischen; für die Obligationen, die er selbst im Besitz hatte und für die er allerdings keine Garantiezinsen zu zahlen brauchte, aber auch keine Zinsen bekam, muß er jetzt allerdings Zinsen zahlen, aber dafür hat er auch Kapitalien zu billigem Preis erworben. Wie steht es im Kriegsfall mit der Garantie?

Der Mann versteht sein Geschäft und weiß Banquiers zu finden, die ihn gut bedienen. Ein Theil der deutschen Presse fand diese Bedienung doch zu gut. Es erhoben sich also wieder einmal Warnungen gegen den Erwerb russischer Papiere und zumal gegen den Erwerb dieser doppelt und dreifach unsicheren Prioritäten. Gegen diese Warnungen aber erhob die Banquierpresse einen Lärm, wie um die Mauern von Jericho umzustürzen. Es wurde natürlich behauptet, es sei die Baissepartei, von der die Warnungen ausgingen. Das Publikum wurde belehrt, es dürfe nur auf die Warnungen hören, welche die Regierung selbst erlasse. Ueber den Mißbrauch der offiziösen-Maske, über die immer wiederkehrenden Beunruhigungen wurde ein Jammergeschrei angestimmt.

Die Banquiers haben gesiegt, der Widerspruch ist verstummt, die Kündigung und Emission der Prioritäten ist in allen Zeitungen zu lesen. Herr von Wyschnegradski mag sich die Hände reiben, daß ihm die Deutschen das Geld zum Vernichtungskriege gegen Deutschland schicken.

Und die Erklärung dieses unerklärlichen Vorgangs! Mit Sicherheit wissen wir sie nicht zu geben. Die begünstigenden Umstände, welche in der Geldflüssigkeit auf dem deutschen Markt, in der Menge freien Kapitals, das keine sichere und vortheilhafte Verwendung erlangt, gelegen, sind leicht herauszufinden. Es ist auch zu verstehen, daß deutsche Banquiers den Gewinn von dem Absatz russischer Papiere auf dem deutschen Markt selbst machen wollen, wenn das deutsche Kapital doch einmal den Weg nach Rußland sucht. Allerdings könnten diese Herren auch einen Krieg gegen die russischen Papiere führen, um keine mehr auf den deutschen Markt zu lassen. Auch dabei ließe sich ein Geschäft machen. Aber theils ist die Verbindung deutscher Bankhäuser mit der russischen

Regierung zu alt und zu vortheilbringend, theils fehlt der Impuls der deutschen Regierung.

An dieser Stelle ist der Sitz des Räthsels. Freilich keines völligen Räthsels. Denn wenn die deutsche Regierung, wie ihr jetzt von weisen Leuten gepredigt wurde, eine Warnung vor russischen Papieren im Staatsanzeiger erlassen wollte, so hätte sie in vierzehn Tagen den Krieg. Wenn sie das wollte, würde sie es wahrlich gescheiter anfangen. Sie brauchte nur selbst eine Kriegsanleihe auszuschreiben, um die russischen Papiere zu vertreiben, und zugleich dem deutschen Kapital Gelegenheit zur Anlage zu verschaffen. Der Krieg ließe sich dann vielleicht immer noch hinhalten, jedenfalls besser als nach einer offiziellen Warnung vor russischen Papieren. Die deutsche Regierung erläßt aber weder die Warnung, noch die Ausschreibung der Kriegsanleihe.

Der Kanzler hat hundert mal erklären lassen, daß er die Initiative zum Krieg mit Rußland nicht ergreifen will, weil er nicht an seine Unvermeidlichkeit glaubt. Auf welche Faktoren er rechnet, die noch die scheinbar reife Frucht ersticken können, ist sein Geheimnis. Aber die Welt weiß ja, daß er rechnet, und daß er meist wie ein Meister gerechnet hat. Seiner Unbeweglichkeit gegenüber macht sich die begreifliche Unruhe der militärischen Kreise geltend, welche die Vollendung der russischen Kriegsbereitschaft an der deutschen Grenze ansehen müssen. Diese Unruhe erregt wieder den Zorn des verantwortlichen Staatsmannes, der seine Konzepte nicht durch die Eindrücke, welche der Laienverstand empfängt, seien sie noch so mächtig, umwerfen lassen will. In der Abwehr der Unruhe, welche von militärischen Kreisen ausgeht, wird dann die russische Freundschaft thurmhoch gemalt und der Bankierpresse Vorschub geleistet. Dies erweckt wieder in andern Kreisen das Gefühl, vor einer Unbegreiflichkeit zu stehen.

Es bleibt nichts übrig, als da stehen zu bleiben. Zulange kann es nicht mehr dauern, bis wir das Wort des Räthsels vernehmen.

* * *

Wir hatten in der Korrespondenz des Aprilheftes, welche den Rückblick auf die Vorgänge des März enthielt, die fast genial zu nennende Konzeption dargelegt, aus welcher König Milan von Serbien den Entschluß seiner Abdankung faßte und die Mittel geschöpft zu haben glaubte, Serbien trotz alledem den panslavistischen Umtrieben zu entreißen. Das glänzende Gebäude scheint zusammenzufallen wie ein Kartenhaus. Es steht die Wahl der ersten ordentlichen Skupschtina nach der Verfassung bevor, welche Milan mit einer außerordentlichen Skupschtina vereinbart hat. Die Parteien rüsten sich zum Wahlkampf und erlassen ihre Manifeste. Den Anfang machte die von uns in jener Korrespondenz charakterisirte Fortschrittspartei. Diese Oestreich-freundlichste der serbischen Parteien trat auf ihrem Tag allerdings herausfordernd auf. Ihre Mitglieder wurden durch Radikale insultirt, so daß der Parteiführer Garaschanin, Milans ehemaliger Minister, auf einen solchen Russenfreund schießen mußte. Dafür wurde er schleunigst ins Gefängnis geworfen, um darüber nachzudenken,

daß es nicht mehr rathsam ist, in Serbien für Oestreich Propaganda zu machen. Inzwischen war auch der Metropolit Michael aus der Verbannung in Rußland zurückgekehrt und der antirussische Metropolit Theodosius, einst von Milan zum Nachfolger eingesetzt, mußte ihm schleunigst Platz machen. Das schlimmste war aber, daß die liberale Partei, deren geistiges Haupt noch immer der Regent Ristitsch ist, auf ihrem Tag die großserbische Idee proklamirte. Zur Belebung dieser Idee hat man das Andenken der Schlacht von Kossowo, welche vor 500 Jahren dem großserbischen Reich ein Ende machte, mit einer großen Trauerfeier begangen.

Haben wir in unserer Märzcorrespondenz bei der Charakteristik von Ristitsch, an die sich unsere Leser erinnern, einen großen Irrthum begangen?

Wir glauben das nicht und wollen nicht lange zögern, das Wort auszusprechen, welches für uns die Lösung des Räthsels enthält. Ristitsch wird einfach in Wien angefragt haben, ob er gegen den Ansturm der panslavistischen Partei auf einen wirksamen Beistand Oesterreichs rechnen könne. Die Antwort wird ausweichend gelautet haben, und der kluge, rasch zugreifende Slave hat wieder die russische Fahne ergriffen. Vielleicht ist der Kluge dies Mal doch zu klug gewesen. Es kann sein, daß die Panslavisten sich Serbiens bemächtigen und daß erst infolge ihrer Herrschaft der Krieg mit Oesterreich ausbricht, der die Fragen der Balkanhalbinsel entscheidet. Ob aber die Stelle an der Spitze der Panslavisten in Serbien richtig gewählt worden, ist noch nicht ausgemacht. Andernfalls hätte der kluge Slave ja allerdings leicht in den Fall kommen können, eine Zeit lang das Brot österreichischer Verbannung zu essen, und das mochte er nicht.

Aehnlich wie in Serbien, steht es in Rumänien. Dort waltet ein Ministerium der russenfreundlichen Bojarenpartei, das aber doch nicht den russischen Forderungen sich überall fügen würde, wenn ihm kräftiger Beistand von Oesterreich gesichert wäre.

Nur in Bulgarien ist Regierung und Volk einig in der Abwehr des Panrussismus. Dafür hat Bulgarien am 23. November in Wien vor den Delegationen der österreich-ungarischen Monarchie aus dem Munde des Kaisers ein hohes Lob bekommen, ob der geordneten Verhältnisse, deren es sich erfreut und die es allein sich geschaffen. Die russische Presse erklärt unermüdlich Bulgarien für das unglücklichste aller Länder. Dieser Meinungsstreit ist unschädlich. Es fragt sich aber, wie bald Rußland die neuerdings für seine Zwecke mobil gemachten Elemente zur entscheidenden Aktion rufen muß, ehe sie etwa wieder sich verlaufen. Ein großes Wort der Ermuthigung kam aus dem Munde des Kaisers Alexander, als er bei einer Familientafel in Peterhof den wegen der Verlobung seiner Tochter mit einem russischen Großfürsten anwesenden Fürsten von Montenegro Rußlands einzigen Freund nannte. Damit sagte der Kaiser allen Slaven der Balkanhalbinsel, die irgendwie auf Rußlands Hülfe rechnen: hier ist der Mann, dem ihr zu folgen habt, der das Banner entfalten und euch den Weg zeigen wird.

Damit wären auch wir in der Lage, auf den Fürsten von Montenegro zu warten, wüßten wir nicht, daß es genug Leute in Petersburg giebt, deren Meinung ist, der Anfang sei mit dem Uebergang über die deutsche Grenze zu machen.

* * *

Was Herr von Wyschnegradski der Welt vormacht, nämlich schwerdrückende Zinsen auf dem Wege der Conversion herabzusetzen, das wollte auch der Khedive von Egypten nachmachen. Und warum sollte er nicht? Seine Finanzen sind gut, sein Land ist das fruchtbarste der Welt. Aber natürlich muß er die Zustimmung der Großmächte haben, welche die egyptischen Finanzen überwachen. Da kommt Frankreich und sagt: mit der Conversion kann erst etwas werden, wenn England endlich einmal den Termin seiner Räumung Egyptens festgesetzt haben wird.

Die Haltung Frankreichs ist gar nicht unnatürlich. Aber freilich, eine Haltung kann sehr natürlich sein und doch sehr unklug. Mit der ganzen Welt kann man sich nicht anlegen. Wenn die Geschichte unseres Jahrhunderts geschrieben wird, werden ihre Schreiber sagen: die französische Politik hat seit dem Jahr 1870 keinen ihrer früheren und zum Theil berechtigten Ansprüche aufgeben wollen, und gleichzeitig wollte sie auf keinem Schritt ihren Haß und ihre Feindschaft gegen Deutschland verleugnen. Damit hat sie Deutschland genöthigt, die Ansprüche aller Mächte zu fördern, die irgendwo in der Welt Frankreichs Gegner sind. Nur so konnte Deutschland, wenn nicht den Beistand, doch die wohlwollende Neutralität auch der ihm nicht eng verbundenen Mächte erwerben.

w.

Notizen.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Cohen. Kants Begründung der Aesthetik von Hermann Cohen. Berlin, Ferd. Dümmler.

Germann. Altenstein, Fichte und die Universität Erlangen. Festgruß zur Einweihung des neuen Collegiengebäudes der Friderico-Alexandrina von Lic. Dr. W. Germann. Erlangen, Th. Blaesing.

Hammann. Was nun? Zur Geschichte der socialistischen Arbeiterpartei in Deutschland von Otto Hammann, Dr. jur. Berlin, Wilhelmi.

Heßler. Die deutschen Kolonien. Beschreibung von Land und Leuten unserer auswärtigen Besitzungen von Carl Heßler. Metz, Georg Lang.

Kämmel. Deutsche Geschichte von Prof. Dr. Otto Kämmel, 1. Heft. Dresden, R. Höckner.

Lea. Indulgences in Spain. by Henry Charles Lea. [Reprinted from Vol. I, American Church History Society.]

Litterarische Volkshefte. Der Offizier in der Dichtung. Neue Litterarische Volkshefte. Litteraturbriefe an einen deutschen Marineoffizier in Ost-Afrika. Berlin, R. Eckstein.

Magazin für die Litteratur des In- u. Auslandes her. v. Wolfg. Kirchbach. Maiheft. Dresden, E. Ehlermann.

Müller-Bohn. Graf Moltke. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit von Herm. Müller-Bohn. Lief. 1 u. 2. Berlin, Paul Kittel.

Ohly. Königthum und Fürsten zur Zeit Heinrichs IV. nach der Darstellung gleichzeitiger Geschichtsschreiber. I. Von Dr. Ferd. Ohly. Beilage z. Jahresber. d. Gymn. z. Lemgo. Leipzig, Verl. v. Gust. Fock.

Pannenborg. Lambert von Hersfeld der Verfasser des Carmen de bello Saxonico von A. Pannenborg. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

Reckling. Repetitorium der Quellen und Forschungen zur Geschichte des Mittelalters für Studierende. Von Dr. M. Reckling. Gotha, E. F. Thienemann.

République française, la première, en XLVI gravures. Leipzig, A. Twietmeyer.

Rosenmund. Aus dem Vermächtnis des Jahres 1888. Historisches und Politisches von Dr. Rich. Rosenmund. Berlin, A. Hofmann.

Seidl. Zur Geschichte des Erhabenheitsbegriffs seit Kant v. Dr. Arth. Seidl. Leipzig, Wilh. Friedrich.

Sell. Wenn ich schwach bin, so bin ich stark, Predigt über d. Verhältnis der Evangelischen zu anderen Konfessionen v. Sup. Dr. Sell. Darmstadt, Joh. Waitz.

Sheridan, General Philip H. Von Gravelotte nach Paris. Erinnerungen aus dem deutsch-französischen Kriege. Deutsch v Udo Brachvogel. Leipzig, C. Reißner.

Socialisme allemand, le. Berlin, R. Wilhelmi.

Tettau. Beschreibung des russischen Gewehrs System Berdan Nr. 2. Nach russ. Quellen v. Frh. v. Tettau. Hannover, Helwing.

Tolstoy. Ueber das Leben von Graf Leo Tolstoy. Autor. Uebers. v. Sophie Beer. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Wagner. Die Vorgänge auf den Samoa-Inseln darg. v. Wagner, Rechtsanwalt u. Notar. Graudenz, Jul. Gaebel.

Whitman. Das Kaiserliche Deutschland. Eine kritische Studie von Thatsachen und Charakteren von Sidney Whitman. Autorisirte Uebersetzung v. O. Th. Alexander. Berlin, Carl Ulrich & Co.

Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen her. v. Rodg. Prümers. 4. Jahrg., 3. u. 4. H. Posen, J. Jolowicz.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Die Ideen Steins über deutsche Verfassung.

Von

Hans Delbrück.

In meinem Aufsatz über das Tagebuch Kaiser Friedrichs führte ich aus, daß es einen unermeßlichen Unterschied für die Beurtheilung der Pläne und Ideen eines Staatsmannes mache, ob sie aus der unmittelbaren Praxis hervorgehn und bestimmt sind, in ihr realisirt zu werden oder nicht. Der kleinste Zwischenraum, der zwischen Idee und Praxis bleibe, verändere den Maßstab des Urtheils von Grund aus. Ich verwies dabei namentlich auf die Pläne Steins für die Neugestaltung Deutschlands nach den Freiheitskriegen, die sich in lauter falschen Richtungen bewegten und die wir ihm dennoch zum höchsten Ruhm anrechnen. Es scheint mir nicht unangebracht, diese Pläne einmal zusammenfassend unter diesem Gesichtspunkte zu betrachten.

Eben als Napoleon in Moskau einzog und der Glaube an die Zukunft Europas und Deutschlands kaum hier und da noch in einer starken Seele lebendig blieb, da schrieb der Freiherr vom Stein in St. Petersburg seinen ersten Entwurf nieder für die zukünftige Gestaltung der deutschen Verfassung nach dem Freiheitskampf. Die Vereinigung aller deutschen Länder unter einer Monarchie ist unmöglich. Deutschland muß deshalb nach der Mainlinie zwischen Oesterreich und Preußen getheilt werden, entweder einfach einverleibt oder in föderativer Form an diese beiden Staaten angeschlossen.

Der Erfolg einer solchen Theilung wäre nicht ein deutscher Nationalstaat, sondern die dauernde Trennung gewesen. Es ist diejenige Gestaltung der Dinge, die nach einer kürzlich bekannt gewordenen Erzählung des Fürsten Bismarck das eigentliche Ideal Napoleons III. war, der bei solcher Auftheilung zwischen den Großmächten auch für Frankreich etwas einzuheimsen hoffte. Der nationalen Forderung des deutschen Volkes konnte damit nimmer Genüge geschehen.

Im August des Jahres 1813, als endlich der Bund mit Oestreich geschlossen und nun alle Mächte vereinigt den Kampf gegen den Korsen aufnehmen wollten, da faßte Stein in Prag andere Gedanken*). Wenn es nicht anders möglich sei, so müsse es allerdings bei dem Doppelbund bleiben, aber ein Kaiser und ein Reich schien ihm doch jetzt nicht mehr ausgeschlossen. Wer sollte dieser Kaiser sein, welche Landschaften sollten dies Reich bilden? Oestreich, argumentirte der Freiherr, ist durch seine vielen undeutschen Länder Deutschland stark entfremdet, Preußen hingegen „erhält sich seiner Natur nach den deutschen Geist freier und reiner": ganz recht, schließt man heute, das ist der Grund, weshalb Oestreich endlich aus Deutschland weichen und Preußen den Aufbau des Nationalstaats überlassen mußte. Stein aber schloß: deshalb soll Preußen von dem neuen deutschen Reiche ausgeschlossen werden und Oestreich die deutsche Kaiserwürde erhalten! Nicht so, daß nun ganz Oestreich in den deutschen Bund eintrete, sondern so, daß es bis auf die kleinen vorgeschobenen westlichen Landschaften ein geschlossenes Reich für sich bildet mit eigener Armee und eigener Diplomatie. Ebenso bildet Deutschland ein eigenes Reich, regiert von dem Kaiser mit dem Reichstag, bestehend nicht blos aus fürstlichen Bevollmächtigten, sondern aus Fürsten und Ständen zusammen. Preußen bleibt außerhalb jenes Bundes, mit Ausnahme einiger westlicher Landschaften. Die Elbe bildet die Grenze; durch alle Länder diesseits der Elbe, Sachsen, Meklenburg, Holstein wird Preußen für diesen Ausschluß entschädigt. Seine Beziehung zu Deutschland ist Garantie der Verfassung und ein ewiges Schutz- und Trutz-Bündniß. In einem etwas späteren Brief**) (vom 21. Nov. 1813) betont Stein noch ganz besonders, daß man die neue kaiserliche Gewalt stark machen müsse. Nicht auf papierne Verträge, sondern auf Geld, Soldaten und jede Art des Regierungseinflusses müsse sie sich stützen, auch auf das Innere der Verwaltung der einzelnen Länder Einfluß haben und den Unterthanen Schutz gewähren gegen die Bedrückungen der Fürsten. Und dieser Kaiser sollte der Kaiser von Oestreich werden! Es ist nicht einer, es ist die Verbindung der beiden falschesten Gedanken, die die deutsche Geschichte unseres Jahrhunderts verwirrt haben: die Trias und die Hegemonie Oestreichs zugleich! Jedes Kind argumentirt heute: weil Oestreich wesentlich slavisch-ungarisch, so wird es stets suchen, seinen deutschen Einfluß zu Gunsten der Inter-

*) Die Denkschrift steht nicht in Pertz' Leben Steins, sondern ist erst aus dem „Politischen Nachlaß des hannov. Ministers Ludwig von Ompteda", Bd. III, S. 224, 1869 bekannt geworden.

**) Ebenfalls nicht bei Pertz, sondern erst neuerdings veröffentlicht von P. Bailleu in der Hist. Zeitschr. Bd. 46.

essen jener seiner Erblande zu verwerthen. An die Spitze Deutschlands gehörte der Staat, der weil er rein deutsch ist, auch keine anderen Interessen als die allgemein deutschen hat: Preußen: Stein will diese Preußen, die eben an der Katzbach und bei Dennewitz, bei Wartenburg und Möckern den Deutschen die nationale Freiheit wiedererstritten — von Deutschland ausschließen.

Noch während des Fortgangs des Kriegs wurde Stein inne, daß diese Pläne auf Widerstand stoßen würden und konstruirte auf dem Wege nach Paris (in Chaumont, 10. März 1814) ein neues Gebäude. Das Kaiserthum, die eigentliche Verkörperung der nationalen Einheit war fallen gelassen. An seine Stelle sollte ein Direktorium der vier größten Mächte, Oestreich, Preußen, Baiern und Hannover treten. Dies Directorium sollte das Recht des Krieges und Friedens haben. Damals war Suverän von Hannover der König von England. England also und Baiern sollten gleiche Rechte über Deutschland haben, wie Preußen.

Im Sommer wurde dieser Plan weiter fortgebildet in Gemeinschaft mit Hardenberg, dem preußischen Staatskanzler. Das Ergebniß war das Project, das auf dem Wiener Congreß vorgelegt wurde: kein Kaiserthum, keine Vorherrschaft der vier Größten, sondern ein Fürstenbund unter Ausschluß der Hauptmassen der preußischen und der östreichischen Länder, etwa bis an die Elbe und den Inn. „Alles was die Wohlfahrt im Innern und ein allgemeines Interesse betrifft" gehört zur Competenz dieses Bundes (§ 24). Speciell sind genannt die Heeresverfassung, Handel, Zollgesetzgebung, Post, Münze, allgemeines Gesetzbuch. Was wäre aus Preußen geworden, wenn an der Elbe entlang die deutsche Zollgrenze gelaufen wäre und die jenseitigen Provinzen unter der Obergewalt einer deutschen Bundesversammlung gestanden hätten, in der Preußen nur einen ganz geringen Stimmenantheil besaß? Der Bund aber hätte er die nationale Sehnsucht und den nationalen Stolz befriedigen können, regiert von einer Bundesversammlung, in der sogar die mediatisirten Kleinfürsten Sitz und Stimme hatten und die Rivalität der Großmächte jede Fortbildung zu strafferer Einheit verhinderte?

Dennoch ist von allen damals verhandelten Plänen dieser noch der relativ rationellste. Der Bund würde — glücklicherweise — ganz ebenso wenig Activität entwickelt haben, wie der spätere im „Incompetenzgebäude". Einige Nebenbestimmungen aber waren gut, namentlich eine Eintheilung des Bundes in Kreise, welche die ganz kleinen Staaten den größeren speciell in militärischer Beziehung unterordnete und zwar so, daß an

Oestreich nur Baden und Hohenzollern, an Preußen mit Ausnahme von Hannover und seiner Clientel, ferner Baiern und Würtemberg, die eigene Kreise bilden sollten — alle anderen Kleinstaaten gekommen wären. Aus diesem Grunde wird Metternich die ganze Institution verworfen haben, während die beiden activen preußischen Minister Hardenberg und Humboldt den Plan, trotz der Ausschließung der Lande diesseits der Elbe guthießen.

Stein umgekehrt wurde zu sehr von dem Postulat des Nationalstaats beherrscht, um sich für einen solchen diplomatischen Nothbau zu erwärmen und kam noch auf dem Wiener Congreß wieder auf die Idee der deutschen Kaiserwürde für Oestreich zurück, mit eben derselben widersinnigen Begründung, daß man das undeutsche Oestreich durch die Kaiserrechte künstlich an Deutschland fesseln müsse. Hardenberg und Humboldt erwiderten mit der einleuchtenden Formel, daß ein solches Kaiserthum, wenn stark, Preußen nachtheilig, wenn schwach unnütz sein werde — aber Stein nannte das vortreffliche Memoire, welches Humboldt darüber schrieb in seinem Tagebuch*) „ein verworrenes, sophistisches, schlecht stilisirtes Machwerk". (4. und 23. März 1815.) In seinem Bestreben das schlechthin Unvereinbare, das deutsche Kaiserthum Oestreichs und das Recht Preußens doch noch zu vereinigen, war er endlich bei dem Gedanken angelangt, im Kriegsfall das deutsche Bundesheer unter die Leitung des Kaisers mit einem Conseil von drei Fürsten, nämlich Preußen und zwei anderen vom Bundestag gewählten, zu stellen**). Was ein solches strategisches Directorium zu leisten vermag, hat man 1866 im Main-Feldzuge des VII. und VIII. Bundes-Corps gesehn.

Es ist nichts leichter als heute zu erkennen, daß es damals eine brauchbare und genügende Construction für die deutsche Einheit überhaupt nicht gab. Hier und da, aber ganz selten, findet man eine Ahnung der wahren Zukunft, am schönsten ist sie wohl ausgesprochen in einem Brief, den der General von Steinmetz an Gneisenau schrieb. Steinmetz war 1807 Gneisenaus Vicecommandant in Colberg gewesen, hatte 1813 eine Brigade im York'schen Corps commandirt und in der Schlacht von Belle-Alliance die vorderste Brigade des Zietenschen Corps auf Papelotte geführt. Als es nun anfing zu verlauten, daß Preußen bei den Friedensverhandlungen in Paris mit seiner Forderung der Rücknahme von Elsaß-Lothringen nicht durchdringen könne, da schrieb Steinmetz an Gneisenau:

*) Auch dieses Tagebuch ist erst jetzt im Original veröffentlicht von Max Lehmann in der Histor. Zeitschr. Bd. 60. (1888.)
**) Pertz IV, 741.

(15. September 1815.)

„Es ist mir in diesem Sturm der Zeiten, als müßte auch ich mein Wörtchen hinzuthun, damit das Bessere gedeihe und eine Ordnung der Dinge eintrete, die uns Friede und Freude giebt und die nicht zu erwarten ist, wenn solche unnatürliche Friedens-Schlüsse, wie jetzt verlauten will, wirklich in Ausführung kommen. . . . . Ganz Deutschland, Hannover und Baiern etwa abgerechnet, ist mit uns, wenn wir erklären, daß nicht umsonst solle geflossen sein das Blut so vieler braven Deutschen und daß darum Preußen zur Sicherheit aller Deutschen die Herausgabe der Festungen weigere. Auch ist keine Rettung für Deutschland und für Preußen selbst, als dadurch, daß diesem Hause die Oberherrschaft übertragen wird und dazu sollte ich doch meinen, daß alle oder doch die Mehrheit der deutschen Stimmen zu gewinnen sein mögen. Wirklich ist es jetzt Pflicht, daß Preußen sich darum bemühe, obwohl die alte Meinung seiner Herrschsucht dadurch auf's neue geweckt wird. Oesterreich ist kein deutsches Haus mehr, Italiener, Ungarn, Polen, Böhmen und die Slavonier sind $^4/_5$ gegen die Deutschen dieses Staats; wie wollen ihre Fürsten und Herrn gleiche Meinung, gleiches Interesse mit uns sein und haben können? Es kann für sich allein in dem europäischen Bunde stehen, nicht so Preußen, wir müssen also nach Mehr streben! Und verarbeitet ist das deutsche Publikum wirklich schon ziemlich durch Arndt und Andere; in der That zweifle ich nicht, daß dieser Plan gelingt, wenn wir ernstlich wollen. Euer Excellenz stehen auf einem Standpunkt, aus welchem Sie die Möglichkeit näher übersehen können. Ernstlich möchte ich jetzt einen Bund entstehen sehen, der der preußisch-deutsche hieße, denn ohne dem war alles Streben und Treiben nicht des Mühens werth, wie sollen wir zur Ruhe kommen und Freiheit behalten zu denken und zu thun, wenn in Deutschland nicht Einheit und eine kräftige Einheit durch Preußen ist? — Lasse man einem Jeden das Seine, aber für Mit- und Nachwelt stehe dieses Seine unter Preußens Schutz. Gott gebe Ihnen Heil und Segen und unserm Staats-Kanzler Kraft, ein Werk zu vollenden, welches den Begebenheiten der Zeit und ihren Erwartungen entspricht."

Es giebt kein schöneres Blatt in der deutschen Geschichte als diesen Brief. Wäre aber der Verfasser wegen dieser seiner politischen Intuition als Staatsmann über Stein zu stellen? Es ist keine Frage, daß er in der Kardinalfrage der deutschen Politik den richtigen Weg erkannte und Stein nicht; aber dem Brigade-General von Steinmetz wurde die Erkenntniß gerade dadurch leichter als dem aktiven Staatsmann Stein, weil er den concreten politischen Verhältnissen so viel

ferner stand. War denn Preußen 1815 in der Lage, den „preußisch-deutschen" Bund zu schaffen? Es gab freilich einen Mann, der schon damals, als er hörte, daß Preußen auf dem Wiener Congreß nicht zu seinem Rechte kommen könne, bereit war, das Schwert zu ziehen und Königgrätz schon damals zu schlagen. Es war Gneisenau. Aber sehr fein und richtig erwiderte ihm der Kriegsminister, General von Boyen, eine solche Politik einzuschlagen, müsse man der König von Preußen selber sein.

So gruppiren sich in wunderlichster Weise die Politiker, man möchte sagen in verschiedenen Distanzen von dem Problem. Das Problem ist zur Zeit unlösbar: das erkennen mit Leichtigkeit die Männer der alltäglichen Diplomatenarbeit, die Nüchternen, denen Schwung wie Ideen überhaupt fehlen: Metternich und Friedrich Wilhelm III. In den unmöglichsten, widerspruchvollsten Lösungen quälen sich ab die, denen die Ahnung des wahren Zieles in der Seele wohnt und die sich der Macht dieses Gedankenzuges nicht zu erwehren vermögen, dabei aber mitarbeiten in der actuellen politisch-diplomatischen Arbeit, Stein, Hardenberg, Wilhelm von Humboldt. In den stärksten Widersprüchen bewegt sich dabei Stein: seine Prager Denkschrift, in der er Preußen aus Deutschland hinausweisen wollte, ist dennoch nach Treitschke's Wort „eines der beredtesten und mächtigsten Werke seiner Feder".

Wieder einen Schritt ferner, so daß er sich erlauben darf, einmal seiner Phantasie freien Spielraum zu geben, steht von Allen der Gewaltigste, der Ziel und Mittel gleich scharf erkennt, aber dabei wohl weiß, daß an Ausführung ernsthaft nicht gedacht werden kann. Endlich ganz abseits von aller praktischen Politik steht ein Mann, der nicht ahnt, was es heißt, eine deutsche Verfassung mit Zustimmung aller europäischen Mächte ausarbeiten, und ruft mit dem Glauben des Propheten: „Ein deutsches Reich unter Preußen, denn ohne dem war alles Streben und Treiben nicht des Mühens werth."

Schulverhältnisse in Belgien.

Von

Theodor Wenzelburger.

I.

In Preußen spielt der Windthorst'sche Schulantrag; in Oesterreich der Lichtensteinische; in den Niederlanden sind die Ultramontanen damit beschäftigt, mit Hülfe ihrer orthodoxen protestantischen Bundesgenossen der konfessionslosen Schule den Garaus zu machen; der Erzbischof von Mecheln rief in Belgien die Gläubigen zu einer Katholikenversammlung zusammen, auf der die Schulfrage einen hervorragenden Gegenstand der Tagesordnung bildete und an demselben Tage hat sich auch der in Wien abgehaltene Katholikentag mit demselben Gegenstande beschäftigt.

Wer von der klerikalen Regierung in Belgien gehört hat, wird billig erstaunt sein, wenn er vernimmt, daß in dieser Hinsicht überhaupt noch unerfüllte Wünsche des Klerus vorhanden sind, dem, wie wohl Jedermann zugeben dürfte, noch von Niemanden nachgesagt worden ist, daß er sich da mit einem Theile begnügte, wo er Alles haben konnte. Im Jahre 1830, alsbald nach Ausbruch der Revolution, waren alle unter Wilhelm I. erlassenen Gesetze und Verordnungen über das Schulwesen abgeschafft worden. Neben den bestehenden Gemeindeschulen schossen die Brüder- und Schwesterschulen wie Pilze aus der Erde, dieselben waren lediglich keiner Kontrole seitens irgend welcher vorgesetzten Behörde unterworfen und in demselben Maße, in welche dieselben sich über das Land verbreiteten, entvölkerten sich die Gemeindeschulen; viele Lehrer der letzteren, und darunter die tüchtigsten, der seitens ihrer geistlichen Konkurrenten gegen sie gerichteten Intriguen und Verdächtigungen müde, wandten sich einem andern Lebensberufe zu, so daß nur die unfähigen Elemente der Schule erhalten blieben, während es bald eine offenkundige Thatsache war, daß ein großer Theil der an den geistlichen Schulen wirkenden Lehrer und Lehrerinnen sowohl in intellektueller, wie in

moralischer Hinsicht Vieles oder selbst Alles zu wünschen übrig ließen. Im Jahre 1842 wurde das belgische Volksschulwesen durch ein von Kammer und Senat angenommenes Gesetz geregelt, aber zugleich auch der Kirche und dem Priester völlig überantwortet. Der Abgeordnete Verhaegen meinte damals, man hätte sich die Mühe ersparen können, ein Gesetz mit so vielen Artikeln durchzuberathen, wenn man einfach beschlossen hätte: der Volksunterricht wird der Geistlichkeit überlassen, die ihn nach ihrem Wohlgefallen regeln kann. Ein Theil der Liberalen war von dieser Unterwürfigkeit unter die Kirche zwar wenig erbaut und selbst ein Ultramontaner, wie der spätere Minister De Decker konnte sich der Worte nicht enthalten: „Sie wollen das belgische Volk kretinisiren!", allein der Minister Nothomb drang mit seinen Reden über die Freiheit der Kirche und über die Nothwendigkeit, eine Verständigung zu suchen, schließlich durch und es kam das berüchtigte Schulgesetz zu Stande, welches den „konstitutionellen Musterstaat" einen der untersten Plätze unter den gebildeten Staaten Europas anwies. Und doch hätte man bei nur ganz mäßiger und von dem gewöhnlichen gesunden Menschenverstand geleiteter Beobachtungsgabe die Folgen dieser Nachgiebigkeit gegen die Forderungen des Klerus recht wohl ermessen können, da einzelne Wortführer desselben die Ansprüche der Kirche in unverblümter Nacktheit schon vorher und mit doppeltem Nachdruck, nachdem der Entwurf des Gesetzes bekannt geworden war, geoffenbart hatten. Der Bischof von Lüttich, van Bommel, einer der fanatischsten und herrschsüchtigsten Priester, welche die katholische Kirche überhaupt hervorgebracht hat, hatte diese Forderungen in einer 1841 erschienenen Broschüre „Kurze Darstellung der wahren Prinzipien über den Volksunterricht" kurz und bündig formulirt. Das damals und heute für natürlich und selbstverständlich gehaltene Recht der Eltern, ihre Kinder nach eigener Ueberzeugung zu erziehen, ein Recht, das während des Kulturkampfes von ultramontaner Seite als unantastbares katholisches Heiligthum dem Staat gegenüber gepriesen wurde, wird hier kurzweg geleugnet; „der Vater", heißt es, „hat nicht das geringste Recht, sein Kind nach eigenem Gutdünken zu erziehen, er ist der Kirche unterworfen und ihr Gehorsam schuldig, unterrichtet er sein Kind, so thut er dies nur als Bevollmächtigter der Kirche, ihm Freiheit in der Erziehung seines Kindes geben, hieße die Gesellschaft in ihren Grundvesten erschütttern". Diese Worte waren auf empfänglichen Boden gefallen, wie sich bei der Berathung des Gesetzes in der Kammer alsbald zeigen sollte. Denn als der Abgeordnete Savart-Martel beantragte, die Bestimmung des Gesetzesentwurfs, daß Kinder von akatholischen Eltern

von der Beiwohnung des eigentlichen Religionsunterrichts dispensirt werden sollten, dahin zu erweitern, daß überhaupt alle Kinder, deren Eltern dies verlangen würden, vom Religionsunterricht freigestellt werden möchten, erhoben sich von allen Seiten Bedenken dagegen, die bezeichnenderweise in dem Argument gipfelten, daß man den den Religionsunterricht ertheilenden Priester nicht der beleidigenden Möglichkeit aussetzen dürfe, daß mit dem Anfange der Religionsstunde Jedermann weglaufe. Von Zwang war natürlich dabei, wie der Minister Nothomb mit kühner, den gordischen Knoten durchhauender Logik haarscharf bewies, keine Rede, da man ja von der Schule ganz wegbleiben könne, sintemal in Belgien bekanntlich keine Schulpflicht bestehe! Die Kirche setzte denn auch ihre Ansprüche sammt und sonders durch, die katholische Religion war nicht nur ein Lehrfach, wie alle andern, sondern das beseelende Element der Volksschule, der Pfarrer der gebietende Herrscher, der Lehrer sein unterthäniger Knecht geworden; selbst sämmtliche Staatsnormalschulen, in welchen die zukünftigen Lehrer herangebildet wurden, hatte man unter priesterliche Leitung und Aufsicht gestellt. Man sollte nun glauben, daß solche Zugeständnisse, welche selbst vor den Augen eines Alois Lichtenstein Gnade gefunden haben würden und welche unendlich weiter gingen, als in der Eingabe des bayrischen Episkopats an den Prinzregenten je gefordert wurde, den belgischen Klerus vollauf befriedigt hätten, zumal der Staat obendrein gehorsamst ein Auge zuzudrücken pflegte, wenn ersterer es für gut fand, selbst die geringfügigen, wenigstens scheinbar die Rechte des Staates schützenden Bestimmungen außer Acht zu lassen. Dem war aber keineswegs so, vielmehr klagte die Kirche bereits nach fünfzehn Jahren über die Fortschritte des Liberalismus in der Schule und der Berichterstatter über das Schulgesetz von 1879, Olin, konstatirte in der zweiten Kammer: „Wir haben Priester gesehen, die kleine Mädchen verfluchten, weil sie nicht bei den Schulschwestern zur Schule gegangen waren und wir sahen einen Bischof die Schüler der Gemeindeschulen einer großen Stadt feierlich in den Bann thun und ihnen die Kommunion versagen." Ende der siebziger Jahre konnte sich Jeder überzeugen, wie traurig es um die Volksbildung in Belgien stand. Die Kommission, welche im Jahre 1884 in der zweiten Kammer über die geistige Entwickelung der zwischen 1850 und 1860 geborenen und zwischen 1876 und 1880 verheiratheten Frauen Bericht zu erstatten hatte, konstatirte, daß 36 Prozent derselben auf das bürgerliche Standesregister ihre Namen nicht einschreiben konnten. Im Jahre 1870 zählte man in Westflandern 105 Mädchenschulen, an welchen 516 Leh-

rerinnen, meist Schulschwestern wirkten und von diesen besaßen nur 7 das Befähigungszeugniß. Auf welcher Höhe dieser Unterricht stand, kann man den Mittheilungen des Provinzialschulinspektors Germain entnehmen; derselbe fand in der höchsten Klasse einer Schule für Schülerinnen von 13 Jahren an der schwarzen Tafel folgende Rechenaufgaben: „In unserem Hof stehen 8 Apfelbäume, 4 werden umgehauen, wie viel bleiben noch übrig? Peter hat 2 Birnen, 1 Lesebuch, 3 Schreibbücher und 1 Katechismus, wie viel Schulutensilien hat Peter? Was ist der Preis von 3 Meter Leinwand, wenn 1 Meter 2 Frcs. kostet?" Unter der Herrschaft des Gesetzes von 1842 litten zahlreiche Schulen buchstäblich Mangel an den allernöthigsten Schulmöbeln, die meisten Lehrer auf dem platten Lande bekleideten das Nebenamt eines Küsters, aber vor Allem waren die sog. Spitzenklöppelschulen eine Schmach für das Land, man gab in denselben, um der gesetzlichen Form zu genügen, eine halbe Stunde Unterricht und dann legte man für den Rest der Unterrichtszeit den armen Mädchen wieder das Klöppelkissen auf die Kniee; Bewahrschulen und Kindergärten kannte man nur in größeren Städten und ebenso selten waren die Fortbildungsschulen für Erwachsene, die schon ihrer unzweckmäßigen Einrichtung wegen resultatlos bleiben mußten. Man wird vielleicht verwundert und enttäuscht fragen, weshalb das liberale Ministerium Frère-Orban, das von 1857 bis 1870 in Belgien an der Spitze stand, nichts gethan hat oder nichts thun wollte, um derartigen Verhältnissen ein Ende zu machen. Darauf ist aber zu erwidern, daß genanntes Ministerium nicht nur ein äußerst merkwürdig zusammengesetztes Konglomerat von in allen möglichen politischen Farben schillernden Mitgliedern war, sondern daß es sich auch einer Kammermehrheit gegenüberbefand, die sich zwar liberal nannte, aber mit beiden Füßen im stagnirenden Sumpfwasser eines unfruchtbaren Doktrinarismus stand, weshalb auch jede Möglichkeit zu irgend einer ernsthaften Initiative von vornherein abgeschnitten war. Wenn der Chef des Kabinets sich zu irgend einer Maßregel hätte aufraffen können oder wollen, so hätten sie höchstens den platonisch-akademischen Charakter an sich getragen, der den Briefwechsel des preußischen Kultusministers von Mühler mit dem Bischof von Hildesheim über die Wollmann'sche Angelegenheit kennzeichnet.

Endlich, im Jahre 1878, war durch den entscheidenden Sieg der Liberalen bei den Wahlen zur zweiten Kammer und zum Senat, die Zeit für eine gründliche Reform gekommen. König Leopold II., der die Kammern selbst eröffnete, äußerte sich in einer Thronrede über die

Unterrichtsfrage folgendermaßen: „Die sittliche Bildung eines Volkes ist gegenwärtig mehr als je die vornehmste Quelle seines Glücks. Mit der Errichtung eines besonderen Ministeriums für den öffentlichen Unterricht hat meine Regierung zur Genüge ihre Absicht kund gegeben, um mit besonderer Sorgfalt über dieses große und edle Interesse zu wachen." Ein Sturm der Entrüstung brauste aus dem klerikalen Lager auf, wo man aus den königlichen Worten alsbald eine Anklage gegen die frühere Regierung, als ob diese für die sittliche Bildung des Volkes nicht gesorgt hätte, herausdestillirte. Jetzt auf einmal begeisterte man sich hier wieder für das geschmähte Gesetz von 1842 und bestritt in erster Linie die Berechtigung, dasselbe zu verändern oder aufzuheben, weil es aus einem Compromiß zwischen Klerikalen und Liberalen hervorgegangen sei, so daß letztere nicht das Recht hätten, an demselben einseitig zu rütteln, da es seiner Zeit mit allen gegen nur 3 Stimmen angenommen worden sei. Darauf erwiderte der Berichterstatter Olin: „Allerdings ist dieses Gesetz das Ergebniß eines Compromisses gewesen, aber es dürfte doch nicht ohne Interesse sein, zu untersuchen, unter welchen Umständen derselbe zu Stande gekommen ist und auch weshalb ein so großer Theil der liberalen Partei damals geglaubt hat, sich demselben unterwerfen zu müssen. Damals waren auf beiden Seiten ernsthafte Anstrengungen gemacht worden, um die Sache der Kirche mit der der Freiheit zu verbinden und beide Parteien bewiesen durch gegenseitige Nachgiebigkeit das aufrichtige Verlangen nach einer solchen Lösung; aber seitdem hat sich der Geist, der eine dieser Parteien beseelte, vollständig geändert, der liberale Katholizismus hat dem finstersten und starrsten Ultramontanismus Platz gemacht und diese Thatsache hat zur Auflösung eines Vertrages geführt, dem jede Existenzberechtigung verloren gegangen ist." Gegen diese Schlußfolgerung war sicher nicht viel einzuwenden, erklärte doch selbst der mit einem Fuße in klerikalem Lager stehende Pirmez, der sich der Abstimmung über das neue Schulgesetz von 1879 enthielt, unumwunden, daß die Geistlichkeit durch ihre unersättliche Herrschsucht die Revision des Gesetzes von 1842 selbst veranlaßt habe, da sie die Religion, die sie zu unterrichten hatte, seit einer Reihe von Jahren zur Vergrößerung ihres politischen Einflusses misbraucht habe. Das neue Gesetz sollte dem Staate die Rechte, auf welche er früher in unbegreiflicher Verblendung verzichtet hatte, zurückgeben. Die bis jetzt von der Geistlichkeit über die Schule ausgeübte Autorität mußte wieder in weltliche Hände gelegt werden, so daß, wie sich ein liberaler Abgeordneter ausdrückte, „nichts von alledem, was in der Schule unterrichtet werde, der Aufmerksamkeit der

bürgerlichen Obrigkeit entgehen dürfte und daß es nicht mehr vorkommen könne, daß man unter dem Vorwande, religiösen Unterricht zu ertheilen, Dinge lehre, welche gegen die Gesetze und die Interessen des Staates verstoßen".

War damit aber gesagt, daß die Religion und der Religionsunterricht aus der Schule vollständig verbannt werden sollte? Keineswegs, denn art. 4 des Gesetzes sagt: „Der Religionsunterricht wird der Sorge der Familien und der Diener der verschiedenen Bekenntnisse überlassen. Ein Lokal in der Schule wird dem Priester zur Verfügung gestellt werden, damit er entweder vor oder nach den Schulstunden den Kindern, welche die Schulen besuchen, Religionsunterricht ertheilen könne." Keine einzige Stimme in der Kammer war damals laut geworden, welche nicht von der Nothwendigkeit eines guten religiösen Unterrichts in der Volksschule überzeugt gewesen wäre und in einem ministeriellen Rundschreiben vom 17. Juli 1879 heißt es: „Der Unterricht der Pflicht gegen Gott ist eigentlich die Aufgabe der Kirchen. Wenn aber der Lehrer einen Gedanken erörtert, der allen Religionen gemeinsam ist, dann kann er, ohne auf das dogmatische Gebiet überzugreifen, Gelegenheit finden, seine Schüler über Gott, über die Seele und über die großen sittlichen und christlichen Wahrheiten zu unterhalten, welche zur Ehre der Menschheit allmälig das Eigenthum aller Religionen und aller gebildeten Völker geworden sind." Ueberdies hatte man alle denkbaren Maßregeln getroffen, um die Autorität der Geistlichen in jeder Hinsicht zu schützen: Schülern und Lehrern wurde eingeschärft, denselben mit der ihrem Berufe gebührenden Achtung entgegenzutreten und um der Gefahr zu begegnen, daß letztere von der Abwesenheit des Priesters vielleicht Gebrauch machen und den Einfluß des religiösen Unterrichts paralysiren könnten, wurde dem Lehrer unter Androhung strenger Strafen zur Pflicht gemacht, sich gewissenhaft innerhalb der Grenzen des wissenschaftlichen Unterrichts zu halten, jede Berührung religiöser Fragen zu vermeiden und irgend welcher religiösen Ueberzeugung zu nahe zu treten.

Selbstverständlich beeilte man sich, die bisherigen Unterlassungssünden gut zu machen; das nöthige Unterrichtspersonal mußte überall angestellt werden; mit dem Befähigungsnachweis wurde es jetzt ernster und strenger genommen, als bisher, wiewohl mit Rücksicht auf die in den Schulen bisher wirksam gewesenen Mitglieder männlicher und weiblicher Klosterorden äußerst nachsichtige Uebergangsbestimmungen festgesetzt wurden; den Lehrern wurde die Uebernahme von Nebenämtern

untersagt; die Gemeinden wurden zur Anschaffung und Bestreitung aller für den Unterricht nöthigen Utensilien und Bedürfnisse verpflichtet; ein Unterrichtsprogramm wurde festgestellt, über dessen genaue Durchführung die Schulbehörden zu wachen hatten; dreimonatliche Konferenzen zwischen den Lehrern und Lehrerinnen eines und desselben Schulbezirks sollten durch die öffentliche Besprechung pädagogischer Fragen und den dabei stattfindenden Gedankenaustausch die praktische Befähigung des Unterrichtspersonals vervollkommnen; jährliche Preiskämpfe sollten den Eifer von Lehrern und Schülern anspornen; Bewahrschulen und Kindergärten wurden eingerichtet und auch der ganz verwahrloste Fortbildungsunterricht sollte durch Errichtung von zahlreichen Schulen für Erwachsene zu seinem Rechte kommen, mit einem Worte, das neue Gesetz hatte die Grundlagen geschaffen, auf denen sich die allgemeine Volksbildung aus ihrer schmachvollen Versunkenheit wieder zu der eines Kulturvolkes würdigen Höhe erheben konnte. Indem man den Religionsunterricht ausschließlich der Geistlichkeit überlassen hatte, glaubte man, die berechtigten Ansprüche der katholischen Kirche befriedigt zu haben, welche ja keinen andern als den von ihren Priestern oder unter ihrer Aufsicht ertheilten Religionsunterricht anerkennt. Um so mehr konnte man sich dieser Hoffnung hingeben, als das neue Gesetz genau dieselben Bestimmungen enthielt, welche schon im Jahre 1834 von einer dazu niedergesetzten Kommission, in welcher sich so unverdächtige Katholiken wie die Herren de Gerlache und de Theux befanden, als die maßgebenden angenommen worden waren.

Dieser Glaube war aber ein sehr trügerischer gewesen. Alsbald nach der Veröffentlichung des Entwurfs begann die Bewegung, welche, je mehr man sich dem Zeitpunkte näherte, wo derselbe Gesetzeskraft erlangen sollte, sowohl in extensiver, wie intensiver Hinsicht von Woche zu Woche größere Verhältnisse annahm, bis sich dieselbe zu einem Paroxysmus steigerte, der nicht mehr dem Gebiet der Politik angehörte, sondern allen Ernstes eine psychiatrische Frage zu bilden schien. Was die Geistlichkeit am meisten empörte, war die Bestimmung, daß der Religionsunterricht entweder vor oder nach der Schule gegeben werden solle, man hätte dadurch, hieß es, der Kirche die Rolle des Aschenbrödels zugetheilt und kein Priester werde sich herbeilassen, der an ihn ergehenden Einladung zur Ertheilung des Religionsunterrichts Folge zu leisten. Und doch war durch diese Bestimmung des Gesetzes an dem bisherigen Zustande nicht das geringste verändert worden, denn das Gesetz von 1842 hatte ganz genau dieselbe Einrichtung getroffen und im Jahre 1846 war durch ein zwischen de Theux

und den Bischöfen geschlossenes Uebereinkommen ausdrücklich festgesetzt worden, daß der Religionsunterricht am Anfang oder Ende der Schulzeit gegeben werden solle. Der Unterschied zwischen damals und jetzt bestand freilich nur darin, daß unter der Herrschaft des Gesetzes von 1842 die Geistlichkeit die Schule so vollständig beherrschte, daß die Religion, wie ein klerikaler Abgeordneter sich ausdrückte, „der Unterricht de tous les jours, de tous les instants“ war, während nunmehr der übrige Unterricht der Aufsicht und Kontrole des Bürgermeisters unterstellt war. Viel begreiflicher und gewissermaßen auch entschuldbarer war der Aerger des Klerus über die Aufnahme der Moral unter die obligaten weltlichen Lehrfächer, da für denselben bekanntlich eine Sittenlehre, die nicht auf kirchlicher und dogmatischer Grundlage ruht, kaum besser, als offene Blasphemie ist. Dies wußte man im liberalen Lager auch recht gut und deshalb wäre es vielleicht zweckmäßiger und vorsichtiger gewesen, dieses Fach zu streichen oder ebenfalls dem Priester zu überlassen.

Der belgische Klerus, vom Erzbischof von Mecheln an bis zum letzten Landkaplan, eröffnete einen Feldzug gegen die Staatsschule, dessen Ziel ein doppeltes war: die öffentliche, unter Aufsicht der weltlichen Behörde stehende Staatsschule mußte auf alle Weise eingeschränkt und wenn möglich vernichtet werden, und dann mußten sich als natürliche Folge die schon bestehenden und, nachdem das Gesetz in Kraft getreten war, weiter zu begründenden geistlichen Schulen, an denen fast durchweg Schulschwestern und Schulbrüder wirkten, mit der belgischen Jugend bevölkern.

Da man keines der bekannten Mittel verschmähte, um das Ziel zu erreichen, so lichteten sich, namentlich auf dem platten Lande, die Reihen der die Staatsschule besuchenden Kinder in sehr auffälliger Weise und nicht selten waren die Fälle, wo letztere Dank dem von dem Klerus auf die Gläubigen ausgeübten Terrorismus bald nahezu oder vollständig leer standen.

Hier glaubten nun die Wortführer der klerikalen Partei in der Kammer den Hebel einsetzen zu können. In der Sitzung vom 19. November 1879, als Malou, zum so und so vielsten Male sich in den stereotypen Jeremiaden über das Schulgesetz erging, suchte derselbe mit einigen ziffernmäßigen Angaben zu beweisen, daß die übergroße Mehrheit des Volkes der Staatsschule ablehnend gegenüberstehe und als der Chef des Kabinets, Frère-Orban, die Richtigkeit der Malou'schen Berechnungen stark bezweifelte, antwortete dieser: „Ich weiß es, daß wir niemals einer Meinung sein werden, man wird meine Ziffern bestreiten, wohlan,

wenn dies der Fall ist, so schlage ich der Kammer in aller Form vor, dasjenige zu thun, was das Haus der Gemeinen in England so oft gethan hat, nämlich eine parlamentarische Enquête-Kommission zu ernennen, dann wird der traurige Zustand, in welchen Sie den öffentlichen Unterricht im größten Theile des Landes gebracht haben, deutlich zu Tage treten." „Angenommen" antworte alsbald Frère-Orban, „wir werden eine parlamentarische Enquête veranstalten!" Die „Gazette de Liège" eines der hervorragendsten und vom Bischof von Lüttich seinen Gläubigen wiederholt und nachdrücklich empfohlenes klerikales Blatt rieb sich vergnügt die Hände und freute sich schon im Voraus über die Gelegenheit, die sich nunmehr darbot, um „alle Mißbräuche, alle Ausschreitungen, alle unwürdigen Handlungen der Liberalen und der Regierung aus volle Tageslicht zu ziehen". Der Pfeil, der den Gegner niederstrecken sollte, flog aber dieses Mal auf denjenigen, der ihn abgesandt, zurück, denn in der Sitzung vom 20. Januar 1880, in welcher die Generaldebatte über das Wünschenswerthe einer Enquête eröffnet wurde, umschrieb der liberale Abgeordnete Neujean den Umfang und den Zweck derselben dahin, daß sie sich zu erstrecken habe: „auf den allgemeinen Zustand des Elementarunterrichts in Belgien, und zwar des „freien" ebensogut, wie des staatlichen, auf die Zusammenstellung des Lehrpersonals, auf die Art und Weise seiner Rekrutirung, auf die von demselben gebotenen Bürgschaften in intellektueller und moralischer Hinsicht, auf die Disciplin in den Normalschulen, auf die in denselben angewendeten Methoden, sowie auf die gebrauchten Lehrbücher, auf den Geist des Unterrichts, besonders in der Geschichte, auf die Bevölkerung der Elementarschulen, auf die Resultate des in denselben gegebenen Unterrichts, auf den Religionsunterricht, wie derselbe vor und nach dem Gesetze von 1879 ertheilt wurde, auf die Mittel, welche angewendet wurden, um gewisse Schulen auf Kosten anderer zu entvölkern, auf die bei Lehrern und Lehrerinnen angewendeten Mittel, um die Ausführung des Gesetzes von 1879 zu verhindern oder zu erschweren und schließlich auf die Stellung, welche die Gemeindebehörden dem Gesetz gegenüber eingenommen hätten. Die Enquête wird allen Beschwerden zugänglich sein, wird sich gewissenhaft auf Thatsachen beschränken, wird auf diese Weise weiteren Schritten des Gesetzgebers zur Leuchte dienen und wird vielleicht dem Lande die Beruhigung wieder zurückgeben können, welche der Besitz der Wahrheit und der Gewißheit, auf ihrem Pfade zu wandeln, stets zu verleihen pflegt." Aber eine solche Enquête lag aus triftigen Gründen durchaus nicht in dem Geschmack der Klerikalen, derselbe Malou erklärte denn

auch alsbald, unter dem Worte „Enquête" hätte er nur die Erhebung und Sammlung statistischen Materials über die Frequenz der Schulen verstanden und seine Partei habe keine Lust, eine im Sinne Neujeau's und der Regierung erweiterte Enquête anzunehmen und zu unterstützen, da sie vollständig inkonstitutionell wäre und ja doch nur dazu beitragen würde, das hochauflodernde Feuer der Zwietracht in der Familie des belgischen Volkes noch mehr anzufachen. Aber die Enquête wurde dennoch zur Thatsache, die zweite Kammer stellte durch ein besonderes Gesetz die näheren Bestimmungen fest, unter welchen sie vor sich zu gehen hatte, für die einzelnen Bezirke und Provinzen wurden die nöthigen Kommissionen ernannt, im September 1880 begann die Arbeit, die im November des folgenden Jahres zum Abschluß kam und das Resultat derselben ist in fünf dicken Foliobänden veröffentlicht worden, welche der Volksvertretung vorgelegt wurden und seitdem zum öffentlichen Gemeingut geworden sind*). Die folgenden Blätter sollen einen diesen Kommissionsberichten entnommenen Beitrag zur Darstellung und Kennzeichnung das Mittel bieten, welche vom Klerus und seinen Werkzeugen angewendet worden sind, um die Ausführung des Gesetzes von 1879 zu verhindern, die Staatsschule zu vernichten und an ihre Stelle die „freie" Schule zu setzen. Bemerkt mag noch werden, daß die Aussagen der vor den Kommissionen erschienenen Zeugen, welche den verschiedensten Berufsklassen, jedem Alter und jedem Geschlecht angehörten, durchaus — natürlich mit Ausnahme der minderjährigen Schulkinder — nach abgelegtem Eide gemacht worden sind.

Der Klerus eröffnete den Feldzug zunächst damit, daß er sich weigerte, der an ihn gerichteten Einladung zu folgen, den Religionsunterricht an den Gemeindeschulen in den vom Gesetz bestimmten Stunden zu geben. Deshalb wurden die Lehrer von der Gemeindebehörde ersucht, ihre Schüler den Katechismus auswendig lernen zu lassen, ohne auf weitere Erklärungen und Auslegungen desselben einzugehen und sie erhielten dafür eine Gratifikation von 100 Franks. Die meisten entledigten sich dieses Auftrags trotz des strengen Verbotes der Geistlichen, einzelne waren aber schwach genug, dem Klerus zu willen zu sein und die Folge war, daß die Schulen solcher Gemeinden bald völlig leer standen, da die Kinder in denselben nicht zur ersten Kommunion vorbereitet werden konnten. Den pflichtgetreuen Lehrern wurden ebenso, wie den seine

*) Unter dem Titel „Enquête scolaire" (Bruxelles, F. Hayez, inprimeur de l'Academie royale de Belgique) sind die Arbeiten der Kommission veröffentlicht worden. Außerdem sind darin die wichtigsten Verhandlungen der Kammer über die Schulfrage im Wortlaut abgedruckt.

Schule besuchenden Kindern und deren Eltern die Sakramente verweigert, was die Geistlichen aber nicht hinderte, nachher diese Lehrer von der Kanzel herab Geusen zu nennen, weil sie ihrer religiösen Pflicht, an Ostern zu beichten, nicht genügt hatten, in einzelnen Parochieen weigerte sich der Pfarrer, die Ehe des Lehrers kirchlich einzusegnen und in andern ging die Ceremonie unter den erniedrigendsten Bedingungen vor sich, indem das Paar in früher Morgenstunde und ohne die übliche Messe getraut wurde. Gehorchte der Lehrer der Aufforderung des Geistlichen und ließ er den Religionsunterricht ganz ausfallen, dann sah man das paradoxe Schauspiel, daß derselbe zu den Sakramenten zugelassen wurde, während die Kinder davon ausgeschlossen waren. Eine Lehrerin in einem Dorfe an der französischen Grenze wollte bei dem Pfarrer ihrer Parochie beichten. „Lehren Sie den Katechismus?" war die erste Frage; „Ja! Hochwürdiger Herr!" war die Antwort. „Wenn Sie nicht geloben, diesen Unterricht fernerhin nicht mehr zu geben, so werden Sie die Absolution nicht empfangen." Die Lehrerin mußte, da sie dieses Versprechen nicht geben wollte, unverrichteter Dinge abziehen und sie meldete sich bei einem französischen Geistlichen über der Grenze zur Beichte. „Geben Sie Religionsunterricht?" war die erste Frage des letztern. „Gewiß!" erwiderte sie; „Sehr gut, aber Sie müssen mir versprechen, diesen Unterricht auch fernerhin zu geben, im entgegengesetzten Falle würde ich Ihnen in Zukunft die Absolution nicht mehr ertheilen können" lautete die Willensmeinung des französischen Pfarrers.

Wo es nicht gelang, den Lehrer zum Niederlegen des Religionsunterrichts zu vermögen, bot man ihm die Zulassung zu den Sakramenten an, wenn er den Unterricht möglichst vernachlässigte und den Kindern Erlaubniß gab, während der Unterrichtsstunden zu spielen; half auch dies nicht, dann sagte der Pfarrer zu den Kindern: „Wenn ihr doch in die Schule gehen müsset, so haltet euch die Ohren zu und seid ungehorsam, dann jagt Euch der Lehrer weg!" Zur Ehre des belgischen Lehrerstandes muß gesagt werden, daß die geistlichen Anträge fast durchweg mit Entrüstung zurückgewiesen wurden. Aber welches Martyrium hatten diese bedauernswürdigen Menschen zu erdulden! Von der Kanzel herab wurden sie Abtrünnige, Judasse, Giftmischer, kindermordende Herodesse, Scheinheilige u. s. w. genannt und dem Kirchengebet wurde der stereotype Schluß angehängt: „Von Schulen ohne Gott und Lehrern ohne Glauben, erlös uns, lieber Herr!" Dutzende von Zeugen sagten vor der Kommission aus, daß der Pfarrer ihnen unter Androhung aller zeitlichen und ewigen Strafen verboten habe, dem Gemeindelehrer eine Wohnung zu vermiethen, ihm Waaren zu ver-

kaufen oder irgendwie mit ihm in Berührung zu kommen. Die Schuljugend wurde aufgehetzt, die Lehrer und Lehrerinnen auf öffentlicher Straße zu beleidigen und zu verhöhnen und thränenden Auges erzählte eine Lehrerin, wie sie während der Messe auf der Kirchenbank, auf der sie saß, von den Schülern in auf- und abgehender Bewegung unter den Augen des Priesters geschaukelt worden sei. Wo die Gemeindeverwaltung in klerikalen Händen lag, machte man allerhand Schwierigkeiten, die Gehälter auszubezahlen und es wurde ein Fall konstatirt, wo ein Lehrer in 3 Jahren keinen Centime erhalten hatte; in solchen Gemeinden kam es häufig vor, daß man die allernothwendigsten Schulutensilien aus der Gemeindeschule wegnahm und sie in die freie Schule brachte und der Bürgermeister ließ das Krucifix und andere religiöse Gegenstände entfernen, damit dann die Schule in Wahrheit eine „Schule ohne Gott" sei. Wie ausgesucht raffinirt man dabei zu Werke ging, geht aus der Aussage eines Lehrers in Doel hervor, wo man eine vor der Gemeindeschule liegende Gracht erweitern und austiefen ließ, ohne die über dieselbe in die Schule führende Brücke mit einem Geländer zu versehen, so daß also die den Kindern drohende Lebensgefahr die Eltern abhalten sollte, von der Gemeindeschule Gebrauch zu machen! Einzelne Geistliche verboten in ihren Predigten den Umgang mit den Gemeindelehrern als sittengefährlich und den Gläubigen wurde befohlen, das Kreuz zu machen, wenn man einem derselben auf der Straße begegnete, ja vor Beschuldigungen, derselbe hätte seine Schüler betrunken gemacht, scheute man sich nicht. Ist es unter solchen Umständen zu verwundern, wenn mancher Lehrer, ein aqua et igni interdictus, den Staatsunterricht verließ und zu dem „freien" übertrat? „Sie mögen sich packen" hatte der Abgeordnete Woeste in der Kammersitzung vom 17. Februar 1882 drohend ausgerufen. Welchen Einfluß dieses Alles auf die Disciplin und den Gehalt des Unterrichts haben mußte, läßt sich denken, denn der Lehrer mußte lässigen Eltern und trotzigen Kindern gegenüber Vieles durch die Finger sehen, damit letztere nicht zu der „freien" Schule übertraten.

Geradezu empörend aber waren die von einzelnen Geistlichen gegen die die Staatsschule besuchenden Kinder angewendeten Mittel. Ein feststehender Grundsatz war es, sie nicht zur ersten Kommunion zuzulassen und den Eltern wurde diese Maßregel gewöhnlich von der Kanzel herab bekannt gemacht; dies war ein sehr wirksames Mittel, denn hunderte von Müttern gaben in ihrer Gewissensnoth dem Drängen der Priester nach. Den Kindern der „freien" Schulen wurde aufs strengste verboten, mit denjenigen der Gemeindeschule zu spielen und zu sprechen,

letzteren wurde von ihren Altersgenossen das Schimpfwort „kleine Geusen“ nachgerufen und so wurde schon im zarten Alter Haß, Unduldsamkeit und Fanatismus denen anerzogen, die einmal Bürger eines Staates werden sollten. Kann der Pfarrer nicht umhin, den Kindern von der Gemeindeschule doch Religionsunterricht zu ertheilen, so werden diese auf alle mögliche Weise gepeinigt. Einer unterrichtete im Lokal der freien Schule, aber, um in dieselbe zu gelangen, mußte man durch seinen Garten gehen, er lud die Schüler der Gemeindeschule zur Theilnahme am Religionsunterricht ein, ließ sie aber zugleich wissen, daß er jeden, der durch seinen Garten gehe, unnachsichtlich gerichtlich belangen werde. In einer Pfarre des Kantons Eghezée hat der Geistliche die Mädchen aus der ihm verhaßten Schule im strengsten Winter auf den eisigen Steinplatten der Kirche knieen lassen und zwar auf bloßen Knieen in unmittelbarer Berührung mit dem Fußboden. Der Pfarrer von Tamines befahl einem Mädchen, der Tochter eines Liberalen, aufzustehen, dann sagte er ihr in Gegenwart der ganzen Schule, er begreife nicht, wie ihr Vater es noch wagen könne, sich vor den Leuten auf der Straße zu zeigen. Ein Junge von 14 Jahren erklärte vor der Kommission: „ich ging früher in die Gemeindeschule, vom Jahre 1881 an bin ich in die freie Schule gegangen, um mich auf die Firmelung vorzubereiten. Der Pfarrer sagte uns beim Katechismusunterricht, daß wir zu Gott um den Tod unserer Eltern beten müßten, weil sie uns früher in die Gemeindeschule geschickt hätten.“ „Wir konnten, wir wollten es nicht glauben“, sagte der Vorsitzende der Kommission, der diesen Fall in der belgischen Kammer am 5. Mai 1882 mittheilte, „weil es zu furchtbar, zu entsetzlich war, aber alle Kinder, die wir vorgeladen haben, sagten dasselbe aus, selbst als sie mit diesem Ungeheuer von einem Priester konfrontirt wurden, der vom Staate besoldet wird.“ Im November 1880 predigte der Pfarrer von Noiseux in der Kirche, daß die Eltern, welche ihre Kinder in die Schulen ohne Gott, diese Thore der Hölle, schickten, verdienten, daß man sie zusammenbinden, durch das Dorf schleifen und dann in den Mühlengraben werfen sollte. In manchen Kirchen hörten die Kinder, wie ihre Eltern Heiden und Ketzer genannt wurden und die Kleinen mußten für ihren Vater beten, als ob derselbe der verworfenste Sünder wäre. Häufig forderte der Geistliche die Schüler direkt zum Ungehorsam gegen die Eltern auf; „verlaßt eure Eltern“, sagte derselbe Pfarrer von Tamines, „wenn sie euch nicht in meine Schule schicken wollen, kommt zu mir, ich werde euch ernähren“. Wenn alle Mittel fehlschlugen, schritt man offen zu Gewaltthätigkeiten. Der Geistliche griff die Kinder auf der

Straße auf, nahm sie mit in seine Schule und machte sie durch die raffiuirtesten Schilderungen der Höllenqualen so scheu, daß sie ihren Eltern den Gehorsam kündigten und die Fälle, daß dieselben sich in Ställen, im Felde, auf dem Heuboden oder in fremden Häusern verkrochen haben, sind gar nicht selten. „Und wenn ihr mich in Stücke reißt“ erklärte ein Kind seinen Eltern, „ich gehe nicht wieder in die Gemeindeschule“! Man sieht, wie die vom Bischof van Bommel verfochtene Theorie, daß nicht der Vater, sondern die Kirche das erste Recht auf die Kinder habe, zur praktischen Geltung gekommen war.

In der wirksamsten und nachhaltigsten Weise beuteten die Priester ihren Einfluß auf das weibliche Geschlecht, besonders auf die verheiratheten Frauen, aus und hier hatten sie in vielen Fällen verhältnißmäßig ein leichtes Spiel, namentlich da, wo die Frau gewohnt war, das Gesetz, nach welchem sie fühlte, dachte und handelte, aus dem Beichtstuhl zu empfangen. Ueberall, wo die Frau anders dachte, als der Mann, war der eheliche Zwist da und die Geistlichen können sich rühmen, Dutzende von Ehen vergiftet und Mann und Frau für immer einander entfremdet zu haben. Wenn der Mann abwesend war, kam der Pfaffe ins Haus und suchte die Frau zu überzeugen, daß sie für das Seelenheil ihrer Kinder Alles wagen müsse, da sie und nicht der Mann Herr über die Kinder sei. „Hausmütter“ predigte ein Geistlicher, „ihr habt doch sicher auch etwas zu sagen! Ihr habt ebensoviel Recht, wie die Männer; lasset euch schlagen, wenn es nöthig ist und steht gegen dieselben auf, wie Tigerinnen“! Viele Frauen ließen sich auch bethören und schickten ihre Kinder hinter dem Rücken des Mannes in die freie Schule; wo aber dieser einen energischen Willen zeigte, machte man ihn häufig bald mürbe. In Rienne machte der Pfarrer bei einer Frau in Abwesenheit des Mannes häufig Besuche und hatte erstere bald vollständig für sich zu gewinnen gewußt; da der Mann nicht zu bewegen war, seine Kinder aus der Gemeindeschule wegzunehmen, so verließ sie das Haus und ließ ihren Mann mit zwei kleinen Kindern allein zurück; dies dauerte volle 3 Monate, bis der Mann schließlich nachgab. „Nehmt die Hälfte der Möbel und eure Kinder“, räth ein anderer, „und verlaßt eure Männer“ oder: „Braucht alle Mittel, die euer Geschlecht auch an die Hand giebt, verweigert euren Männern jede Gunst, wenn sie sich eurem Willen nicht fügen wollen.“ Unter solchem geistlichen Zuspruch sah man denn auch häufig, wie Väter und Mütter, selbst auf offener Straße, sich um ihre Kinder, wie um eine Beute, stritten. Ein schlichter Bauernknecht aus Hanret sagte vor der Kommission aus: „Mein Haus, in dem früher Alles in Frieden

ging, ist eine Hölle geworden und mein Kind verweigert mir in Allem den Gehorsam" und damit sind die Folgen dieses priesterlichen Fanatismus kurz und treffend charakterisirt. Aber es gab auch Mütter, welchen das Gebot, dem Manne unterthan zu sein, doch noch heiliger war, als die Einflüsterungen und Drohungen der Geistlichen, aber dann wurden sie andern Müttern als abschreckendes Beispiel vorgeführt, sie wurden roh zurückgewiesen, wenn sie bei der Taufe eines Kindes die Pathenstelle übernehmen sollten, ihnen wurden die letzten Tröstungen auf dem Sterbebette verweigert und der Tod eines Kindes war die gerechte Strafe für die Gottlosigkeit der Eltern. Ein armer Schieferdecker war vom Dach gefallen und lag sterbend da. Die Frau schickte ihre beiden Kinder, um den Pfarrer zu holen, aber dieser weigert sich zu kommen, weil dieselben die Gemeindeschule besuchen; die Frau ging selbst, aber auch ihre Bitten konnten den harten Priester nicht erweichen, erst als die Frau versprach, ihre Kinder aus der Gemeindeschule wegzunehmen, war er bereit, sich zu dem Sterbenden zu verfügen, aber er that es nicht eher, bis die Kinder ihre Bücher und Geräthe aus der Gemeindeschule weggeholt und ihm vorgezeigt hatten. Einem alten Manne, dessen Enkel die Gemeindeschule besuchten, wurden die Sterbsakramente verweigert; „der Priester will meine Beichte nicht mehr hören", sagte er, „aber ich werde dem guten Gott beichten und dieser wird mich nicht verstoßen". „Es giebt keinen Mißbrauch, kein schlechtes, unmoralisches, gemeines Mittel", sagte der Berichterstatter in der zweiten Kammer, der allein über tausend Zeugen in verschiedenen Kantonen vernommen hatte, „welches von den Priestern nicht angewandt wäre, um die vom Staat unterhaltenen Schulen zu entvölkern. Und wie vieles ist noch verhehlt worden! Gerade die schwersten, die schlimmsten Fälle sind verheimlicht worden, weil Furcht und Scham den Zeugen den Mund verschloß. Wie oft war auf den Gesichtern der Zeugen die Angst vor der Rache der Priester zu lesen"!

Von letzteren ist ebenfalls eine große Anzahl vernommen worden und wenn man sich auf den ersten Anblick vielleicht wundern sollte, daß sie überhaupt vor den Kommissionen erschienen und die an sie gestellten Fragen beantworteten, so ist zu erinnern, daß das über die Enquête von den Kammern angenommene Gesetz auf die Verweigerung des Zeugnisses eine Geldstrafe gesetzt hatte, ein Punkt, in welchem auch der belgische Priesterstand sehr verwundbar ist; sonst hätte man aus ihnen sicher kein Wort herausgebracht. Das Auftreten derselben war ein sehr verschiedenes. Manche suchten durch Grobheit zu imponiren, wie z. B. der Dechant von Beauraing, welcher der Kommission ins Gesicht er-

klärte, der erste Fall von unerlaubter Pression, den er zur Anzeige zu bringen habe, sei die Anwesenheit der Enquêtekommission; andere traten herausfordernd auf und gaben ihre Aussagen im Predigerton ab, wieder andere spielten den Märtyrer, fielen aber schmählich aus der Rolle, wenn ihnen die Aussagen der Zeugen entgegengehalten wurden, aber die meisten bekannten sich mit cynischem Stolz zu den aufhetzenden Reden und Aeußerungen, die sie von der Kanzel herab oder im Privatgespräch gemacht hatten, und einer gestand geradezu, daß er, wie jeder andere Geschäftsmann, im Interesse seines Geschäfts und „fleißigen Ladenbesuchs" für die freie Schule gearbeitet habe. Daß die bekannten Tiraden gegen die Liberalen und Freimaurer in jeder Predigt vorkamen, war in einem Lande, wie Belgien, vorauszusetzen, wo der Bischof von Namur in einer in hunderttausenden von Exemplaren verbreiteten Schrift den Umgang mit Liberalen, namentlich aber die Verheirathung mit solchen als dem Seelenheil höchst gefährlich untersagt hatte. In manchen Gemeinden konnten Beamte, nur weil sie von einem liberalen Ministerium angestellt waren, keine Wohnung bekommen und Viele derselben, die in einem benachbarten Dorf Unterkunft fanden, mußten täglich einige Stunden gehen, ehe sie ihre Obliegenheiten in dem ihnen angewiesenen Standplatz wahrnehmen konnten. Die Minister bekamen Ehrentitel, wie Diebe, Mörder, Judasse, übertünchte Gräber, Wölfe im Schafspelz und seitdem ein klerikaler Abgeordneter den Unterrichtsminister van Humbeeck den Todtengräber des Katholiszismus genannt, griff der Klerus dieses Wort alsbald auf und in einer vlämischen Gemeinde, wo zum Schlusse einer religiösen Zusammenkunft lebende Bilder aufgeführt wurden, erschien dieser Minister wirklich in der Kleidung und mit den Werkzeugen eines Todtengräbers und am Schlusse der effektvollen Scene wurde er, wie Don Juan in der Mozartschen Oper, von Teufeln in die Hölle gestoßen. In den freien Schulen lehrte man die Kinder Spottlieder auf die Minister singen und es mag gewiß ein erbauliches, für die Zukunft viel versprechendes Beispiel gewesen sein, wenn Kinder der Gemeindeschulen mit dem bekannten Geusenlied: „Van 't ongediert' der paapen verlos ons lieve Heer"! ihre Altersgenossen aus den freien Schulen zu überschreien suchten; von gegenseitigen Scheltworten kam es dann bald zu Thätlichkeiten und zu Schlägereien. Auch die Person des Königs blieb von den gehässigsten Angriffen nicht verschont. Als derselbe das Gesetz unterzeichnet hatte, forderte der bereits genannte Pfarrer von Pesches seine Parochianen auf, sich zu waffnen und den König und die Minister, diese Briganten, zu ermorden. In vielen Kirchen wurde das Domine salvum fac regem nostrum einfach weggelassen und Leo-

pold II. wurde ein Karten-König oder eine Maschine zum Unterzeichnen genannt, aber so weit, ihm die Sakramente zu verweigern, wagte man denn doch nicht zu gehen.

Da die Enquête sich ebenso auf die freien Schulen zu erstrecken hatte, so legte man selbstverständlich der Kommission alle erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg. Eines der Provinzialkomités für katholische Schulen setzte die Verhaltungsmaßregeln fest, welche den Lehrern der freien Schulen zur Richtschnur dienen sollten. Sie lauten: „1) Wenn die Untersuchungskommission erscheint, um eine freie katholische Schule zu besichtigen, so hat das Lokalkomité, die Begründer, die Kuratorien oder in ihrer Abwesenheit der Lehrer oder die Lehrerin einen Protest vorzulesen und zu überreichen und die Identität der eintretenden Personen festzustellen. 2) Nur die Mitglieder der Kommission, ihr Sekretär und ihre Geschworenen werden in das Schullokal zugelassen. 3) Die zu besichtigenden Schullokale müssen leer sein. Mag die Visitation vorher angekündigt sein oder nicht, der Lehrer oder die Lehrerin hat den Schülern freizugeben, sobald die Kommission erscheint. 4) Versuchen die Mitglieder der Kommission, ihre Befugnisse dahin zu überschreiten, daß sie nicht blos die Schullokale besichtigen, sondern einer Unterrichtsstunde beizuwohnen wünschen oder die Schüler zurückbehalten und selbst fragen oder ihnen etwas diktiren wollen, oder daß sie Bücher, Hefte und irgendwelche Schriftstücke einzusehen verlangen, die sich nicht im Lokal vorfinden, oder daß sie Auskunft über Besuch, Lehrpläne, Methoden, Besoldungen, den Etat u. s. w. oder über irgend etwas Anderes verlangen, so haben Schüler, wie Lehrer diesen ungesetzlichen Forderungen unbedingte Weigerung entgegenzusetzen. Jeder Akt oder Versuch der Anwendung von Gewalt, Zwang oder Einschüchterung ist unverzüglich dem Provinzial-Komité anzuzeigen.“ Wo, wie in den vlämischen Provinzen die Gemeindeverwaltung fast durchweg eine klerikale und der Bürgermeister der unterthänige und willfährige Diener des Pfarrers ist, da hatte es seine begreiflichen Schwierigkeiten, die nöthigen Anhaltspunkte zu gewinnen, aber auch das Wenige, das zu Tage gefördert wurde, genügte vollständig, um ein ziemlich anschauliches Bild des staatlichen und des freien Unterrichts zu geben. Es zeigte sich, daß, obwohl die Priester amtlich aufgefordert waren, alle Thatsachen zu Protokoll zu geben, welche zu Ungunsten der staatlichen Schulen sprechen konnten, unter den abgegebenen Zeugnissen nicht ein einziges war, welches dieselben irgendwie ernsthaft hätte kompromittiren können. Und wie sah es um die freien Schulen aus? Aus einer offiziellen Statistik geht hervor, daß am 31. December 1882 an den Gemeinde-

schulen 8362 und an den freien 7777 Lehrer und Lehrerinnen wirkten, von ersteren besaßen 87 und von letzteren nur 18 Prozent den Befähigungsnachweis. Und sollte man vielleicht staunend fragen, wie es denn nur möglich gewesen, in dem kurzen Zeitraum von wenigen Monaten ein so stattliches, dem der Gemeindeschulen an Zahl nur wenig nachgebendes Unterrichtspersonal zusammenzubringen, so ist darauf zu antworten, daß außer Schulbrüdern und den wenigen zum freien Unterricht übergegangenen Gemeindelehrern sich das Lehrerkontingent aus den verschiedensten Elementen zusammensetzte, die sonst mit dem Unterrichtswesen in keinem näheren Zusammenhang zu stehen pflegen, denn es befanden sich unter diesen Lehrern an den freien Schulen: Bäcker, Zimmerleute, Schneider, Schuster, Maurer, Weber, Dienstboten, Invaliden, Taglöhner und Bauern, ja Kuh- und Schweinehirten fehlten darunter nicht. Der Unterricht an Mädchenschulen war beinahe durchaus in den Händen der Schulschwestern. Wenn aber von den Kanzeln und im Beichtstuhl gegen den staatlichen Unterricht stets der Vorwurf der Gefährdung der Sittlichkeit geschleudert wurde, hat man sicher das Recht, im Lager desjenigen, von dem der Angriff ausgeht, selbst Umschau zu halten und nach den Früchten, an denen man den Baum erkennt, zu suchen. Wie sieht es in dieser Hinsicht in den Priesterschulen aus? Eine stattliche Anzahl bestrafter Subjekte wirkten hier als Lehrer, wiewohl die Geistlichen das frühere Leben dieser Ehrenmänner niemals gekannt haben wollen. Man kann bekanntlich kaum eine liberale belgische Zeitung in die Hand nehmen, in welcher nicht unter der Rubrik „Gerichtschronik" Verurtheilungen von Geistlichen wegen Sittlichkeitsverbrechen vorkommen, ist ja das Wort Petit-frérisme für gewisse Verirrungen ein in der Kriminalsprache allgemein verständliches Wort geworden und angesichts der häufigen Wiederholungen solcher Fälle begreift man in der That nicht, wie ein seiner Ehre und Würde bewußtes Volk sich ein solches Krebsgeschwür an seinem Leibe ruhig gefallen läßt. In diesen Schulen der Petits-frères sind noch an das Mittelalter erinnernde Strafmittel gebräuchlich: der Stock wird fleißig gehandhabt, zur Abwechselung schlägt der unterrichtende Bruder auch mit dem eisernen Krucifix, das er trägt, zu und wenn diese Strafmittel nichts fruchteten, mußten die Kinder den schmutzigen Fußboden mit der Zunge ablecken oder .... ein Schüler mußte sich von dem andern in den Mund spucken lassen! Wenn man sich derartige Dinge vergegenwärtigt, dann begreift man auch den Widerstand sehr leicht, den die belgische Geistlichkeit der Durchführung dieser Schulenquête entgegensetzte.

II.

Was mag wohl der tiefere Grund gewesen sein, daß schon nach wenigen Jahren die liberale Regierung einer klerikalen weichen mußte und daß letztere unter dem jubelnden Beifall eines großen Theils des belgischen Volkes das verhaßte Gesetz von 1879 alsbald außer Kraft setzte und mit der Volksvertretung (Gesetz vom 20. Sept. 1884) eine neue Organisation des Elementarunterrichts vereinbaren konnte, durch welche letzterer dem Klerus nicht als ein Geschenk, sondern als rechtmäßiges unveräußerliches Eigenthum wieder zu Füßen gelegt wurde?

Wenn auch außer allem Zweifel ist, daß die fortgesetzten Hetzereien der Geistlichen von der Kanzel und im Beichtstuhl, ihr beinahe unbeschränkter Einfluß auf das weibliche Geschlecht, ihre mit grausamer Rücksichtslosigkeit angewendete Macht, den liberalen Gegner in vielen Fällen um sein Brod und seine bürgerliche Stellung zu bringen — zu einem guten Theil diesen Umschwung herbeigeführt haben, so kann doch die Gegenpartei nicht von schweren Unterlassungs- und Begehungssünden freigesprochen werden.

In erster Reihe steht hier die Scheidung der liberalen Partei in Doktrinäre und Radikale. Dieser Zwiespalt war der Steigbügel, auf welchem die klerikale Partei sich bei den Wahlen von 1884 in den Sattel schwang. Und dann kann nicht geleugnet werden, daß manche liberale Gemeindebehörden bei der Durchführung des Gesetzes nicht mit der nöthigen Vorsicht und der gehörigen Rücksichtnahme auf den schwer empfundenen Steuerdruck zu Werke gingen. Es kam häufig vor, daß in Gemeindeschulen, welche Dank den Wühlereien der Pfarrer fast ganz entvölkert waren, zwei oder noch mehr Lehrer beibehalten wurden, während das Maximum der erlaubten Schülerzahl für einen einzigen noch lange nicht erreicht war; häufig legten sich die Provinzgouverneure ins Mittel und zwangen die Gemeinden, die von ihnen unter Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften ernannten Lehrer, namentlich wenn solche dem geistlichen Stande angehörten, abzusetzen und andere an ihrer Stelle zu ernennen. Die Thatsache, daß in unendlich vielen Gemeinden die Verwaltung durchweg in klerikalen Händen lag, war nun einmal nicht aus der Welt zu schaffen. In mehr als 40 Gemeinden sind Mitglieder männlicher und weiblicher Orden, die unter dem Gesetz von 1842 in Gemeindeschulen Unterricht gaben, auch unter dem Gesetze von 1879 in denselben Schulen und in ihrer bisherigen Eigenschaft wirksam geblieben, nachdem sie sich bereitwillig der staatlichen Aufsicht und den vom Minister von Humbeeck erlassenen Bestimmungen unterworfen

hatten und bei einem Schulfest in Charleroi sah man die Schulschwestern an der Spitze ihrer Schülerinnen vor demselben Minister defiliren. Da die freien Schulen schließlich doch nur aus dem den Gläubigen abgepreßten Geld errichtet und unterhalten werden konnten und da erfahrungsgemäß auch der Fanatismus am Geldbeutel als vor einer unübersteiglichen Schranke zu stehen pflegt, so hätte man an vielen Plätzen das eben genannte Beispiel sicher ohne Gefahr für den Gehalt des Unterrichts nachahmen können. Jedenfalls ist nachgewiesen, daß die von vielen liberalen Gemeindebehörden ohne Rücksicht auf die Tragkraft der Steuerzahler und auf deren Kosten an den Tag gelegte Splendidität in der Ausstattung und dem Unterhalt von Gemeindeschulen eine Menge ursprünglich liberal gesinnter Bürger in das klerikale Lager hintrieb. Wenn man auch bereitwillig zugeben wollte, daß die unerhörten Gewaltthaten der Priesterkaste schließlich doch das bekannte Ergebniß gehabt haben würden, so haben sich doch unter allen Umständen die Aussichten für die Liberalen auf spätere Erfolge an der Wahlurne durch die eben geschilderten Mißgriffe bedeutend verschlimmert.

Die neue klerikale Regierung zauderte keinen Augenblick, den eben erfochtenen glänzenden Sieg durch alsbaldige Vorlage eines neuen Schulgesetzes auszunutzen. Von welchem Geiste dasselbe beseelt war, konnte man alsbald den dem Gesetzesentwurfe beigegebenen Motiven entnehmen, welche in dem Satze: „Der Staat außerhalb der Schule ist die zukünftige Hoffnung derer, welche an die Freiheit glauben", gipfelten, und der klerikale Abgeordnete Schaetze sagte in der Sitzung vom 20. August 1884 ganz offen; „ich hoffe, daß dieser Gesetzesentwurf nur der erste Schritt auf der Bahn der Decentralisation und Freiheit sein wird und daß das Gesetz im Zeitraum weniger Jahre die Gemüther für die vollständige Anwendung des allein richtigen Prinzips, daß der Staat in der Schule nichts zu suchen habe, vorbereitet haben wird."

Das Gesetz (vom 20. Sept. 1884) geht nun doch noch nicht so weit, der Kirche den gesammten Unterricht direkt zu übertragen; als wesentliche Instanz wird die Gemeinde eingeschoben. Art. 1 lautet: „In jeder Gemeinde ist wenigstens Eine Gemeindeschule, welche in einem gehörigen Lokal untergebracht sein muß. Die Gemeinde kann eine oder mehrere freie Schulen annehmen und subsidiiren und in diesem Fall kann sie der König, nachdem er das Gutachten der ständigen Deputation sich hat vorlegen lassen, von der Verpflichtung, eine Gemeindeschule

zu errichten oder zu unterhalten, dispensiren; diese Dispensation kann aber nicht verliehen werden, wenn zwanzig Familienväter, welche Kinder in schulfähigem Alter haben, die Einrichtung oder die Beibehaltung der Gemeindeschule für den Unterricht ihrer Kinder verlangen. Art. 2: Die Elementar-Gemeindeschulen stehen unter Aufsicht und Leitung der Gemeinden; der Gemeinderath bestimmt, je nach den örtlichen Bedürfnissen, ihre Anzahl und die der Lehrer; derselbe regelt nöthigenfalls Alles, was die Gründung und Einrichtung von Bewahrschulen und der Schulen für Erwachsene betrifft."

Man braucht diese Bestimmungen nur zu lesen, um alsbald zu begreifen, daß das neue Gesetz selbst noch gegen dasjenige von 1842 ein Rückschritt war, der Staat hatte auf alle Rechte der Einmischung und Ueberwachung nahezu vollständig verzichtet und an seiner Stelle übte nunmehr die Gemeindeverwaltung und, wo diese in klerikalen Händen war, der Pfarrer die höchste Autorität aus.

Die Bestimmung, daß die Errichtung oder Beibehaltung einer Gemeindeschule immer dann eine gesetzliche Nothwendigkeit sei, wenn wenigstens zwanzig im Besitze von schulfähigen Kindern befindliche Hausväter dies verlangen, erscheint merkwürdig liberal. Sie wird aber auf die mannigfaltigste Weise da, wo die Gemeindebehörden klerikal sind, umgangen. Die dabei verwendeten Mittel sind ebenso raffinirt, wie zieltreffend und machen dem erfinderischen Geiste des Klerus und seiner Kreaturen alle Ehre. Man erhöht z. B. das Schulgeld für die Gemeindeschule und setzt dasjenige für die geistliche Schule herab und den Kindern von notorisch armen und unvermögenden Eltern wird von der Gemeindebehörde der im Gesetz vorgeschriebene unentgeltliche Unterricht verweigert; oder man schafft in den Gemeindeschulen die jährlichen öffentlichen Preisaustheilungen ab und macht sie in der katholischen Schule dafür um so glänzender, so daß naturgemäß die Kinder selbst einen Abscheu vor der Gemeindeschule bekommen müssen; ein anderes beliebtes Mittel ist, daß man dem Lehrer verbietet, dem Schulprogramm die von den Eltern der die Gemeindeschule besuchenden Kinder gewünschte Ausdehnung zu geben, so daß z. B. in vlämischen Gemeinden französisch oder für Mädchen Handarbeit nicht unterrichtet werden dürfen, während diese Fächer in der katholischen Schule natürlich nicht fehlen. Dann hat der Klerus vermöge seines Einflusses auf die Frauen das bekannte sichere Mittel, um selbständig denkende und handelnde Männer schließlich doch mürbe zu machen, andere werden eingeschüchtert, indem

man sie vor die Existenzfrage stellt, mit Entziehung der Kundschaft und Schaffung einer künstlichen Konkurrenz bedroht, wieder andere werden durch die Aussicht auf vortheilhafte Lieferungen für die Gemeinde geschmeidig gemacht oder man zieht, wenn alle Stricke reißen, die Steuerschraube für die bei ihrem Verlangen nach einer Gemeindeschule beharrenden Hausväter in sehr fühlbarer Weise an; so wird man schließlich stets ein Mittel finden, um ihnen das Dasein so unangenehm als möglich zu machen.

Gelingt es aber dennoch nicht, durch solche und ähnliche Einschüchterungsversuche das Verlangen nach Beibehaltung der Gemeindeschule zum Schweigen zu bringen, so geht man in folgender Weise zu Werk: die Gemeindebehörde theilt dem Geistlichen und seinen Anhängern vertraulich mit, daß sie an einem bestimmten Tage die Gemeindeschule besuchen werde, um die Zahl der dieselbe besuchenden Kinder aufzunehmen. Es handelt sich nunmehr nur darum, daß die Schule an diesem Tage so schlecht als möglich besucht wird und dies läßt sich sehr leicht bewerkstelligen, indem der Pfarrer außerordentlichen Gottesdienst in der Kirche hält, in welchen man auch die Kinder der Gemeindeschule zu ziehen sucht, oder indem man an jeder Ecke besondere Subjekte aufstellt, welche gegen gute Bezahlung die eine oder andere Dienstleistung von den Kindern verlangen oder sie versichern, daß keine Schule gehalten werde, weil der Lehrer krank geworden sei — dann macht die Gemeindebehörde den officiellen Besuch und kann dann ruhig feststellen, daß die Schule schlecht oder gar nicht besucht ist, der Gemeinderath wird zusammenberufen und die Schule abgeschafft. Wird vom Minister, an welchen die betheiligten Familienväter und der Lehrer appelliren, ein entschiedenes Veto gegen die Abschaffung eingelegt, so hilft man sich dadurch, daß der Gemeinderath in aller Eile eine zweite Gemeindeschule errichtet und dann, gestützt auf den ersten Artikel des Gesetzes, der nur Eine Gemeindeschule verlangt, die bestehende abschafft, wodurch also im Handumdrehen die geistliche Schule zur Gemeindeschule wird. An andern Orten kümmert man sich einfach gar nicht um das Veto des Ministers, sondern wirft den gemessenen Befehl, die abgeschaffte Gemeindeschule wieder herzustellen, unbeantwortet in den Papierkorb und das Ende ist, daß nicht die Regierung, sondern die Gemeinde ihren Willen durchsetzt. Es hätte ein einfaches Mittel gegeben, um in denjenigen Plätzen, wo sich neben einer Gemeindeschule noch eine geistliche befand, eine beide Parteien befriedigende Lösung herbeizuführen: man brauchte die beiden Schulen nur in eine einzige zusammenzuschmelzen und das Unterrichtspersonal beizubehalten. Dieser Weg wurde auch in manchen Gemeinden

eingeschlagen, in den meisten Fällen behielt der Vorsteher der Gemeindeschule seine leitende Stelle auch in der combinirten Schule und Eltern, wie Lehrer fanden dabei ihre Rechnung, aber leider scheint der belgische Klerus in seiner Mehrheit seine Aufgabe nicht im Vermitteln und Friedenstiften, sondern im Schüren des gegenseitigen Hasses und in der Befriedigung des Rachegefühls gegen den überwundenen Gegner zu suchen und zu finden.

Wo die Gemeindebehörden liberal sind, sind auch die früheren Schulen bestehen geblieben, arbeiten also die beiden feindlichen Erziehungssysteme am selben Ort neben- und gegeneinander wie bisher.

Die Opfer des neuen Zustandes sind aber die Gemeindelehrer. Unmittelbar vor den Wahlen des Jahres 1884, welche zum Sturze der liberalen Partei führten, war von verschiedenen Seiten die Befürchtung ausgesprochen worden, daß mit dem Auftreten einer klerikalen Regierung das Loos der Gemeindelehrer ein trauriges werden würde. „Diese lächerliche Angst", sagte darauf das „Journal de Bruxelles", das Organ des klerikalen Malou, „würde höchst ergötzlich sein, wenn sie nicht mit bösen Nebenabsichten künstlich groß gezogen würde. In den Reihen der Rechten ist auch keinen Augenblick die Rede davon gewesen, den Unterricht abzuschaffen und nie hat man daran gedacht, öffentliche Beamte ihrer wohlerworbenen Rechte zu berauben. Wenn das Land unter der Regierung eines katholischen Ministeriums stehen wird, dann werden die Lehrer besser behandelt werden, als sie es jetzt sind." Sie sollten bald inne werden, wie diese „bessere Behandlung" gemeint war. Da das Gesetz den Gemeinden in Unterrichtssachen eine nahezu souveräne Gewalt eingeräumt hatte, konnten diese auch nach freiem Ermessen Schulen aufheben und Lehrer entlassen, waren aber verpflichtet, diesen letzteren, wenn sie sonst keine andere Verwendung beim Unterricht finden konnten, ein Wartegeld auszuwerfen, dessen Höhe durch ein königliches Dekret vom 21. September 1884 festgesetzt war. Dasselbe darf nicht weniger als 750 Frcs. betragen, dieses Minimum wurde von dem Unterrichtsminister Thonissen auf 1000 Frcs. gebracht, aber sein Nachfolger, Devolder, setzte dasselbe für die entlassenen Lehrerinnen an aufgehobenen Bewahrschulen wieder auf die erstgenannte Summe herab. Als Grundsatz wurde vom Unterrichtsminister Jacobs in einem Rundschreiben vom 11. Oktober 1884 festgestellt: „In keinem Falle kann der Gemeinderath einen Lehrer zur Disposition stellen, ohne daß dessen Amt aufgehoben ist" und sein Nachfolger Thonissen verdeutlichte diese Bestimmung für besonders harthörige Gemeindebehörden noch weiter: „die Abschaffung der Schule muß eine wirkliche sein. Wenn also eine

Schule mit allen Plätzen behalten wird, so müssen die Inhaber derselben ebenfalls beibehalten werden; es kann gar keine Rede davon sein, diese zur Disposition zu stellen und sie durch ihre Kollegen einer abgeschafften Schule zu ersetzen. Aber die letzteren müssen unter Zuerkennung eines Wartegeldes zur Disposition gestellt werden". Diese Bestimmungen lassen an Deutlichkeit und Bestimmtheit sicher nichts zu wünschen übrig, aber ein oben angeführtes Beispiel zeigt, daß die Gemeindebehörde das Gesetz kurzweg dadurch umgeht, daß sie zuerst die Gemeindeschule abschafft, dann den Lehrer entläßt und hierauf alsbald eine neue Schule errichtet, ohne den zur Disposition gestellten Lehrer wieder in seine Funktion einzusetzen. Es sind in der zweiten Kammer aber auch Fälle zur Sprache gebracht worden, wo die Gemeindebehörde es nicht einmal der Mühe werth findet, die angeführte Formalität zu beobachten, sondern dem ausdrücklichen Wortlaut des Gesetzes zuwiderhandelt. Uebrigens muß zugegeben werden, daß die drei Unterrichtsminister, die bis jetzt auf einander gefolgt sind (Jacobs, Thonissen und Devolder) Alles gethan haben, was in ihren Kräften stand, um unwillige oder widerspenstige Gemeindebehörden zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten gegen die entlassenen Lehrer anzuhalten. Wenn man glaubt, daß solche in ultramontan regierten Gemeinden zur Disposition gestellten Lehrer von liberalen Gemeinden bei eingetretenen Erledigungen mit offenen Armen aufgenommen würden, so würde man sich einer großen Täuschung hingeben; im Gegentheil, es scheint förmlich eine geheime Verabredung unter den liberalen Gemeindebehörden zu bestehen, keinen einzigen dieser Lehrer einzustellen, nicht etwa, weil er den an ihn gestellten Anforderungen nicht entsprechen würde, sondern weil sie den ultramontanen Gemeinden den Gefalleu nicht thun wollen, diese von der Bezahlung des auf die Steuerpflichtigen manchmal schwer drückenden Wartegeldes zu entlasten! Die ultramontanen Gemeindebehörden erneunen selbstverständlich fast durchweg den bisherigen Lehrer der katholischen Schule zum Vorsteher der neuen Gemeindeschule und so wächst die Zahl der zur Disposition gestellten Lehrer mit jedem Jahre und die Laufbahn vieler thatkräftiger und arbeitsfreudiger Männer ist für immer abgeschlossen. Ende 1887 waren, die Schulen für Erwachsene und Bewahrschulen inbegriffen, 2205 öffentliche Gemeindeschulen abgeschafft und über 1500 Lehrer, welche sämmtlich im Besitze des Befähigungsnachweises waren, zur Disposition gestellt worden. Wenn man sich aber auf klerikaler Seite auf die Thatsache berufen will, daß, während die Gemeindeschulen unter dem Gesetze von 1842 von 518,000 Schülern besucht wurden und diese Ziffer nach Einführung des Gesetzes

von 1879 auf 345,000 sank, am Ende des Jahrs 1887 bereits wieder 422,000 Kinder die Gemeindeschulen bevölkerten, so erklärt sich dies aus der schon erwähnten Thatsache, daß eine Menge katholischer Schulen als Gemeindeschulen „angenommen" worden waren oder daß zahlreiche Gemeindeschulen mit katholischen Schulen zu einer einzigen vereinigt wurden. Ende 1883 gab es in ganz Belgien nur 10 „angenommene" Schulen, aber Dezember 1887 zählte man deren schon 1450 und in diesen wirkten 2006 Mitglieder männlicher und weiblicher Congregationen; daneben figuriren aber noch beinahe 1700 nicht angenommene katholische Schulen, bei welchen das unterrichtende Laienelement noch schwächer vertreten ist, als bei den angenommenen.

Art. 9 des Gesetzes vom 20. September 1884 regelt die Art und Weise der Annahme von Schulen durch die Gemeinde. Die Hauptbestimmungen sind:

1. Die Schule muß sich in einem zweckmäßigen Lokal befinden. 2. Die Mitglieder des Unterrichtspersonals müssen, wenigstens zur Hälfte im Besitze des Befähigungsnachweises sein, also ein Examen nach den gesetzlichen Vorschriften abgelegt haben. Von letzterer Bedingung kann aber durch den Minister während der ersten zwei Jahre nach Einführung des Gesetzes Dispensation verliehen werden; ebenso sind diejenigen, welche vor diesem Zeitpunkt an der Spitze einer Gemeinde- oder freien Schule gestanden, von dem Nachweise eines erfolgreich bestandenen Examens freigestellt. 3. Die Gemeinden dürfen den Unterricht in der Religion und Sittenlehre an die Spitze des Programmes aller oder einiger, ihrer Elementarschulen setzen. Dieser Unterricht wird dann am Anfang oder am Ende der Schulstunden gegeben; die Kinder, deren Eltern dies wünschen, werden von der Verpflichtung, diesem Unterricht beizuwohnen, dispensirt. 4. Die angenommene Schule muß der Oberaufsicht des Staates unterworfen werden. — Hinsichtlich der Unterrichtsfächer blieb es im Allgemeinen bei den Bestimmungen des Gesetzes von 1879, nur daß an die Stelle der Anfangsgründe der Naturwissenschaften der Unterricht im Ackerbau für die Schulen auf dem platten Lande trat. Denn auch darin sind sich die Wortführer der ultramontanen Richtung in der katholischen Kirche zu allen Zeiten und stets gleich geblieben, daß sie den Unterricht in den Naturwissenschaften als sitten- und glaubensgefährlich verpönt und bekämpft haben: alsbald nach Abschluß des österreichischen Concordats hatte der Jesuitengeneral Becx bei der österreichischen Regierung darauf gedrungen, diesen Unterricht an den Gymnasien einzustellen.

Auf den ersten Anblick nehmen sich die eben genannten Bestim-

mungen gar nicht so übel aus, aber die Wirklichkeit bietet ein weniger erfreuliches Bild dar. Was zunächst den Befähigungsnachweis des Unterrichtspersonals betrifft, so bestimmte ein Rundschreiben des Unterrichtsministers ausdrücklich, daß „die Dispensation vom Examen für solche, welche vorher an der Spitze einer Gemeinde- oder angenommenen Schule gestanden, durchaus nicht als ein dem Diplom gleichberechtigtes Prädikat, sondern nur als eine besondere Begünstigung anzusehen sei, aus der dritte Personen unter keinen Umständen Nutzen ziehen dürften und daß deshalb der nicht examinirte Theil des Unterrichtspersonals einer angenommenen Schule sich auch durchaus nicht der Verpflichtung entziehen könne, innerhalb zweier Jahre sich vor der Examenskommission zu stellen." Es scheint, daß man diese letztere Bestimmung (Art. 9 Nr. 2) entweder in einem unbewachten Augenblick oder im wirklichen Vertrauen auf das Vorhandensein der zur Ablegung eines Examens nöthigen Kenntnisse in das Gesetz vom 20. September 1884 aufgenommen hat, aber man muß bald zur Ueberzeugung gekommen sein, daß der größte Theil dieser Examenskandidaten einer schmählichen Niederlage nicht entgehen würde und daß dann auch der Mehrzahl der angenommenen Schulen die gesetzliche Existenzberechtigung entzogen werden könnte und deshalb erschien wenige Monate nach dem ersten Rundschreiben bereits ein zweites (im Februar 1885), in welchem die oben beschriebene Berechtigung ihres Charakters als einer persönlichen Begünstigung entkleidet und einem vor einer Examenskommission erworbenen Diplom vollständig gleichgestellt wurde. Wenn man nun berücksichtigt, wie ungeheuer leicht die Annahme einer freien Schule unter dem bis 1879 geltenden Gesetz von 1842 gemacht war, und daß das Gesetz von 1879 der Natur der Sache nach in „wohlerworbene Rechte" keinen Eingriff wagen konnte, so kann man sich einen ungefähren Begriff von dem intellektuellen Gehalt dieses Unterrichtspersonals machen. Und wo sich dasselbe dem Wagniß eines Examens dennoch unterzog, da blieb das Ergebniß auch hinter den niedrigsten Erwartungen noch weit zurück. In den beiden Jahren 1884 und 1885 konnten von den 232 erschienenen Kandidaten nur 39 das Befähigungszeugniß erhalten und wiewohl die Regierung in der Folge die überall aus 5 Mitgliedern bestehenden Examenskommissionen mit weiteren 5 durchweg der streng klerikalen Richtung angehörigen Personen verstärkte, wiewohl die Erfordernisse zur Verabreichung des Diploms nach und nach bis zu dem Grad ermäßigt und herabgesetzt worden waren, daß die Abwesenheit gröberer Fehler im Lesen, Schreiben, Rechnen und die oberflächlichsten Kenntnisse in Geographie und Geschichte genügten, mußten doch noch

durchschnittlich etwa 50 Prozent der Kandidaten abgewiesen werden. In einer der Kammersitzungen im April 1887 wurden die auf einige Fragen der Examinatoren gegebenen Antworten der Kandidaten mitgetheilt. Daraus drei Beispiele. Fr.: „Wie theilen Sie eine Zahl durch zwölf?“ Antw.: „Ich theile zuerst durch zehn und ziehe dann zwei ab.“ Fr.: „Was ist die Meerenge, welche Sund genannt wird?“ Antw.: „Das ist ein Golf.“ Fr. (an einen weiblichen Kandidaten): „Was ist ein Gramm?“ Antw.: „Ein Gramm ist das Gewicht eines Kubikdezimeters Wassers“. „Reines Wasser?“ fragte der Vorsitzende. „Ja!“ lautete die Antwort. Fr.: „Was verstehen Sie unter reinem Wasser?“ Antw.: „Dies ist Wasser, welches sich im Zustand der Gnade befindet.“ — Nicht, daß solche Antworten gegeben wurden, ist bezeichnend, sondern daß solche Kandidaten es überhaupt wagen durften, vor einer Examenskommission zu erscheinen, charakterisirt die belgischen Schulverhältnisse, kommt es doch häufig vor, daß viele Kandidaten überhaupt keinen Begriff von dem Unterschied zwischen gewöhnlichen und Dezimalbrüchen haben, daß sie die 4 Species mangelhaft oder gar nicht kannten und daß sie die einfachsten Fragen über Rechnen, welche zwölfjährigen Schülern keine Schwierigkeiten mehr machen, nicht beantworten konnten. Nach der Art und Weise, wie sich die Rekrutirung des Unterrichtspersonals für die freien Schulen vollzog und nach den Elementen, die denselben aus allen, sogar den niedrigsten Berufsklassen zugeströmt waren, darf man sich über solche Vorkommnisse allerdings nicht mehr wundern. Man hat aber außerdem noch ein weiteres Mittel bedacht und angewendet, um den angenommenen Schulen examinirte Lehrkräfte zuzuführen; man erlaubte nämlich den Kandidaten sich speziell für die Fächer, in welchen sie vorher durchgefallen waren, aufs Neue zur Prüfung zu melden und so geschah es häufig, daß ein und derselbe Lehramtskandidat vier bis fünfmal vor der Kommission erschienen ist.

Man könnte versucht sein, den dritten Artikel dieses klerikalen Schulgesetzes, der es dem Belieben der Gemeinde anheimstellt, ihren Schulen den Charakter der Confessionslosigkeit zu geben, für den Ausfluß einer wirklich liberalen Gesinnung zu halten und es konnte auch nicht fehlen, daß die von einem ultramontanen Minister dem Artikel zugefügte Bestimmung über die Dispensation vom Religionsunterricht Aufsehen erregte, als ein Zugeständniß, das man von einem Anhänger derjenigen Richtung, welche den Kampf gegen die „Schulen ohne Gott“ zu ihrem Feldgeschrei erhoben hatten, kaum erwartet haben dürfte. Aber bei näherem Zusehen und bei Berücksichtigung aller dabei in Betracht kommenden Verhältnisse verschwindet dieser „Purpurflecken auf dem Bettlers-

mantel“ vollständig und entpuppt sich schließlich als ein feines Mittel, mit welchem die Geistlichkeit ihren bisherigen Kampf gegen die nicht unter ihre Aufsicht gestellten Gemeindeschulen fortsetzen konnte. Denn in vielen klerikal regierten Gemeinden hatten sich doch noch die nöthigen zwanzig Familienväter gefunden, welche Standhaftigkeit und Energie genug besaßen, um die Beibehaltung der offiziellen Gemeindeschule durchzusetzen. Wenn nun die Gemeindebehörde den Unterricht in der Religion und Sittenlehre auf das Schulprogramm setzen würde, so hätte der Pfarrer ja seine wirksamste Waffe verloren, da er dann nicht mehr gegen die Schulen und Lehrer ohne Gott predigen und überdies die freie Schule Gefahr laufen könnte, einen Theil ihrer Schüler zu verlieren. Diese Möglichkeit mußte aber abgeschnitten werden und allein daraus erklärt sich die Einfügung dieses Artikels in das Schulgesetz. Danach ist auch der Werth der Schlußbestimmung (Dispensation vom Religionsunterricht) zu ermessen, denn die die Gemeinde- und nicht die freie Schule besuchenden Kinder würden, ganz einerlei ob sie dem Religionsunterricht beiwohnen oder nicht, mit ihren Eltern der bereits geschilderten Behandlung seitens des Klerus doch nicht entgehen können.

Nach dem Bisherigen wird man sich auch hinsichtlich der Bedeutung der Staatsaufsicht über die angenommenen Schulen keinen Illusionen hingeben. Der Distrikts- (Kantons-) Schulaufseher ist verpflichtet, jede Schule jährlich wenigstens einmal zu besuchen, aber er ist in den seltensten Fällen ein willkommener Gast, da nicht nur der Geistliche ein prinzipieller Gegner jedweder, auch von einer klerikalen Regierung ausgeübten Aufsicht ist, sondern auch die auf ihre in Schulangelegenheiten beinahe souveräne Autorität eifersüchtigen Gemeindebehörden entweder keine Veranlassung finden, dem visitirenden Beamten die gewünschten Aufklärungen zu geben oder ihm geflissentlich Hindernisse in den Weg legen, seinem Auftrage nachzukommen, namentlich wenn Zustände in der Schule herrschen, welche man gerne dem Lichte der Oeffentlichkeit entzieht. Da überdies der Regierung vor Allem daran liegen muß, ihren liberalen Gegnern keinen neuen Stoff zu Angriffen auf das Schulgesetz zu liefern, so weiß der Beamte, der sich die Geistlichkeit nicht gerne zum Feinde macht, recht gut, daß, wenn er Manchem durch die Finger sieht, was mit den bestehenden Verordnungen nicht im Einklang steht, seine Stellung doch nicht gefährdet ist.

Schließlich möge noch der Normalschulen, in welchen die Lehrer und Lehrerinnen herangebildet werden, kurz gedacht werden, denn gerade auf diesem Felde hat der klerikale Eifer die nennenswerthesten Resultate zu verzeichnen. Unter dem Gesetze von 1879 bestanden 27 Staats-

normalschulen (14 für Lehrer und 13 für Lehrerinnen), im Augenblick sind deren noch 14 (8 für Lehrer und 6 für Lehrerinnen) am Leben, aber auch ihre Existenz ist bei längerer Fortdauer der klerikalen Regierung nur noch eine Frage kürzerer oder längerer Zeit. Dagegen hat die Regierung 35 Normalschulen angenommen und zwar 11 für Lehrer und 24 für Lehrerinnen und von diesen letzteren sind nur zwei, welche nicht ausschließlich unter geistlicher Leitung und Aufsicht stehen, die andern 22 sind im ausschließlichen Besitze der Schulschwestern, während unter den angenommenen 11 Schulen für Lehrer ebenfalls nur zwei der Leitung der Geistlichkeit entzogen sind, so daß also Belgien jetzt im Ganzen 49 Normalschulen (19 für Lehrer und 30 für Lehrerinnen) besitzt und unter diesen sind nur 14 Staatsschulen, die andern 35 sind angenommen. Und was die Bevölkerung dieser Schulen betrifft, so fallen auf die Staats-Normalschulen 827, auf die angenommenen aber beinahe 2500 Zöglinge. Die Ursachen dieses allerdings sehr krassen Unterschieds sind nicht schwer zu errathen. Da die Geistlichkeit da, wo sie gebieten kann, dafür sorgt, daß nur solche Lehrer ernannt werden, welche aus angenommenen Normalschulen hervorgegangen sind, so hat sie bei den Eltern der zukünftigen Lehramtscandidaten auch ziemlich leichtes Spiel, daß diese mit Rücksicht auf spätere Aussichten auf Anstellung und die bedeutend geringeren Kosten in den angenommenen Schulen ihre Kinder in letztere schicken. Ueberdies hatten die Zöglinge der letztern, namentlich hinsichtlich der Ablegung von Prüfungen, eine Zeitlang gewisse Vorrechte, welche den Staatsnormalschulen nicht zustanden und was hier ebenfalls schwer ins Gewicht fällt, ist die Art und Weise, auf welche die Staatsstipendien, deren Betrag von der Regierung 1884 von 600,000 auf 200,000 Frcs. herabgesetzt wurde, zwischen den Besuchern der Staats- und derjenigen der angenommenen Normalschulen, auf welch' letztere der Löwenantheil kommt, vertheilt werden. Den Staatsnormalisten legte man überdieß die Verpflichtung auf, ein Zulassungsexamen zu machen, während „angenommene Normalisten" dieser Nothwendigkeit überhoben waren.

So lange die liberale Regierung am Ruder war und das Gesetz von 1879 Geltung hatte, war von klerikaler Seite stets auf die riesenhafte Verschwendung, welche mit der Errichtung und Unterhaltung der Gemeindeschulen getrieben wurde, hingewiesen worden und das wirksamste Agitationsmittel bei den Wahlen, welche den Sturz des liberalen Kabinets herbeiführten, war auch die Zusicherung der Erleichterung des durch diesen angeblichen Schulluxus hervorgerufenen Steuerdruckes gewesen. Erleichtert wurden allerdings die Geistlichen, welche nunmehr

die Lasten der von ihnen errichteten und bezahlten freien Schulen größtentheils auf die Gemeinden wälzen konnten, aber sonst blieb es hinsichtlich des Ausgabebudgets für den Elementarunterricht so ziemlich beim Alten, denn während dasselbe 1883 die Summe von 16,427,695 Frcs. aufwies, war es für 1888 nur auf 16,329,838 Frcs., also um 97,956 Frcs. ermäßigt worden; dagegen sind die Ausgaben für die Gemeindekassen erheblich gestiegen, 1883 stellten sich dieselben auf 8,483,000 Frcs, im Jahr 1887 dagegen auf 10,900,000 Frcs, waren also um etwa 2½ Millionen gestiegen! Die früheren Zuschüsse, welche der Staat und die Provinzialverwaltungen machten, waren allerdings verringert worden, aber die einzelnen Gemeinden waren ihren theilweise sehr schwachen Geldmitteln überlassen worden.

Und doch wäre dieser Uebelstand verhältnißmäßig noch erträglich gewesen, wenn nicht zugleich auch die Grundlagen, ohne welche sich ein tüchtiger und seiner Aufgabe gewachsener Volksunterricht überhaupt nicht denken läßt, in der nachhaltigsten Weise erschüttert worden wären. Man hat die Schule zum Tummelplatz und zum Streitobjekt der gehässigsten Parteikämpfe gemacht und sie ist deßhalb auch Zufälligkeiten ausgesetzt, wie sie in andern Staaten nicht möglich sind. Von dem jedesmaligen Ausfall einer Gemeinderathswahl hängt es ab, ob die freie oder die Gemeindeschule das Opfer der siegreichen Partei werden wird und welche Berufsfreudigkeit man unter solchen Umständen von einem Lehrerpersonal, dem das Schicksal sofortiger Entlassung oder langer Kränkung stets über dem Haupte schwebt, erwarten kann, läßt sich unschwer errathen.

Freilich, wenn man die klerikalen Blätter und die Wortführer der Ultramontanen hört, so herrscht jetzt in Belgien wieder der lang ersehnte Friede, und wenn man dabei nur die von ultramontanen Behörden regierten Gemeinden berücksichtigt, wo der Klerus Alles erhalten hat, was er verlangen mochte, so kann dieser Behauptung allerdings nicht widersprochen werden. Aber desto heftiger tobt der Kampf da, wo man sich, wie in vielen größeren Städten, noch so viel Unabhängigkeitssinn bewahrt hat, daß man den Uebergriffen einer herrschsüchtigen Kaste ein gebieterisches Halt entgegenruft und hier wird auch keines der Mittel verschmäht, deren sich der Klerus zu jeder Zeit bald mit größerem, bald mit geringerem Erfolg bedient hat. Es ist kaum einige Wochen her, daß der Gemeinderath in Gent sich genöthigt sah, einen Kaplan, der an einer Gemeindeschule den Mädchen den Religionsunterricht gab, seiner Stelle zu entsetzen, weil derselbe sein von der Gemeinde bezahltes Amt dazu mißbrauchte, die Schülerinnen aus der Gemeinde-

schule in die bischöfliche zu locken; mit Offenheit gab derselbe die ihm zur Last gelegten Handlungen in ihrem vollen Umfange zu und nach den bisherigen Schilderungen verstand es sich von selbst, daß der Bischof seinen Untergebenen wegen des an den Tag gelegten Eifers für die „heiligsten Interessen" höchlich belobte. Man wird jedoch der ultramontanen Partei und ihren Wortführern, besonders aber den belgischen Bischöfen, schwerlich Unrecht thun, wenn man ihnen den Vorwurf ins Gesicht schleudert, daß sie mit innerem Wohlgefallen die Fortexistenz „der Schulen ohne Gott mit Lehrern ohne Glauben" betrachten, denn auch bei ihnen gilt in voller Uneingeschränktheit die bekannte Loosung, daß der Marasmus ihr größter Feind ist. Wären alle Gemeindeschulen vernichtet, woher sollten sie dann sogleich den Stoff für neue Hetzereien nehmen? Denn dann müßte man ja ein anderes Kampfobjekt ausfindig machen; darüber vergeht aber viel Zeit und inzwischen haben sich Manche der geistlichen Leitung entzogen. Der Windthorst'sche Schulantrag in Preußen ist in dieser Hinsicht äußerst lehrreich und bestätigt die eben aufgestellte Behauptung: nachdem der Kulturkampf beendet ist, zieht man in Deutschland die Schulfrage hervor, um dem erschlaffenden Streite gegen den Staat neues Leben einzuhauchen; in Belgien würde man alsbald, wenn die letzte Gemeindeschule der klerikalen Unersättlichkeit zum Opfer gefallen wäre, den Kampf gegen den Staat, der sich weigert, in die verlangte theokratische Bahn einzulenken, auf ein anderes, nicht minder ergiebiges und lohnendes Feld verlegen.

Amsterdam, Juni 1889.

Christian Rauch.

Betrachtungen über Ursprung und Anfänge moderner deutscher Plastik.

Von

Carl Neumann.

Christian Daniel Rauch von Friedrich und Karl Eggers,
Berlin, E. Duncker, 1873—87.

Solange von den Thaten der Befreiungskriege wie von den Leiden der Fremdherrschaft in Deutschland die Erinnerung dauern wird, muß auch das Gedächtniß des Mannes lebendig bleiben, dessen Kunst die nachfolgenden Geschlechter es zu danken haben, daß Züge und Gestalt der Königin Luise und des Marschall Vorwärts dem Volk vertraut geblieben sind. Als ein Herold preußischen und deutschen Ruhmes genießt Rauch des wohlgesicherten Platzes unter denen, die an der Wiederaufrichtung des Vaterlandes gearbeitet haben.

Daß über den Künstler Rauch ein ebenso zweifelloses Urtheil bestehe, wird Niemand erwarten. Als der ausgezeichnetste Vertreter deutscher Plastik in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts und mit seiner Zeit zusammengewachsen wie eine Reliefsigur mit ihrer Grundfläche, hat er um so mehr die Veränderlichkeit des Kunsturtheils erfahren, je mehr spätere Kunstbestrebungen einen Gegensatz zu ihm herausgebildet haben. Heute, da bereits ein Menschenalter unsere Tage von den seinen trennt, darf man von dem Erscheinen der Rauchbiographie, die nunmehr wahrhaft monumental in vier Bänden vollendet vorliegt, eine Klärung der Meinungen über die Bedeutung von Rauch's Kunst erwarten.

Rauch ist achtzig Jahre alt geworden. Sein Leben, wie es für die Kunst in Betracht kommt, umfaßt zwei Perioden, die an Länge sehr ungleich, dennoch in ihrer Bedeutung für den Künstler sich vollkommen die Wage halten. Ein nahezu vierzehnjähriger Aufenthalt in Rom ist den vierzig Jahren seiner Berliner Thätigkeit vorangegangen. Es ist

wahr, dieser römische Aufenthalt ist des öfteren und längeren von Reisen und auswärtiger Arbeit, in Berlin und Carrara, unterbrochen gewesen, und zumal gegen den Schluß hin ist Rauch nur noch vorübergehend nach Rom gekommen — aber genug, der Künstler hat in diesen Jahren doch Rom als seine Heimath angesehen und auch in Aeußerungen späterer Jahre diesen vierzehnjährigen Zeitraum immer als eine Einheit bezeichnet.

Rom am Beginn des neunzehnten Jahrhunderts.

Unter den Wandlungen, die in den beiden letzten Jahrhunderten das Papstthum des maßgebenden politischen Einflusses in der Welt beraubt haben, war die Stadt Rom in ihrem äußeren Wesen unberührt geblieben. Indem die Formen altüberlieferter Machtübung gewahrt wurden, blieb Rom der Ort, wo die Erinnerungen mittlerer und neuerer Jahrhunderte mit denen des Alterthums lebendig sich erhalten hatten und zu einer gegenwärtigen Einheit sich verbunden fanden, welche in ihrer Zeitlosigkeit den Schein fortdauernder Weltherrschaft hervorzurufen vermochte. Die Erhabenheit monumentaler Monotonie, der ungeheure Maßstab römischer Größe bezwang noch alle partikularen Bestrebungen, und wenn die Päpste ihre Namen auf die Fronten der großen Bauten setzen ließen, geschah es in derselben Baugesinnung, in der einst Agrippa den seinen unter dem Giebelfeld des Pantheon verewigt hatte. Worauf beruht es schließlich, daß Colosseum und Peterskirche, ja so viele spätere Unternehmungen, wie oft man auch an anderen Orten sie nachzuahmen versucht hat, doch nur einmal auf der Welt sind? Es ist nicht so, daß dieser Boden besondere schöpferische Kräfte enthielte, ja man kann ihn nur mit gewissen Einschränkungen als der Produktion förderlich bezeichnen, wenn man bedenkt, wie oft Geister mittlerer Art durch die Berührung mit Rom aus ihrer Bahn getrieben worden sind, ohne von neuem ihr Gleichgewicht zu finden. Die Auserlesenen aber, die Stand zu halten wagten und sich zu behaupten wußten, haben in einem langen Ringen ihre Kräfte gesteigert; ihre Werke, wie die Deckengemälde der Sixtinischen Kapelle oder Raphaels spätere Schöpfungen, legen Zeugniß ab von einem riesenhaften Aufrecken an dem Genius Roms. Unantastbar wie das Erbe der Größe an diesem Boden zu haften schien, hat ihm auch das grand siècle der Franzosen keinen Abbruch thun können. Noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts unter Pius VI. ist ein Werk von altrömischer Größe, die Anlage des Kanals durch die pontinischen Sümpfe, vollbracht worden. Eben dieser Papst und sein Vorgänger Clemens XIV. haben die vatikanischen Antikensammlungen

durch Bereicherung und Aufstellung in den herrlichsten Neubauten zu einer Wirkung gebracht, daß man noch immer den Geist der großen Renaissancepäpste hier auferstanden und gegenwärtig glaubt. Die Anziehungskraft dieser Stadt war unerschöpflich, und wenn einst die Tochter Gustav Adolfs Glauben und Krone von sich gethan hatte, um in Rom leben zu können, so konnte später der Abbé Winckelmann, der als Hausgenosse eines Kardinals seine Kunstgeschichte schrieb, keine auffällige Erscheinung sein.

Das war nun wohl früher schon vorgekommen, daß eine Besetzung und Plünderung Roms alle Verhältnisse verwirrt, die Ruhe des Besitzes gestört hatte. War aber jener Sacco di Roma von 1527 eine Episode gewesen, so trat jetzt an der Schwelle des neuen Jahrhunderts eine Veränderung ein, die im Anfang weniger fühlbar als es eine jähe Katastrophe gewesen wäre, in ihren Folgen den Charakter der Stadt Rom wesentlich verwandelt hat. Im oberen Italien ward eine Republik gegründet, und die politischen Wirren, die von der französischen Revolution ihren Ausgang genommen hatten, ergriffen Rom. Indem sich nun die päpstliche Regierung zur Beschwörung der Gefahren zu den außerordentlichsten finanziellen Anstrengungen getrieben sah, welche erst mit Geduld, ja Hingebung ertragen, allmählich wie eine Beraubung von den Unterthanen empfunden werden mußten, erfuhr der Wohlstand der Bevölkerung eine schwere Zerrüttung, das Vorspiel der Umwälzung, welche nachmals mit der Einziehung und dem Verkauf der geistlichen Güter durch die französische Verwaltung den ganzen Status ergriff. Die Bourbonen wurden aus Neapel hinwegdekretirt, und Rom, von allen Seiten umklammert, wurde am 2. Februar 1808 eine französische Stadt. Die Frage, ob Rom als letzter Rest weltlicher Herrschaft der Päpste fortbestehen könne, ob dieser Fortbestand mit der Selbstständigkeit und Einheit Italiens vereinbar sei, klopfte an die Pforten der Geschichte. Unter den französischen Beamten, die jetzt die Regierung übernahmen, befand sich auch, damals noch ein junger Mann, der piemontesische Graf Cesare Balbo, der wenige Jahrzehnte später, ein Mitstreiter Giobertis, den Gedanken eines unabhängigen und einigen (freilich auch mit dem Papstthum einigen) Italiens verfochten hat. So eng hing Gegenwärtiges und Künftiges zusammen.

Die Wirkung all dieser Vorgänge auf das römische Leben war von der eigenthümlichsten Art. Das Rom des achtzehnten Jahrhunderts (wie es von der Meisterhand Justi's im Leben Winckelmann's gezeichnet worden ist) fiel auseinander; der einheitliche Zuschnitt, wie ihn eine nach alten Gewohnheiten eingerichtete und um einen einzigen Mittelpunkt

sich bewegende glänzende Gesellschaft allen Lebens- und Culturäußerungen verleiht, wich einer vielgestaltigen Freiheit, ja Anarchie, insofern eine Menge verschiedenartiger Bestrebungen, materieller wie geistiger Art, aus ihrer früheren Gebundenheit heraus, die eine ohne Rücksicht auf die andere, sich zur Geltung zu bringen suchten. Wie nun aber das bisherige Rom, seines beherrschenden Mittelpunktes beraubt, in eine Summe von mancherlei Theilen und Kreisen sich umwandelte, eröffnete sich ein ungeahntes Feld auch für diejenige Betrachtung, der von Natur der Trieb eingeboren ist, ein Ganzes in seine Theile auseinander zu legen, für die Wissenschaft. Wenn einst Goethe in seinen römischen Briefen die Schwierigkeit beklagt hatte, die historischen Schichten Roms von einander zu sondern*), so wurde eben diese Aufgabe jetzt, wo sich bessere Möglichkeit ergab, theils instinktiv, theils vollbewußt von hervorragenden Kräften ergriffen, wie Bedürfniß der Phantasie den einen, gelehrte Neigung den anderen dazu antrieb. Der Gedanke, wie ihn jetzt Wilhelm von Humboldt aussprach: „nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen, muß das Alterthum uns erscheinen", wäre früher in Rom nicht leicht jemandem gekommen. Die Antike, die in Rom selbst im Mittelalter, wie viel mehr denn in den neueren Jahrhunderten fortgewirkt hatte, angefeindet bald und bald angestaunt, immer aber als ein unverwüstliches Element dieses gegenwärtigen Lebens, ward von einer jetzt aufkommenden Strömung zu einer transcendenten Potenz eliminirt zugleich und verklärt, mindestens wie mit den unsichtbaren Wänden eines Museums umkleidet. Diese Bewegung, wie sie aus der Zersetzung des alten römischen Zustandes durch die fremdeingedrungenen Gewalten entsprang, ward selbst von Fremden getragen, von der deutschen Kolonie und ihrem geistigen Mittelpunkt, dem Haus des preußischen Gesandten, der eben kein Geringerer war als Wilhelm von Humboldt**).

Canova und Thorwaldsen.

Will man sich eine Vorstellung machen, was die Veränderung in den allgemeinen und in den römischen Dingen für die bildende Kunst bedeutete, so muß man nur an die Namen Canovas und Thorwaldsens

*) „Das seltsamste und schwerste in der Betrachtung ist: wie Rom auf Rom folgt." an Herder, 10. Nov. 1786.

**) „Rom muß nach Ihrer Schilderung, schrieb Humboldt später einmal an Rauch, sehr umgeändert sein; künstlerisch und wissenschaftlich sind die Sammlungen und die Stadt belehrender geworden. Ob der Genuß dabei gewonnen, bezweifeln auch Sie schon." Man sieht, daß, was man neuerdings als die Vernichtung Roms beklagt hat, mindestens von langer Hand vorbereitet war.

erinnern. Ihr Gegensatz ist mit dem romanischer und germanischer Auffassung der Antike lange nicht deutlich genug bezeichnet.

Canova kam etwa 18 Jahre früher als Thorwaldsen nach Rom, ehe die Revolution Herr wurde und in ihrem reißenden Fortschritt all die Zusammenhänge mit den vorangegangenen Zeiten bewußt und selbstbewußt zerriß. Er fand in Kunst und Mode einen Drang der Vereinfachung vor, nach dem natürlichen Lauf der Dinge hervorgerufen von dem Ueberdruß an einer ausschweifenden, bald fratzenhaften und gemeinen, bald feinst ausgekochelten Kunstweise und voller Spuren dieser Negation, wie denn auch Winckelmann's Betrachtungsweise, seine Idealisirung der Antike vielfach aus der Antithese zur Kunstübung seiner Zeit entsprang. Dies à la grecque des späteren achtzehnten Jahrhunderts, weit entfernt von der nachmaligen abstrakten und reinen Auffassung der Antike, war keineswegs gemeint, mit dem Verlassen gewohnter Kunstgleise zugleich den ganzen Schulsack der technischen Ueberlieferungen preiszugeben, worauf die Gesundheit und Lebensfähigkeit aller Kunst beruht. So ging denn auch Canova, wie sein Jugendwerk, die Gruppe Dädalus und Icarus (in der Akademie zu Venedig) lehrt, wie überhaupt an der großen Sicherheit seiner Porträtbehandlung zu spüren ist, von dem sorgfältigsten, ja ängstlichen Modellstudium aus. Als dann zu der empfindungsvollen und weichen, die Natürlichkeit des Fleisches anstrebenden Marmorbehandlung die Grazie einer zarten Bewegung und eine sanft melodiöse Linienschönheit hinzukamen, da nahm Canova gegenüber der maßlosen Weise seiner Vorgänger eine Stellung ein wie einst in der Zeit des Uebergangs der römischen Republik in die Monarchie die Schule des Pasiteles, Menelaus und Stephanus, die eine ältere, einfachere Kunstweise wiederbelebten, ohne doch die technischen Vervollkommnungen und Versüßungsmittel ihrer eigenen Zeit zu verleugnen. Mit dem Auftreten Canovas in Rom ging die Herrschaft der „Michelangiolisti, Berninisti und Borroministi" zu Ende, und entzückt verkündete ein römischer Kritiker: „il Canova è un antico, non so se di Atene o di Corinto".

Die unerschöpfliche Lebenslust des achtzehnten Jahrhunderts trat in das Zeichen der Antike, die wie der Morgenstern den nächtlichen Reigen beschloß und einen rauheren, sturmerfüllten Tag verkündete. Wie voll empfindet man doch einen unserem ruh- und genußlosen Jahrhundert so fremden Zauber in jener herrlichen Villa am Comersee, die Canovas Amor und Psyche umschließt, Linien und Gestalten von süß einschmeichelndem Reiz wie das Duett Don Juans und Zerlinens! So ist die Gruppe der Frauen, die in Procession mit gesenkten Häuptern,

Blumengewinde in den Händen zur Grabespforte schreitet (an dem Denkmal in der Augustinerkirche zu Wien) von vollendetem plastischem Contour. — Kunstwirkungen der bezeichneten Art, die auf dem Orgelpunkt der Genußfreude des achtzehnten Jahrhunderts beruhen, wird bei Thorwaldsen Niemand verspüren: als das Kind einer ganz veränderten Zeit ist er gebildet.

Thorwaldsen war, als er nach Rom kam, schon 27 Jahre alt; aber ohne eigentlich zu wissen, was er wollte, von phlegmatischer Art, verträumt, lebte er ein fast vegetatives Dasein, „ein honetter Kerl, aber ein fauler Hund" nach dem Urtheil des Fregattenkapitäns, der ihn nach dem Süden gebracht hatte. Man hätte in seinen ersten römischen Jahren nicht denken können, daß, wenn erst die Weihe der Kunst über ihn kam, er sich in einen unermüdlich thätigen, leichtschaffenden Künstler verwandeln sollte. Wie er dann bei dem Landschaftsmaler Josef Koch Blätter von Asmus Karstens zu sehen bekam, nach der Antike zu modelliren begann, da „schmolz der Schnee aus seinen Augen". Ungebildet und unwissend, aber im höchsten Grad talentbegabt, sog er mit allen Kräften unverbrauchter Sinne die alte Kunst in sich hinein, ein ferner Nachzügler jener nordischen Barbaren der Völkerwanderung, die widerstandslos aufgingen im südlichen Wesen. Was er von der Uebung des achtzehnten Jahrhunderts aus der französirten Akademie von Kopenhagen mitgebracht hatte, fiel ab von ihm wie das verstellende häßliche Kleid der Märchenprinzessin, und man mußte es ihm glauben, wenn er sagte, daß er in Rom geboren sei. Der abstrakten deutschen Auffassung der Antike ging von da ab seine Kunstübung parallel, ohne eigentlich von ihr weiter beeinflußt zu werden: er war viel zu viel Künstler und ließ sich eher von der zufälligen Stellung eines schönen Knaben auf der Straße inspiriren als von der Weisheit der Archäologen. In einem war Thorwaldsen so viel glücklicher als Canova. Nachdem er die Richtung gefunden hatte, die ihm gemäß war, entfaltete er sein Können in einer von seinem Gefühl richtig abgegrenzten Sphäre, wobei weder Zeit noch Ort ihn nöthigten, aus seinem Zauberkreis herauszutreten. Er blieb bewahrt vor dem Kampf, der im Wechsel zweier Zeitalter allemal an die begabten Köpfe herantritt und, sofern ihnen die glückselige Beschränktheit des Verharrens versagt ist, sie zwingt, einen bereits angelebten Charakter mit der veränderten Welt auszugleichen. Aehnlich wie Vincenzo Monti, dem Dichter, der eben den Schatten Ludwigs XVI. besungen hatte, als die allgewaltige Strömung des neuen Geistes ihn dahinriß, Napoleon-Prometheus seine Huldigung darzubringen, erging es Canova in der Anstrengung, den

Ruhm seiner zarteren Schöpfungen durch Darstellungen heroischer Art zu vergrößern, wie sie der immer höhere Wellenschlag der Zeit zu fordern schien. Leistungen dieser Art sind es zumeist, die das Urtheil der Nachwelt hart und ungerecht gegen ihn gemacht haben. Thorwaldsen kam der bereits gelockerte Zusammenhang zwischen Kunst und Leben, die reine Idealität seiner Kunstwelt zu gute: er bewegte sich darin mit Sicherheit und Freiheit in einem langen glücklichen Leben.

Doch wir halten ein. So war der Boden Roms, dies die Constellation der Kunst, als Christian Rauch eintrat.

Rauch in Rom.

Die Spuren der Revolutionskriege waren in den friedlichen Thälern der Schweiz nicht verwischt, als Rauch nach Italien reiste. Im oberen Reußthal an der Teufelsbrücke fand er die Zeichen von Suwarows kühnem Uebergang über den Fluß; in Staus hatte man ihm in der Kirche, die von der Zerstörung des Orts übrig geblieben war, die Kugel gewiesen, von der ein Priester am Altar getödtet worden. Jetzt, in den entscheidenden Jahren künstlerischer Bildung, als diese Kriege sein Vaterland ergriffen und heimsuchten, fand er sich durch ein wunderbares Geschick nach Rom entführt (1805, im Anfang des Jahres).

Es war nicht mehr wie zu Winckelmanns Zeiten, daß die Conversationen der Monsignori den anregenden Mittelpunkt bildeten für Gelehrsamkeit und Kunst: Rauch schloß sich dem Kreis vorwiegend deutscher und skandinavischer Fremdlinge an, die sich um das Humboldtische Haus gruppirten, und ihm wie manchem anderen ist die Freundschaft mit den Brüdern Humboldt — denn auch Alexander war in diesen Jahren in Rom — als ein theueres Erbe dieser Zeit für das ganze Leben verblieben. Aber die Quelle dieser edelen Geselligkeit versiegte seit dem Weggang des Gesandten und der Einrichtung der französischen Herrschaft. Die Unsicherheit der öffentlichen Zustände machte sich fühlbar, und selbst Rauch mußte es einmal erfahren, daß ihm seine Berliner Briefschaften weggenommen wurden, und er selbst sich mit Deportation nach Frankreich bedroht fand. Je mehr unter diesen Umständen die Gesellschaft abgedrängt wurde vom großen Zug des Lebens, verkümmerte in der zunehmenden Enge und Isolirtheit der Geist gemeinsamen freien Strebens; als nun gar die Spaltung in Nazarener und Klassicisten anhub unter den deutschen Künstlern, nahm sich diese Staffage doch gar kleinlich aus auf dem großen Hintergrunde Roms, und in dem ganzen konventikelmäßigen Treiben traten die Untugenden einer Kolonie kleinstädtischen Charakters immer deutlicher zu Tage. Rauch

hatte das Glück, von diesem Wesen nicht mehr berührt zu werden; noch zu rechter Zeit war ihm Richtung und Anschluß gewiesen worden.

Wenn man Rauch in den ersten Jahren seines römischen Aufenthalts und von da ab durch sein ganzes Leben, wo sich Gelegenheit bot, mit unermüdlicher Geschäftigkeit Sehenswürdigkeiten aufsuchen sah, Kirchen, Denkmäler, Museen, hätte man ihn mehr für einen Kunstfreund oder Gelehrten halten mögen als einen schaffenden Künstler. Das Bildungsbedürfniß schien allem anderen voranzugehen, und das Zerstreuende, Auflockernde, Beunruhigende solcher Beschäftigung schien ihn nicht anzufechten, der in diesem Punkt so ganz anders angelegt war als Thorwaldsen und vielleicht die Mehrzahl bedeutender Künstler. Rauch wußte von dem „unsterblichen Rousseau" und schon in Berlin hatte er Goethes Propyläen mit der frohen Botschaft der Antike in sich aufgenommen; er war einer von dem jungen, geistig hoch erregten Geschlecht, das sich mehr mit Ideen als mit Anschauungen nährte. Was er an künstlerischem Vermögen aus der Heimath mitbrachte, Gewandtheit in der Marmorarbeit und ein früh an Porträtbüsten erprobtes Naturgefühl, hätte ihn an Canova weisen können. Da er aber die moderne, abstraktere Betrachtungsweise der Antike, die eben jetzt durch so viele Entdeckungen auf griechischem Boden gefördert wurde, und in die er sich zeichnend, studirend, nachbildend immer mehr versenkte, bei Thorwaldsen zum Leben erweckt fand, so war es natürlich, daß er von diesem mehr angezogen wurde. Das Verhältniß, das nun zwischen beiden Männern sich bildete, war doch nicht das des Lehrers und Schülers; denn auch Thorwaldsens Ruf war damals noch jungen Datums. Rauch hat es viele Jahre später, als er die Nachricht vom Tod des Freundes erhielt, „in tausend Erinnerungen versinkend" in seinem Tagebuch bescheiden so bezeichnet: Thorwaldsen lernte ich in Rom kennen und wohnte dann vierzehn Jahre mit ihm unter einem Dache in via Sistina. Seine Nähe, seine Thätigkeit, seine Lehre bildeten den Grund zu meiner weiteren Ausbildung, wodurch ich ihm mein Lebensglück verdanke.

Grabdenkmal der Königin Luise.

Rauch erfreute sich bereits einiger Beachtung als Künstler; auch war er einmal „Namens des Kaisers der Franzosen, Königs von Italien und Protektors des Rheinbunds" in die Jury einer römischen Ausstellung berufen worden. Als aber im Oktober 1810 kurz nach dem Tod der Königin Luise von Preußen durch Humboldt die Aufforderung an ihn, zugleich an Canova und Thorwaldsen gelangte, Zeich-

nungen für ein Grabmal der Verblichenen einzusenden, so konnte Rauch angesichts einer solchen Konkurrenz in dem erhaltenen Auftrag nicht viel mehr erblicken als eine Aufmerksamkeit für den königlichen Pensionär, als welcher er nach Rom gekommen war. Hierauf geschah es aber, daß Thorwaldsen mit Rücksicht „auf die Gesetze der Freundschaft“ ablehnte und die Bemerkung beifügte, daß S. Majestät der König selbst fähige Künstler in seinen Diensten habe. Es kam hinzu, daß eine Büste der Königin, die Rauch längere Zeit vorher nach Berlin geschickt hatte, inzwischen den Beifall des Königs fand und ihn bestimmte, von dem Auftrag an Canova abzusehen; Rauch ward nach Berlin berufen; nicht als wäre man bereits entschlossen gewesen, ihm das Denkmal anzuvertrauen; man war in Verlegenheit und wünschte, sich zu besprechen. Von Anfang an hatte der König das Motiv des Denkmals, ja zum Theil die Art der Ausführung vorgeschrieben: auf einem länglichen Sarkophag von weißem Marmor solle die Königin liegend in Lebensgröße dargestellt werden, eingehüllt in ein feines und leichtes Gewand, das die Formen des Körpers durchscheinen lasse. Also keine Anstrengung künstlerischer Erfindung war gefordert, und doch, so viele Entwürfe einheimischer Künstler bereits zur Wahl standen, sie alle konnten in ihrer Auffassung den König nicht befriedigen. Diese Schwierigkeit nahm Rauch wahr; er errieth aus der undeutlichen Ausdrucksweise des Königs das deutliche Gefühl, daß weder ein individualitätsloser Pomp der Majestät noch das Gegentheil, ein wohlumschriebenes, einfach mütterliches und bürgerliches Gepräge seinem Sinn und Wunsch entsprach. Menschenkenntniß, künstlerischer Takt und eine glückliche Hand ließen Rauch das Richtige treffen. Seine Skizze ward vom König genehmigt; aber auch jetzt ließ der Monarch diese Angelegenheit, die ihn im Innersten berührte, nicht aus den Augen. Eines Tages, während Rauch im Charlottenburger Schloß das große Modell anfertigte, nahm ihm der König, der ihn hierbei öfters besuchte, das Versprechen ab, am Kopf nichts mehr zu ändern: auch ließ er gleich den Kopf allein abformen; es sollte nichts von der Aehnlichkeit geopfert werden. Unter dieser merkwürdigen Aufsicht ist das Luisendenkmal entstanden; auch nachher, als der König nur ungern zugab, die Marmorausführung in Italien geschehen zu lassen, und den Künstler am liebsten in Berlin unter seinen Augen behalten hätte, beschwichtigte man diese mißtrauische Besorgtheit nur mit dem Gedanken, die Nähe und der Rath der großen römischen Meister werde dem Werke förderlich sein. Daß Rauch inmitten dieser Dinge sich behauptete, sich Vertrauen erwarb, wurde die wesentliche Bedingung seiner späteren glücklichen Laufbahn.

Das Luisendenkmal ist der reine Ausdruck der Grundelemente von Rauchs künstlerischer Persönlichkeit, seines Naturgefühls und der römischen Schule. Die königliche Erscheinung der liegenden Gestalt ist ein Widerhall der römischen Antike; hinsichtlich des allgemeinsten Ausdrucks wird man, bei aller Verschiedenheit in Motiv und Einzelheiten, an jene vornehme sitzende Figur, die sogenannte Agrippina des Capitolinischen und des Neapeler Museums erinnert. Mehr aber als die Pose und das Kostüm der Antike verspürt man hier ihren Geist. Nichts an diesem Grabmal, was an Vergänglichkeit und Tod gemahnen möchte; daß die Erinnerung des Lebens an dieser Stätte weilt, diesen Zauber haben Zeitgenossen wie Nachlebende in ernsten Stunden tröstend empfunden. Die Königin ruht wie eine Schlummernde; noch sind ihr Leben und Sinne gegenwärtig*). Ein Lächeln scheint über die ganze Gestalt zu gehen. Wenn man vor Michel Angelos Mediceergräbern von dem in unruhigen Schlaf gebannten Marmorbild der Nacht gesagt hat, sie scheine von bösen Träumen gequält über das Schicksal ihrer Vaterstadt Florenz, so mag man auf der in Marmor verewigten Erscheinung der Königin Luise Zuversicht und frohe Hoffnung ruhen sehen auf eine hellere Zukunft und den Stern des Hohenzollernhauses.

Geistige Atmosphäre in Deutschland.

Rauch war durch dieses Denkmal ein berühmter Mann geworden; Goethe äußerte den Wunsch, ihn kennen zu lernen. Rang und Stellung in Berlin, wohin er 1818 für die Dauer übersiedelte, brauchte er sich nicht erst zu erkämpfen. Nur für seine Kunst durfte er sorgen, wie sie auf diesem Boden gedeihen werde. War ihm in Rom mehr als einmal, wenn er ungeduldig nur gedämpft den Hall der großen Thaten der Befreiungskriege vernahm, der Wunsch aufgestiegen, in Deutschland zu sein, so fand sich jetzt das stille Schaffen des Künstlers einer eigenartigen und lebhaften geistigen Strömung gegenüber, die kein läßliches Zurseitestehen ertrug.

Noch lebte das begeisterte Geschlecht der Befreiungskriege in den kräftigen Athemzügen der vergangenen Tage. Es war die Vorstellung, als müsse über den Trümmern des Reiches der brutalen Gewalt und Willkür der deutsche Staat durch die Mächte des Geistes, durch Künste und die Macht des Wissens bildend und erziehend sich bewähren. Was

*) Sehr verstärkt ist dieser Eindruck, seit das Monument des Königs hinzugekommen ist. Hier bezeichnen die starr nebeneinander ausgestreckten Füße gegen die sanft übereinandergeschlagenen der Königin eine wesentlich verschiedene Auffassung.

den Bildungsstolz des Einzelnen befriedigte, sollte dem Ganzen der Nation zu gute kommen. Man hatte das Gefühl, einem Zeitalter endlosen Friedens entgegenzugehen, welches allen Saaten edler und hoher Dinge Muße vergönnen werde zu reifen. Zumal, solange die Sonne Goethes über dem Horizont stand, fanden sich die Besten unseres Volkes wie angestrahlt von einem glänzenden Gestirn. Wenn man aus der Ferne unseres gröberen, stofflicheren Daseins zurückblickt, scheinen die Menschen jener Tage in einer feinen, geistigen Luft zu stehen, — der Art wie auf den Gemälden des Perugino feine Bäume von einem klar durchsichtigen Hintergrund sich lösen, daß man jedes Blatt glaubt zählen zu können. Nie hat es einen stolzeren Icarusflug des Gedankens gegeben. Aber Geistesreichthum ist keine sittliche Macht, und was den Einzelnen beglückte und berauschte, konnte in die Breite des Volksthums nicht wirken und erwärmen. Zur Blüthe kamen die Wissenschaften, und es gewann die Oberhand, worauf diese beruhen, der Geist der Kritik. Wie sehr hat man sich gewöhnt, Wissenschaft und Kunst in einem Athem zu nennen, und doch gedeihen sie fast nie zusammen! Wie der Baumwuchs verkümmert in der kälteren und dünnen Luft der Hochalpen, fehlte der Kunst dieser Zeit Kraft und Möglichkeit des Lebens. Alle Fülle der Ideen und Vorbilder konnte ihr das eine nicht ersetzen, was ihr versagt war in all ihren Aeußerungen: das bestialische Element der Zeugungs- und Schöpferkraft. Sollte man es aber anders erwarten in jenem Zustand allgemeiner Abstumpfung und Ermüdung, der, nachdem die furchtbaren Spannungen in den Revolutionskriegen sich entladen hatten, über die Welt gekommen war und ein Jahrhundert heraufzuführen schien, welches doch zu vorschnell gebrandmarkt wurde als das

secolo anfibio, inetto
al vizio e alla virtù (Giusti),

als das Jahrhundert, gleich unfähig zum guten wie zum bösen? —

Antik und Modern. Rauch's Compromiß.

In dem allgemeinen Umsturz und der Bewegung des Revolutionszeitalters war die Antike Mode geworden, als hätte sich in einer Erschütterung der Erde eine älteste Bildung des Gesteins an die Oberfläche erhoben. So fand sich denn Rauch keineswegs isolirt mit seiner Kunstrichtung, als er nach Berlin zurückkehrte. Schinkel, der Architekt, hatte endlich, da der Friede gesichert war, Raum gefunden zu bauen und seine Begeisterung für die Antike aus Steinen reden zu lassen. 1816 erstand zunächst die neue Wache, und man sah nun preußische

Soldaten in ihren knappen Uniformen die lichten Zwischenräume dorischer Säulen füllen. Bald sollten sich zur Seite dieses Baues und gegenüber die Standbilder der Generale Scharnhorst und Bülow, Blücher, sehr viel später Yorks und Gneisenaus erheben. Die Freiheit antiker Behandlungsweise, die Rauch beim Denkmal der Königin Luise sich hatte gönnen dürfen, und die auch hier an den klassischen Formen von Schinkels Kunst eine Anlehnung gefunden hätte, würde zur Wahl eines antikisirenden Feldherrnkostüms für die Helden des Befreiungskrieges geführt haben. Das Unnatürliche einer solchen Verkleidung mochte instinktiv fühlbar sein; rascher vielleicht für den Laien als für den Künstler; denn der Gedanke ist schnell, aber die Hand langsam. Wie käme es sonst, daß veraltete Kunstformen ein so zähes Leben fristen? Rauch fand sich vor einer Schwierigkeit, die für ihn neu war, in Berlin aber bereits ihre Geschichte hatte.

Das achtzehnte Jahrhundert hatte das traditionelle Idealkostüm für selbstverständlich gehalten; Schlüters Reiterbild des großen Kurfürsten stand ja als Muster vor aller Augen. Als unter Friedrich Wilhelm II. ein Denkmal für den großen König geplant wurde und an höchster Stelle das sogenannte römische Kostüm für das einzig geziemende erklärt wurde, regte sich doch der Widerspruch. Dann aber unter der folgenden Regierung setzte Schinkel seine ganze Autorität ein gegen die Nachahmung der wirklichen Tracht; er wies von neuem auf Schlüter hin und stellte auf eigenen Entwürfen, bei denen freilich die Architektur (und natürlich die klassische) das große Wort führte, Friedrich II. im griechischen Chiton dar auf dem Viergespann oder als römischen Imperator. Seine Meinung war, und er wußte sich hierin eins mit Goethe, es gebe überhaupt kein modernes Kostüm, sondern nur Uniformen und Moden, die abgesehen vom Veralten und Lächerlichwerden den Grundsätzen der Schönheit wenig entsprächen; ein Monument aber, welches allen Zeiten angehören solle, müsse auch allen Zeiten gerecht sein. Man konnte erwiedern, daß, wenn es mitten im Strom der Spätrenaissance für Schlüter natürlich war, den Zeitgenossen Ludwigs XIV. durch Allongeperrücke und Imperatorenkostüm zu bezeichnen, die Zeiten eines Königs, der den Aufruf an sein Volk erlassen hatte, die populäre Uniform forderten. Auch von Seiten der romantischen Richtung konnte ein Angriff gegen den Classicismus auf welchem Gebiet immer der Unterstützung gewiß sein. Dies aber wäre am wenigsten vermögend gewesen, Rauch wankend zu machen; er war ein Mann von vierzig Jahren und hatte seine gegründeten Anschauungen künstlerischer Werthe. Der monumentale Charakter seiner Aufgaben drängte ihn von selbst

immer wieder zur Antike zurück. Denn wenn an dem Bild großer Männer, wie es die Nachwelt begleitet, die Entfernung der Zeit und die wechselnden Tendenzen der Ueberlieferung unbewußt als idealisirende Faktoren wirken, der Strom nationalen Empfindens hier einen Zug herausschleift und dort einen anderen vergröbert, so konnte auch für den Künstler die Anforderung wirklichkeitsgetreuer, urkundlich beglaubigter Darstellung nicht als die dringendste erscheinen. Wenn Rauch dennoch nachgab und es mit der zeitgemäßen Uniform versuchte, so lag der eigentliche Antrieb, den „Realismus" in der Kunst zu befördern, bei einer Instanz, an die man zunächst nicht denken würde, dem preußischen Militarismus. Hier hat, auch wenn es nicht in jedem Einzelfall nachweisbar ist, ein Wille entschieden, der in einer königlichen Cabinetsordre vom 25. Januar 1826 (es handelte sich um ein Denkmal für König Friedrich Wilhelm I. in Gumbinnen) also formulirt ist: „zur Kleidung des Standbildes bestimmme Ich die Uniform, in welcher der König in ganzer Figur von Pesne gemalt ist. Das Bild hängt in dem letzten Saale des Seitenflügels meines Palais. Ueber der sichtbar genug bleibenden Uniform der königliche Mantel." Und nicht genug damit; eine solche Instruktion an den Künstler ward mehr als einmal durch nachfolgende militärische Besichtigung ergänzt, die sich vom Schnitt der Kleidungsstücke bis auf die Wiedergabe der Knöpfe herab erstreckte. In diese bei der Darstellung von Militärs und Fürstlichkeiten angewöhnte Unterwerfung unter die zeitübliche Tracht hat sich dann Rauch allmählich soweit hineingelebt, daß er sich von ihrer Nothwendigkeit überzeugt fühlte. Aber noch bei den Piedestalreliefs der Blücherstatue dachte er eine Weile daran, den Helden von der Katzbach mit der Löwenhaut des Herkules zu bekleiden, und am Abend seines Lebens gab er den Auftrag, die Goethe-Schiller-Gruppe für Weimar zu schaffen, lieber aus den Händen, als daß er von seinem Glauben, es sei für die Gruppe der Helden des Geistes nur die Idealkleidung der Antike möglich, um einen Schritt gewichen wäre*). So ist es denn nicht zu verwundern, daß in Rauchs Thätigkeit die Klage über die „Pantalons" so wenig verstummt wie die Sehnsucht „nach etwas nackten Beinen und Schultern". Noch über der Arbeit am Denkmal Friedrichs des Großen schreibt er: „ich bin geistig fertig, ermüdet an Leib und Seele, Perrücke, Kleid und Stiefel ohne Unterbrechung seit 9 Jahren durchgemacht zu haben".

---

*) Die Abbildung seines Entwurfs mit antiker Gewandung bei Karl Eggers, Rauch und Goethe, S. 229.

Die Entscheidung für die Wahl des modernen Kostüms wäre eine leichtere gewesen, wenn nicht die plastische Bewältigung desselben eines der schwierigsten Probleme moderner Plastik eröffnete. Die monumentale Wirkung schien in Frage zu stehen, wenn statt der dekorativen antikisirenden Bekleidung die willkürliche und kleinliche moderne Tracht eintrete. Diese Wirkung zu sichern, war Rauchs hauptsächlichstes Augenmerk; er mußte etwas finden, um ablenkende Details zu verhüllen, größere Massen zu sammeln, überhaupt die Gestalt als architektonisches Gerüste einheitlicher zur Erscheinung zu bringen. Rauchs Auskunft war der Mantel, den er bald in engerem Anschluß an die Natur dieses Kleidungsstücks, bald in freierer Draperie verwendete. Insbesondere die freiere, zur Pose neigende Anwendung des Mantels hat Rauchs Kostümbehandlung den Charakter eines Compromisses aufgeprägt. Wenn die Scharnhorststatue an den häßlichen Falten ihrer „Pantalons" ein zwar ängstliches, aber aufrichtiges Bemühen zeigt, die Natur zu studiren, so hat später der konventionelle Faltenwurf immer größere Macht gewonnen, so daß Neues und Altes in ein unbefangenes Nebeneinander geräth. Friedrich der Große reitet auf einem modern eleganten Pferd, im Kostüm seiner Tage mit dem Krückstock am Arm, über den Schultern ein imaginärer Mantel. Rauch glaubte, ein Aeußerstes gethan zu haben, wenn er seinem Helden den dreispitzigen Hut auf den Kopf gab; er wich gleichsam Schritt für Schritt zurück vor den Anforderungen der realistisch werdenden Zeit und klagte über die Noth, die „solche Natürlichkeitsansprüche" der Skulptur und dem Auge bereiteten.

Daß alles in allem die Schwierigkeit mehr bemäntelt als erledigt worden sei, ist bei aller Hochschätzung Rauchs schon dem feinen Blick Franz Kuglers nicht entgangen. „Man thut, sagt er (1851), dem gegebenen Kostüm hinzu, was die größere Würde besser zu vermitteln scheint; man hüllt die Gestalt oder einen Theil derselben in den freieren Faltenfluß irgend eines Mantelstücks; aber man beeinträchtigt damit nur allzuoft dasjenige, worin die sprechendste Wirkung des gegebenen Kostüms zu beruhen pflegt — seine frische gesunde Naivetät; man schafft nur allzuoft, wenigstens da, wo die Anwendung des faltigen Gewandstücks nicht durch ein ganz unbedingt natürliches und verständliches Motiv gegeben war, ein unerquickliches Zwitterwesen." Wenn somit Rauch nach einer entschiedenen, erfolg- und folgenreichen Neuerung auf halbem Weg stehen blieb, wenn seine Manteldraperie, ein Ersatz und Lückenbüßer für die Toga*), einen Rückfall verräth, so zeigt sich deut-

*) Hierauf bezieht sich wohl die Anspielung Jakob Burckhardts im Cicerone: der Beschauer antiker Togastatuen wird vielleicht mancher unserer jetzigen

lich, daß ihm das Gefühl des Gegensatzes antiker und moderner Stilprincipien fremd geblieben ist. Er hat diesen Gegensatz in der Kostümfrage nur an der Peripherie berührt. Die Zeit war noch nicht reif, zum Wesen und zum Kern der Sache zu gelangen. —

Ein Exkurs über die Kostümfrage in der Plastik.

Die Kostümfrage ist eine Episode im Kampf um eine moderne Kunst. Sie steht an der Schwelle der plastischen Kunst unseres Jahrhunderts, und ihre praktische Lösung müssen wir von der Vollendung der Kunst der Zukunft erwarten. Einstweilen kann man sich bemühen, Unklarheiten zu beseitigen, welche das Problem verdunkeln und eine Vermengung antiken und modernen Gewandstils haben zur Gewohnheit werden lassen.

Ziel und höchste Leistung der antiken Skulptur ist die Darstellung des nackten Körpers. Der antike Gewandstil kann darnach auf nichts anderem beruhen als auf der unbedingten Unterordnung des bekleidenden Stoffs unter die Wirkung der körperlichen Erscheinung. Wie oft hat man das Wort Goethe's citirt, in der Kunst der Alten sei das Gewand das tausendfache Echo der Gestalt. Von den Unterschieden, die hieraus folgen gegen unsere Art, sich zu kleiden, sei einiges mit den Ausführungen eines feinsinnigen Archäologen bezeichnet. „Dem Stoff der griechischen Gewandung ist bloß der einfachste, gleichsam natürlich architektonische Umriß gegeben oder vielmehr gelassen, das Viereck, die Kreislinie. Er ist nicht erst zu vielfachen Fetzen zerrissen, zerschnitten und dann wieder zu konventioneller Form zusammengeflickt, gespannt, gebauscht, durchlöchert und geknöpft; er wird nicht eine Art technisches Kunstprodukt oder, in der Zunftsprache, eine Art Meisterstück für sich, sondern er wird erst etwas in dem Moment, für den er bestimmt ist, er wird erst durch den Gebrauch, durch die Anwendung. Er gewinnt Form durch das Wie des Umwurfs, durch die Thätigkeit des Individuums, welches das Kleid braucht. Bei unserer modernen Gewandung kann Aehnliches nur vorkommen, wo ihre Theile mehr oder weniger an Antikes erinnern, beim Umwurf des männlichen Mantels oder des weiblichen Shawls. — Das moderne Gewand hat eine bestimmte künstliche Form, und zwar ist es besonders bei der männlichen Tracht ein Analogon des menschlichen Körpers, aber des menschlichen Körpers nur in seinen allgemeinsten geometrischen linearen Umrissen und ohne organische

---

Porträtstatuen und ihrer Cavalleriemäntel gedenken, welche letztern nebst dem bloßen Kopf die Vermuthung erregen, daß der Betreffende sich während einer Standrede im Winter habe abbilden lassen.

Vermittlung. Rock und Beinkleider übereinander am Nagel aufgehangen sind ein Mensch, aber ein Scheusal von Menschen. — Das antike Kleid hat keine Form, am wenigsten eine menschenähnliche; abgelegt ist es ein bloßer Stoff, Leinwand oder Wolle; aber indem es die Natur desselben in seiner Weise geltend macht, durch das ihm eigenthümliche Licht- und Schattenspiel des Faltenwurfs vollkommen geeignet, zum ergänzenden oder belebenden Contrast des menschlichen Organismus als ein ihm Fremdes gegenübergestellt zu werden. — Das Gewand ist eine Art architektonischer Umgebung der lebendigen Gestalt, ist vorherrschend ein Getragenes; es gehorcht dem Gesetz der Schwere, sinkt senkrecht zum Grund, und wo es Widerstand findet, bricht es sich in Falten, bildet Flächen, Ecken, Wölbungen. Auf der anderen Seite aber mußte es bloß als dienend, als untergeordnet erscheinen, als Hülle des Organismus, es durfte ihn daher nicht als ein Vorhang verhüllen. Es wurde Grundsatz, die Formen des menschlichen Körpers überall so viel als möglich durch die Hülle des Gewandes hervortreten zu lassen." *)

Dieser Uebung muß sogar ein unschmiegsamer Stoff wie z. B. der metallene Panzer sich fügen. An der Harnischstatue des Augustus, einer unter vielen dieser Art, findet man den Brustharnisch, als wäre es ein Panzerhemd, der Form des Thorax angebildet; Arme und Beine bleiben unbedeckt. So rücksichtslos hat die alte Skulptur auch dem widerstrebenden Stoff die Gesetze, die sie für die Gewandbehandlung als wirksam und maßgebend erfunden hat, aufgezwungen. Zugleich läßt sich an diesem Beispiel die ganze Größe des Unterschieds erkennen, der den neueren Gewandstil von jenem trennt. Auch die Kunst der Renaissance hat Harnischstatuen geschaffen; den Konflikt der eigenwillig unbiegsamen Hülle mit der Freiheit der körperlichen Gestalt hat sie in entgegengesetztem Sinn entschieden. Drei Meisterstücke dieser Art, der Florentiner S. Georg von Donatello, das Reiterbild des Colleoni in Venedig, die dem Peter Vischer zugeschriebene, als König Arthur von England bezeichnete Statue vom Grab Kaiser Maximilians in der Hofkirche zu Innsbruck sind das vollkommene Widerspiel der Antike. Die Ritterrüstung, die jedes Glied des Körpers in ein Gehäuse zwängt und den Menschen in eine bewegliche Festung verwandelt, diese in ihrer eisernen Umhüllung versteiften Gelenke, diese unter der Wölbung des Harnischs fühllos gemachte Brust, diese ganze massiv erscheinende Wucht ist durch eine Welt getrennt von den herkulischen Bildungen der Alten. Und doch

*) Aus der Geschichte der griechischen Plastik von Anselm Feuerbach (dem Vater des Malers).

könnte sich der Geist einer Epoche nicht originaler, nicht kunstvollendeter aussprechen als in diesen drei plastischen Schöpfungen. Indem hier Panzer Panzer bleibt und Eisen Eisen, sind ihre Träger zu wahren Charaktergestalten furchtloser, trotziger Mannheit erhoben.

Zeitkostüm ist ein wesentliches Stück des Zeitcharakters. Wenn es der antiken Plastik natürlich d. h. naiv war, die Gewandung als ein sekundäres Element zu behandeln und die Ausdrucksfähigkeit des nackten Körpers zu einer wunderbaren Höhe zu steigern, so kann eine moderne Kunst nur dann naiv sein und bleiben, wenn sie die charakteristische Seite modernen Kostüms zu erkennen und nachzubilden vermag. Die Schwierigkeit liegt hierbei weniger in der Sache selbst, als in der Anforderung monumentaler Wirkung. Alles Mißtrauen, ja die Verleumdung moderner Tracht ist in nichts anderem begründet, als daß es unserer Kunst fast regelmäßig mißlingt, diese Tracht ins Stilvolle d. h. ins Monumentale zu übersetzen. In diesem Punkt sind die Figuren des Berliner Wilhelmsplatzes und so viele Marmorbilder moderner italienischer Friedhöfe lehrreiche Beispiele; sie wirken genrehaft und modejournalmäßig, weil die Künstler im Kostüm stecken geblieben sind und den Blick für das Wesentliche verloren haben. Nicht die Schuld moderner Kleidung ist es, sondern unserer in den Anfängen stehenden Kunst, wenn wir keine Monumente haben, die es mit dem Colleoni aufnehmen können. Der vollendeten Kunst ist die sprödeste Kleidung ein geschmeidiges Werkzeug des Ausdrucks; denn ihr steht der Zauber zu Gebote, jedes Ding in der Berührung zu wandeln. Eigentlich beruht alle große Kunst auf einem Zauber dieser Art. Er ist wie der Anmuth verleihende Gürtel der homerischen Afrodite, den sich Hera erbat, um den Gemahl zu berücken.

Denkmal Friedrichs des Großen.

Man muß nicht glauben, es sei allein die Macht des Herkommens oder das Vorurtheil eines veralteten Schönheitsbegriffs gewesen, wodurch das sogenannte Idealkostüm, das heute jedem unter uns unmöglich, ja lächerlich erscheint, in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts noch so viele Anhänger unter Künstlern und Laien hat zählen können.

Monumentale Wirkung ist das einfache Resultat unendlich complicirter Kräfte. Die Antike hatte nach gewaltigen künstlerischen Anstrengungen dieses Resultat gefunden und eine eigene Formensprache geschaffen, deren Anwendung einstweilen unerläßlich schien, wenn die Kunst nicht überhaupt auf monumentale Darstellung verzichten wollte. Der

überlieferte Faltenwurf gab der Erscheinung Würde und Majestät; symbolische Attribute gaben der Darstellung Bestimmtheit und Charakter. Die antike Skulptur bildete Herrschergestalten, die Erdkugel mit der beflügelten Siegesgöttin in der Hand, den Adler Jupiters zu Füßen, jedes Winkes gewärtig; das Herrscherkleid, das Triumphalgewand, das sie umhüllte, verkündete laut Macht und Sieg. Formen, die allgemein verständlich geworden, auch dann noch beibehalten wurden, als das Volk und die Religion, der sie ihren Ursprung danken, längst dahin waren. Sollte man es wagen, eine solche Formensprache zu opfern, ehe man wußte, was an die Stelle gesetzt werden könne? Bei aller Neuerung, zu der Rauch sich entschließen mußte, blieb er doch bemüht, den Tonfall der überlieferten Formensprache zu bewahren; er gab zeitgemäße Modifikationen zu, keine grundsätzlichen Aenderungen. Im Denkmal Friedrichs des Großen, der umfassendsten Aufgabe, die an Rauch herantrat, begegnen wir einem neuen Versuch, diese Schwierigkeiten zu lösen. Die knappe Klarheit und Präcision, welche die symbolische Kraft antiker Kunst für die Erscheinung einer großen Persönlichkeit ermöglichte, wird hier ersetzt durch die Breite der Darstellung, die einen Chor zeitgenössischer Gestalten zur Folie heranzieht; an die Stelle des intensiven Ausdrucks tritt Expansion.

Die Zeit, in der das Friedrichsdenkmal nach endlosen vorausgegangenen Versuchen und Entwürfen*) seine schließliche Gestalt erhielt, ist bezeichnet durch die Vorherrschaft des wissenschaftlichen Geistes. Unter dem Eindruck des unvergleichlichen Aufschwungs historischer Forschung fand man sich überzeugt, daß eine Einzelstatue des großen Königs nicht genüge, daß man einen Auszug der Geschichte des Königs in Erz schreiben müsse. In diesem Punkt trafen die Entwürfe, auch wenn sie sich im übrigen bekämpften, zusammen, und nur über die Form ist gestritten worden, in der man den Gedanken, die Gestalt des Herrschers durch einen zeitgeschichtlichen Commentar von Reliefs und Einzelfiguren begleiten zu lassen, verwirklichen solle. Die durch viele Jahre festgehaltene Lieblingsidee Friedrich Wilhelms III., eine Trajanssäule errichten zu lassen, an deren Schaft eine ununterbrochene Folge von Reliefs

*) Die Geschichte des Denkmals fällt außerhalb des Rahmens dieser Betrachtungen. Was die Eggers'sche Rauchbiographie im 4. Band in Kürze darüber berichtet, gehört zu den interessantesten Theilen des Buches. Langhans, der Erbauer des Brandenburger Thors, Gilly, Schinkels Lehrer, dieser selbst und Schadow haben in dieser Sache Namens der Architektur und Skulptur gesprochen, so daß Franz Kugler mit einigem Recht sagen konnte, die Geschichte dieser Bestrebungen dürfe als eine Geschichte der Entwicklung der neueren monumentalen Kunst betrachtet werden. In diesem Sinn möchte man eine monographische Behandlung wünschen.

das Leben des Königs erzählen sollte, wurde von den Künstlern mit großem Recht abgelehnt; aber auch Rauchs Vorschläge mußten sich mannigfache Umformung gefallen lassen. Der früheste war, eine langgestreckte Basis (etwa zwischen Bibliothek und Opernhaus) zur Unterlage zu nehmen, auf deren Mitte das Reiterbild des Königs aufzustellen, zu beiden Seiten in regelmäßigen Abständen, aber etwas niederer und in kleinerem Maßstab, je zwei oder drei Reiterstatuen seiner hervorragendsten Generale; der Sockel dieser sieben Reiterstatuen, für den eine Längsausdehnung von 80 Fuß vorgesehen war, sollte mit zwei über einander liegenden Reliefstreifen geschmückt werden, die durch „treue historische Darstellung" den Zweck eines Nationaldenkmals erfüllen sollten. Aus dieser Grundidee ist durch rythmische Veränderung das jetzige Denkmal entstanden; die Längsrichtung ist der Höhenrichtung gewichen, das Bild des Königs besser herausgehoben worden; statt der vier oder sechs ursprünglichen begleitenden Reiterstatuen sehen wir jetzt 10 Figuren zu Pferde und 21 zu Fuß, vorwiegend im Hochrelief, um die vier Seiten des Piedestals gedrängt; in einer Reliefreihe darüber sieben halballegorische Scenen aus dem Leben des Königs; unten dichtgedrängt eine Liste von 74 Namen von Offizieren und sonstigen Zeitgenossen, die nach langen Diskussionen der Gelehrten in diese besondere von der Ehre der Porträtdarstellung ausgeschlossene Kategorie gebracht worden sind.

Was war nun aus diesem Denkmal geworden! Friedrich der Große hatte selbst angefangen, seinen Heerführern Denkmäler zu setzen; die ersten sind für Winterfeldt und Schwerin 1776 auf dem Wilhelmsplatz aufgestellt worden. Man hätte vielleicht später daran denken können, in der Mitte des Platzes das Bild des Königs zu errichten; so wäre durch die Gesammtanordnung vermieden worden, wovor nachmals einer der fürstlichen Gönner Rauchs, der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, mit Recht warnte, der große Friedrich könne nicht „in Compagnie mit Anderen" dargestellt werden. Wäre das Denkmal noch im vorigen Jahrhundert zu Stand gekommen, so würde es wohl ein Werk in der Art des französischen Geschmacks geworden sein, den der König so sehr liebte; man hätte damals keinen Künstler zur Verfügung gehabt von den Fähigkeiten Rauchs; aber das allgemeine Niveau der Kunstübung, welches auch den Minderbegabten trägt, war, wenn auch im Sinken begriffen, höher als 50 Jahre später, wo die Kunst unter den Einfluß der Historie gerieth. Das Denkmal, wie es nun ist, giebt nicht den starken und unmittelbaren künstlerischen Ausdruck der fortdauernden Gegenwart eines Mannes, welcher Spuren seines Geistes für alle Zeiten dem Staat auf-

geprägt hat; es ist ein Monument der Jahre von 1740 bis 1786, Friedrich der Große und seine Zeit.

Goethe macht einmal über den Unterschied historischen und künstlerischen Vortrags die folgende, wie er selbst sagt „weiteingreifende“ Bemerkung. „Die eigentliche Kraft und Wirksamkeit der Poesie sowie der bildenden Kunst liegt darin, daß sie Hauptfiguren schafft und alles, was diese umgiebt, selbst das Würdigste, untergeordnet darstellt. Die Geschichte dagegen handelt ganz anders. Von ihr erwartet man Gerechtigkeit; sie darf, ja sie soll den Glanz des Vorfechters eher dämpfen als erhöhen. Deshalb vertheilt sie Licht und Schatten über alle; selbst den Geringsten unter den Mitwirkenden zieht sie hervor, damit auch ihm seine gebührende Portion des Ruhmes zugemessen werde.“ Hiermit ist der Hauptpunkt getroffen. Es handelt sich nicht um eine dem Belieben unterworfene Auffassung — ob der König allein oder mit einer Repräsentation seines Zeitalters dargestellt sein solle — sondern um eine künstlerische Stilfrage. Ihre Nichtbeachtung hat sich an Rauchs Denkmal*) in derselben Weise gerächt wie an Kaulbachs Zeitalter der Reformation oder am Wormser Lutherdenkmal. Wenn es der Geschichtschreibung möglich ist, durch eine Reihe biographischer Darstellungen ein anschauliches Bild eines Zeitalters hervorzubringen, so kann die bildende Kunst, wenn sie innerhalb eines Rahmens eine Menge von Porträtfiguren vereinigt, mit ihren Mitteln fast nie der Langeweile und Ausdruckslosigkeit Herr werden, die eine Ansammlung erzeugt, deren Zweck nicht deutlich ist. Es bleibt für den Anblick immer der nämliche Eindruck, daß diese Figuren eine Verlegenheitsunterhaltung führen oder gar, wie man es wohl auf der Bühne sieht, wenn das Gespräch von einer Gruppe auf die andere übergeht, nur thun, als ob sie zu einander redeten. Eine Aufgabe dieser Art ist vielleicht nur einmal im weiten Bereich der Kunst gelöst worden, in dem Wunderwerk der „Schule von Athen“.

Dieses Wunder geschah auf einem Gipfelpunkt künstlerischen Vermögens, da ein verwegenes Können von selbst alle Ansprüche und Launen fürstlicher Besteller und Mäcenaten herauszufordern schien. Wie

*) Rauch hat sich auf ein vorbildliches Werk der Antike berufen, auf das Monument, welches Alexander der Große durch Lysipp seinen Mitfeldherrn von der Schlacht am Granikus in einer macedonischen Stadt errichten ließ. Es ist dies die nur aus litterarischen Quellen bekannte turma Alexandri, eine Anzahl von 25 oder 34 ehernen Reiterstatuen, worunter der König selbst. Jede Parallele zum Friedrichsdenkmal ist hier ausgeschlossen, da es sich um das Ehrengedächtniß eines einzelnen Ereignisses und einer bestimmten Anzahl im Kampf gefallener Offiziere handelte. Eine genauere Beschreibung ist nicht vorhanden.

anders aber ist dies in unseren Zeiten! In den Anfängen moderner Kunst, ohne die Unterstützung allgemein feststehender Ueberzeugungen und Ueberlieferungen, wird der Weg wie im Dunkeln tastend gesucht, verfehlt, gefunden. Ohne die selbstgewisse Sicherheit, die sich vor fremd zudringlichen Einflüssen zu schützen vermag, schwankt unsere Kunst im Wind jeder Zeitstimmung, empfindlich, als wäre sie ein Stück der Litteratur.

Es ist ein besonderes Kapitel in der Geschichte des Friedrichsdenkmals, nächst den Einwirkungen allgemeinerer Art, denen es unterlag, der besonderen Hemmungen zu gedenken, deren Spuren wie Narben kenntlich geblieben sind. — Die Unsicherheit über die Gestaltung des Postamentes dauerte fort, auch nachdem die Hauptfrage erledigt, die Reiterstatue auf hohem Sockel genehmigt war. Als acht Tage vor dem Tod König Friedrich Wilhelms III. der Grundstein des Denkmals gelegt wurde, bestand die Abrede, an den vier Ecken des mittleren Sockels große allegorische Figuren anzubringen und auch die Seitenflächen mit Allegorien zu dekoriren. Erst bei dem neuen König hat es dann Rauch, der eine stilistische Dissonanz befürchtete zwischen diesen allegorischen Gestalten und der realistisch gehaltenen Reiterfigur, durchgesetzt, daß auf seinen älteren Vorschlag zurückgegriffen wurde, und die Feldherrngruppen in ihrer gegenwärtigen Gestalt den Platz einnehmen sollten*). Es macht den Eindruck, als sei im Lauf dieser Debatten die Sockelfrage zu einer gewissen schädlichen Selbstständigkeit gelangt und habe den Mangel der Einheit, die Vernachlässigung des architektonischen Zusammenhangs im Gesammtaufbau verschuldet. Durch die rings um den Haupttheil des Sockels laufenden Gruppen lebensgroßer Figuren wird als durch eine mächtige Horizontale die Höhenrichtung des Postaments zu stark beeinträchtigt; ja das Postament erscheint für sich mehr als der Träger seiner Reliefs denn der Reiterstatue. Der große einheitliche Zug, der durch das Colleonidenkmal wie durch das des großen Kurfürsten hindurchgeht, ist hier nicht herausgebracht worden. Am Colleoni ist alles für eine Wirkung aufgespart: das Ornament an der herrlichen Basis ist mit weiser Sparsamkeit verwendet; die Vertikalrichtung der sechs freivorstehenden Säulen macht, daß sie das Reiterbild gleichsam auf den Schild heben. Mit den dramatisch gesteigerten Mitteln einer anderen Zeit hat Schlüter die Wirkung seines Denkmals auf den Gegensatz gegründet eines Triumphators, der stolz zu Roß

*) Die allegorischen Figuren sind darnach im kleinerem Maßstab an die Ecken des oberen Sockelgliedes verbannt worden, wo das abschließende Gesims höchst ungünstig auf sie drückt.

dahinzieht, und der Gefesselten, die sich ohnmächtig zu seinen Füßen aufbäumen. In dem gewaltigen Kontrast bilden Sieger und Besiegte ein mächtiges Ganzes; mit dem Triumphruf mischt sich, sein stolzes Frohlocken steigernd, Jammer und Klagelaut der Ueberwundenen, in einander tönend und verbunden wie in den Tagen des alten Rom das Kapitol, das den Sieger krönte und der carcer Mamertinus, wo der Besiegte endete.

Mit diesen Meisterwerken darf man das Denkmal Friedrichs des Großen nicht vergleichen. Es entbehrt des hinreißenden Schwungs und Glanzes, ja es entbehrt der Klarheit der Wirkung; denn ihm fehlt die sinnenverständliche Beziehung der Theile auf das Ganze. Indem der Zusammenhang nur durch Reflexion vermittelt wird, greifen die Theile thatsächlich nicht in einander und verzetteln und zerreißen die Gesammtwirkung, statt sie durch kluge Unterordnung zu steigern. — Dies ist nicht gesagt, um Rauch zu tadeln. Das Denkmal, wie es dasteht, ist die Schöpfung einer zwar gebildeten, aber kunstarmen Zeit.

Rauchs Stellung in der Kunstgeschichte.

Rauch war einer der glücklichsten und gefeiertsten Künstler, die es gegeben haben mag. An seinem Sarg stand unser alter Kaiser Wilhelm, damals Prinzregent von Preußen, und der fast neunzigjährige Alexander von Humboldt. Eine Anzahl bedeutender Schüler schien die Fortdauer Rauch'scher Kunstweise für die Folge zu verbürgen. Aber sein Ruhm wurde und wird auf die Probe gestellt. Als zwei Jahrzehnte nach seinem Tod sein hundertster Geburtstag in Berlin gefeiert wurde, 1877, hatte sich doch bereits vieles verändert; man mußte die Frage erheben, wie viel noch übrig sei von dem, was Rauch als schaffender Künstler vertreten habe*).

Seinen Zeitgenossen erschien Rauch vornehmlich, weil er mit dem Idealkostüm der Monumentalkunst gebrochen, als ein Neuerer, als in der Opposition befindlich gegen Canova und Thorwaldsen. Noch 1842 meinte Franz Kugler sich kein Urtheil zutrauen zu dürfen, welche der beiden Richtungen für unsere Zeit die gültigere sei. „Die geläuterte Idealität der einen, die unmittelbare Gegenwart des Lebens in der anderen Richtung scheinen beide ein gutes Recht zu haben; die Zeit wird hierüber entscheiden." Heut sind die Dinge soweit gediehen, daß sich eine neue Opposition gebildet hat, die der Meinung ist, jene „unmittelbare Gegenwart des Lebens" sei in den Werken Rauchs und seiner

*) Herman Grimm in einer Reihe fesselnder Betrachtungen im 39. Band dieser Jahrbücher.

Schule keineswegs zu spüren, und Rauch gehöre in Wahrheit auf dieselbe Seite wie Thorwaldsen.

Von seinem 28. bis zum 42. Lebensjahre hatte Rauch Rom studirt, unter römischen Einflüssen gearbeitet. Als er nach dem Ablauf des ersten Jahrzehntes seiner Berliner Thätigkeit 1829/30 wieder einmal einen Winter in Rom zubrachte, konnte es ihm nicht an der Gelegenheit zu ernsten Rückblicken und Betrachtungen fehlen über das, was er mittlerweile geworden war. Die Eindrücke und Erinnerungen verursachten ihm stündliche Aufregung; sie störten seinen nächtlichen Schlaf. „Fast täglich, so schrieb er dem jungen Rietschel, sehe ich mich eine halbe Stunde im Atelier Thorwaldsens um, und nie verlasse ich dasselbe ohne die höchste Bewunderung des Meisters, der nie fehlenden Grazie, Uebereinstimmung aller Linien, der Verhältnisse, der unglaublichen Leichtigkeit, womit derselbe Alles schafft ... nie sah ich einen Zirkel in seiner Nähe. Aus dieser kurzen Andeutung werden Sie ersehen, wie es um den Muth des Künstlers steht, der in diesem großen, vielseitig erleuchteten Spiegel nur seine eigene Unzulänglichkeit vergleichend sein Nichts erblickt." Rauch, selbst auf der Höhe seiner Erfolge, war „bescheiden im tiefsten Sinne des Worts und neidlos"*). Man wird dies in Anschlag bringen und doch erstaunt sein über so aufgeregte, halbverzweifelte und selbstquälerische Aeußerungen wie dieses enthusiastische Lob Thorwaldsens. Sie lassen einen Blick thun in die Seele des Künstlers. Von der gleichen Verehrung für die Antike beseelt wie Thorwaldsen, im Dienst der nämlichen Ideale war Rauch nach Deutschland gekommen; er wünschte Stoffe aus dem Reich klassischer Schönheit und Phantasie zu bilden und fand sich an moderne Gegenstände gewiesen, von idealischer Nacktheit an nüchterne Uniformen und Porträts. Es kam ihm nicht in den Sinn, alles von sich zu werfen, unbefangen das Neue anzufassen und von vorn zu beginnen. Er suchte zu halten, was zu halten war; es kostete ihn manchen Kampf; aber er machte Konzessionen. Wenn er nun seine Arbeit mit der Weise Thorwaldsens verglich, der Unsicherheit und der Schwierigkeiten gedachte, denen er seine Schöpfungen mühsam abringen mußte, so glänzten ihm diese Gebilde römischer Freiheit und Künstlerfriedens wie leichtgeborene Wesen höheren Ursprungs entgegen. Heute noch kann man dies nachempfinden, wenn man die Statue des Kurfürsten Maximilian auf dem Wittelsbacher Platz in München mit

*) Urtheil Ernst Rietschels in seinen „Jugenderinnerungen" (S. 107 der Separatausgabe). Angesichts einer Zeichnung des 24jährigen Rietschel schrieb Rauch einmal an Goethe, er sei sich „schwach und gering" vorgekommen.

der des Königs Max Josef vor der Oper vergleicht. Das Werk Thorwaldsens hat die einfache und klare Wirkung voraus vor der Schöpfung Rauchs. Rauch selbst meinte, dieses Monument könne Thorwaldsen nur wenig interessiren.

Es war ein Irrthum zu glauben, Rauch habe einen neuen Stil gefunden, einen Stil, in dem sich klassische und moderne Anschauung innerlich durchdrungen hätten. Sehr voreilig und sehr äußerlich hat man diesen Stil mit dem der Goethe'schen Iphigenie verglichen. Was Rauch geleistet hat, war etwas anderes. Er stand auf demselben Boden wie Thorwaldsen, aber er besaß eine Gabe, die jenem abging, das charakteristische und individuelle in der Natur zu erkennen und wiederzugeben. Ohne das wäre es ihm nicht möglich geworden, dem Bedürfniß seiner Zeit und Umgebung nach wirklichkeitsgemäßer Darstellung so weit entgegenzukommen, wie es sich mit seinem klassischen Stilgefühl vertrug. Er hat die Gegensätze nicht versöhnt; nach seinem Tod sind sie heftiger und schroffer wiedererstanden; aber er wußte sie zu verdecken. Auf anderen, nichtkünstlerischen Gebieten bietet uns jene Zeit die nämliche Erscheinung. Rauch besaß die Fähigkeiten einer konciliauten Natur; er war ein Diplomat der Kunst. Wenn von der unausgesetzten ausgleichenden und vermittelnden Arbeit des Verstandes und der Reflexion seinen Werken etwas Kühles anhaftet, so gewinnen sie und gefallen durch die außerordentliche Glätte und Gewandtheit des Vortrags, die wie die guten Manieren eines Menschen im Umgang bestechen. Als ein Mann von feiner — und bis zu einem gewissen Grad vorurtheilsloser — künstlerischer Bildung weiß er dem offenen Konflikt auszuweichen. In seinem Reliefstil beispielsweise findet man zu Anfang neben den naiven und glücklichen Viktoriendarstellungen vom Bülowmonument den Versuch realistischer Färbung in dem Marsch auf Paris am Blücherdenkmal. Später am Friedrichsdenkmal ist alles vereinigt in einer wohlverträglichen Gesellschaft. Der König und die Königin auf dem Thron empfangen aus den Händen eines himmlischen Engels den Knaben, ihren Sohn; die Spreenymphe waltet als antike Flußgottheit in einer Ecke ihres Amtes, den Ort zu verdeutlichen*). Das Fremde und Ungattige dieser Verbindung ist durch Formeneleganz aneinandergepaßt und überkleidet. Das Bezeichnende solcher neutralen Haltung ist, daß sie zwar nicht stark ergreift, aber auch nicht verletzt.

*) Man soll sich nicht auf die Analogie von Rubens' Luxembourg-Bildern berufen. Man lobt diese nicht wegen des Nebeneinanders allegorischer Nuditäten und spanischen Ceremonialstils, sondern wegen der unbändigen Künstlerkraft, mit der Rubens auch diesen Stoff überwältigt.

Wer an die Monumente unserer öffentlichen Straßen und Plätze denkt, wo so viel Gleichgültiges und Unbedeutendes, ja geradezu Schlechtes und Häßliches begegnet, wird dies nicht gering anschlagen. Wie Rauch selbst bis in sein Alter als eine schöne Erscheinung auffiel, hochgewachsen, von feinen Zügen und mit sicherem Auftreten, so sind all seine Werke ausgezeichnet durch einen harmonischen Zug und beruhigtes Gleichgewicht. Als ein Erbtheil der Antike ist ihnen Würde und Hoheit verliehen, die sie weit emporhebt über die hohle Aufgeblasenheit und saftlose Bläſſe des akademischen Klassizismus.

Zu Zeiten ist man geneigt, Talente vorzuziehen, die schroff und in einseitiger Ausschließlichkeit ihren Weg verfolgen. In der That sind es diese, die durch Kampf und zähe Behauptung den stärksten Anstoß geben für die Fortentwicklung der Kunst. Immer aber sind dazwischen andersgeartete Persönlichkeiten aufgetreten und haben Beifall gefunden, deren reich begabte und schmiegsame Natur sie geeignet macht, die Parteien zu nähern und den Boden der strengen Ueberzeugungen aufzulockern. Sie können sich täuschen über die Tiefe der Gegensätze und können unter Umständen auf beiden Seiten Tadel finden; aber man darf sie nicht verwechseln mit den fingerfertigen Improvisatoren, die auf gut Glück ohne Charakter und Ueberzeugung sich in allen Stilarten versuchen. Männer wie Rauch leben fort durch die Absichten und Ideen, von denen sie getragen wurden, auch wenn ihre Leistungen eine lebendige Wirkung nur noch in der Aufforderung üben, ihr Werk eines Tages — wann es nun sei — mit vertieftem Verständniß und reicheren Kräften von neuem zu beginnen.

Skizze der Kunstentwicklung seit hundert Jahren.

Die Revolutionen von Ende des vorigen Jahrhunderts haben der Kunst eine furchtbare Wunde geschlagen. Man war drauf und dran, angesichts der Uebertreibungen und Auswüchse des Geschmacks unter dem ancien régime sich auf eine Umkehr zu besinnen. Indem sich die Revolution in ihrer rasenden und dünkelhaften Gewaltsamkeit dieser Bewegung bemächtigte, erzeugte sie einen Strudel, der rettungslos alles, was da war von technischen Ueberlieferungen und selbstverständlichen Gewohnheiten der Kunst, in die Tiefe zog. Zugleich fand eine Verschiebung der Hegemonie statt unter den Künsten: die Plastik stieg als die Kunst der Revolutionszeit empor.

Im vorigen Jahrhundert beherrschte die Malerei die anderen Künste. Unter ihrem Einfluß gefielen sich Architektur und Skulptur in den seltsamsten gezwungenen Wendungen und Beugungen; man sah

sie einem unwiderstehlichen Zauber unterliegen, in ihrer Schwäche hin und wieder einen krankhaften Zug zur Schau tragen. Die Beschreibung, die Goethe in der italienischen Reise von der Villa des Prinzen Pallagonia bei Palermo und ihrem Statuenschmuck entwirft, liest sich wie eine pathologische Studie der Geschmacksverirrung. Die Reaktion, die hierauf in den demoralisirten Künsten gegen den Despotismus der Malerei sich erzeugte, nahm eine Richtung gegen Malerei überhaupt. Sie traf hierin zusammen und bestärkte sich mit der zur Herrschaft gekommenen geistigen Strömung des Jahrhunderts. Der philosophische Trieb, der in den „Geist" der Dinge einzudringen, vom Thron der Begriffswelt aus die Dinge neuzugestalten strebte, versuchte sich auch an der Kunst. Indem er von der farbigen Erscheinung abstrahirte, darnach auf Form und Linie stieß, glaubte er in diesen plastischen Elementen das gesuchte Wesentliche zu entdecken. Diese Kunsttheorie trachtete nach Bestätigung durch die Geschichte, und Winckelmann gab sie. Seine Geschichte der alten Kunst ist, sowenig ihr Verfasser ein Hehl macht aus seiner Abneigung gegen das Kunstwesen seiner Zeit, verhältnißmäßig frei von agitatorischer Absicht. Da sie in historischer Betrachtung die Blüthe der alten Kunst aus bestimmten äußeren Umständen herleitet, war an die Erneuerung dieser oder einer ähnlichen Kunst nicht wohl zu glauben, solang die Bedingungen so gänzlich verschieden waren. Erst die kommende Revolution schuf den Winckelmannschen Ideen Flügel; man bemerkte jetzt und verstand, daß für Winckelmann griechische Kunst, griechische Plastik mit Kunst überhaupt gleichbedeutend war. So konnte eine Zeit, die eine generatio aequivoca auf allen Gebieten für möglich hielt, die Winckelmannschen Ideen auf die Fahne eines neuen Kunstideals schreiben.

Allen diesen mannigfachen Förderungen verdankte die Plastik ihr plötzliches Aufsteigen. Es wendete sich nun so, daß die Malerei das plastische Ideal anerkannte, und wenn in diesem Sinn etwa David in Paris seine Kunst auffaßte und lehrte, so war zu begreifen, daß Bildhauer in seinem Maleratelier jetzt die Gesetze der Plastik studirten. Die Malerei war besiegt; aber, was schlimm war, in dem jähen Umschwung hatte die ganze Kunst eine Niederlage erlitten. Nicht nur daß von Winckelmann ab durch die ganze erste Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland der Sinn und die Empfindung für das Malerische sowohl der Kunst wie dem Kunsturtheil verloren ging: die lebhaften Bemühungen für die Hebung des Kunstgeschmacks, die diese Zeit erfüllen, verrathen, wie entsetzlich tief das Niveau der Kunst überhaupt gesunken war. Es ist eine hartnäckige Legende, die eine „Blüthe unserer Kunst" in dieser Zeit behauptet.

Die unerbittlichste Kritik hat die Geschichte selbst geübt, indem sie die allmähliche Erhebung der bildenden Kunst aus diesen Zuständen an die Wiederbelebung des malerischen Elements knüpfte. Diese Bewegung begann im Zeichen der Romantik in Musik und Litteratur mit der Losung: Zersprengen der Form. Selbst über Goethe, den in der Antike Wiedergeborenen, gewann die Sache malerischer Freiheit den Sieg und er huldigte ihr im Diwan:

„Mag der Grieche seinen Thon
Zu Gestalten drücken,
An der eigenen Hände Sohn
Steigern sein Entzücken;

Aber uns ist wonnereich
In den Euphrat greifen,
Und im flüss'gen Element
Hin und wieder schweifen."

Langsamer kam der Erfolg in der bildenden Kunst, aber dann so vollständig, daß sich die Dinge gegen den Anfang des Jahrhunderts geradezu verkehrt haben, und die Plastik heute zufrieden scheint, am Tisch der überreichen Malerei als Schmarotzer zu sitzen. Erstaunt sieht man näher zu und fragt, wodurch es möglich war, daß eine Kunst, die ein halbes Jahrhundert hindurch von einer geistreichen Kritik und einem folgsamen Publikum vergöttert wurde, vor unseren Augen spurlos verschwindet, daß sich ein gegenseitiges Verhältniß der künstlerischen Mächte herstellt ungefähr wie es vor hundert Jahren war, daß eine restitutio in integrum sich durchsetzt, als hätten Männer wie Overbeck, Cornelius und Kaulbach, wie Thorwaldsen und Rauch überhaupt gar nicht gelebt und gearbeitet.

Gottfried Schadow. Rauch und die Technik.

Ehe Rauch nach Italien ging, hatte er einige Jahre bei einem Meister in Berlin gearbeitet, dessen Leistungen zwar an Umfang, Bedeutung und Consequenz hinter denen des später so berühmt gewordenen Schülers zurückstehen, dessen Erscheinung aber für die historische Betrachtung dadurch im hohem Maß charakteristisch wird, daß seine Schaffenskraft auf halber Höhe des Lebens abbrach. Der Mann, der solchermaßen gegen die Kunstübung der Zeit Protest einlegte, war Gottfried Schadow. Er war eines jener elementaren Talente, die, mit energischem Wirklichkeitssinn und vielgewandter Virtuosität begabt, doch nicht halten, was sie versprochen zu haben scheinen. Sein erstes Berliner Hauptwerk, das Grabmal des im Knabenalter verstorbenen Grafen von der Mark (1791; in der Dorotheenstädtischen Kirche), ist eigentlich

durch keines seiner späteren Werke übertroffen worden. Es zeigt ein Nebeneinander überlieferter Kunstweise und des neuen klassizistischen Geschmacks, aber einen Kerntreffer, ein wahres Meisterstück seiner Beobachtung und schöner Auffassung in dem auf dem Sarkophag hingebetteten Knaben. In dieser Richtung fortzuarbeiten war Schadow nicht vergönnt; indem er seine schnellbereite Hand wechselnden Einflüssen und Anregungen zur Verfügung stellte, konnte er keinen sicheren Weg finden. Was ihm fehlte, war das Stilgefühl. Desto schärfer bildeten sich nun, da er sich vom Kunstschaffen zurückzog, seine theoretischen Ueberzeugungen aus: seitab von den Diskussionen ästhetisirender Kunstfreunde über Geschmacksbildung und Hebung der Kunst ergab er sich dem Studium, Schädel zu messen und Körper und Proportionen, mit einem Eifer, als gelte es die ganze Summe von Kenntniß der wirklichen Natur zu erwerben und festzustellen, die Cornelius und seinen Leuten fehlte. Je mehr in dieser Zeit Wissen, Bildung und Kennerthum über das Können triumphirte, desto einseitiger betonte Schadow das Handwerkliche als die Voraussetzung aller Kunst, die es nun einmal nicht duldet, daß man Meister werde, ohne gelernt zu haben.

In diesem Punkt hat die Schadow'sche Schule auch Rauch gefördert, wenn auch seine Kunst im übrigen außer allem Zusammenhang steht mit der des Lehrers. Rauch kannte den wunden Punkt, das Ungesunde der Kunstzustände sehr wohl. Als man ihm einmal einen jungen Mann zur Aufnahme als Schüler empfahl, schrieb er, es sei „gefährlich für einen zur Kunst bestimmten Jüngling, wenn derselbe mit dem Studium derselben statt der Hand und Auge übenden Technik seine Laufbahn beginne, woraus der große Teil namentlich der Skulptur besteht". „ich kann deßhalb nur rathen, den jungen Mann einem Bildhauer anzuvertrauen, bei welchem derselbe 4—5 Lehrjahre nicht als Student, sondern als Lehrbursche zubringt. . . . Ist zur Kunst der wahre Trieb und Bestimmung vorhanden, so wird dies in den genannten Jahren helleuchtend ans Licht treten; ist es nicht vorhanden, so bleibe er bei der Technik als ausführender Arbeiter mit gut belohnter und auch ehrenwerther Existenz, woran es in der neueren Zeit nur zu sehr mangelt, während die Welt von seufzenden, müßig umherirrenden Kunstjüngern wimmelt, die Eltern und den Staat belästigend." Worte, die auch heute noch beherzigt zu werden verdienen. In der Einsicht „des aus der Untechnik der Kunst hervorgehenden Unglücks" war Rauch weit entfernt von dem Geisteshochmuth der Münchener Corneliusschule und -gemeinde; er mochte es auch nicht hören, wenn man den „Zopf" verhöhnte, dessen Austreibung Kaulbach als eine

Großthat unter den Fresken der Außenwand der neuen Pinakothek verherrlichte*). Daß König Ludwig I. von Bayern, der soviel Kunstverständniß und Eigensinn besaß, um die Solidität und Feinheit Rauch'scher Technik zu würdigen, beharrlich den Berliner Meister neben und vor den einheimischen Bildhauern mit Aufträgen beschäftigte, war eine vielsagende Anerkennung**). Die Erzgießerei in München hat Rauch mitbegründet, und so müssen seine Verdienste um die Neubelebung verlorener technischer Fertigkeiten überhaupt unvergessen bleiben. Aus Carrara zog er Marmorarbeiter heran, aus Rom Medailleure; den Fortschritten des Erzgusses, des Stein- und Stempelschnitts sowie der vervielfältigenden Künste blieb stets seine lebendige Theilnahme zugewendet.

Fehlte es somit nicht an der Erkenntniß des Grundübels der zeitgenössischen Kunst, nicht an dem ehrlichen Willen, ihm durch gewissenhaften Fleiß zu begegnen, wodurch kam es dennoch, daß auch Rauch und seine Schule hinabgezogen werden in den Sturz, den die Malerei jener Zeit bereits erlitten hat?

Die Situation.

Unsere Kunst des 19. Jahrhunderts entsprang aus der Negation der früheren, einer unbedingteren Negation als je zuvor die Welt der Kunst gesehen hatte. Man lebte der halbbewußten Einbildung, eine neue Kunst erfinden zu können und fing mit dem Versuch an der Stelle an, wohin frühere Zeiten erst nach unendlichen Mühen gelangt waren. Die Maler warfen sich auf das Fresko und die große Historie, die Bildhauer ersehnten und erhielten nicht minder Monumentalaufgaben. Allemal früher war der Monumentalstil ein Letztes und Höchstes in der Kunst gewesen. Wie sehr mußten alle Fähigkeiten erprobt, alle Mittel zu unbedingter Verfügung sein, um den einfachen und zusammenstimmenden Ausdruck komplicirter Verhältnisse, das feinste und wirkungsvollste Ensemble zu ermöglichen, dessen Kunst fähig ist. Diesem Allem sollten unsere bildenden Künste gewachsen sein, ehe eine jede in ihrem Bereich vermochte, auf eigenen Füßen zu stehen! Man besaß wohl die Empfindung der Schwäche; aber man hoffte, sie zu überwinden durch das Studium der großen alten Meister der Kunst; ja man dachte,

*) Das Wetter war seitdem rücksichtsvoll genug, das Bild auszulöschen. Sonst wäre gerade in München die Ironie zu groß!

**) Ungeachtet die Kammer der Abgeordneten murrte, daß ein bayerischer Architekt (Klenze) einen fremden Bildhauer kommen und dessen Arbeiten mit achtfachem Preise dessen bezahlen lasse, wofür jeder Einheimische sie machen würde! Eggers, III, 195.

bald mit diesen selbst wetteifern zu können; denn vor der Phantasie des jungen Künstlergeschlechtes standen die Alten gleichsam in der Luft, in begeistertem Fluge erreichbar. Man achtete nicht des breiten und fetten Nährbodens, aus dem die großen Meister emporgestiegen waren und Kraft und Geist sogen; man dachte nicht oder zu spät an die Tausende namenloser Arbeiter und Handwerker, die den Thon geformt zu Geräthen und Bilder daraufgepinselt, die Waffen kunstreich geschmiedet und schönen Schmuck gebildet haben, lang ehe der Ruf von Künstlern durch die Welt flog. An der verwegenen Hast, an prahlerischer Anmaßung ist unsere neue deutsche Kunst zu Grund gegangen; sie hat die Erfahrung bestätigen müssen, die Goethe (in der Geschichte der Farbenlehre) mit diesen Worten bezeichnet: „Selbst vollkommene Vorbilder machen irre, indem sie uns veranlassen, nothwendige Bildungsstufen zu überspringen, wodurch wir denn meistens am Ziel vorbei in einen gränzenlosen Irrthum geführt werden."

Diesem Irrthum ist auch Rauch unterlegen, da er glaubte, es sei der Plastik nothwendig und heilvoll, die Natur „durch die Brille der Antike" zu sehen. Die Antike ertragen, verstehen, von ihr lernen kann nur eine Kunst, die unmittelbar an der Natur geschult ist. Zu früh beschworen erdrückt uns die Antike. Muß man denn daran erinnern, daß Goethe seinen Götz und die herrlichsten Stücke des Faust geschrieben hatte, ehe Iphigenie entstand und Hermann und Dorothea? Alle diese Gestalten athmen das gleiche Leben; aber, wenn die Sonne der Antike auf sie scheint, stehen sie unter einem blaueren Himmel, in reinen Umrissen, in stolzer Haltung.

Unsere Kunst ist noch nicht reif für die Antike; wir stecken in den Anfängen. Wir dürfen nicht auf eine Kunst sehen, die uns die Augen blendet, sondern auf eine Kunst, die uns die Augen öffnet. Die höchsten Meister in ihrer abgeschlossenen Vollendung sind nicht immer die besten Lehrer. Der vielverheißende Werdedrang, die herbe Aufrichtigkeit, die ernste Anmuth des Florentiner Quattrocento stehe unserer Plastik vor Augen, damit sie die Unschuld der Natur finden lerne, damit ihre Naturempfindlichkeit (in dem Sinn wie die Optik von Lichtempfindlichkeit spricht) gesteigert werde. Dies eine ist noth. Was darnach kommt, so muß man den Tag für den Tag sorgen lassen. Denn es ist nicht anders: Historie und Kritik können nur die Küsten befahren; das hohe Meer des Wagens und Vollbringens ist allein für die Kunst. —

Mannheim, im Juli.

Ueber mexikanische Poesie

aus Anlaß von Daniel G. Brinton „Ancient Nahuatl Poetry“ Philadelphia 1887.

Von

K. Bruchmann (Berlin).

„Wenn einem Fleck der Erde vor andern der Name eines Paradieses gebührt, so ist es sicherlich Mexiko mit seinen Seen, seinem Pflanzenschmuck, seinem landschaftlichen Hintergrund, den Schneevulkane zieren, seinem ewig heitern Wetter und seiner erquickenden Höhenluft. Und dennoch hat unter diesem Wonnehimmel der schwermüthige Sinn der Eingeborenen Anahuacs alle Schrecken eines finstern und blutigen Götzendienstes ausgebrütet.“ Bei diesen Worten Oskar Peschels (Völkerk. III. Aufl. S. 327) werden wir wieder inne, daß Räthsel geschichtlicher Entwicklung keineswegs ausschließlich durch den Boden, wo eine Kultur erwuchs und durch den Himmel, der sich über ihr wölbte, zu erklären sind. Werden wir auch grade durch Peschel eindringlich über den Einfluß der Natur auf die menschlichen Schicksale belehrt und wird dadurch oft der Ruhm glänzender Entwicklungen gemindert, die Geringschätzung eines bescheidneren Wuchses gemildert, insofern es auf den Boden ankommt, in welchem die Wurzeln ruhen: so kann uns doch nicht entgehen, wie wichtig der Geist für die Geschichte ist und daß seine Eigenart nicht überall auf der Erde die gleiche war. In der That sind dem nüchternen Verstande wiederholt Bedenken z. B. über die tiefgreifende Wirksamkeit des griechischen Himmels aufgestiegen und die Vertreter jener ästhetisch anregenden Geschichtserklärung wären leicht in Verlegenheit zu bringen, wenn man sie fragte, warum an den vielen Stellen, wo sich der ewig wechselnde Reiz des Meeres vor den Blicken des Menschen ausbreitete, nicht eine Thetis, Okeaniden und andere liebliche Gestalten erstanden sind.

Suchen wir nun einen Theil der geistigen Erzeugnisse z. B. die Dichtungen eines Volkes zu verstehen, so werden wir freilich, wie auch sonst, nicht glauben, daß wir am besten mit geschlossenen Augen in das Land der Erkenntniß eindringen, sondern in Gedanken in Dichters Lande gehen und erkunden, unter welchen Verhältnissen er lebte, wie die Menschen gewesen sind, aus deren Mitte er hervorging und was er als geschichtliche Arbeit der Vergangenheit in der ganzen Breite des Lebens vorfand.

Peschels Annahme, daß die Mexikaner ein Theil der aus Asien über die Beringsstraße eingewanderten Mongolen sind, hat nie allgemeine Anerkennung gefunden. Wir glauben also entweder noch mit Waitz (Anthrop. III 1f. 347f.) an eine amerikanische Urbevölkerung, sowie daran, daß die Mexikaner in Nordamerika Blutsverwandte haben, oder daß die unzweifelhafte Verbindung mit einem asiatischen Typus weiterer Forschung vorbehalten bleibt*).

Somit müssen wir, ehe wir uns nach Mexiko selbst wenden, einen flüchtigen Blick auf jene Völker werfen, die uns vielleicht auf die Mexikaner vorbereiten. Da der Vorwurf der Dummheit bei uns verkehrter Weise für eine Beleidigung gilt, so haben wir zuerst Peschels Schilderung der Eskimo als eine glänzende Ehrenrettung zu bezeichnen. Außerdem hören wir, daß die Beringsvölker überhaupt begabt zu nennen sind (Peschel 420f., Waitz III 78f. 222f.). Ihr Kunstsinn äußert sich mannichfaltig z. B. in Schnitzereien und die Adlichen der Haidah auf den Charlotte-Inseln (also auch Wilde, welche von Europens übertünchter Höflichkeit nichts wissen oder wußten) tragen Kupferschilde, auf denen ihre Wappen eingegraben sind.

Weit verbreitet ist in dieser Völkersippe die Vorliebe für dramatische Tänze und theatralische Vorstellungen, welche mit Masken aufgeführt wurden und eines gewissen Humors nicht entbehrten (W. III 210, IV 123. Klein, Gesch. d. Dramas III 592). Zärtlich, und durch einzelne Züge bezeugt, ist die Liebe der Indianer zu ihren Kindern, ein Gegenstück zu dem in Asien uns begegnenden scheußlichen Widerspruch einer ungezügelten Production und rohen Vernichtung des kindlichen Lebens. Daß die Indianer sittliche Mängel hatten, werden wir nur dann hochmüthig hervorheben, wenn wir unüberlegt oder heuchlerisch genug sind, um unsere eignen sittlichen Schäden in Abrede zu stellen.

*) Vgl. auch Fr. Ratzel, Völkerkunde III (1888) S. 660. 643 f. II (1886) 543 f. 556. 559. 618. 678. III 662. Ueber das heutige Mexiko s. v. Wedell, Preuß. Jahrbücher Juni 1888, besonders S. 554, 559, 539. Ratzel sagt, daß die Amerikaner ebenso wenig als Rasse wie nach ihrem Kulturbesitze von den Völkern der alten Welt zu trennen seien.

Waitz, gelehrt, gerecht und feinsinnig, hat die Indianer sehr richtig geschätzt. Daß sie ihre Gefangenen grausam quälten, ist keineswegs eine veraltete Erfahrung der Vergangenheit, ja sie können zur Entschuldigung dieses freilich verwerflichen Verfahrens den Irrglauben anführen, daß die Geister der getödteten Genossen des eigenen Stammes nur dann als versöhnt zu betrachten sind, wenn an den Feinden die Rache mit erfinderischer und zäher Grausamkeit vollzogen ist. Endlich bekannten sie sich zu dem achtungswerthen Grundsatz der Gerechtigkeit, daß auch sie selbst, als Besiegte in der Hand des Feindes, alle Qualen eines langsamen und schmerzvollen Sterbens ruhig zu erdulden hätten. Die Unsitte des Menschenopfers theilten sie mit so vielen Völkern, zu denen, wie wir sehen werden, auch die Mexikaner gehörten.

Wäre es auch Thorheit bei den Indianern oder sonstwo in Amerika den Monotheismus ausfindig machen zu wollen (denn als wirklich empfundene Religion ist er ja nur einmal, im alten Testament, entstanden), so haben sie doch ihren Glauben an den großen Geist, wenn sie auch wieder den Fehler begingen, ihn mit der Sonne in Verbindung zu bringen. Die Vorstellungen über die Schicksale im Jenseits sind von sittlichen Erwägungen durchzogen.

Die Mexikaner waren Ackerbauer; thierische Milch wurde in Amerika überhaupt nicht genossen (Peschel S. 454). Sie bauten Mais und Baumwolle, Cacao, die Maguey (Agava Mexicana), eine Pflanze, welche nicht nur Speise und einen berauschenden Trank lieferte, sondern auch zur Kleidung, zu Papier, Stricken, Zwirn und Nadeln verarbeitet wurde. Sie züchteten den Truthahn, aßen übrigens wenig Fleisch, schätzten das Kaninchen und den fetten Hund auch als Bratenthiere, hatten künstliche Bewässerungen, feste Brücken und Kunststraßen, Steinbauten und Tempel, kannten Kupfer und Bronce. Ihr Handel war lebhaft, sie hatten einen Postdienst eingerichtet, entwarfen Landkarten, waren gewandte Zeichner und theilten das Jahr in 365¼ Tage. Endlich verfügten sie über Schriftzeichen, welche rebusartig Silben ausdrückten, oder Sinnbilder für einzelne Gedanken waren.

Ist an allen diesen Leistungen hauptsächlich der Verstand und als sittliches Verdienst nur der Fleiß anzuerkennen, so wird das letztere erhöht durch die Thatsache, daß die Monogamie zwar nicht ausnahmslos herrschend, aber doch die Regel war und theoretisch als vernünftig und würdig anerkannt wurde. Alle Mütter, die Königin nicht ausgeschlossen, nährten die Kinder selbst. Starb eine Frau im ersten Wochenbett, so wurde sie gleich einer Heiligen verehrt; man begrub sie im Tempel einer bestimmten Göttin und glaubte, daß ihre Seele

nicht in die Unterwelt, sondern nach Westen in das Haus der Sonne einziehe.

Die Rechtspflege war streng und unerbittlich. Man war ziemlich verschwenderisch mit der Todesstrafe. Sie stand auf Mord, Menschenraub, Ehebruch, unnatürliche Laster, Kuppelei, Zauberei, Aneignung von fremdem Boden, Verrückung der Grenzsteine, Verleumdung, Trunk und Ausschweifung der Priester und der unmittelbaren Diener des Königs. Dieser selbst besaß absolute Macht, äußerte sich aber der Gottheit gegenüber sehr bescheiden und hatte mitunter, wenigstens bei officiellen Gelegenheiten, salomonische Gedanken (I. Kön. 3 V. 7 u. 9), denn er spricht zur Gottheit: „o Gott, der du alle meine Gedanken weißt und alle Gaben austheilst, möge es dir gefallen, deine Worte und deine Weisheit mir nicht zu verbergen. Ich bin deine Flöte, dein Mund und Gesicht, dein Ohr, deine Zähne und deine Nägel. Blase mir deinen Hauch ein, gleich Flöten, ich übergebe mich ganz deiner Führung, denn ich bin blind, bin Nebel, Staub und Unrat."

Wenn sich die Mexikaner Söhne der Sonne nennen, so werden wir bald zu der Vermuthung gedrängt, daß die Sonne auch hier sich in die Gottes-Vorstellung einmischt, obgleich der höchste Gott als unsichtbar und körperlos gedacht wurde; aber es fehlte keineswegs an Vielgötterei. Erstaunlich genug gemahnen uns einige religiöse Gebräuche dieses Volkes an unsre eignen. Jeder nämlich hatte, allerdings nur ein Mal in seinem Leben, vor dem Priester ein Sündenbekenntniß abzulegen. War es aufrichtig und versprach der Beichtende in Zukunft nach bester Kraft Sünden zu meiden, so erhielt er Verzeihung. Ja sogar „das Fleisch Gottes wurde gegessen" und wir können mit Waitz nicht leugnen, daß diese Feier mit der christlichen Communion nach Form und Zweck eine mehr als blos oberflächliche Aehnlichkeit hatte.

Sie lebten also unter sehr günstigen Bedingungen und haben eine hohe Stufe der Entwicklung aus eigner Kraft erstiegen, ohne nachweisbare Berührung mit dem Inkareich der Peruaner. Ihre herrlichen Wohnsitze wären ihnen auch nicht zum Opfer gefallen, wenn sie sich nicht durch Begabung ausgezeichnet hätten.

Sehen wir zunächst zu, wie sich ihr geistiges Leben in der Dichtung spiegelt, während einige ausführliche und schöne Reden z. B. eines Vaters und einer Mutter, die ihre Tochter zur Ehe entlassen, bei Waitz zu finden sind.

Liest man Goethes Verse an Suleika (Divan, I 329 der Werke in 6 Bänden), so bedarf es keines besondern Scharfsinns, um zu erkennen,

daß Vitzliputzli als Inbegriff und Symbol des Schreckhaften anzusehen ist:

> laß die Renegatenbürde
> mich in diesem Kuß verschmerzen:
> denn ein Vitzliputzli würde
> Talisman an deinem Herzen.

Dieser Stammgott der Mexikaner von Tenochtitlan lautet in der ganzen Schönheit seines Namens Huitzilapochtli und ist zusammengesetzt (nach Brinton) aus huitztli Süden, iloa wenden, opochtli die linke Hand, „die linke Hand nach Süden gewendet" d. h. dieser Gott habe die Wanderungen der Mexikaner nach Süden gelenkt. Einer seiner Namen ist Mexitl und Mexiko bedeutet den Ort des Mexitl. Werden uns nun die Lieder auf dieses Ungeheuer vorbereiten, wird ihr Gedanken- und Stimmungskreis von einem Talisman so weit entfernt sein, wie Huitzilapochtli?

„Das vergängliche Gepränge der Welt (Brinton 45, IV, 1 f.) gleicht den grünen Weidenbäumen, welche, zur Dauer emporstrebend, durch einen Brand verzehrt werden, durch die Axt fallen, vom Winde stürzen oder mit Narben bedeckt und durch Alter traurig gemacht sind.

Die Herrlichkeiten des Lebens sind wie die Blumen in Farbe und Schicksal, ihre Schönheit bleibt so lange, als ihre Knospen sich entfalten und die reichen Zierden der Morgendämmerung in sich sammeln und bergen, flüssige Thautropfen; aber kaum hat der Ewige (Cause of All) die vollen Strahlen der Sonne auf sie gerichtet, so ermattet ihre Schönheit und ihr Glanz und ihre heitern Farben, welche ihr prächtiges Gewand sind, verwelken und verbleichen.

Die wonnigen Reiche der Blumen rechnen ihre Herrschaft nach kurzen Zeiten; die, welche am Morgen prangen (revel), stolz in Schönheit und Kraft, klagen am Abend über die traurige Zerstörung ihrer Throne und über das Mißgeschick, was sie zum Verfall trieb, zu Armuth, Tod und Grab. Alle Dinge der Erde haben ein Ende und inmitten des frohesten Lebens stockt der Atem, sie fallen, sie sinken zu Boden.

Die ganze Erde ist ein Grab und nichts entrinnt ihm; nichts ist so vollkommen, daß es nicht verfällt und verschwindet. Die Flüsse, Bäche und Quellen strömen und kehren nie wieder zu ihrem freudigen Anfang zurück; sie eilen fort zu den ungeheuren Reichen von Tlaloc*)

*) Tlaloc ist der Regen- und, wie es scheint, Wassergott; Waitz IV 17. Aehnliche Gedanken wie oben im Liede s. bei W. IV 125. 128 aus der Lebensweisheit der Mexikaner.

und je weiter sie sich ausbreiten, desto eiliger formen sie ihre eignen Totenurnen. Was gestern war, ist heute nicht mehr und läßt nicht zu, daß das, was heute ist, darauf vertraut, noch morgen zu leben.

In Wahrheit, wenn ich wandle, höre ich die Felsen, gewissermaßen antwortend den süßen Blumengesängen; wirklich, das glitzernde, murmelnde Wasser antwortet, die Quelle — dort singt sie, sie rauscht hinweg, sie singt und singt; der Spottvogel antwortet; vielleicht antwortet der Coyolvogel und manche liebliche Singvögel streuen ihre Lieder umher wie Musik. Sie beseligen die Erde, erhauchend ihre süßen Stimmen.

Der Sänger preist den wonnigen Hauch der thaufeuchten Blumen der Heimath in Chiapas, er nennt den Wein süß wie den Thau der Rosen, er will die Worte seines Gesanges umherstreuen, wie Wasser, von Blumen abgeschüttelt, er „webt" Gesänge, frisch wie der Thau auf Blumen und mischt seinem Gesang die Schönheit des Smaragds bei, damit er erscheine wie eine Rose, welche ihre Knospenhülle sprengt (65, IV, 1).

Nur unseretwegen fällt das türkisfarbige Wasser in gebrochenen Tropfen auf den Spiegel des Sees.

Sind die Herrlichkeiten der Natur vereinigt in der Aufforderung „wir wollen uns jetzt erfreuen an den Vögeln mit ihren melodischen Stimmen, am Ueberfluß des blumigen Frühlings und an den Schmetterlingen, welche den Nektar aus den Blumen saugen", so begegnen uns oft die Blumen allein als gepriesener Schmuck einer festlich frohen Stunde. Nezahualcoyotl (nach Br. = der hungrige Wolf, lebte 1402 bis 1472) soll sich mit Blumen kränzen, mit Blumen will der Sänger die Kinder grüßen, die Vornehmen erfreuen, der Hörer soll seine Seele mit dem durchdringenden Duft der Blumen ergötzen, wenn der Sänger seine Stimme erhebt. Sein Gesang ist frisch vom Thau der Rosen, die dampfenden Thautropfen von den Blumen des Feldes berauschen (intoxicate) seine Seele. Er preist die im Thau funkelnden Blumen und den Gesang der Vögel; die Lieblichkeit der Heimath schildert er mit den Worten „wo das Wasser glänzt in vierfachen (wörtlich) Strahlen, wo die duftenden gelben Blumen sprießen, da leben die Mexikaner", die Herrlichkeit der Erde „dein Haus, Geber des Lebens, ist überall, seine Matten sind von Blumen, fein übersponnen mit Blumen, wo deine Kinder zu dir flehen". Ein andres Mal ergeht sich seine Phantasie so: „zu einem fruchtbaren Platz sah ich mich geleitet, einem blumigen Platz, wo der Thau ausgestreut war in funkelndem Glanz, wo ich mannichfache, lieblich duftende Blumen sah, lieblich riechende

Blumen, geschmückt mit Thau, umherstehend im Regenbogenglanz; dort sagten sie zu mir: pflücke die Blumen, welche du willst, mögest du, der Singer, froh sein und sie den Freunden geben, den Edlen, daß sie sich auf Erden freuen".

Versparen wir uns eine Musterung der Redewendungen, worin Blumen und Vögel sonst noch erscheinen, auf eine kurze stilistische Betrachtung, so liegt es nahe, dem Gemüthsleben im allgemeinen weiter nachzuspüren, das sich gleich zu Anfang als von einem melancholischen Hauch durchzogen zeigte.

In der That, das resignirte Geständniß von der vanitas vanitatum et omnia vanitas (Eccles. I 2) liegt wie eine trübe Wolke über dieser ganzen Poesie, welche selten durch einen Schimmer von Hoffnung auf ein andres Leben erhellt wird, nachdem das diesseitige in Trümmern gesunken ist.

Alles, was die Welt uns darbietet, ist Illusion und Täuschung, denn alles muß enden und sterben. Laßt uns fröhlich sein in der Gegenwart, denn das Leben ist vergänglich. Yoyontzin sei froh in der Gegenwart, sei glücklich im Frühling, denn es wird ein Tag kommen, wo du diese Freuden vergeblich suchen wirst. Die Freuden und die Pracht des Lebens sind nur Darlehn (wie auch Epictet in seinem trefflichen Handbüchlein der stoischen Moral XI sagt), ihr Wesen ist eitel, ihre Erscheinung trügerisch .... was wurde aus Cituapan, was aus dem tapfern Quantzintecomatzin, aus Conahuatzin? Nichts ist sicher und die Zukunft schafft immer einen Wechsel der Dinge.

An die bekannte Iliasstelle „kommen wird einst der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt" wird man öfter erinnert. Reden wir von Gräbern, die theure Helden umschließen, so ergeht sich die Phantasie der Mexikaner in einer Betrachtung wie Hamlet; denn es heißt: die Höhlen der Erde sind gefüllt mit pestilenzialischem Staub, dem Reste großer Herrscher und im Hamlet V, 1

> Weltherrscher Cäsar tot, ein Erdenkloß,
> verstopft ein Loch wohl vor des Windes Stoß;
> o daß der Staub, dem fröhnten Meer und Land,
> muß gegen Sturm ausflicken eine Wand!

Wir lassen jenen Resten also ihre Ruhe, ohne mit widerlicher Phantasie ihre zum Theil widerlichen Schicksale zu verfolgen.

Wie lange soll ich träumen auf Erden? Wirklich habe ich hier in eitlem Traume gelebt. Ich sage es, daß alles, was hier auf Erden ist, mit unserem Leben endet. Möge es mir gestattet sein zu dir zu singen, Ewiger (Cause of All), dort im Himmel, Bewohner deines

Hauses (mansion), dort mag meine Seele ihre Stimme erheben und bei dir sein, durch welchen wir leben.

In die Dunkelheit des Grabes gesunken (so ungefähr der Sinn 46, IV, 7), gewinnt die Sonne nur um so größere Kraft zu späterem Glanz und die Dunkelheit der Nacht dient nur dazu, den Glanz der Sterne zu enthüllen. Keiner hat Macht diese Himmelslichter zu stören (to alter), denn sie dienen dazu, die Größe ihres Schöpfers auszubreiten und wie jetzt unsre Augen sie sehen, so sahen sie unsre frühesten Vorfahren und so werden sie unsre spätesten Nachkommen schauen. Wir alle sind nur sterblich und unsre Heimath ist in späterem, dort, wo Leben ohne Ende ist. Ja, wenn wir sterben, können wir hoffen, unsere Freunde wieder zu sehen. Zu dir, Ewiger, schrie ich in Trübsal, meine Seufzer stiegen auf vor dein Angesicht; ich bin gebeugt hier auf Erden, ich leide, bin elend, nie war Freude mein Loos, nie Glück; mein Mühen hat zu nichts geholfen, nichts mindert hier des Menschen Leiden, wahrlich nur dies, mit und bei dir sein; möge dies dein Wille sein, daß meine Seele sich zu dir erhebt, möge ich meine Thränen vor dir ausschütten, Geber des Lebens.

Die Entfremdung vom Irdischen ging natürlich nicht so weit, daß nicht der Krieg und Kampf seine Ehre gehabt hätte; wo man die Helden preist, kann man ihr Handwerk nicht gering achten. Tapferkeit wurde von ihnen sehr hoch geschätzt und belohnt, Feigheit bestraft; ja es wird erzählt, daß manche ohne Rüstung und Waffen in den Kampf gingen. Macht und Ruhm wird nur gewonnen durch Kampf mit nackter Brust, mit Schweiß auf der Stirn, durch bittern und mühevollen Kampf. Die Begeisterung des Kampfes wird verglichen mit der Wirkung eines gewissen starken Weines, welcher nur bei feierlichen Gelegenheiten genossen wurde. Ja dem sehr richtigen Gedanken begegnen wir, daß auf dem Schlachtfeld die Kinder zur Reife kommen. Denn wodurch würde wohl der Jüngling zum Manne, wenn nicht durch Kampf für das Vaterland?

Lassen wir bei Seite, was sich mehrfach in diesen Gedichten Christliches findet (z. B. 87, XIV) und versetzen wir uns nun in Gedanken als Zuschauer zu einer Opferscene. Die zum Opfer bestimmten Gefangenen werden zum Theil aus Käfigen herbeigebracht, in denen man sie, wo nicht gemästet, so doch reichlich ernährt hat. Sie werden zu einem, dem versammelten Volke sichtbaren, erhöhten Schlachtaltar hinaufgeführt. Sie werden einzeln vorgenommen. Wer an der Reihe ist, wird auf den in der Mitte etwas gewölbten Opferstein gelegt und von fünf Priestern, die sich Gesicht und Hände geschwärzt haben, am Kopf, an

Armen und Beinen festgehalten. Der Oberpriester schneidet schnell die Brust auf und reißt das Herz heraus. Er erhebt es gegen die Sonne (bei gewissen Gelegenheiten gegen den Mond), berührt damit die Schwelle der Kapelle und die Lippen des Götzenbildes. Darauf wird es in ein am Altar stehendes Becken geworfen. Die alten Priester hatten die Erlaubniß, es zu verzehren, sonst wurde es verbrannt. Und die Leiche? Die wird die Tempeltreppe hinab unter die Menge gestürzt, welche dort, Männer und Weiber getrennt, auf den Schmaus harrt. Nur dann entging ihnen ein Opfer, wenn es ein Sklave eines Privatmannes war.

Wie tief die Mexikaner von der Berechtigung des Menschenfraßes durchdrungen waren, geht daraus hervor, daß sie gar kein Hehl daraus machten, ja daß sie den Spaniern vorwarfen, ihr Fleisch schmecke bitter. Damit war aber die Beschäftigung mit dem Opfer nicht erschöpft. Mitunter zog man ihnen die Haut ab oder brachte sie zu Tode durch Ertränken, lebendig Schinden, Verbrennen, Verhungern. Beim Feste des Xiuhtenctli wurden Sklaven lebendig ins Feuer geworfen, halb verbrannt herausgezogen und geschlachtet. Auch die Mexikaner waren dem grausamen Wahne des Kindesopfers verfallen, was zuweilen sogar durch Verhungern vollzogen wurde. In den Schauder über das Kindesopfer sollte sich aber bei uns das Gefühl der Rührung mischen, daß alle jene Verblendeten religiös genug waren, ihr Liebstes zu opfern! Wo bei uns Menschenopfer in maiorem Dei gloriam gefallen sind, waren es nicht die Lieblinge, sondern die verhaßten Feinde und man wäge nun ab, welches Opfer höher zu schätzen sei. Nehmen wir hinzu, daß auch Weiber und Sklaven einer vornehmen Leiche in den Tod folgten, daß die am vierten Tage nach dem Tode dargebrachten Menschenopfer am 20, 40 und 80sten wiederholt werden mußten, so wird es wohl glaublich, daß die Zahl der jährlichen Menschenopfer im ganzen mexikanischen Reiche etwa 20,000 erreicht hat.

Die Gedichte sind, wie alle andern literarischen Denkmäler, Gegenstand der psychologischen Literaturgeschichte (also eines Theiles der Anthropologie) und müssen, wenn wir eine vollständige Würdigung anstreben, nach allen Kategorien literarhistorischer Betrachtung durchforscht werden.

Die zum Theil so leidenschaftlichen Gesänge des alten Testaments lassen sich ja rytmisch (= rhythmisch) nicht nach dem Muster griechischer Plastik zerlegen. Was sie haben, ist Gedankenrytmus, zuweilen wohl Tonmalerei und Alliteration; von einer auch nur im Umfange der bei den Griechen beliebten Anwendung des Reimes ist nicht die

Rede; obgleich er nicht ganz fehlt. Die mexikanischen Lieder haben nicht einmal jenen Gedankenrytmus. In der hebräischen Poesie wird man ihn verschieden erklären z. B. sagen, daß sich darin Consequenz und Leidenschaft ausspricht, welche einen Gedanken gern zweimal äußert. Daß solche Neigung sich gelegentlich überall wirksam zeigen wird, läßt sich erwarten. So scheint denn in der That einmal hier ein Anklang an hebräische Ausdrucksform zu finden, denn 110, XX, 4 lesen wir nichocaya niquittoaya, was Brinton übersetzt I cried aloud, I looked about. Dies ist so ähnlich wie I. Samu. 18, 7 (erschlug) Saul tausend (seine), David zehntausend (seine), wo sich die beiden letzten Silben der hebr. Worte 1000 und 10,000 reimen.

Wir haben den Refrain, welcher einen Lieblingsgedanken wiederholt (57, 8 und 94, XIV) und erfahren von einigen aller dichterischen Sprache eigenthümlichen Gepflogenheiten. Dahin ist zu rechnen die alterthümliche Sprache, welche dem Uebersetzer Beschwerden verursacht, ihre Abweichung von der Prosa und die leidenschaftliche Willkür, welche sich an den gewöhnlichen Formen der Rede nicht genügen läßt, sondern ihre vokalischen Klänge verlängert und Silben verdoppelt, entweder zu Gunsten des Metrums (das wir noch nicht kennen) oder zur allgemeinen Befriedigung des Gefühls either for the purpose of emphasis or of meter Br. p. 30). Die Gedichte sind voll von Metapher, d. h. nicht sowohl von einzelnen Metaphern, als vielmehr so, daß eine ganze Schilderung nicht nach ihrem wörtlichen Sinne zu verstehen ist, sondern stetig an einen anderen Inhalt zu denken auffordert. Nicht frei sind endlich die Lieder von Wiederholungen eines Lieblingsgedankens, aber ohne rytmischen Gegensatz, wie wenn gesagt wird, sei froh in der Gegenwart, sei glücklich im Frühling; duftende Blumen, lieblich duftende Blumen; ein fruchtbarer Platz, ein blumiger Platz, u. a. m. Die Länge der Lieder schwankt; keines erreicht die längsten Psalmen, manche den Umfang der kürzesten.

Es bestand nationelle Vorliebe für Musik und Tanz und die Dichter standen in höchster Ehre. Musikalische Begleitung wurde durch eine große Trommel und durch die Flöte geleistet, ja letztere wird sogar den Engeln beigelegt, welche, wenn das Lied vor Gott kommt, antworten. Wie beliebt die Trommel war, können wir, wenn wir es sonst nicht wüßten, aus den Worten schließen: eine süßstimmige Blume ist meine Seele, eine süßstimmige Blume ist meine Trommel.

Der Gesang kommt von oben, aus dem Innern des Himmels (der Himmel), als eine gute Blume, welche euren Kummer tilgen will, verscheuchen eure Sorge. Um genau zu sein, dürfen wir nicht verschwei-

gen, daß eine goldne Trompete erwähnt wird und daß ein Sänger singen will, wie der Klang goldner Glöckchen (I shall speak forth my song like the tingling of golden bells, 65, IV, 2).

Dialogisch gedacht erscheint nur ein Lied.

Wie haben wir uns also die musikalischen Genüsse der Verehrer des Huitzilapochtli zu denken? Nach beglaubigten Darstellungen fanden die Vorträge (concerts) bei feierlichen Gelegenheiten und unter freiem Himmel statt, auf den Dorfplätzen und in den Hofräumen der Häuser. Sie begannen des Morgens und setzten sich fort bis zum Einbruch der Nacht, gelegentlich in die Nacht hinein. Die Musiker nahmen den Mittelpunkt des Platzes ein und die eingeübten Sänger standen oder saßen um sie herum. War das Zeichen zum Anfang gegeben, so sprachen die beiden kundigsten Sänger, zuweilen ein Mann und eine Frau, die ersten Silben des Gesanges langsam aber mit scharfer Betonung aus (with a sharp emphasis); dann begannen die Trommeln in leisem Ton und wurden allmählich beim Fortschritt des Gesanges lauter; die anderen Sänger fielen ein, bis der ganze Chor sich betheiligte (until the whole chorus was in action) und oft mochten die Zuhörer, wohl zu Tausenden, in die Worte eines ihnen bekannten Gesanges einfallen, indem sie den Takt inne hielten durch dazu stimmende Bewegungen der Hände und Füße. Zuweilen, mit verhaltener Leidenschaft, bestanden die Bewegungen mehr in bloßen Beugungen und Schwenkungen des Körpers als in Bewegungen der Füße.

Brinton theilt die Gedichte in zwei Klassen; entweder behandeln sie geschichtliche Stoffe oder ergehen sich in lyrischen, rein erfundenen Situationen (was devoted to purely fictitious, emotional or imaginative subjects). Es werden Namen für einzelne Arten dieser Gedichte genannt; so ein Blumengesang (xochicuicatl), d. h. zum Preise der Blumen; außerdem geographische Titel, wie Gesang von Chalco, Cuextlan, Anahuac. Zu bestimmten Zeiten des Jahres hatte man für bestimmte Lieder Vorliebe, sodaß man z. B. im siebenten Monat nur von Liebe sang. Diese Poesie zeigt ihre Eigenart auch in oft wiederkehrenden formelhaften Wendungen. Solche Formeln sind Zeichen langer Entwicklung; es ist zu beachten, aus welchem Anschauungsgebiet sie entlehnt sind und drittens verlieren sie, als Formeln, den ursprünglichen Gefühlswerth, sodaß wir uns hüten müssen, sie zu überschätzen, wenn sie auch recht schön klingen sollten. Sehen wir zu.

Wenn die Felsen den Blumengesängen antworten, so heißt das den schönen Gesängen; das blumige Land dürfte nur das schöne Land sein. Der Sänger hat Blumengedanken flowery thoughts, er regnet nieder

Blumen der Sprache vor dem Ewigen, seine Seele kleidet sich in mannichfache Blumen, in Blumen der Schwermuth, der Klage, der Seufzer, in thaufeuchte Blumen des Geistes. Nur Trauerblumen, Trauergesänge giebts hier in Mexiko, wenn die Frauen zum Wasser niedersteigen. Vom Himmel kommt eine gute Blume (Lied), die euren Kummer verscheuchen wird; süß erhebt das Lied seine Stimme, wie eine Blume, wie süße Blumen in eurer Hand. Wir bringen unsre süßen und schimmernden Blumen (Lieder) vor Gott. Xicontecatl hat Rosenlippen, deren Lieder Freude geben, wie Blumen. Eine süßstimmige Blume ist meine Seele, eine süßstimmige Blume ist meine Trommel. Endlich nennt der Sänger, vom Leben scheidend, das Jenseits den Ort der verwelkten Blumen.

Daß die Blume ihre trefflichen Eigenschaften hier soeben um eine sonst nicht beobachtete vermehrt, insofern sie süßstimmig genannt wird, kann uns nicht verblüffen. Denn schon die Prosa belehrt uns darüber, daß es schreiende Farben giebt und gegen die Schlußfolgerung, daß es auch an sanfttönenden Farben nicht fehlen wird, läßt sich kein begründeter Einwand erheben. Fragen wir aber bei Dichtern an, so haben wir uns ohne Zaudern auf Goethe und Gaudy zu berufen. Gaudy nämlich (Werke Berlin 1853 und 54, II, 3) sagt uns, daß weiße Häuser, von der Sonne beglänzt, lustjauchzend aus der violetten Folie des Gebirges aufschrien und Goethe (der doch beinahe allein etwas von Farben verstand) wartet uns damit auf (Divan, I, 335)

> Wiederfinden:
> Stumm war alles, still und öde,
> einsam Gott zum ersten Mal!
> Da erschuf er Morgenröthe,
> die erbarmte sich der Qual;
> sie entwickelte dem Trüben
> ein erklingend Farbenspiel,
> und nun konnte wieder lieben,
> was erst auseinanderfiel.

Er hat nichts dagegen, wenn man die Farbe sogar zu fühlen glaubt (I, 295, Sprüche in Prosa V), Blau werde alkalisch, Gelbroth sauer schmecken. Alle Manifestationen der Wesenheiten seien verwandt. Daher denn auch das Auge die Kühle genießen kann (I, 181, Chines. deutsche Jahres- und Tageszeiten VIII). Die Psychologen erklären dies aus der Analogie der Sinnesempfindungen und die deutsche Sprache schreckt vor diesen Wunderlichkeiten nicht zurück: bei Lessing, Briefwechsel mit Eva König, S. 514 (Neue Ausgabe von Dr. Alfr. Schöne, Leipz. 1870)

wechseln Auge nnd Ohr ihre Funktion; vgl. Luther Psalm 34, 16, während 2 Mos. 20, 18 wörtlich nach dem Hebräischen ist.

Nicht selten werden auch die Vögel zum Schmuck der dichterischen Rede benutzt. Gewißlich nicht auf Erden hat wahre Poesie ihren Ursprung; gewiß ists in den Himmeln, daß einer den holden Coyolvogel seine Stimme erheben hört, daß die bunten Quechol- und Zacuanvögel zu einander sprechen, dort preisen sie den Ewigen; so ähnlich in einem Dutzend Stellen. Beinahe an allen wird nicht nur ein Vogel genannt, um als Beispiel für den schönen Gesang zu dienen, sondern zwei, drei oder vier. Während wir etwa sagen, schön wie die Nachtigall, ist der mexikanische Sänger verschwenderischer und schmückt seine Rede mit einer Reihe, wie Tzinitzcan, Coyol, Quechol, Zacuan, Miaua, Quetzal: eine Aufhäufung von Schönheit, welche mehr prunkt als ziert, mehr leuchtet als wärmt. Wenn nun die genannten Vögel Platalea ajaja, Trogon pavoninus, Tr. mexicanus, Oriolus dominicensis, Piranga hepatica sind, so möge der kundige Zoologe beurtheilen, was von ihrer musikalischen Leistung zu halten sei.

Es ist bereits ersichtlich gewesen, daß die Mexikaner Farbensinn hatten. Seine Spuren finden wir auch mittelbar wieder in sprachlichen Formeln. Am höchsten scheint sie der Glanz des Smaragds (emerald) entzückt zu haben, denn sie reden von Blumen schön wie Smaragd; schon oben hörten wir, daß ein Sänger sein Lied mit der Schönheit des Smaragds vermischt, damit es sei wie eine aufbrechende Rosenknospe. Ob das smaragdene Wasser ein Anschauungs- oder Gefühlsprädikat ausdrückt, sei dahingestellt. Smaragden galt einfach als Steigerungsmittel, sodaß es schön, werthvoll, edel, hochgeschätzt bezeichnete, wie etwa unser golden oder — schneidig („eine schneidige Gegend"). Beweis ist dies, daß die Trommel smaragden genannt wird und daß es eine „smaragdene" Flöte giebt. Wir lernen daraus dreierlei, 1) daß sie Farbensinn hatten, 2) daß Trommel und Flöte ihnen sehr lieb waren, 3) daß diese Poesie eine lange Entwickelung hinter sich hat, da smaragden so formelhaft werden konnte. Dies stimmt dazu, daß die Blumen in formelhaften Wendungen gebraucht werden und daß die Namen der Vögel mit mechanischer Benutzung der Ueberlieferung aufgezählt werden. Auch göttlich (als Präfix teotl) dient oft als Steigerung = schön, nicht minder himmlisch: wie denn auch bei uns Jemand versichern mag, daß es ihm himmlisch, ja sogar „jettlich" (= göttlich) schmeckt.

Die Mexikaner sind endlich auch zur Farbensymbolik gekommen. So bezeichnete ihnen der Amethyst die Sorge eines Herrschers für seine Unterthanen und die Mäßigung in seinen Wünschen. Ein andres Mal

scheint es dem Sänger „als ob Ihr antwortet aus Euren Seelen, wie der feine Duft (= Glanz), der von kostbaren Edelsteinen aufsteigt". Man muß den Mexikanern Züge indischer Zartheit zusprechen, wenn man sich etwa an folgende Schilderung aus Indien erinnert: „wie mit smaragdenen Nadeln durchbohrte Perlen trinkt der Pfau zur Regenzeit, langgestreckten Halses, die an den Grasspitzen hängenden Wassertropfen" (die Siebenhundert des Hâla von A. Weber, Deutsche Rundschau S. 231, Febr. 85).

Von Landschaftsschwelgerei ist in den vorliegenden Gedichten nichts zu finden, keine Erwähnung ihrer gigantischen Berge*); dagegen hing ihr Auge offenbar mit Bewunderung an der stolzen Erscheinung des Tigers und des Adlers und ein Ort wird uns genannt, wo sich die Adler in Schwärmen von sechzig sammeln, where the eagles gather in bands of sixties.

Kann man auch an lyrische Gedichte keine vielseitigen Forderungen stellen noch mehr von ihnen verlangen, als in ihrer Natur liegt, so dürfte es doch als auffällig bezeichnet werden, daß wir in den uns hier vorliegenden, welche uns sonst so mannigfach über den Geist ihrer Urheber belehren, nur Schilderung von Thatsachen mit einer gewissen Gefühlsfärbung haben, aber nie eine Frage nach dem Warum.

Da die Gedichte aus der Zeit von 1500—1550 sind, also Nahuatl-Dichtung kurz nach der Eroberung (Ferdinand Cortez kam 1521 nach Mexiko), so wird die Vermuthung gerechtfertigt sein, daß wir mancherlei Christliches darin finden, zumal die Mexikaner ja eine Art von Monotheismus hatten und christliche Gedanken nicht so leicht angenommen hätten, wenn sie nicht durch ihre bisherige Entwicklung dazu disponirt gewesen wären. Ob nun aber heidnisch oder christlich, so sind es doch mexikanische Gedanken, und es kann uns nicht entgehen, daß sie sich sehr würdig über Gott aussprechen. Er ist Geber des Lebens, schmückt die Erde, seine Größe erregt aber nicht Schrecken, seine Erhabenheit ist nicht furchtbar. Seine Werke verkündigen ihn und die Möglichkeit, gegen ihn Undank zu fühlen, wird zurückgewiesen. Ja er ist der geängstigten Seele eine Zuflucht, sodaß ihre Klagen verstummen. „Schau umher und bewundere den Anblick der bunten Häuser (this scene of many colored houses), die Gott geschaffen und mit Leben begabt hat. Sie lassen uns, die wir armselig sind, das Licht sehen unter den Blumen und unter den Liedern der fruchtbaren Felder, sie sind die Ursache davon,

*) Ob man das Naturgefühl der Mexikaner als sympathetisch oder sentimental bezeichnen soll, ist mir nicht klar geworden. Vgl. A. Biese, die Entwicklung des Naturgefühls u. s. w. Kiel 1882—84.

daß wir diese Dinge sehen, die Gott geschaffen und mit Leben begabt hat. Nur unseretwegen fällt das türkisfarbige Wasser in gebrochenen Tropfen auf dem Spiegel des Sees, wo es in vierfachen Strahlen schillert.“ Meine Seufzer mögen vom Winde getragen werden und es möge ihnen gestattet sein, dort einzudringen, wo die gelben (yellow) Kolibris ihre Preislieder singen in den Himmeln. Wahrlich die für den Himmel vom Ewigen gemachten Dinge übertreffen alle andern.

Tiefe der religiösen Vorstellungen, bürgerliche Tugenden, Zartheit der Empfindung müssen wir den Mexikanern zuerkennen. Trotzdem schaudern wir vor den Gegensätzen, welche auch hier im Menschengeist Platz finden. Versenkung in das Kleinleben der Natur und grausamste Marterung der Opfer stehen einander gegenüber*). Melancholie ist nicht ein Grundzug, der sich durch das ganze Leben der Mexikaner hindurchzieht; es gebrach ihnen nicht an Lustigkeit. Allerdings haben sie die bekannte Ernsthaftigkeit des rothen Mannes und sein melancholisch-nervöses Temperament, welches sich in Gegensätzen der Empfindung bewegt.

Wie die Indianer sich durch äußere Selbstbeherrschung auszeichnen, Qualen unter Gesang und Verspottung der Peiniger erdulden, so äußerten sie einst Verachtung gegen die Weißen, weil sie schreiend sterben und saure Gesichter dazu machen; ja auch die Weiber müßten ohne Stöhnen gebären. Jenem Temperament sind gewaltige Leidenschaften eigen, es liebt den Krieg und das Gleichniß der Schlachten, die Jagd, aber versinkt auch wieder in Apathie. So schildern neuere Reisende die Bewegungen der Mexikaner als langsam, ihr Wesen als schweigsam, ernst, beharrlich, geduldig, friedfertig. Auch A. v. Humboldt schien ihre Musik und ihr Tanz ohne Fröhlichkeit und erstere meist klagend und melancholisch, was indessen vielleicht auf den langen Druck und die grausame Verfolgung von Seiten der Eroberer zurückzuführen ist. Daß sie ursprünglich zur Melancholie neigten, kann nur als Thatsache des Temperaments hingenommen oder als Beweis jener Erfahrung betrachtet werden, daß nichts schwerer zu ertragen ist, als eine Reihe von guten Tagen.

Brintons langjährige und erfolgreiche Studien verdienen unsern lebhaftesten Dank. Dieser ausgezeichnete Kenner hat uns mit mehreren werthvollen Werken beschenkt, von denen genannt seien 1) The myths of the new world, New-York 1868, 2) American Hero Myths, Philad.

*) Eine moderne Analogie bei Wundt, Ethik S. 216.

1882, 3) Aztec and Aryan Myths, Philad. 1883. Andere sind am Ende des vorliegenden Buches aufgezählt, über dessen Inhaltsgliederung noch zu berichten ist. In einer Einleitung von 10 Paragraphen handelt Brinton über Dichtung, Dichter, Musikalische Begleitung, Dialekt und Ueberlieferung. Dann folgen 27 Lieder in Text und Uebersetzung. Drittens: erklärende Anmerkungen. Viertens: ein Vokabular. Fünftens: Verzeichniß von Nahuatl-Eigennamen. Das ganze sind 177 Seiten in bequemstem Druck. Papier und Ausstattung sind sehr gut, der Preis billig. Möge Brinton uns die sechs geplanten weiteren Hefte geben: wir sehen der Gabe mit gespanntem Interesse entgegen.

Deutschland und der Panama-Canal.

Von

H. Polakowsky.

Die Ende 1888 zusammengebrochene „Compagnie Universelle du Canal interocéanique de Panamá“, war ursprünglich eine internationale Gesellschaft, welche bereits kurze Zeit nach ihrer Gründung eine rein französische wurde und bis heute ist. Es ist anzunehmen, daß die französische Regierung sich Anfang 1890 an die Regierungen aller seefahrenden Nationen behufs Vollendung des Baues des Panama-Canales wenden wird, um so das Unternehmen wieder zu einem internationalen zu machen.

Die erste aller Fragen ist die nach der richtigen Lage und Trace des Canals. Ihrer Beantwortung stellen sich die Schwierigkeiten entgegen, welche das zum großen Theile mit dichten Urwäldern bedeckte, durch reißende Ströme und zerklüftete Gebirgszüge durchschnittene, unbewohnte, ungesunde, aller Hilfsmittel bare Gebiet des Isthmus von Amerika bietet. Diese Urwälder, in denen man weder Himmel noch Erde vor lebenden und abgestorbenen Pflanzenresten sieht, machen jeden Umblick und Ueberblick unmöglich. Der schmale Weg (trocha), welchen der Ingenieur durch die ihn begleitenden Indianer in möglichst gerader Linie schlagen läßt, gleicht einem unterirdischen Gange. Was sich zur Rechten und Linken dieses Ganges befindet, bleibt für den untersuchenden Ingenieur terra incognita. Er kann 20—25 m neben einem tiefen Einschnitte des Terrains oder einer leidlich hohen Gebirgswand vorbeigehen, ohne sie zu bemerken. Weiter erschweren die den Boden hoch und dicht bedeckenden Pflanzen und Pflanzenreste jede Beurtheilung seiner Natur, machen sie bei oberflächlicher Durchforschung, bei leidlich schnellem Marsche, einfach unmöglich. Auch die Bohrversuche, welche später zur genauen Kenntniß der Bodennatur, der Unter-

lage der Humusschicht nothwendig sind, werden durch die Alles bedeckende Vegetation erschwert.

Diese eben angeführten Momente bestimmen noch heut einige Geographen und Ingenieure zu der Ansicht, daß die Frage nach dem „Wo?" des interoceanischen Canals durch die bisherigen Forschungen nicht definitiv beantwortet, das Votum des Internationalen Congresses zu Paris vom Mai 1879, wonach die Routen von Panama und Nicaragua die besten aller möglichen seien, nicht entscheidend sei. Diese Herren glauben noch immer, daß es möglich sein werde im südlichen Theile des heutigen Departements Panama (Republik Columbia), zwischen der Bai von San Miguel und dem Golfe von Urabá (G. v. Darien), oder im Dept. Cauca, mit Benutzung des Rio Atrato und der von Westen in denselben mündenden Flüsse, unter günstigeren Bedingungen als bei den Routen von Panama und Nicaragua einen Canal zu erbauen. Ich kann diese Ansicht nicht theilen, da sich alle bisherigen Darien-Projecte als Phantasiegebilde, alle Atrato-Projekte als überaus schwierig (z. Th. Tunnel und Schleusen erfordernd) erwiesen haben, die Vortheile der Canäle von Panama und Nicaragua so bedeutend wie leicht ersichtlich sind und die Nord-Amerikaner, nachdem sie auf die genaue Durchforschung des ganzen Isthmus 20 Jahre und über 20 Millionen Doll. verwendet haben, zu dem Erkenntnisse gekommen sind, daß die Route von Nicaragua die beste ist.

Das Hauptresultat des Congresses von 1879 ist für uns heut die Thatsache, daß die überwiegende Mehrzahl der anwesenden competenten Mitglieder der Ansicht waren, daß der beste aller Schleusen-Canäle der von Nicaragua sei. Da aber ein Niveau-Canal viel größere Sicherheit und Bequemlichkeit bietet, der große Verkehr eigentlich einen solchen erfordert, und man die Erbauung eines Niveau-Canales auf dem Isthmus von Panama (in nächster Nähe der dortigen Eisenbahn) für möglich, d. h. zu erträglichen Kosten für durchführbar hielt, so entschied sich der Congreß — allerdings mit geringer Majorität — für diesen, den eigentlichen Panama-Canal mit einem 6 km langen Tunnel.

Die Schwierigkeiten, welche die üppige Vegetation, die zahlreichen Wasserläufe und die große Regenmenge einem derartigen Unternehmen entgegenstellen, haben sich beim Baue des Canales gezeigt und mit dazu beigetragen, daß in den ersten Jahren Zeit und Geld vergeudet worden ist. Man begann die Arbeiten viel zu früh, ehe genügende Bohrversuche angestellt, die Flüsse untersucht waren, und mußte deshalb die Trace und die Arbeiten und Projekte zur Ablenkung der Wasserläufe öfter ändern.

Noch schmerzlicher sind die Erfahrungen, welche man in Bezug auf das „Wie?“ der Herstellung des Canales gemacht hat. Man nahm an, daß die zu durchschneidenden Gebirge feststehend seien und gestatten würden, daß der Abhang der Seitenwände ein ziemlich steiler sein könne, etwa 1 Basis zu 4 Höhe. Diese Annahme hat sich als falsch erwiesen und es ist deshalb unmöglich, daß eine Privat-Gesellschaft (die auf möglichst baldige Verzinsung des Baukapitales angewiesen ist) den Niveau-Canal baue. Dieser bleibt ja immer möglich, wird aber so ungeheuere Summen erfordern (4 bis 5 Milliarden Frs.), daß auf Rentabilität für ein halbes Jahrhundert nicht zu rechnen ist, besonders da neben ihm, wie wir sehen werden, inzwischen der Schleusen-Canal von Nicaragua ebenfalls erbaut werden würde.

Bereits Ende 1886, wo die Einschnitte an keiner Stelle des Baues tiefer als 20 m gingen, zeigte es sich, daß die Felsen nicht feststehen, sondern rutschen. Derartige „Rutschpartien“ rühren von zerfließenden Thonen her, welche die vulkanischen Gesteine durchsetzen. Das Rutschen, das Aufweichen dieser Thone, wurde befördert durch das Fehlen einer rationellen Drainage der Nachbarschaft der Seitenwände und einer Regulirung und Ableitung der Wasserläufe und der ungeheueren Regenmasse, welche auf dem Isthmus vom Mai bis Oktober fällt. Bis Ende 1888, wo die Einschnitte im Culebra-Passe, der 120 m über der Basis des projektirten Canales liegt, erst 25 m tief gingen, waren bereits an verschiedenen Stellen bedeutende Felsmassen nachgestürzt. Man könnte also für den Niveau-Canal nur einen schrägen Abhang der Seitenwände (1 Basis zu 2—1 Höhe) annehmen. Dadurch werden die auszuhebenden Massen und also auch die Kosten bedeutend erhöht. — Es ist dies der Hauptgrund, weshalb die Leiter der Compagnie Universelle 1887 statt des Niveau-Canales die Erbauung eines Schleusen-Canales beschlossen und 1888 begonnen haben.

Bekanntlich scheiterte auch dieses Unternehmen an Geldmangel. Der Credit der Gesellschaft war schon Anfang 1888 vollständig erschöpft, die Ersparnisse der kleinen Rentiers, Beamten und Bauern — welche dem Sterne des „Grand Français“ vertrauend ihre Gelder der Compagnie Universelle anvertraut hatten — ausgegeben. Obgleich für die Obligations Nouvelles ca. 9½% Zinsen und Amortisation gezahlt werden, war es doch Anfang 1888 nicht mehr möglich den dritten Theil der III. Serie unterzubringen.

Ich kann hier weder die geographische noch technische Abtheilung des gewaltigen Themas, welches unter dem Namen „Panama-Canal“ zusammengefaßt wird, geben, noch beabsichtige ich eine Geschichte der

Compagnie Universelle zu schreiben*). Hier will ich nur noch bemerken, daß der Schleusen-Canal von Panama große technische Schwierigkeiten bietet, sehr theuer sein und dem großen Verkehr nicht genügen wird. Heut, wo im Panama-Canale bereits ca. 1200 Mill. Frs. verbaut (richtiger „vergeudet") sind, würde der Schleusen-Canal — bei bescheidenen Dimensionen und einfachen Schleusen — ca. 2½ Milliarden in Summa kosten. Dagegen ist mit an Gewißheit grenzender Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß der fast allen Ansprüchen genügende Nicaragua-Canal mit doppelten Schleusen nicht über 600—800 Millionen Frs. kosten wird.

Hauptzweck dieser Arbeit ist die Erörterung der Fragen: Was soll mit dem Panama-Canale geschehen? Ist die Compagnie Universelle zu retten, der Canal fertigzustellen und wie soll dies geschehen? Liegt eine solche Rettung und Erbauung im allgemeinen und speciell deutschen Interesse und erscheint es rathsam, daß Deutschland Opfer für dieselben bringe?

Als sich 1879—80 der berühmte Erbauer des Suez-Canales, der greise Graf Ferd. v. Lesseps, an die Spitze der Panama-Canal-Gesellschaft stellte, war die Begeisterung eine allgemeine. In solchen Zeiten sind die Stimmen der Vernunft in Frankreich selten, und werden sie nicht überhört oder geschmäht, so wird ihnen Mangel an Patriotismus vorgeworfen. Die Panamafrage wurde für eine nationale Angelegenheit erklärt und Herr v. Lesseps und seine Getreuen wurden nicht müde auf den financiellen Erfolg des Suez-Canales, welcher Frankreich bereichert habe, hinzuweisen. — In Wahrheit sind und waren die Canäle von Suez, Corinth und Panama reine Finanzspekulationen, mit denen der Patriotismus und das nationale oder politische Interesse Frankreichs nichts zu thun haben, und hat ferner der Suez-Canal für Frankreich die Wirkung gehabt, daß das früher gewaltige Ansehen Frankreichs im Oriente und sein Einfluß im Mittelmeere zum Nutzen Englands, Italiens und der Türkei zurückgegangen ist. Und der Panama-Canal wird den von Jahr zu Jahr abnehmenden Exporthandel Frankreichs nach den vom Stillen Ocean bespülten Ländern verringern, wird in erster Linie dem Handel und der maritimen Bedeutung der Vereinigten Staaten, Englands und Deutschlands nützen.

Zu den wenigen competenten Leuten, welche seit 1879 die Situation klar erkannten und den Prediger in der Wüste, d. h. in der französi-

*) Ich verweise auf einige meiner früheren Arbeiten in Revue Colon. Internat. (Amsterdam) 1886, Bd. II; Deutsche Geograph. Blätter, Bremen. Bd. XII Heft 2.

schen Presse gespielt haben, gehörten Leroy-Beaulieu und Gust. de Belot, ehemaliger Vice-Consul Frankreichs in S. Salvador. Letzterer ist ein genauer Kenner Amerikas, speciell Mittel-Amerikas (wie er wenigstens schreibt) und schrieb schon Mitte der 60er Jahre über den interoceanischen Canal in einer Weise, deren Richtigkeit durch die schmerzlichen Erfahrungen, welche Frankreich seit einem Jahre gemacht hat, in den meisten Punkten erwiesen ist. Herr de Belot hat Anfang 1889 eine sehr lesenswerthe Broschüre*) publicirt, mit welcher ich mich in dieser Arbeit eingehend beschäftigen will.

Herr de Belot ist ein guter Patriot und beurtheilt das Panama-Unternehmen zunächst von rein französischem Standpunkte. Er bemerkt sehr richtig, daß es klüger gewesen wäre, die französischen Ersparnisse zur Erbauung des projektirten Canals zwischen dem Atlantischen Ocean und Mittelländischen Meere (von Bordeaux nach Cette), oder zur Umwandelung der Hauptstadt Frankreichs in einen Seehafen zu verwenden. Dies wären wahrhaft national-französische Unternehmungen, würdig des „Grand Français", gewesen. Jetzt sind durch das Prestige des Namens v. Lesseps, das sinnlose Treiben der französischen Presse und die Schwäche der französischen Regierung, die Ersparnisse Frankreichs in den Sümpfen und Wäldern des Isthmus von Amerika begraben, für immer verloren. — Daß der Suez-Canal das Prestige Frankreichs im Mittelmeer geschwächt hat, weist de Belot specieller nach. Für den deutschen Leser bedarf diese, im Interesse des europäischen Friedens und Gleichgewichtes ganz erfreuliche Thatsache, keines Beweises. Der Politiker kann und wird es auch vielleicht für Deutschland als einen nicht zu unterschätzenden Erfolg bezeichnen, daß der nationale Reichthum Frankreichs durch den „Krach" der Panama-Gesellschaft schwer geschädigt ist. Unsere Regierung kann Herrn v. Lesseps hierfür nur dankbar sein. — Ich kann diesen Standpunkt nicht einnehmen und beklage die kleinen Leute in Frankreich, welche im Vertrauen auf den berühmten Namen des Herrn v. Lesseps und im Vertrauen auf die Protektion und das Wohlwollen, welches die französische Regierung dem Unternehmen stets bezeigt hat, ihre Kapitalien in Panama-Aktien und Obligationen angelegt und nun fast Alles verloren haben.

Schon seit Mitte 1888 erlahmte die Thätigkeit der Unternehmer auf dem Isthmus. Seit Ende März 1889 sind die Arbeiten ganz eingestellt. Mit großen Opfern beschaffte der gerichtliche Liquidator der

*) Gust. de Belot, La vérité sur Panama le relèvement possible. Paris, Rue de la Victoire 65, 1889.

Compagnie Universelle bis zum Juni die Gelder, welche zur Erhaltung einer Anzahl von Aufsehern auf der Canallinie nothwendig sind. Da nur wenig für Regulirung, d. h. dauernde Fernhaltung der Flüsse vom fertigen Canaltheile zwischen km 0 und 23 (von der atlantischen Seite an gerechnet) geschehen ist, so führen die Regen — wie die letzten Nachrichten vom Isthmus (Ende Mai 1889) besagen — bereits große Erd- und Sandmassen in den Canal. Die Riesen-Bagger und sonstigen Maschinen verrosten und verfaulen, versinken im Schlamme. Die Regen bedecken die zahlreichen Schienenstränge mit Schlamm und Sand, viel Arbeitsgeräth wird gestohlen, viele Vorräthe verderben. In jeder Woche dieses Stillstandes gehen Millionen verloren, um welche sich also die Aktiva der Compagnie Universelle vermindern. Alle von den Liquidatoren und Administratoren seit Mitte December 1888 gemachten Versuche, wenigstens ein kleines Capital zur Fortsetzung der Arbeiten in beschränktem Umfange aufzutreiben, sind vergebens gewesen. Das schmachvolle Vertuschungssystem, die systematische Entstellung und Unterdrückung der Wahrheit, welche die Leiter der Compagnie Universelle seit Beginn ihrer Thätigkeit und besonders seit 1885 betrieben haben, rächen sich jetzt schwer. Die großen französischen Banken (Crédit Lyonais, Crédit Foncier etc.) erklärten sich nur unter der Bedingung zur eventuellen Hilfe bereit, daß zuvor eine von ihnen ausgesandte Expedition von Ingenieuren, die factisch auf dem Isthmus geleisteten Arbeiten besichtige, begutachte. Den officiellen Berichten und Angaben der Compagnie Universelle schenkt heut kein verständiger Mensch Glauben. Die großen französischen Finanziers werden dann der verkrachten Gesellschaft eine dem Werthe der Aktiva (Gebäude, Materialien, geleistete Arbeit, Werthpapiere) entsprechende Summe offeriren und dann auf den Trümmern der alten Gesellschaft eine neue zu gründen versuchen. Dieser Versuch dürfte gelingen. Die für die Aktiva der alten Gesellschaft gezahlte Summe käme den Inhabern der Obligationen zu Gute (sie retten nach heutiger Sachlage etwa 10—15% ihrer Einzahlungen); die Aktionäre fallen ganz aus.

Es ist dies eine der möglichen Lösungen und Beantwortungen der Frage: Was soll mit dem Panama-Canale geschehen? Und zwar ist dieselbe so wahrscheinlich wie zwecklos. Die auf alle Fälle nothwendige Absendung einer aus unabhängigen, competenten Personen bestehenden Kommission kann aber erst nach Beendigung der Regenzeit, also im Oktober 1889, erfolgen. Ihr Bericht kann vor Januar 1890 nicht zur Diskussion gebracht werden. Während der Regenzeit würden die Arbeiten der Herren sehr erschwert werden und könnten also leicht zu

falschen Annahmen und Angaben führen. Auch würden viele von ihnen dem Klima erliegen.

Die französische Regierung, welcher wohl bekannt ist, daß alle ihre Schritte in dieser Sache von der Regierung in Washington mit größter Eifersucht überwacht werden, ist von der Richtigkeit der obigen Erwägungen durchdrungen und bietet jetzt ihren Einfluß auf, um wenigstens die fertige Arbeit, Materialien 2c. auf dem Isthmus während dieser Zeit (also bis Februar 1890) möglichst zu erhalten und so den Verlust der Compagnie Universelle zu verringern, über eine halbe Million Wähler nicht zu Feinden der heutigen Regierung resp. der Republik zu machen. Sie unterstützte deshalb im Juni d. J. den Hrn. Liquidator Brunet in der Beschaffung der nothwendigsten Gelder.

Am 13. Juni legte der Finanzminister auf dem Bureau der Deputirtenkammer einen Gesetzentwurf nieder, welcher die Genehmigung einer Finanz-Combination enthält. Diese Combination bezweckt, wie im Entwurfe direct gesagt wird, die Erhaltung des Canales und des auf dem Isthmus befindlichen Materiales bis zur Vollendung der Studien zur definitiven Lösung der Panama-Angelegenheit, zu ermöglichen. Diese zur Bildung einer neuen Gesellschaft nothwendigen Studien würden noch 8 bis 10 Monat erfordern. Zur Conservirung der Materialien während dieser Zeit hält man 15 Millionen für genügend. Außerdem sind für 19 Millionen drängende Schuldforderungen zu bezahlen. — Zur Beschaffung dieser 34 Millionen autorisirt das Gesetz den Liquidator der Compagnie Universelle einen Theil der nicht gezeichneten Obligations à lots (deren Anzahl Mitte 1889 ca. 800,000 betrug) zu jedem Preise zu placiren. Verschiedene französische Finanzblätter (wie Le Pays Financier, 1889 vom 17. und 24. Juni) verurtheilen dieses, die Finanzlage der Compagnie Universelle verschlechternde Abkommen energisch, und beklagen die Einmischung der Regierung in diese verlorene Sache, sehen die einzige Rettung in der möglichst baldigen Durchführung der Liquidation. Ich hoffe dem Leser durch die weiteren Betrachtungen zu zeigen, daß diese Ansicht die richtige ist.

Die Lotterie-Obligationen (Obligat. à lots) wurden im Juni 1888 ausgegeben und brachten pro Stück 350 Fr. Sie werden mit 15 Fr. verzinst und durch Gewinne von 500,000 bis 1000 Fr., oder à 400 Fr. in 99 Jahren zurückgezahlt. 120 Million. Fr. in französischer Rente mußten als Garantie für Auszahlung der Zinsen und Gewinne deponirt werden. Im Juni 1889 standen die Obligations à lots an der Pariser Börse 145. Es dürfte unmöglich sein eine große Anzahl neuer Stücke höher als zu 120 Fr. (im Durchschnitte) zu placiren. Davon

sind 60 Fr. an den oben genannten Garantiefond zu zahlen; die Compagnie Universelle erhält also pro Stück nur 60 Fr. Zur Beschaffung dieser in jeder Beziehung (auch zur Conservirung der Materialien) völlig ungenügenden Summe von 34 Millionen Fr. müssen also über 550,000 Obligations à lots verkauft werden! Man sieht, zu welch verzweifelten Hilfsmitteln der gerichtliche Liquidator greifen muß, um den Todeskampf der Gesellschaft zu verlängern. Am 26. Juni nahm die Deputirtenkammer mit sehr großer Majorität den am 13. vorgelegten Gesetzentwurf an. — Viele französische Zeitungen fahren fort die Inhaber von Aktien und Obligationen der Compagnie Universelle zum schleunigen Verkaufe dieser Papiere aufzufordern, da dieselben voraussichtlich Ende 1889 ganz werthlos sein werden.

So liegen die Sachen heut. Zunächst muß also bis zum Eintreffen des Berichtes der unabhängigen Commission, also bis Januar 1890, gewartet werden. Wenn er vorliegt, wird die Welt — und nicht nur die unheilbaren Optimisten und Verehrer des Grand Français — staunen, wie wenig für die vergeudeten 1200 Mill. Fr. faktisch geleistet ist. Nach den officiellen Angaben der Gesellschaft sind in Summa 50—54 Mill. kbm Erde und Felsen fortgeräumt. In Wahrheit sollen es aber nur gegen 40 Mill. und zwar fast ausschließlich Schlamm, Sand rc. sein. Nach den Angaben de Belot's, welche einen durchaus glaubwürdigen Eindruck machen, ist die fortgeräumte Erdmasse auf 40 Mill. kbm zu schätzen, da — Dank der unglaublichen Verträge, welche mit den Unternehmern abgeschlossen sind — die durchschnittliche Arbeitsleistung vieler Bagger bezahlt und als faktisch geleistet eingetragen worden ist, auch wenn diese Bagger wegen Terrainschwierigkeiten nicht arbeiteten*).

Ich sprach bereits an zwei Stellen von der Vergeudung der Gelder und soeben von den unglaublichen Verträgen. Zum Beweise der Richtigkeit dieser Bemerkungen und der Nothwendigkeit, daß eine eventuelle Weiterführung des Baues des Panama-Canales von anderen Leuten und nach ganz anderen Principien unternommen werden müßte, führe ich hier Folgendes [nach de Belot, Wyse**) und anderen gut informirten Personen] an.

Die Bagger und Maschinen für die American Contracting and Dregging Comp. konnten laut Contrakt von dieser Gesellschaft und nach ihren Angaben in Amerika auf Kosten der Compagnie Universelle erbaut werden. Als diese Maschinen sich als unbrauchbar oder ungenü-

*) S. de Belot, l. c. S. 40—42.

**) Luc. N.-B. Wyse, Le Canal de Panamá. 1886. 4°.

gend erwiesen, nur den zehnten Theil der versprochenen Erdmasse aushoben, schloß man trotzdem neue, größere Verträge (bis zu 30 Mill. kbm) mit der unglaublichen Klausel, wonach die Compagnie Universelle alles härtere Erdreich, welches die Thätigkeit der Bagger hindern könnte, fortzuräumen verpflichtet war, und die Arbeit der feiernden Bagger (à 2500 kbm pro Tag) voll bezahlen mußte. Auch die Arbeiten in den Ebenen an der Pacifischen Seite (zwischen Pedro Miguel und der Küste) waren an Amerikaner, die Franco-American trading Comp., vergeben und erfüllte diesen gegenüber die Compagnie Universelle, welche sich verpflichtet hatte das Material an Ort und Stelle zu bringen, ihre Verpflichtungen nicht. Die Franco-Americ. Compagnie hob in 3 Jahren keinen kbm aus, erhielt aber 40,000 Doll. Entschädigung und einen neuen, besseren Vertrag. — Andere amerikanische Unternehmer, welche im Culebra-Passe arbeiten wollten, ließen auf Kosten der Gesellschaft theuere Maschinen in Amerika machen und als diese auf den Arbeitsplätzen ankamen, begannen die Unternehmer die Arbeit nicht. Als endlich französische Unternehmer die Arbeit übernahmen, waren die theueren Maschinen verdorben, unbrauchbar geworden. Die Compagnie Universelle hatte sich verpflichtet, der Comp. Anglo-Hollandaise, welche gleichfalls bei Culebra arbeiten sollte, 20 Trockenbagger zu liefern. Bauart und Größe derselben waren im Contrakte nicht vorgeschrieben. Als die Apparate auf der Arbeitsstätte aufgestellt waren, erklärten die Unternehmer sie nicht brauchen zu können und mußten neue Bagger nach ihren Angaben in England und Belgien erbaut werden. — Mit Recht klagt Herr de Belot, daß selbst die französische Industrie keinen Vortheil von diesem Riesenbau gezogen hat. Fast sämmtliche Maschinen sind in Amerika, England oder Belgien erbaut worden. Erst 1887 wurde in dem mit Herrn Eiffel zur Erbauung der Schleusen abgeschlossenen Vertrage festgesetzt, daß die ganzen Eisentheile und Maschinen für diesen Bau in Frankreich angefertigt werden müssen. — Wahrlich, französisch war und ist an diesem von der französischen Presse als „national" gefeierten Werke nur das Geld und die bizarre (um mit Wyse zu sprechen) Oberleitung.

Zwei weitere Fehler, die sich in fast allen mit den Unternehmern abgeschlossenen Verträgen finden, sind folgende. Bei Uebergabe einer Sektion wurde auf Grund der Bohrversuche das Verhältniß zwischen den auszuhebenden Erd- und Felsmassen berechnet. Für erstere zahlt die Compagnie Universelle 3 Fr. pro kbm, für Felsen 15 Fr. Daraus wurde der entsprechende Mittelpreis berechnet. Der Unternehmer stellte eine Caution von etwa ½ Million Fr. Nun liegt die Erde immer auf

den Felsen. Viele Unternehmer stellten Trockenbagger auf, ließen mit leichter Mühe die Erde wegräumen, strichen dafür den hohen Preis ein und brachen die Arbeiten, sobald sie auf die Felsen stießen, unter irgend-einem Vorwande ab. Die relativ geringe Caution konnten die Herren sehr gut verschmerzen.

Die zweite Klausel ist die, welche besagt, daß die Compagnie Universelle die Materialien liefern muß und die Contraktzeit nur von dem Tage an gerechnet werden darf, wo dies vollständig geschehen. Es ist leicht einzusehen, daß die Unternehmer jederzeit einen Vorwand zur Einstellung resp. Unterbrechung der Arbeiten finden konnten. Zudem geschah die Lieferung der Materialien durch die Beamten der Compagnie Universelle oft in überaus lüderlicher, sinnloser Weise. — Man ist bei dieser Sachlage vollständig berechtigt zu sagen, daß die Beamten und Vertreter der Compagnie Universelle, welche derartige Verträge abgeschlossen, entweder vollständig unfähige Menschen waren, die keine Ahnung von der Tragweite und Verantwortlichkeit ihrer Thätigkeit hatten, oder — von der Gegenpartei gekauft, bestochen waren.

Liegt nun im Januar 1890 der Bericht der unabhängigen (womöglich internationalen) Commission, welche den Isthmus vom Oktober bis Dezember 1889 besichtigt hat, vor, so sind zwei Wege zur Weiterführung der Arbeiten möglich. Der erste ist, daß die großen französischen Finanzinstitute sich an das internationale Großkapital und an die kleinen Capitalisten aller Länder wenden, um eine neue Gesellschaft zu bilden. Für die Aktiva der alten Gesellschaft würde man etwa 300 Millionen Fr. zahlen können. — Hier ist zu bemerken, daß das Großkapital dem Rufe nicht (oder nur in ungenügendem Umfange) folgen wird, da am Panama-Canale für absehbare Zeit selbst unter günstigen Verhältnissen kaum die Bauzinsen zu verdienen wären. Die kleinen Capitalisten, die durch pomphafte Prospecte und phantastische Berechnungen leicht einzufangen sind, kann man nur dringend warnen ihre Ersparnisse in Panama anzulegen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß auch diese zweite Privatgesellschaft verkrachen wird und erst auf den Trümmern dieser eine dritte Gesellschaft den Bau des Niveau-Canales zu Ende führt. Dieser Bau erfordert noch heut ca. 3 Milliarden Fr., wenn der Canal genügende Sicherheit und Bequemlichkeit bieten soll. Im günstigsten Falle würde die zweite Gesellschaft einen völlig ungenügenden, dauernd unrentabeln*) Schleusen-Canal erbauen können, welcher

*) S. de Belot l. c. und F. Paponot, Achèvement du Canal de Panamá. Paris, 1888.

noch mindestens 1 Milliarde Fr. kostete. Es wäre also höchst unklug sich in Deutschland für diese Lösung der Panama-Frage zu begeistern.

Der zweite Weg ist der von de Belot vorgeschlagene. Derselbe ist genial, ein günstiges Resultat garantirend. Leider ist die Ausführung bei der politischen Constellation Europas, der andauernden Deutschenhetze in Frankreich und dem intensiven Hasse der Franzosen gegen Deutschland und Italien, und der Mißgunst und Eifersucht der Nordamerikaner gegen jeden nicht rein amerikanischen Canal, sehr schwierig, ja wohl unmöglich. — Daß alle seefahrenden Nationen, also auch Deutschland mit in erster Linie, ein großes Interesse an der baldigen Herstellung eines guten, allen Ansprüchen genügenden Niveau-Canales haben, bedarf keiner weiteren Ausführungen. Es fragt sich nur, wie groß das Maß dieses Interesse ist, welche Opfer dafür mit Fug und Recht gebracht werden können. Und überhaupt möglich (aber für 4 bis 5 Milliarden Fr.) ist der Niveau-Canal nur auf dem Isthmus von Panama.

Nach de Belot soll der Bericht der Untersuchungs-Commission Anfang 1890 einem internationalen Congresse vorgelegt werden. Dieser würde von allen seefahrenden Nationen der Welt zu beschicken sein und die Stimmenzahl dieser Vertreter müßten nach der maritimen Bedeutung (Tonszahl aller Handels- und Kriegsschiffe unter der betreffenden Flagge) geregelt werden. Dieser, von möglichst allen Regierungen durch die besten Ingenieure, Seeleute, Kaufleute und Statistiker zu beschickende Congreß würde die Frage discutiren: ob der Niveau-Canal auf dem Isthmus von Panama erbaut werden soll und kann, und wie dieser Bau auszuführen, zu leiten und zu überwachen sei. — Nun meint aber Belot weiter, daß Graf Lesseps sich auf Grund der Beschlüsse dieses Congresses an die Regierungen aller seefahrenden Nationen wenden solle und sie ersuche, eine ihrem Seeverkehre entsprechende Quote der Baukosten zu übernehmen, aufzutreiben und 3% Zinsen (von denen event. 1/2% zur Amortisation zu bestimmen sei) für dieselben zu garantiren, d. h. also für sehr lange Zeit factisch zu zahlen.

Hier ist zu bemerken, daß ein solches Gesuch resp. Einladung auf viel ernsthaftere Berücksichtigung und sorgfältigere Prüfung durch die Regierungen rechnen könnte, wenn dasselbe von der französischen Regierung oder einem frei gewählten Ausschusse der Aktionäre und Obligations-Inhaber der Compagnie Universelle ausginge. Der Name des „Grand Français“ hat durch die Leistungen und Thaten der Compagnie Universelle, für welche er in erster Linie verantwortlich zu machen ist, selbst in Frankreich fast alle Bedeutung verloren, flößt kein Vertrauen

mehr ein. Für Nichtfranzosen genügt eine Durchsicht der elf General-Berichte, welche Lesseps auf den General-Versammlungen der Aktionäre der Compagnie Universelle vortrug, um einzusehen, daß diesem Manne und seinen Leuten die Weiterführung des Werkes nicht anvertraut werden darf! Zudem ist Herr v. Lesseps ca. 84 Jahre alt und seine Gesundheit schwer erschüttert. —

Was nun die voraussichtliche Haltung der Regierungen der seefahrenden Nationen einer solchen Einladung gegenüber betrifft, so kommen in erster Linie Nord-Amerika, England und Deutschland in Betracht. Daß sich Italien, Oesterreich, Rußland und Spanien einer solchen Coalition der seefahrenden Nationen anschließen werden, halte ich bei dem geringen Interesse dieser Staaten für die Ausführung dieses Projektes und bei der ungünstigen finanziellen Lage einiger von ihnen, für völlig ausgeschlossen. — Hier schiebe ich ein, daß englische Finanzblätter bereits 1879 warnend schrieben, daß die Erbauung eines Niveau-Canales durch eine Privat-Gesellschaft unmöglich sei. Diese großen Capitalien könnte nur eine Großmacht resp. eine Vereinigung von Großmächten zu erträglichen Zinsen (bis 4% incl. Amortisation) auftreiben.

Nord-Amerika wird nun voraussichtlich die Einladung ablehnen, da die ganz besonders unter der heutigen Regierung mächtige Vereinigung der „Eisenbahnbarone" überhaupt keinen Canal will und selbst den Nicaragua-Canal, der von der Eröffnung an fast ein nordamerikanischer sein wird, auf alle Weise zu hintertreiben, die Beschaffung der Gelder zu verhindern sucht. Noch weitere, gleichfalls sehr einflußreiche Kreise im Parlamente, der Finanzwelt und der Presse der Union wollen nur von einem unter dem direkten Schutze der amerikanischen Regierung stehenden interoceanischen Canale hören, interessiren sich auch nur für einen solchen. Staatsgelder wollen sie nur für einen auf nordamerikanischem Gebiete erbauten Canal verausgaben. Die europäischen Nationen, speciell England, Deutschland und Frankreich, haben ein Interesse daran, daß der Canal neutral sei und bleibe und unter der Aufsicht des Staates, auf dessen Gebiet er gelegen, stehe. Den Schiffen aller Nationen muß der Canal unter gleichen Bedingungen geöffnet sein und alle Seemächte müssen die Neutralität des Canales garantiren, im Kriegsfalle respektiren.

Daß man in den Vereinigten Staaten diese Frage anders beurtheilt, Vorrechte für die Regierung und die Schiffe der Union fordert, zeigte besonders der alte (December 1884), vom Senate zuletzt verworfene Vertrag Frelinghuysen-Zavala, welcher einem Verkaufe Nicaragua's an die Union ähnlich sah, und die in neuester Zeit gemachten

Versuche England zu einer Aenderung resp. Aufhebung des Vertrages von Clayton-Bulwer (April 1850) zu bestimmen*). Auch zeigt die Geschichte der Eroberung von Texas und Californien wie man in Washington mit Verträgen umspringt. Der neueste Vertrag mit Nicaragua, bekannt als Cardenas-Menocal-Vertrag (vom 23. März 1887), bewilligt zwar nur den unter nicaraguenser und costaricanischer Flagge gehenden Schiffen Privilegien**), doch darf man als sicher annehmen, daß die Sachlage sich bald nach Eröffnung des Canales im Interesse des Handels der Union ändern wird. Die Vortheile, welche die letzten Verträge mit Nicaragua und Costa-Rica der amerikanischen Canalgesellschaft garantiren, werden für noch nicht genügend gehalten und ist dies einer der Gründe, weshalb bisher alle Versuche zur Beschaffung größerer Summen zum energischen Beginn der Arbeiten am Nicaragua-Canale vergebens gewesen sind. — Von den sonst interessirten Staaten Amerikas sind die von Mittel-Amerika nur bereit eventuell den Nicaragua-Canal zu unterstützen; Columbia, Ecuador und Perú sind wegen ihrer jammerhaften Finanzlage ohnmächtig, Chile hat kein Interesse an der Existenz eines solchen Canales, wenigstens ist es sehr gering.

Daß die englische Regierung einer Einladung, einen Theil der Baukosten des projektirten Panama-Canales zu übernehmen, zustimme, ist nicht unwahrscheinlich. Politische und Handelsinteressen lassen es für England sehr wünschenswerth erscheinen, möglichst großen Einfluß auf den Canal zu gewinnen. Die Tonszahl der unter englischer Flagge durch den Canal gehenden Schiffe wird fast doppelt so groß sein, als die aller anderen Nationen der Welt außer Nord-Amerika zusammengenommen. England müßte also von den fehlenden 3 Milliarden mindestens $1\frac{1}{2}$ übernehmen. Für Deutschland liegt die Sache viel schwieriger, bedarf sie einer sorgfältigen Prüfung. —

Würde der Bau von England, Deutschland und Frankreich gemeinsam zu Ende geführt, leistete die deutsche Regierung einer derartigen Einladung der französischen Folge, so wäre damit ein gewaltiger Schritt zur Beseitigung der seit Jahren akuten Spannung zwischen beiden Nationen gethan, die Aussichten für die Erhaltung des europäischen Friedens für lange Zeit ganz wesentlich gebessert. — Es fragt

*) Man lese hierüber die Noten, welche James Blaine und später Frelinghuysen mit Lord Granville austauschte, abgedruckt im Bulletin du Canal Interocéanique Nr. 58—63, 79, 90, 110.

**) S. Senate (Un. St. of America) 50th. Congress, 1st. Session, Report No. 221. — Auch der Vertrag mit Costa-Rica (Zeledon-Menocal), vom Congresse dieser Republik am 9. August 1888 genehmigt, ist sehr günstig für die „Maritime Canal Company of Nicaragua“.

sich nun zunächst, wie groß das direkte Interesse Deutschlands an der baldigen Herstellung eines guten (d. h. Niveau-) interoceanischen Canales ist.

Wie stark die Zunahme des Verkehrs sein würde, zeigen die officiellen Angaben des statistischen Amtes der Vereinigten Staaten, wonach der Schiffsverkehr der Ostseite Amerikas und Europas mit den vom Pacifischen Ocean bespülten Ländern im Jahre 1879 = 2,671,886 und 1885 = 4,252,434 Tons betrug. Ein ganz gewaltiger Aufschwung der Holzausfuhr von Oregon und Alaska nach Europa ist durch den Canal zu erwarten, auch wird die starke Entwickelung des Küstenhandels (zwischen der Ost- und Westseite der Union, zwischen den Antillen, Mexiko und New-Orleans einerseits und der Westküste von Mexiko, Mittel-Amerika und Columbien andererseits) zur schnellen Erhöhung des Canal-Transits wesentlich beitragen.

Der Ansicht de Belot's, welcher pro 1890 einen Transit von höchstens 4,5 Millionen Tons für einen Niveau-Canal annimmt, kann ich nicht zustimmen. Ohne optimistisch zu sein, kann man bei der Eröffnung im Jahre 1890 auf 6—7 Mill. Tons rechnen und dürfte der Transit pro Jahr im Durchschnitt um 5% (nach Levasseur) zunehmen. Bei dem hohen Zolle von 15 Fr. pro Ton (Kubm. des unter der Wasserlinie befindlichen Schiffstheiles) wird der besonders für Deutschland sehr bedeutende Handel nach Chile, wenigstens für Valparaiso und die südlich gelegenen Häfen, fast immer durch die Magellans-Straße (auch die Mehrzahl der Postdampfer) oder um das Cap Horn gehen. Der Handel zwischen Chile und Europa und O.-Küste von N.-Amerika darf also nicht, wie dies im „Bulletin du Canal Interoc.“ *) öfter geschehen, beim Transit durch den Canal ganz in Rechnung gestellt werden, sondern höchstens zu 1/3. Sehr richtig führt de Belot (l. c. 69 f.) aus, daß nur ein kleiner Theil der französischen Exportartikel diesen hohen Zoll von 15 Fr. wird tragen können. Dasselbe gilt auch für viele deutsche Exportartikel. — Ich habe alle diese Momente hier kurz berührt, um dem Leser zu zeigen, daß eine nur annähernd richtige Beantwortung der Frage: welche Tonszahl, unter deutscher Flagge gehend, würde den Canal im Jahre 1895 benutzen? — sehr schwierig ist. Bei dem Mangel sicherer statistischer Daten aus den zunächst in Betracht kommenden Staaten der Westküste Amerikas ist dieselbe aber fast unmöglich. Ich will dies durch einige speciellere Betrachtungen zeigen.

*) Die letzte Nummer der Wochenschrift ist Nr. 227 vom 2. Februar 1889.

In die Häfen Mexikos liefen im Finanzjahre 1885/6 unter deutscher Flagge 36 Dampfer (46,756 Tons) und 35 Segelschiffe (12,491 T.) ein, und 34 Dampfer (44,162 T.) und 60 Segelschiffe (21,243 T.) aus*). Wie viel von diesem Verkehr aber auf die Häfen der Westküste kommt, ist nicht ersichtlich. Der Antheil kann aber nicht sehr bedeutend sein. Liefen doch in den wichtigen Hafen von Mazatlan nach derselben Quelle im Jahre 1887 nur 12 deutsche Schiffe (6100 T.) ein.

Nach mexikanischen Angaben**) liefen im Jahre 1886 in die Häfen der Republik aus Deutschland ein 37 Schiffe (22,696 T.) und aus nach Deutschland gingen 80 Schiffe (60,460 T.). Auch hiernach wäre der deutsche Schiffsverkehr mit Mexiko, der vom Canale profitiren könnte, gering. Dennoch ist dem nicht so, da deutsche Schiffe und deutsche Handelshäuser einen großen Theil der nordamerikanischen und englischen Waaren importiren. Nach mexikanischen Angaben***) kamen 1886 in die Häfen der pacifischen Seite 778 (680,244 T.) Schiffe unter fremder Flagge, und 770 (662,462 T.) liefen aus. Davon kann man als in Summa 150,000 Tons unter deutscher Flagge gehend annehmen, von denen etwa die Hälfte den Canal benutzen würde. — Aus Guatemala fehlen alle für diese Berechnung benutzbaren Daten. Vergebens habe ich die Berichte des Statistischen Amtes für 1887 und 1888 durchgesehen; im ersteren findet sich nur die Angabe, daß im genannten Jahre 25 Schiffe unter deutscher Flagge in die drei Häfen der pacifischen Seite einliefen. — Die Häfen von Nicaragua besuchten und verließen 1886 in Summa 14 Dampfer (22,000 T.) und 13 Segelschiffe (6,188 T.) unter deutscher Flagge. Der Ex- und Importhandel Costa-Ricas mit Deutschland erreicht 1888 einen Gesammtwerth von 1,128,273 Pes. Dieser Verkehr wird aber, sobald die Eisenbahn zwischen den centralen Hochebenen und dem Hafen von Limon am Atlantischen Ocean fertig ist, den Canal nur zu einem unbedeutenden Bruchtheile benutzen.

Diese Daten, die ich hier nicht weiter ausführen kann, werden dem Leser genügen, um ihm eine Vorstellung von den Schwierigkeiten zu geben, welche einem durch Zahlen erwiesenen Urtheile über die Wichtigkeit des interoceanischen Canales für den deutschen Handel entgegen stehen. — Nach sorgfältiger Durchsicht des besten vorhandenen Materiales (so weit mir dasselbe zugänglich) bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß den Canal 1886 ca. 400,000 Tons (incl. Kriegsschiffe)

*) Dtsch. Handels-Archiv 1888.

**) Bolet. Semestr. de la Estadist. de la Repúbl. Mexic. Año de 1888. Nr. 1. Mexico.

***) Estad. General de la Repúbl. Mexic. à cargo del Dr. Anton Peñafiel. Año III. Num. 3. Mexico, 1887.

unter deutscher Flagge passirt haben würden. Für 1895 dürfte man also auf ca. 800,000 Tons rechnen.

Auf den zweiten Vorschlag des Herrn de Belot zur Rettung der Canal-Gesellschaft, d. h. zur Beschaffung einer größeren, regelmäßigen Einnahme, durch die Cultur von Kaffee, Zuckerrohr, Bananen und Cacao auf einem Theile der 250,000 ht, welche die Regierung von Columbia der Compagnie Universelle in Darien und an der Grenze von Costa-Rica (zum Theil sogar auf dem Gebiete von Costa-Rica, wogegen der Vertreter dieses Landes, D. Man. M. de Peralta, sofort energisch protestirt hat) angewiesen hat, gehe ich hier nicht näher ein. Ich halte diesen Plan für übertrieben optimistisch. Meint doch Herr de Belot durch Ausgabe von 50 Mill. Fr. und mit Hilfe von Kulis in 2 Jahren eine jährliche Einnahme von 200 Mill. Fr. auf diese Weise erzielen zu können. In Wirklichkeit ist der Gewinn, welchen der tropische Ackerbau im Durchschnitte (für größere Gebiete berechnet) abwirft, viel geringer. So lese ich soeben in „De Indische Mercuur“ vom 29. Juni 1889 einen Bericht über die Einnahmen und Ausgaben des Ackerbaues der Colonie Suriname (Holländ. Guayana) im Jahre 1887. Die Einnahmen betrugen 2,352,105 holländische Gulden; davon waren aber nur 147,890 Gulden Reingewinn.

Die Vereinigten Staaten würden die vereinigten Großmächte, England, Deutschland, Frankreich nicht verhindern können den Niveau-Canal von Panama durch eine internationale, unter Controlle der drei genannten Mächte stehenden Privat-Gesellschaft und mit Zustimmung der Regierung von Columbia zu erbauen. Daß dieser Bau bei ehrenhafter, verständiger Leitung in ca. 5 Jahren für etwa noch 3 Milliarden Fr. in einer allen Anforderungen genügenden Art, also mit sanfter Neigung der Seitenwände (wo sie nicht sicher feststehend sind); 100 m Br. in der Wasserlinie und 50 m Br. am Grunde, bei 9 m Tiefe; sorgfältiger Regulirung und Ableitung der Flüsse, vollendet werden kann, ist nicht zu bezweifeln. Einigen sich also die drei Großmächte, denen sich eventuell das gleichfalls bei der Sache sehr interessirte Schweden-Norwegen durch Uebernahme eines Theiles der Baukosten anschließen würde, so wäre zur Bildung einer neuen, wahrhaft internationalen Gesellschaft zu schreiten, welche die Aktiva der Compagnie Universelle zu einem Preise übernehmen müßte, der auf Grund des Commissionsberichtes und der Beschlüsse und Ansichten des für Januar—Februar 1890 zu berufenden Congresses festgesetzt würde. Die ganzen Schulden und Verpflichtungen der Compagnie Universelle zu übernehmen, wie Herr de Belot zu erwarten scheint, ist ganz unmöglich.

Ist die Sache so weit gediehen, so dürfte die Regierung der Vereinigten Staaten den Bau des Nicaragua-Canales in die Hand nehmen, die Hälfte der Aktien — wie schon Senator G. F. Edmunds im Congresse meinte — selbst zeichnen. An Geld fehlt es nicht, lagerten doch Ende Juni 1889 über 650 Mill. Doll. im Staatsschatze zu Washington. Durch den Nicaragua-Canal würde aber die Rentabilität des Panama-Canales auf lange Zeit unmöglich gemacht, Deutschland hätte also für mindestens 30—50 Jahre 3% Zinsen für etwa 600 Mill. Fr. zu zahlen. An dieser Erwägung wird das ganze Unternehmen, dieser ganze Plan zur partiellen Rettung der Compagnie Universelle und zur Vollendung des Niveau-Canales von Panama scheitern. So groß ist das Interesse Deutschlands an der Herstellung eines guten interoceanischen Canales doch nicht, um für ganz unbestimmbare Zeit jährlich 14,4 Mill. Mk. Zinsen zu zahlen!

Bildet sich eine neue Privat-Gesellschaft ohne Garantie der Großmächte auf den Trümmern der Compagnie Universelle, so kann sie nur an die Erbauung eines Schleusen-Canales denken. Dieser wird nie rentiren, und nicht (wie geplant) allmälig in einen Niveau-Canal umgeändert werden können. Dem deutschen Kapitale ist dringend abzurathen Aktien oder Obligationen einer derartigen neuen Gesellschaft zu kaufen. Auch in den Vereinigten Staaten wird kein Geld für diese Gesellschaft aufzutreiben sein. — Um den Panama-Canal ist es also sehr schlecht bestellt, alle scheinbar möglichen Rettungsversuche werden wirkungslos sein. Die Aktien der Compagnie Universelle sind schon heut als werthlos zu betrachten.

Die französische Regierung, die jetzt von den ausgeplünderten Aktionären und Obligations-Inhabern stürmisch um Hilfe angegangen wird, kann diese in wirksamer Weise — durch Beschaffung eines Theiles der weiteren Baukosten vermittelst Zinsgarantie durch die Republik — nicht leisten, da sie einen ernsthaften Conflikt mit den Vereinigten Staaten vermeiden will und muß. Daß England allein Frankreich auch nur financiell zu Hilfe komme, ist gleichfalls höchst unwahrscheinlich. — Es bleibt also nur die schleunigste Liquidation zu empfehlen, damit die Obligations-Inhaber durch Verkauf der Gebäude in Paris und Panama, der Panamabahn-Aktien und der Maschinen und Materialien auf dem Isthmus noch etwa 10% ihrer eingezahlten Gelder retten. Von den Leistungen der Compagnie Universelle, von dem „genialen" Werke des Herrn v. Lesseps, wird nach 10—20 Jahren kaum eine Spur zu entdecken sein. Regen und Vegetation werden Alles zerstören, überdecken.

Bei dieser Sachlage richten sich wieder die Augen aller Inter-

essenten auf das Nicaragua-Projekt, dessen faktische Ausführung schon so oft versucht worden ist*). Man muß sie heut zu fördern suchen, da dieses Projekt — wie wir jetzt wissen — die einzige mögliche, das Baukapital verzinsende Lösung der Frage des interoceanischen Canales ist. Die wirksame Thätigkeit der „Maritime Canal Company of Nicaragua" wird außer den bereits oben angedeuteten Ursachen noch durch die Thatsache erschwert, daß die Leiter weder in sachkundigen noch in Finanzkreisen großes Ansehen und großen Einfluß genießen. Herr Menocal ist ein junger, cubanischer, sehr strebsamer Ingenieur, der aber seine Befähigung als Wasserbauer noch in keiner Weise dokumentirt hat und seine „Pläne" für den Nicaragua-Canal schon oft geändert hat**). Das Trace für die Ostsektion des Canales ist noch heut nicht als definitiv festgestellt zu betrachten. Es wäre wohl richtiger dem „Thalwege" im San Juan zu folgen, statt die Gebirge um das San Francisco-Thal zu durchbrechen***). — Herr Admiral Ammen ist ein tüchtiger Seemann und Officier, wird aber zur Leitung eines solchen Canalbaues für nicht competent gehalten. Commander Lull, einer der Autoren des neuen Nicaragua-Projektes, ist leider vor 5 Jahren gestorben. Die Kostenanschläge Menocal's mit 50—65 Millionen Doll. nimmt kein verständiger Mensch für ernsthaft. Da der Canal selbst bei 200 Mill. Doll. Kosten und nur 10 Fr. pro Ton an Zoll rentiren wird, weil er 1895 sicher auf 6 ½ Mill. Tons Transit rechnen könnte†), so wird es bei richtiger, vertrauenswürdiger Leitung nicht schwer sein das Baukapital in Nord-Amerika und Europa zu beschaffen. Herr Menocal muß aber die beiden Gesichtspunkte, die ihn bisher geleitet haben: den Canal möglichst billig und möglichst im Gebiete von Nicaragua zu erbauen, als unrichtig erkennen. Costa-Rica bietet der Canal-Gesellschaft dieselben günstigen Bedingungen wie Nicaragua.

Was die im heutigen Komitee befindlichen übrigen Herren betrifft, so haben sie sich nur mit geringen Summen (durchschnittlich 5000 Doll.) betheiligt und man nimmt in eingeweihten Kreisen an, daß dieses Ko-

*) Revue Colon. Internat. 1886. II pg. 182—189.

**) Die neueste Modifikation s. in Arbeit und Karte von R. A. Peary in „Dtsch. Geogr. Bl." Bremen, 1889. Heft 2.

***) S. m. kl. Aufs. in Peterm. Mitthlg. 1887 S. 133.

†) Man lese die Arbeiten von Commander H. C. Taylor im „Forum" Novb. 1888 und im Journ. of the Americ. Geogr. Society, 1888; verschiedene Artikel in der New York Evening Post, 1888; die Broschüre The Commerc. Geogr. of the American Inter-Ocean. Canal by Ch. H. Stockton, 1888; Nicaragua Canal discussion before the Americ. Associat. for the advancement of science 13th meeting held in New-York, August 1887. New-York, P. Putman's sons, 1887.

mitee nur das vom Congresse der Union ertheilte Privilegium an eine andere Gesellschaft mit Vortheil verkaufen will. Alle diese hier nur kurz angedeuteten Momente lassen es erklärlich erscheinen, daß es bis heut nicht gelungen ist in den Vereinigten Staaten nennenswerthe Summen für den Nicaragua-Canal aufzutreiben. — Es wäre sehr zu wünschen, daß anerkannt tüchtige englische und deutsche Wasserbauer jetzt nach dem Isthmus gingen und ein unabhängiges Gutachten über den Werth der Nicaragua-Route und die Art ihrer Erbauung abgäben. Ist dies geschehen und lautet dieses Urtheil günstig, ist die Trace definitiv festgestellt und sind die Kosten also zu übersehen, so wäre auch deutschem Kapitale zu rathen sich an diesem Unternehmen zu betheiligen.

Berlin 1. Juli 1889.

Politische Correspondenz.

Der Papst. — Frankreich. — Rußland und Deutschland. — Oesterreich und die Balkanstaaten. — Deutschland und England.

Berlin, Ende Juli 1889.

A Jove principium! — Diesmal haben wir einen Jupiter, von dem wir anheben, und dieser Jupiter ist seltsamerweise der Papst; also: a papa principium! Aber nur diesmal! Der Papst ist keineswegs geblieben, was symbolisch der alte Jupiter war: der erste Beweger der Welt. Er war es in der Epoche der Kreuzzüge, aber er hat lange, lange aufgehört, es zu sein. Die Kurie freilich hat die Veränderung, die sich langsam genug vollzog, niemals anerkennen wollen, die Veränderung, welche den römischen Stuhl von der Rolle der allgemeinen Weltmacht herunterdrückte zu der Rolle einer Existenz unter den anderen, einer Existenz, der viele koordinirt sind. Einen Fleck auf der Erde hatte unter allen Veränderungen der Zeiten das Papstthum behauptet, wo es alle die maßlosen Ansprüche, durch welche das Reich der Lebendigen vernichtet wurde, zur Wahrheit machte: Rom und den Kirchenstaat. Dafür schrieb auch Goethe von diesem Kirchenstaat vor hundert Jahren: man wundert sich, daß ihn nicht die Erde verschlingt. Nicht der Abgrund der Erde, aber die lebendige Bildungskraft der Geschichte hat seitdem den Kirchenstaat verschlungen. Nun erst hat das Papstthum den Widerspruch täglich vor Augen, der eigentlich theoretisch seine Stellung aufhebt, den Widerspruch, daß der Allgewaltige sich täglich in einer Umgebung sehen muß, die seiner Allgewalt spottet, seiner Flüche nicht achtet, bei seinen Segnungen ungerührt bleibt, wie bei einem Schauspiel. Das ist nicht nur für den päpstlichen Hof eine tägliche Demüthigung, es zwingt ihm auch den Gedanken auf, daß die Welt der Gläubigen, die, wenn sie auch nach Millionen zählt, doch nur eine Welt in der Zerstreuung ist, auf die Dauer den Punkt nicht entbehren kann, wo das unbeschränkt waltende Papstthum der gläubigen Phantasie die Wirklichkeit ihres Traumes darbietet. Man entgeht oft einem Widerspruch, wenn man ihn so grell abbildet, daß er als eine schnellvorübergehende Unmöglichkeit erscheint. So findet es das Papstthum gerathener, sich in der Kette der Gefangenschaft zu zeigen, als in der Tracht eines Alltagsbürgers, dem die Einschränkung durch die Welt zur Gewohnheit geworden.

Aber ein Gefangener, der seine Ketten zeigt, ohne daß die Schaaren der Gläubigen zur Befreiung herbeieilen, geräth in die allerschlimmste Rolle.

Da hat sich denn dem Papstthum, das schon so manchen Vorfall benutzt hatte, um daraus ein Zeugniß der ihm widerfahrenen Mißhandlung zu machen, ein ganz besonderer Anlaß dargeboten. Am 9. Juni wurde in Rom die aus den Beiträgen aller Gemeinden Italiens errichtete Statue Giordano Brunos enthüllt, auf demselben Platz, wo ihm vor dreihundert Jahren der Scheiterhaufen errichtet war. Einleuchtender kann es freilich der Kurie nicht vor Augen geführt werden, daß sie keine öffentliche Macht mehr ist. Und die Pilger, die zu dem Statthalter Christi wallfahrten, wie es auch um die Echtheit ihres Glaubens stehen möge, können kaum noch den Glauben heucheln, wenn sie unmittelbar vor der Pforte zum päpstlichen Palast an der Statue des Ketzers vorbei müssen, den einst der Papst in der Zeit seiner Macht ad majorem dei gloriam verbrennen ließ.

Wir schalten hier ein, daß die Giordano Bruno-Feier auch in Deutschland Anlaß zu einem jener vergeblichen Streite gegeben hat, um deren willen Goethe unsern Kontinent, den alten, beklagt. Ein Theil der Gebildeten Deutschlands bezeigte dem italienischen Volk, dessen König soeben bei seinem Besuch in Deutschland fast beispiellos geehrt worden, seine Sympathie auch aus Anlaß jener Feier. Dagegen erhoben sich zornig die Klerikalen beider Konfessionen, so wie die politischen Rückschrittsmänner.

Nichts ist leichter, als die Fehler und Einseitigkeiten jener vulkanischen Naturen herauszufinden, welche der Anbruch einer neuen Epoche der Menschheit im 16. Jahrhundert so zahlreich als Beweger der Zeit vor sich hersendete. Wir haben den Streit auch um deutsche Figuren dieser Zeit bei der Errichtung des Hutten-Sickingendenkmals sich erneuern sehen. Was Giordano Bruno betrifft, so hat im Dezemberheft des Jahrgangs 1883 dieser Jahrbücher A. Lasson ihn so unübertrefflich charakterisirt, daß wir uns ein erneutes Eingehen sparen können. Wir verfolgen also den Faden unserer jetzigen Betrachtung, indem wir nur die politischen Wirkungen der Giordano Bruno-Feier weiter ins Auge fassen.

Seit jener Feier betreibt die Kurie eifriger als je die Erörterung, daß es eine Nothwendigkeit für den Papst werden könne, Rom zeitweise zu verlassen. Es ist nicht das erstemal, daß diese Drohung ertönt, aber die Welt hat sich gewöhnt, sie immer weniger für Ernst zu nehmen. Heute hat die öffentliche Meinung auf die Erneuerung bereits mit der fast einstimmigen Versicherung ihrer Unmöglichkeit geantwortet. In der That ist es noch nicht zu lange, daß der Papst imstande gewesen wäre, durch seine Flucht aus Rom, die für ihn freilich immer ein sehr gefährliches Unternehmen war, dem Königreich Italien sehr ernste Verlegenheiten zu bereiten. In der Zeit, als Gambetta das Unternehmen plante, die radikale Partei Italiens zur Herrschaft zu bringen, um die romanische Schwester unauflöslich an die französische Republik zu ketten, d. h. zum untrennbaren Anhängsel dieser Republik zu machen, in dieser Zeit hätte

die Abreise des Papstes von Rom den Ausbruch einer radikalen Bewegung befördern können. Die Folge wäre vielleicht ein europäischer Krieg und die weitere Folge vielleicht eine Zertrümmerung des neuitalienischen Staates und eine zeitweise Wiederherstellung des Kirchenstaates gewesen. Heute aber giebt es in Italien kaum noch eine Partei, welche auf solche Weise den Anschluß an Frankreich will. Die wenigen Radikalen, welche dergleichen predigen, haben gar keinen Boden im Volke mehr. Wenn der Papst heute den Vatikan verließe, so würde die königliche Regierung den Palast mit seinen Schätzen in Obhut nehmen, das wäre alles. Der Papst aber würde sehr bald inne werden, daß seines Bleibens auf dieser irdischen Welt, die er als Statthalter Christi beherrschen will, nirgends mehr wäre. Denn nirgends würde man ihm mehr Spielraum zum Herrschen gewähren, als in Rom, und nirgends würde er weder die Peterskirche noch den Vatikan finden. Der Papst wäre für jede Regierung, auf deren Gebiet er seinen Wohnsitz nähme, eine Verlegenheit und ein unwillkommener Gast. Das hat man ihn so deutlich merken lassen, oder die Politiker der Kurie haben es schon so lange gewußt, daß sie bei ihren Anfragen an verschiedene Regierungen um die eventuelle Gewähr einer Zuflucht für den Papst, das Gesuch eigenthümlich zu motiviren sich gedrungen fühlten. Sie baten um die Verheißung einer Zuflucht, nicht weil der Papst in Rom unfrei sei, sondern weil dort beim Ausbruch eines europäischen Krieges ihn die Revolution bedrohen würde. Die treuesten Freunde des Papstthums unter den katholischen Regierungen haben darauf geantwortet, daß beim Ausbruch eines europäischen Krieges der Papst nirgends sicherer sein würde, als im Vatikan. Und das ist die reine Wahrheit.

Andererseits haben freilich die Politiker der Kurie Recht mit dem Instinkt, daß die eingeschränkte, geduldete, von einer ungläubigen Polizei nothdürftig geschützte Existenz des Papstes in Rom auf die Dauer den Glauben an das Papstthum in der ganzen katholischen Welt erschütlern muß. Aber wenn sie echte Politiker wären, würden sie andere Mittel suchen, diese Gefahr zu beseitigen, als den wiederholten Aufruf an das Mitgefühl der katholischen Welt, der auch in ihren anhänglichsten Theilen bei der heutigen Weltlage nichts unausführbarer erscheint, als die Veranstaltung eines Kreuzzuges für die weltliche Herrschaft des Papstthums. Die Politiker der Kurie, wenn sie wahre Politiker wären, würden die Erstarkung von Kräften befördern, von denen einst die Wiederbefestigung des Papstthums ausgehen könnte. Das Land der päpstlichen Hoffnungen bleibt trotz der Herrschaft einer atheistischen Republik die älteste Tochter der Kirche, jenes Frankreich, das eben das Jubiläum einer Revolution feiert, von der die größte Verfolgung des Papstthums ausgegangen ist.

* * *

Wer in der Lage ist, die Pariser Ausstellung zu besuchen, findet das Schauspiel entzückend. Ein politischer Waffenstillstand aber ist dadurch nicht herbeigeführt worden. Das Ministerium Tirard—Constans setzt mit einer Energie, die niemand mehr von einer gemäßigt republikanischen Regierung er-

wartet hatte, den Kampf gegen den Boulangismus fort. Die Nachforschung nach den Umtrieben Boulangers hat ein ausreichendes Material ergeben, um den Prätendenten sowohl vor dem zum Gerichtshof erhobenen Senat, als vor dem Kriegsgericht anzuklagen. Die Anklageschrift gegen Boulanger, Rochefort und Dillon, auf welche die Verfolgung bei dem Senat begründet werden soll, wurde am 17. Juli veröffentlicht. Aber durch wen wurde sie veröffentlicht? Etwa durch die Regierung? Diese hat die Vorbereitungen zur Einleitung des Prozesses noch nicht beendigt. Die Veröffentlichung erfolgte in Rocheforts Blatt l'Intransigeant, welches er im Exil fortfährt zu redigiren. Der Text der Anklageschrift sowie mannigfaltiges, ihr beigegebenes Begründungsmaterial ist also aus der Staatsdruckerei gestohlen und in die Hände der Boulangisten geliefert worden, ein deutlicher Beweis, wie das republikanische Beamtenthum in allen Schichten von dem Boulangismus durchfressen ist. Man hat Subjekte angestellt, die in der Republik durch radikales Geschrei ihr Glück machen wollten. Sie haben es gemacht, aber das Glück, das sie gewonnen, ist ihnen viel zu bescheiden. Sie suchen ein ausgiebigeres Loos bei einem Abenteurer, der alles verspricht. Man sieht, wie schwer die Aufgabe ist, welche das Ministerium Tirard—Constans unternommen. Daß sie nicht glücken könne, wollen wir nicht sagen und darf überhaupt niemand sagen. Der Energie, welche das Ministerium entfaltet, muß man volle Anerkennung zollen. Die Boulangisten, indem sie die gegen sie gerichteten Anklageschriften stehlen lassen und vorzeitig in ihren eigenen Blättern zur Veröffentlichung bringen, bezwecken damit, den Eindruck zu schwächen und ein Zeichen ihrer ungebrochenen Zuversicht zu geben. Das kann ihnen aber nicht viel helfen, wenn ihr Führer doch verurtheilt wird. Die Boulangisten ergreifen nun das Mittel, eine, alles in Frankreich Dagewesene übersteigende Verläumdungsfluth auf die herrschende Partei zu wälzen. Sie wollen damit beweisen, daß sie von Schurken verfolgt werden, die so arg sind, daß selbst die Beschuldigungen, womit die Boulangisten verfolgt werden, reines Linnen sind gegen die Wäsche, auf der die Thaten der Verfolger sich abfärben. Was kann die Folge dieses Manövers sein? Doch nur die, daß die Mehrheit der Franzosen, sofern sie bei diesen Parteikämpfen nur Zuschauer ist, zu dem Schluß kommt: diese Leute lügen und verlästern um die Wette; unmöglich kann dem ärgsten Lästerer der Sieg gebühren; vielmehr gebührt der Sieg dem, der die Waffen der Gewalt am geschicktesten und stärksten handhabt; an Lästerungen zu glauben und uns über die Dinge zu entrüsten, die sie für wahr ausgeben, haben wir längst verlernt, soviel schmutzige Wäsche es auch auf allen Seiten geben mag.

Wenn es nun auf die geschickte Handhabung der Gewalt ankommt, dann hat eine Regierung, die einmal besteht, immer einen großen Vorsprung, vorausgesetzt, daß sie sich nicht selbst verläßt. Daran ist bei dem Ministerium Tirard—Constans wohl nicht zu denken. Dieses Ministerium hat in der nun endlich geschlossenen Legislaturperiode zuguterletzt bei den Kammern noch ein Gesetz erlangt, durch welches mehrfache Wahlen für die Deputirtenkammer un-

gültig sind. Dadurch wird es unmöglich, daß der brave General sich gleichzeitig in vielen Arrondissements als Kandidat aufstellen läßt. Damit könnte er erreichen, daß alle auf ihn abgegebenen Stimmzettel zugleich ungültig würden. Durch das neue Gesetz ist den Wählern die Befugniß genommen worden, für einen Kandidaten zu stimmen, von dem sie wissen, daß anderwärts für ihn gestimmt wird. Das Arrondissement, das zuerst einen Namen nennt, erwirbt damit das Recht auf die Betreibung der Kandidatur und auf die Gültigkeit der Stimmzettel. Dieses Rechtes der ersten Besitzergreifung kann ein Arrondissement nur verlustig gehen, wenn der Kandidat ausdrücklich erklärt, daß er hier die Kandidatur ablehnt, dort aber sie annehmen will. Erklärt er sich darüber nicht, wo er annehmen will, so sind die für ihn abgegebenen Stimmen überall ungültig.

Das ist ein gutes Gesetz gegen einen Feind, wie den Boulangismus. Es ist schwer mit Stimmen zu prunken, die vor dem Gesetz ungültig sind. Bei solcher Lage der Dinge muß man sich nach andern Waffen umsehen.

Eine solche Waffe glaubten die Boulangisten bei der am 28. Juli stattfindenden Wahl der Generalräthe schmieden zu können. Die französischen Departements zerfallen bekanntlich in Arrondissements und Cantons. Ganz Frankreich, mit Ausnahme der Kolonien, enthält 3058 Cantons. Jeder Canton wählt ein Mitglied zum Generalrath seines Departements. Alle drei Jahr findet die Erneuerung der Generalräthe zur Hälfte statt. Demnach hatten am 28. Juli d. J. 1429 Cantons je 1 Mitglied des Generalraths für ihr Departement zu wählen. Nun schreibt das Gesetz vor, daß in den Generalrath nur Männer gewählt werden können, die im Departement ansässig sind. Aber die Boulangisten beschlossen, sich über diese Vorschrift hinwegzusetzen und die Kandidatur ihres Generals in soviel Cantons aufzustellen, als er irgend Aussicht hätte, gewählt zu werden. Denn bei den Cantonalwahlen sind die auf einen gesetzlich nicht wählbaren Kandidaten abgegebenen Stimmen nicht von vornherein ungiltig. Vielmehr muß der Wahlkommissar die vollständigen Wahlakten nach Paris an die zur Entscheidung über die Generalrathswahlen zuständige Senatskommission schicken. Diese kann dann freilich gemäß dem Gesetz aussprechen, daß ein Kandidat, obwohl er die Mehrheit der Stimmen erhalten, nicht in den Generalrath berufen werden kann, aber die Kommission muß doch vor dem Lande konstatiren, wen die Mehrheit der Wähler erkoren. Darauf bauten die Boulangisten ihren Plan. Es sollte konstatirt werden, daß der Angeklagte, welcher demnächst vor dem Senat als dem für Hochverrath zuständigen Gericht sich zu verantworten haben wird, durch den nämlichen Senat als Vertrauensmann der Mehrheit des französischen Volks oder doch eines sehr großen Theiles desselben habe anerkannt werden müssen. Allein ehe die Schlacht geschlagen wurde, verloren die Boulangisten bereits den Muth. Sie hatten anfangs davon gesprochen, den General in 80 Cantons wählen zu lassen, in denen er seine Kandidatur aufstellen sollte. Die Boulangisten prahlten, diese 80 Cantons seien nur die ganz selbstverständlichen, der General werde

aber noch in vielen anderen gewählt werden, ohne seine Kandidatur aufgestellt zu haben. So hieß es, als man noch guten Muthes war. Aber plötzlich wurde der Spieß herumgedreht. Nun hieß es, der General werde seine Kandidatur nirgend aufstellen, um die Wähler nirgend zu beschränken. Das Auskunftsmittel der Verlegenheit war erkennbar genug. Man fürchtete zu unterliegen, wo man sich des gewissen Sieges berühmt. Man wollte also lieber das Glück nehmen, wo es sich erhaschen ließ, und wo es sich nicht erhaschen ließ, da wollte man sagen, man habe garnicht gehascht, mit anderen Worten: da sei der General wider seinen Willen aufgestellt worden, und so habe ein Theil seiner Anhänger garnicht für ihn gestimmt. Das war so ein kluges Mittel, wie sie die Verlegenheit vergeblich erfindet. Die Schlacht ist geschlagen worden, und der brave General nur in 12 Cantons gewählt. In einer Anzahl von anderen Cantons hofft man ihn noch in die Stichwahl zu bringen. Aber das ganze Ergebniß ist, wie man sieht, für den braven General kläglich und eröffnet für die Wahlen zur Deputirtenkammer die schlechtesten Aussichten. Anfangs suchten die Boulangisten ihre Niedergeschlagenheit ob der Niederlage zu verbergen, aber bereits thun sie es nicht mehr. Es heißt mit einem Male, Boulanger fürchte, daß die französische Regierung auf Grund des gegen ihn aufgebrachten Anklagematerials von England seine Auslieferung wegen gemeiner Verbrechen verlangen werde. Um der Auslieferung zu entrinnen, soll er mit dem Plan umgehen, nach Amerika zu flüchten. Das wäre dann allerdings wohl nicht der Anfang, sondern das Ende des Endes. Doch ist es soweit noch nicht.

Aus der Anklageakte dürfen wir einen merkwürdigen Punkt hervorheben. Der Leser erinnert sich des 8. Juli 1887. An jenem Tag sollte Boulanger von dem Lyoner Bahnhof in die ihm angewiesene Garnison abreisen, wurde auf dem Bahnhof aber von einer ihm zujubelnden Menge zurückgehalten, die ihn beinahe erdrückt hätte, bis er endlich halb ohnmächtig ihren Armen und Augen entzogen wurde und auf einer abgespannten Lokomotive entfloh. Nach der Ansicht des Staatsanwaltes war die Absicht gewesen, Boulanger im Triumph in das Elysee zu tragen und zum Haupt der Republik auszurufen. Genau so haben wir im Augustheft 1887 die Vorgänge jenes Tages aufgefaßt, bis auf einen, freilich nicht unerheblichen Unterschied. Der tapfere General und künftige Nationalheld benahm sich an jenem Tage so hasenherzig, wurde so ängstlich unter den Liebkosungen seiner Anhänger, daß er Eau de Cologne verlangte, wofür man ihm Bier reichte, wodurch ihm seine Lebensgeister einigermaßen aufzufrischen gelang. Dieses Benehmen schien uns undenkbar bei einem Mann, der den Plan gefaßt hat, an diesem Tage die gefährliche Diktatur des unruhigsten Volkes zu usurpiren. Wir nahmen deshalb an, der General sei in das Komplot gar nicht eingeweiht worden. Vielmehr hätten Panslavisten und Derouledisten ihn malgré lui zum Diktator machen wollen; der Plan sei gescheitert, weil die Verschwörer zuviel dem Zufall und der spontanen revolutionären Entwickelung überlassen, die in Frankreich so leicht entsteht, wenn die

Massen einmal in Bewegung gesetzt und mit der bestehenden Gewalt in Konflikt gebracht worden sind. Der heutige Staatsanwalt ist jedoch anderer Ansicht. Er hält den General für den Mitwisser, wenn nicht für den Urheber des Komplots vom 8. Juli. Man muß gestehen, daß die Feigherzigkeit, welche der General an jenem Tage in einem für einen Soldaten überraschenden Grade gezeigt, ein starkes Entlastungsmoment für ihn bildet. Hätte er um Alles vorher gewußt und sich dennoch so schwachnervig bis zu Ohnmachtsanwandlungen geführt, so ginge seine Unfähigkeit zur Aktion noch über die Robespierres, der sich, wenn eine von ihm selbst mitgeplante Aktion zur Ausführung kam, hinter den Ofen verkroch.

Sei dem wie ihm sei, der General wird weder, wenn er des Komplots überführt wird, noch wenn seine an jenen Tag bewiesene Feigheit ihn der Mitwissenschaft entlastet, als ein Held dastehen. Mehr als alle Unterschleife, um nicht zu sagen Diebstähle, deren die Anklage ihn beschuldigt, wird seine je länger je weniger zu verbergende Unfähigkeit zur persönlichen Leitung irgend einer Aktion ihn in den Augen der Franzosen jedes künstlichen Nimbus entkleiden. Und dennoch dürfen wir nicht sagen: er hat ausgespielt. Irgend eine geschickte Komödie oder ein günstiger Zufall kann ihn noch einmal emporheben. Aber die Zeit, die dem General bleibt, ist nicht mehr lang. Es heißt, im September, vielleicht gar im August sollen die Deputirtenwahlen stattfinden. Wenn diese dem Boulangismus keine Erfolge bringen, so ist es doch wohl mit diesem sonderbaren Phänomen vorbei. Die Republik wäre damit noch nicht befestigt, sondern zunächst würden die monarchischen Parteien, getrennt oder vereinigt, ihre eigene Fahne entfalten, anstatt die Fahne Boulanger zum Lockmittel und Versteckmittel zugleich zu gebrauchen. Warten wir ab.

Vor dem Schluß einer parlamentarischen Session in der es durch die absichtlichen Ungezogenheiten der Boulangisten mehr als einmal beinah zu Thätlichkeiten gekommen, hat Frankreich doch noch außer dem schon erwähnten Gesetz über das Verbot der mehrfachen Wahlen zur Deputirtenkammer ein anderes sehr wichtiges Gesetz von der 1885 erwählten Kammer erhalten: nämlich das Militärgesetz. Man weiß, wie lange die Anläufe zur Reform des ersten Militärgesetzes der Republik, welches sich nicht bewährt hatte, gedauert haben. Das nunmehr abgeschaffte Gesetz ordnete eine fünfjährige Dienstzeit an, stellte aber daneben eine Klasse von Dienstpflichtigen — deuxième portion — mit nur einjähriger Dienstzeit auf. Man kam bald dazu, diese deuxième portion für gänzlich unbrauchbar zu halten. Das erste Kriegsgesetz der Republik hatte aber noch andere Mängel, namentlich die gänzlich mißlungene Einführung des Instituts der einjährig Freiwilligen. Diese Einjährigen sind nicht zu verwechseln mit den Einjährigen der deuxième portion. Die letztere war zu einer Art Reserve bestimmt, die freiwillig Einjährigen dienten in der Linie, in der sie aber nur als ein auflösendes Element gewirkt haben sollen durch ihre Absonderung, Verschwendung, Lässigkeit im Dienst und Bestechung.

Nachdem schon mehrere Reformpläne vorgelegt worden, brachte Boulanger

als Kriegsminister den umfassendsten von allen ein, dem übrigens eine Idee Gambettas zu Grunde lag. Nach diesem Entwurf sollten alle Franzosen eine dreijährige Dienstzeit bei der Linie ableisten und dann ebenso sämmtlich durch alle weiteren Stufen der Dienstpflicht hindurchgehen. Der Entwurf Boulangers ist nun doch wesentlichen Modifikationen unterworfen worden. Die allgemeine dreijährige Dienstzeit ist eingeführt, aber die Herabsetzung derselben auf ein Jahr ist der Kriegsverwaltung gestattet für die Studirenden aller Fächer, obwohl man einen anderen Ausdruck gebraucht hat. Anstatt von allen Studirenden zu sprechen, spricht man von den Religionsdienern, von Studirenden des öffentlichen Unterrichts und der freien Berufe. Damit hat man also die Theologen, Juristen, Mediziner und die Studirenden der Lehrfächer beisammen. Immerhin reicht der bloße Besuch der Universität nicht hin, die Vergünstigung der einjährigen Dienstzeit zu erlangen, welche überhaupt kein gesetzliches Recht bildet, sondern von dem Kriegsminister mit allen Nachweisen in jedem besondern Fall erbeten und gewährt werden muß, also auch **nicht** gewährt werden **kann**. Die Gesammtdienstpflicht, schon bisher sehr lang, ist noch um fünf Jahre erhöht. Von nun an hat jeder Franzose zu dienen: 3 Jahr in Anfangspräsenz bei der Linie, 6½ Jahr in der Reserve, 6 Jahr in der sogenannten Territorialarmee, endlich 9½ Jahr in der Reserve der Territorialarmee, macht zusammen 25 Jahre. Der Uebergang zu dem deutschen System der Einstellung der Dienstpflichtigen in die Truppentheile der Heimathslandschaften war von der Kammer beschlossen, ist aber von dem Senat zurückgewiesen worden; die einjährig Freiwilligen hat man abgeschafft, die Vergünstigung einjähriger Dienstzeit bezieht sich nur auf die Anfangspräsenz, für alle folgenden Stufen der Dienstpflicht sind die Einjährigen den Dreijährigen gleichgestellt.

Wir wollen in eine Beurtheilung dieses Gesetzes vom technischen Standpunkt nicht eintreten. Wir begnügen uns hervorzuheben, daß in Frankreich bei den höheren Offizieren die Befürchtung sehr verbreitet ist, der man ja Ausdruck geliehen, seit von einer dreijährigen Dienstzeit die Rede, daß diese Dienstzeit nicht ausreiche, aus dem Franzosen trotz seiner guten soldatischen Anlagen schon einen Soldaten zu machen. Dagegen fällt Jedem in die Augen, daß die Länge der Gesammtdienstzeit der französischen Kriegsverwaltung ein scheinbar unerschöpfliches Menschenmaterial zur Verfügung stellt. Man muß indeß abwarten, ob die Zukunft, für die man ja durch die Vervollkommnung der Kriegsmittel häufig eine Abkürzung der Kriege erwartet, Kriege von solcher zeitlichen Ausdehnung sehen wird, daß jenes Menschenmaterial zur Verwendung kommen kann. Keinem Volk ist zu verargen, wenn es sich die Ausdauer im Kampfe zum Verbrauch jenes Menschenmaterials zutraut. Dem kaltblütigen Beobachter wird die Wahrscheinlichkeit solcher ausdauernden Kämpfe bei der durch so viele Momente geförderten Intensität der künftigen Kriegführung nicht einleuchten.

* * *

„Deutschland und Rußland seit dem Berliner Kongreß", oder vielleicht richtiger „seit dem Frankfurter Frieden", wird eines der merkwürdigsten Kapitel

der Geschichte des 19. Jahrhunderts heißen. Nicht bloß dem in die Geschäfte Eingeweihten, sondern schon dem guten Beobachter ist dieses Kapitel übrigens in seinem bisherigen Verlauf bereits durchsichtig. Nur verbieten Patriotismus und Klugheit, es der Oeffentlichkeit zu übergeben. Wir beschränken uns auf den Lauf der Tagesereignisse, wie sie in die Augen fallen. Der letzte Konversionsversuch russischer Eisenbahnprioritäten auf dem deutschen Markt scheint mißlungen zu sein, Dank den wieder einmal kräftig ertönenden Warnungen der als offiziös verdächtigten Presse. Man überhäuft diese Presse mit Vorwürfen, daß sie das schöne Verhältniß Rußlands zu Deutschland vergifte. Das ist doch unerhört, wenn man das langjährige, durch so viele Momente genährte Mißtrauen des deutschen Volkes gegen Rußland bedenkt.

Da wir das Kapitel „Rußland und die offiziöse Presse" einmal berühren, so sei folgende Bemerkung eingeschaltet. Bei der offenbaren Feindseligkeit der russischen Gesellschaft gegen das Deutsche Reich, wie es aus dem deutsch-französischen Krieg hervorgegangen, würde allerdings dem deutschen Volk und seiner Regierung nichts besser anstehen, als eine stolze und ruhige Haltung, welche gar nicht thut, als ob von dieser Seite eine Gefahr kommen könnte. In der That, eine solche Haltung wäre zugleich die würdigste und die klügste. Es giebt nur leider einen traurigen Uebelstand, der sie durchaus unmöglich macht. Dieser Uebelstand wird gebildet durch das Emporkommen eines Kreises deutscher Bankhäuser, welche durch das wiederholte Unterbringen russischer Anleihen auf dem deutschen Markt unter die Weltmächte des Geldmarktes emporgestiegen sind. Die Kapitalbildung des deutschen Volkes in den letzten Jahrzehnten ist eine erstaunliche gewesen, es tritt noch hinzu, daß zahlreiches Kapital, welches in Eisenbahnanlagen u. dergl. Verwendung fand, nach dem nahezu vollendeten Ausbau des Eisenbahnsystems neue Verwendung sucht. Da fanden sich denn naturgemäß das Geldbedürfniß des russischen Staats und das Kapitalangebot des deutschen Marktes zusammen, wie Ueberfluß und Mangel. Durch diese ungeheure Anlagevermittlung konnten wohl Geldmächte ersten Ranges entstehen. Der Prozeß könnte noch lange fortgehen. Denn weder das russische Kreditbedürfniß, noch die deutsche Kapitalbildung und ihr Anlagebedürfniß sind erschöpft. Nur leider ist inzwischen offenbar geworden, daß die russische Gesellschaft kein heißeres Verlangen hat, als die Zertrümmerung der deutschen Macht. Wir wiederholen: es wäre nichts klüger, als den ungeberdigen Aeußerungen dieses Verlangens unbekümmerte Verachtung entgegenzusetzen. Aber mehr als Wahnsinn ist es freilich, dem Verlangen jener unzurechnungsfähigen Spieler die Mittel zu ihren gefährlichen Versuchen aus dem deutschen Kapitalüberfluß in den Schoos zu werfen. Die Banquiers aber wollen nicht einsehen, daß die schöne Zeit der Ueberschwemmung Deutschlands mit russischen Papieren einstweilen vorüber ist. Sobald daher eine offizielle Stimme laut wird: „von Rußland droht keine Gefahr, niemand meint es besser mit uns als Rußland", so posaunt die Banquierpresse die Ironie als baare Münze aus und ruft: „kauft russische Papiere, es giebt keinen zuver-

lässigeren Freund für uns als Rußland, bis in Ewigkeit werden wir uns in den Armen liegen". Wir haben bereits ausgeführt, daß die deutsche Regierung nicht im Staats-Anzeiger das deutsche Publikum vor dem Ankauf russischer Papiere warnen kann, wenn sie nicht den Bruch unvermeidlich machen will, den sie immer noch Grund haben kann, für vermeidlich zu halten. So kommen denn die offiziösen Warnungen. Dann schreit wieder die Banquierpresse: „also Krieg, Krieg, Panik!" Dann schallt es wieder: „An Krieg ist nicht zu denken, wir fürchten nichts". Dann triumphirt wieder die Banquierpresse: „also Freundschaft, Friede, kauft, kauft russische Papiere!"

Es ist ein recht klägliches, recht beschämendes Schauspiel, aber wer könnte es ändern? Die Herren Banquiers müßten plötzlich Helden an Einsicht und Patriotismus werden; das ist kein leichtes Stück. Die Regierung kann das Schauspiel nicht ändern, denn ihrerseits die Gefahr anerkennen, heißt den Ausbruch bei den Haaren herbeiziehen. Wir werden uns also auf die Fortsetzung des kläglichen Schauspiels für eine gewisse Zeit noch gefaßt machen müssen.

Die neueste Wendung desselben ist, daß die Banquierpresse plötzlich behauptet, bei den letzten Konversionen seien die russischen Papiere von dem deutschen Markt sämmtlich abgestoßen worden. Das ist so ungeheuerlich, daß man es lesen muß, um zu glauben, daß es gedruckt werden kann. Man hat neuerdings Schaustellungen gesehen, wo eine erwachsene Person, meist eine schön gekleidete Dame, den Augen des Publikums vorgestellt wird und vor diesen Augen verschwindet, in Luft zerfließt; man weiß nicht, wie es zugeht. Wo sollen denn die russischen Werthpapiere im deutschen Besitz, die sich nach dem Eingeständniß der Banquierpresse auf Milliarden beliefen, hingekommen sein? Hat Frankreich sie aufgenommen, hat es England, Holland oder wer sonst? Nach Rußland können sie doch nicht zurückgeströmt sein, dort hätte man sie garnicht ausströmen lassen, wenn Kapital genug vorhanden wäre, dem Staat das Geld zu leihen, dessen er immerfort bedarf. Ferner weiß man ja, daß der französische Geldmarkt gegen russische Papiere von je sich spröde gezeigt. Man weiß, daß die konvertirten Papiere der Anleihe von 1877 nach anfänglicher Aufnahme mit aller Macht wieder abgestoßen wurden, man weiß, daß die Konversion der Eisenbahnanleihen in Frankreich einem unempfänglichen Boden begegnete. Die neueste Konversion der Prioritäten, welche in Deutschland mißlang, hat diese Prioritäten einfach in russischen Händen gelassen. Von England weiß man, daß der dortige Markt schon seit 1885 die russischen Papiere abgestoßen. Wohin also sollen die Milliarden russischer Papiere gekommen sein, die sich in deutschen Händen befanden, wenn sie da nicht geblieben sind? Es ist schlimm für ein Land, wenn solche Behauptungen gewagt werden können, die jedem Augenschein und allem gesunden Menschenverstand widersprechen.

Richtig ist, daß die Durchschneidung allen wirthschaftlichen Verkehrs zwischen Deutschland und Rußland einen gemeinsamen Schaden herbeiführen muß; aber der Schade ist nicht die Ursache künftiger Konflikte, sondern die Folge des drohenden Konflikts. Man wendet den Konflikt sicherlich nicht dadurch ab, daß

man der russischen Kriegspartei die Ausbeutung der wirthschaftlichen Kräfte Deutschlands gestattet.

Die russisch-deutsche Spannung erzeugt noch andere wunderliche Erscheinungen außer dem Kampf der deutschen Banquierpresse gegen die politische Vernunft. Am Morgen des 7. Juli brachte die Nordd. Allg. Ztg. ein Citat aus den Schriften des größten Kriegslehrers, worin er ausspricht, daß der Krieg nur die Fortsetzung der Politik eines Staates sein darf, wenn er nicht ein leeres und gefährliches Experiment sein soll. Sofort bemächtigte sich ein großer Theil der deutschen Presse dieses Citates, um zu behaupten, nun sei es gewissermaßen amtlich eingestanden, daß in Deutschland eine Militärpartei existire, welche gegen den Kanzler den Krieg mit Rußland beschleunigen wolle. Welch ein blindes Rennen auf ein eingebildetes Ziel! Der Satz des Generals v. Clausewitz, gewiß eine der tiefsten Wahrheiten der höheren Politik, welche Anwendung muß er auf die heutige Lage finden? Versteht es sich denn von selbst, daß aus ihm die Vermeidung des Krieges mit Rußland folgt? Wer mit dem Geist des Generals v. Clausewitz vertraut ist, der kann keinen Augenblick zweifeln, daß der General unter den heutigen Umständen den Präventivkrieg gegen Rußland fordern würde. Hat er ihn doch gegen Napoleon gefordert, von dem er mit Recht die Absicht baldiger Vernichtung der Reste preußischer Selbständigkeit annahm, in den verzweifelten Umständen der Jahre 1809 und 1811. Der große Kenner der Natur des Krieges hat gleichwohl die Saaten der damaligen Weltgeschicke nicht richtig gedeutet. Was seinen und seiner Freunde Rathschlägen sich widersetzte, war die Feigheit, nicht die Erkenntniß der unausbleiblichen Entwicklung des Weltzustandes. Aber hätte es damals einen Mann von dem Scharfblick eines Bismarck gegeben, so hätte er vielleicht gesagt: unsere arme, bis auf die letzten Reste zertretene Selbständigkeit wird dennoch länger dauern, als die durch Wahnwitz jeden Augenblick dem Untergang ausgesetzte napoleonische Weltherrschaft. So mag heute der deutsche Staatsmann denken, daß aller Vorsprung der russischen Rüstungen vor den deutschen nichts bedeutet gegen die fortschreitende innere Zersetzung des russischen Staatswesens. Hätte er aber einen Clausewitz unter seinen Rathgebern, so würde er ihn bekämpfen müssen, weil dieser Clausewitz immerfort auf die wachsenden Gefahren des russischen Vorsprungs hinweisen würde. Wenn der Krieg unter allen Umständen nur ein Mittel der Politik sein darf und weiter nichts, oder vielmehr, weil der Krieg das Höchste ist, was er sein kann, wenn er Mittel der Politik ist, so kommt Alles darauf an zu beurtheilen, welcher Mittel die Politik in einem gegebenen Moment bedarf. Die Männer, welche heut auf den Präventivkrieg gegen Rußland dringen, verkennen keinen Augenblick, daß der Krieg nur ein Mittel der Politik sein darf, und sie halten es für ein Gebot der deutschen Politik, nicht länger mit der Rettung ihres Staats zu zögern. Mit diesem Urtheil können sie sehr Unrecht haben, und der deutsche Staatsmann hat wahrlich verdient, daß man seinem entgegengesetzten Urtheil das größere Vertrauen schenkt. Aber es ist doch eine Gedankenlosigkeit ohne Gleichen, aus

dem erwähnten Satz des Generals von Clausewitz wie eine selbstverständliche Folge abzuleiten, daß Deutschland jetzt keine höhere Aufgabe habe, als den Krieg mit Rußland zu vermeiden.

Seit Wochen ist das wichtigste Thema der deutschen Presse, ob, wann und wohin der russische Kaiser nach Deutschland kommt, um den im vorigen Sommer empfangenen Besuch unseres Kaisers zu erwiedern. Wir wagen die Behauptung, daß dieser Besuch, ob er stattfindet oder nicht, politisch ganz gleichgültig ist. Wenn Alexander III. kommt, so wird die Banquierpresse natürlich dem Publikum einzureden suchen, vor dem Hauche der Herrscher sei nunmehr auch das letzte Wölkchen von Gefahr und Irrung zerstoben. Wir machen keinen Versuch, der Banquierpresse ihre Gläubigen zu entreißen. „Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen", aber für diese Wenigen ist wohl nichts klarer, als daß die Krankheit eines Riesenleibes, die in ungestümen Ausfällen Abhülfe sucht, nicht durch den Hauch eines Mannes geheilt werden kann, und würde er auch für den autokratischen Lenker jenes Leibes angesehen. Kommt Alexander III. nicht, so wird man das gewiß zu Börsenmanövern ausbeuten, ohne den Prozeß allmählicher Abstoßung der russischen Papiere mit ruhiger Beharrlichkeit fortzusetzen. In Wahrheit hätte das Ausbleiben dieses Besuches nichts zu bedeuten. Es steht keineswegs im Codex der Höflichkeit geschrieben, wie bald ein Besuch erwiedert werden muß, ja nicht einmal, daß er überhaupt unter allen Umständen erwiedert werden muß. Der Kaiser von Rußland hat, wenn er sie geltend machen will, die triftigsten Entschuldigungsgründe, er kann sogar sagen: es ist nur höfliche Besorgniß, wenn ich nicht zu Euch komme; denn mein Kommen legt Euch nur unbequeme Veranstaltungen auf und zieht Euch selbst nach diesen Anstalten noch bösartige Gefahren auf den Hals.

Dieser Besuch sollte die deutsche Presse, wenn sie das Selbstgefühl eines großen Volks zum Ausdruck brächte, wahrlich nicht beunruhigen.

* * *

Die Dinge auf der Balkanhalbinsel gehen ihren wunderlichen Gang, doch ist aus dem letzten Monat wenig zu berichten. In Serbien schien die russische Partei immer höher emporzuwachsen, man sprach täglich von Rückkehr der Königin Natalie. Dagegen hieß es freilich, Milan, der sich in Constantinopel befand, werde selbst nach Belgrad kommen. Wochenlang wollte niemand an das Gerücht glauben, da erschien am Morgen des 24. Juli Milan in Belgrad, von seinem Sohn, von den anwesenden Mitgliedern der Regentschaft, von anderen Würdenträgern und von fremden Gesandten empfangen. Vor seiner Ankunft hatte man klug auseinandergesetzt, er werde nicht kommen, weil er nichts ausrichten könne. Nun ist er gekommen, und wir wollen abwarten, was er ausrichtet. Als Grund seines Kommens giebt er die bei der Abdankung ausdrücklich vorbehaltene Pflicht an, die Erziehung des Sohnes zu überwachen, d. h. sich von ihrem Gang von Zeit zu Zeit zu überzeugen. Es scheint doch in der That, daß der junge König Alexander dem Vater ein großes Vertrauen schenkt und von der Zweckmäßigkeit seiner Rathschläge durchdrungen ist. Wenn

nun seit Milans Abreise die russische Fluth in Serbien unaufhaltsam zu steigen schien, so ist es wohl natürlich, daß der junge König den Vater zu hören wünscht, ob dessen Politik noch ferner befolgt werden kann und mit welchen Mitteln sie eventuell zu behaupten ist. Daß Milan nach Belgrad gekommen, beweist, daß er sich noch nicht aller Rathschläge baar und ledig fühlt. Was er rathen wird, wollen wir nicht zu errathen suchen. Ristitsch, den er als Hauptstütze seiner Politik zum ersten Regenten eingesetzt, hat sich dem Eindringen der russischen Fluth gegenüber höchst zweideutig benommen. Wir haben in der vorigen Correspondenz eine Erklärung versucht. Indeß hat der kluge Slave sich noch nicht an die russische Politik öffentlich gebunden. Er kann noch zurück, wenn er es für rathsam hält. Einstweilen war er krank geworden schon vor Milans Ankunft, um den Entscheidungen in Belgrad vorläufig aus dem Wege zu gehen. Zur Zeit weilt er in dem Bade Vranja. Dorthin geht Milan mit einem Mitglied der Regentschaft und mit einigen Ministern, um mit Ristitsch zu berathen. Ein Bruch ist also noch nicht erfolgt. Man kann annehmen, daß Milan in Wien und anderwärts größeres Vertrauen genießt, als Ristitsch. Daher wird Milan vielleicht imstande sein, den einen oder den anderen Schleier wegzuziehen, der Ristitschs Auge verdunkelt hatte, so daß es keinen Ausweg mehr erblickte, als in die Arme Rußlands.

Wir gerathen hier auf den Boden der Conjectur und wollen daher Halt machen. Die Dinge auf der Balkanhalbinsel dürfen wir aber gerade in diesem Augenblick nicht aus dem Auge lassen. Wir können über manches Ereigniß der Zeitgeschichte hinweggehen, das an sich nicht ohne Belang ist, und wir machen von dieser Fähigkeit Gebrauch. Denn wir wollen die heutigen Ereignisse nur nach ihrer Beziehung auf die große Katastrophe betrachten, die, wie sie auch erfolgen mag, den Mittelpunkt der heutigen Weltbewegung bildet. Zu dieser Katastrophe stehen die Vorgänge auf der Balkanhalbinsel in der innigsten Beziehung. Ein Theil der Panslavisten unterwühlt unablässig die dortigen Zustände, weil ja die Balkanhalbinsel ein großes, wenn auch nicht das größte Objekt des Panslavismus bleibt. Nun haben die Wühler aber durchaus nicht in der Hand, den Ausbruch der Kräfte, die sie aufrühren, nach Kommando zu beschleunigen oder zurückzuhalten. So ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß ein Ausbruch auf der Balkanhalbinsel zwar nicht die europäische Katastrophe dort lokalisirt, wohl aber daß er der europäischen Katastrophe einen Charakter und Verlauf aufdrückt, den sie sonst nicht erhalten haben würde.

* * *

Am letzten Tage dieses Monats sollte unser Kaiser die Reise nach England antreten. Auch vom Besuch am dortigen Hofe gilt der Satz, daß er unmittelbar politische Folgen nicht haben kann, nicht haben wird. Mit englischen Staatsmännern kann man keine geheimen Pacte schließen, auch wenn man zu ihnen kommt. Denn sie wissen nie, ob sie morgen noch die Geschäfte leiten, und dürfen ihre Nachfolger nicht verpflichten. Auch das englische Volk kann

durch einen fürstlichen Besuch, möchte er sich noch so imponirend und gewinnend darstellen, nicht aus seinem insularen Egoismus aufgerüttelt werden, der ihm jede Rechnung mit unsichtbaren Factoren verbietet, weil die Factoren ja trügen könnten. Dennoch kann dieser deutsche Besuch in England kaum anders, als wichtige Folgen haben. Dieser Besuch läßt die Engländer mit Händen greifen, daß ein starkes Deutschland in der Welt ist, daß es gut ist, ein wenig nachzudenken, ob man um dieses Deutschland sich kümmern oder nicht kümmern soll, ob man es sich zum Feind oder zum Freund machen, ob man es allein seinem eigenen Stern überlassen oder ob man versuchen soll, diesen Stern mit ihm zu theilen. Was bei solchem Nachdenken herauskommen wird, ist freilich nicht zu sagen, aber schon das Nachdenken ist gut, weil es gute Früchte wenigstens bringen kann. ω.

Notizen.

Das Kaiserliche Deutschland. Eine kritische Studie von Thatsachen und Charakteren von Sidney Whitman. Autorisirte Uebersetzung von O. Th. Alexander. Berlin, Carl Ulrich & Co. 245 S.

Wir haben dieses Buch bereits beiläufig in der vorigen „Politischen Correspondenz" erwähnt, können jedoch nicht unterlassen, noch einmal besonders darauf aufmerksam zu machen. Es ist ja weiter nicht unnatürlich, daß man Jemand willkommen heißt, der uns selbst mit Lob und Anerkennung wahrhaft überschüttet, aber nicht nur auf diese schmeichelhafte Seite des Portraits wollen wir hinweisen, sondern ganz besonders auf die weniger erfreuliche, die vielleicht mit noch mehr Wahrheit getroffen ist, als jene. Die Mängel unserer Aristokratie, unserer „Gesellschaft", in Gewerbe und Handel, in der Stellung der Frauen, der deutsche „Philister" werden meisterhaft gezeichnet. Sehr gut im Vergleich mit der englischen kommt die deutsche Presse weg. Daß man eine oder die andere Thatsache zu berichtigen, gegen dieser oder jene Behauptung zu protestiren hat, ist natürlich, aber sehr selten. Der Verfasser hat offenbar lange selbst in Deutschlaud gelebt und mit der ruhigen Sicherheit eines vornehmen und wahrhaft gebildeten Mannes beobachtet. Für jede Einzelbeobachtung hat er den allgemeinen Gesichtspunkt gefunden, Regel und Ausnahme zu unterscheiden verstanden. Ich kenne Nichts, was ich als völkerpsychologische Studie höher stellen möchte. Die Lectüre jedes Satzes ist ein geistiger Genuß.

D.

Ueber Kriegführung zur See. Eine strategische Studie an der Hand der englischen Flotten-Manöver im Jahr 1888 von Stenzel, Capitän zur See a. D. Berlin, Wiegandt und Grieben. 80 S.

Diese Studie hat keineswegs nur für Officiere der Marine und Armee, sondern für die weitesten Kreise Interesse. Vortrefflich geschrieben, in anschaulicher Weise wird an dem concreten Beispiel des englischen Manövers das Wesen des modernen Seekrieges entwickelt. Die Frage, welche den eigentlichen Mittelpunkt des Seekrieg-Problems bildet, nämlich die Leistungsfähigkeit der Torpedos im Verhältniß zu der der Panzerschiffe, wird allerdings nicht gelöst

und verständigerweise eine solche Lösung auch garnicht versucht, da nur die wirkliche Kriegs-Praxis sie einst zu geben vermag — aber eine andere kaum minder wichtige Seite des Seekrieges tritt in ein helles und für Viele wohl überraschendes Licht. Es ist das Absterben der Pariser Declaration vom Jahre 1856 betreffend die Schonung des Privat-Eigenthums zur See und an der See. Es ist in diesen Jahrbüchern im Jahre 1885 (Bd. 55 und 56) vom Vice-Admiral Batsch schon berichtet worden über die Schriften des französischen Admirals Aube, der trotz der internationalen völkerrechtlichen Satzung die alten Grundsätze des Piraten-Kriegs mit Kaperei und Küsten-Brandschatzung wieder in Anwendung zu bringen empfahl. Damals richtete die englische Regierung an die französische eine diplomatische Anfrage, wie sie zu der Frage stehe und Aube wurde von seiner Regierung desavouirt. Jetzt hat in dem englischen Manöver die englische Admiralität selber die Aube'schen Ideen zum Princip erhoben und weder die französische Regierung noch sonst eine hat deshalb eine Anfrage an die englische gerichtet. Damit ist die Pariser Declaration, ohne je in einem großen Seekrieg practisch geworden zu sein, zum alten Eisen geworfen.

D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Bericht über die Verhandlungen wider die Sklaverei der Volksversammlung im Gürzenich zu Köln am 27. Oktober 1888. Düsseldorf, Bagel.

Bornhak. Preußisches Staatsrecht von Conrad Bornhak. 2. Bd. Freiburg, J. C. B. Mohr.

Brentano. Vom Ursprung sittlicher Erkenntniß von Franz Brentano. Leipzig, Duncker und Humblot.

Cohen. Die Nächstenliebe im Talmud von Dr. Herm. Cohen. Marburg, 1888, Elwert.

Dalton. Zur Gewissensfreiheit in Rußland. Offenes Sendschreiben an Konstantin Pobedonoszeff von Herm. Dalton. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Dickel. Ueber das neue bürgerliche Gesetzbuch für Montenegro und die Bedeutung seiner Grundsätze im Allgemeinen von Dr. Karl Dickel. Marburg, Osc. Ehrhardt.

Dieckmann. Heinrich IV., seine Persönlichkeit und Regierungsweise von Dr. Friedr. Dieckmann. Wiesbaden, J. Bossong.

Dreher. Natur- und Kunstgenuß. Vortrag von Dr. Eugen Dreher. Halle, C. E. M. Pfeffer.

Felix. Die französische Revolution von G. Felix. Leipzig, O. Spamer.

Gopčević. Makedonien und Alt-Serbien von Spiridon Gopčević. Wien, L. W. Seidel.

Gothein. Die Aufgaben der Kulturgeschichte von Eberhard Gothein. Leipzig, Duncker und Humblot.

Irenäus. Die christlichen Feste. Gespräche aus der Gegenwart her. von Irenäus. 2. Abdr. Berlin, H. Reuther.

Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer zu Chemnitz 1888. Chemnitz, Ed. Focke.

Jahresbericht der Handelskammer zu Köln für 1888. Köln, M. Du Mont-Schanberg.

Kirchner. Ueber den Zufall. Vortrag von Lic. Dr. Friedr. Kirchner. Halle, C. E. M. Stricker.

Kulemann. Das Gesetz betr. die Invaliditäts- und Altersversicherung in allgemein verständlicher Form dargestellt von W. Kulemann. Berlin, C. Heymann.

Leonhard. Roms Vergangenheit und Deutschlands Recht. Ein Ueberblick über d. Gesch. d. röm. Staates in ihrem Zusammenhang mit d. gegenw. Rechtsleben v. Rud. Leonhard. Leipzig, Veit.

Locella. Zur Deutschen Dante-Litteratur von Bar. G. Locella. Leipzig, Teubner.

Merbot. Forschungsweisen der Geisteswissenschaften. 1. Beitr.: Forschungsweisen d. Litteraturwissenschaft von Dr. Reinh. Merbot. Frankfurt a./M., Koenitzer.

Miaskowski. Agrarpolitische Zeit- und Streitfragen von Aug. v. Miaskowski. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Politische Correspondenz Friedrichs des Großen. 17. Band. Berlin, Alex. Duncker.

Polle. Wie denkt das Volk über die Sprache. Gemeinverständliche Beiträge von Dr. Friedr. Polle. Leipzig, Teubner.

Post. Musterstätten persönlicher Fürsorge von Arbeitgebern für ihre Geschäftsangehörigen von Jul. Post. Bd. 1. Berlin, R. Oppenheim.

Rafael. Gedichte von L. Rafael. Mit Einleitung v. Felix Dahn. Leipzig, 1888, Breitkopf u. Härtel.

Ramaix. La réforme sociale et économique en Europe et dans les États-Unis de l'Amérique du Nord. — La législation du travail en Belgique par M. de Ramaix. Bruxelles, Imprimerie des Travaux publics.

Thümmel. Offener Brief an den Herrn Erzbischof Krementz von Köln von Pfarrer Thümmel in Remscheid. Barmen, D. B. Wiemann.

Ueberweg. Die Welt- und Lebensanschauung Friedr. Ueberwegs in seinen gesammelten Abhandlungen. Her. v. Moritz Brasch. Leipzig, Gust. Engel.

Wagener. Der Niedergang Napoleons III. von Herm. Wagener. Berlin, George und Fiedler.

Welzhofer. Geschichte des Griechischen Volkes bis zur Zeit Solons von Heinr. Welzhofer. Gotha, Perthes.

Wolf. Internationale Sozialpolitik. Vortrag von Prof. Jul. Wolf. Zürich, Cäs. Schmidt.

Zimmermann. Versuch einer Schillerschen Aesthetik von Gustav Zimmermann. Leipzig, Teubner.

Zöller. Der Gottesbegriff in der neueren schwedischen Philosophie von Egon Zöller. Halle, C. E. M. Pfeffer.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

J. v. Kirchmann's Philosophische Bibliothek.

Von

Adolf Lasson.

Philosophische Bibliothek oder Sammlung der Hauptwerke der Philosophie alter und neuer Zeit. Unter Mitwirkung namhafter Gelehrten herausgegeben, beziehungsweise übersetzt, erläutert und mit Lebensbeschreibungen versehen von J. H. v. Kirchmann. Heidelberg. Verlag von Georg Weiß.

Es scheint mir nicht unangemessen, an dieser mir freundlichst gewährten Stelle einige Worte über J. v. Kirchmann's Philosophische Bibliothek zu sprechen. Noch vor nicht langer Zeit sind mir neue Hefte oder genauer neue Ausgaben älterer Hefte des Unternehmens zu Gesichte gekommen, das schon im Jahre 1883 bis zum 313. Hefte gediehen war. Offenbar also pulsirt noch Leben darin; es wäre zu wünschen, daß es nicht langsam verlöschte, sondern durch verstärkte Theilnahme weiterer Kreise des deutschen Publikums einen neuen Aufschwung und die Kraft zu beschleunigtem ferneren Wachsthum gewönne. Denn das Unternehmen an sich ist nützlich und ersprießlich und jeder Theilnahme werth.

Es ist das unzweifelhafte Vorrecht der Philosophie, wie man auch sonst über ihre Rolle in dem Entwicklungsgange der menschlichen Kultur urtheilen möge, daß ihre bedeutendsten Hervorbringungen ein immer frisches und gegenwärtiges Interesse für alle Zeiten behaupten und Kenntniß von ihnen zu haben zu den allgemeinsten Kennzeichen höherer Geistesbildung gehört. Unter allen litterarischen Hervorbringungen theilt die Philosophie diesen Vorzug nur noch mit den Werken der Dichtkunst und mit den Erzeugnissen der historischen Muse; alles was rein oder überwiegend eine fachwissenschaftliche Bedeutung hat, und sei es sonst noch so hoch anzuschlagen wegen der Umwälzungen, die es in den Anschauungen der Menschen hervorgebracht hat, oder wegen der Höhe geistiger Kraft, die bei seiner Erzeugung thätig war, nimmt mit der Zeit, und oft schon nach sehr kurzer Zeit, unabänderlich den Charakter eines bloß für den Historiker des Faches bedeutsamen Faktums

an, das nunmehr der Vergangenheit angehört und nur noch im Zusammenhange mit Vorgängern und Nachfolgern seine rechte Beleuchtung finden kann. Wenn man den Begriff des Klassischen auf dasjenige einschränkt, was von allem Zeitverlauf unberührt jedes folgende unter den nachlebenden Geschlechtern immer wieder als ein unmittelbar Gegenwärtiges zu seiner Betrachtung anlockt, so kann es Klassiker im eigentlichen Sinne außer der Poesie und der historischen Litteratur nur geben unter den Philosophen.

Hegel zu citiren ist im allgemeinen nicht mehr recht gebräuchlich; er ist nicht zeitgemäß. Dennoch möchten wir es wagen, einige Stellen aus ihm herzusetzen, die auch außerhalb der engeren Bestimmtheit seines Systems ihren guten Sinn zu haben und treffend auszudrücken scheinen. „Der Besitz an selbstbewußter Vernünftigkeit", sagt Hegel, „welcher uns, der jetzigen Welt angehört, ist nicht unmittelbar entstanden und nur aus dem Boden der Gegenwart gewachsen; sondern es ist dies wesentlich an ihm, eine Erbschaft, und näher das Resultat der Arbeit und zwar der Arbeit aller vorhergegangenen Generationen des Menschengeschlechts zu sein... Die Thaten der Geschichte der Philosophie sind keine Abenteuer, — so wenig wie die Weltgeschichte nur romantisch ist, — nicht nur eine Sammlung von zufälligen Begebenheiten, Fahrten irrender Ritter, die sich für sich herumschlagen, absichtslos abmühen, und deren Wirksamkeit spurlos verschwunden ist... Diese Thaten sind daher nicht nur in dem Tempel der Erinnerung niedergelegt als Bilder von Ehemaligem, sondern sie sind jetzt noch ebenso gegenwärtig, ebenso lebendig als zur Zeit ihres Hervortretens. Die Geschichte der Philosophie hat es mit dem nicht Alternden, gegenwärtig Lebendigen zu thun." (Werke, XIII, S. 12. 32. 52.)

Philosophiren muß der Mensch; er könnte weit eher eine ganze Menge anderer Formen der Bethätigung seines geistigen Vermögens aufgeben als diese. An der Philosophie hat auch jeder Mensch von Natur ein eingeborenes Interesse, der eine ein größeres, der andere ein kleineres; aber auf Philosophie grundsätzlich zu verzichten, das ist immer das Kennzeichen einer künstlichen, zuweilen durch Ueberkultur gezüchteten Mißbildung. Man entgeht auch der Philosophie so wie so nicht. Wer sonst nicht philosophiren mag, der muß doch wenigstens zu dem Zwecke philosophiren, um sich und anderen klar zu machen, daß man nicht philosophiren soll, daß es eine eitle und fruchtlose Beschäftigung ist zu philosophiren. Philosophirt haben die Menschen längst, ehe es irgend so etwas wie eine streng wissenschaftliche Philosophie gab, und sie haben sich auch darin durch den streng philosophisch geführten Nachweis, daß es mit

dem Philosophiren nichts ist, gar nicht stören lassen. Man darf wohl erwarten, daß es auch in Zukunft damit nicht anders werden wird. Erst mit dem letzten Menschen wird auch der letzte Philosoph begraben werden.

Irgend welche Aufschlüsse über die letzten Gründe und die tiefsten Zusammenhänge der Erscheinungen begehrt jeder Mensch. Sie werden ihm am nächsten in religiöser Form als Lehre irgend einer Kirche, oder sie werden ihm in Form herrschender Meinungen, volksthümlicher Vorurtheile durch seine Umgebung und die geistige Atmosphäre, in der er lebt, geboten. Damit begnügt hat sich niemals ein Menschengeschlecht von höherer Begabung oder ein einzelner Mensch von größerem intellektuellem Vermögen. Kulturvölker und gebildete Menschen erkennt man daran, daß sie mit besonderem Nachdruck philosophiren. Einen Ersatz leisten wollen durch Einzelerkenntnisse aus irgend welcher besonderen Wissenschaft, wie etwa der Naturwissenschaft, ist ein widersinniges Unternehmen. Denn sofern es Einzelerkenntnisse sind, besondere festgestellte oder für festgestellt gehaltene Thatsachen aus irgend einem Gebiete der Erscheinung, so gewähren sie das nicht, was doch begehrt wird, Einsicht in und Aufschlüsse über die weitesten und umfassendsten Zusammenhänge, und sofern sie sich ausdrücklich anheischig machen, solche Einsichten und Aufschlüsse zu geben, sind sie nicht mehr Einzelerkenntnisse, sondern eben das, was doch verdrängt werden sollte, nämlich Philosophie. Heutzutage giebt es ja viele, die das Philosophiren für abgethan erklären, für eine nunmehr überwundene Schwäche eines minder entwickelten Kulturzustandes; eben diese aber wagen dann in ihres Herzens Unbefangenheit die verwegensten Aussprüche und Deutungen der gegebenen Erscheinungswelt, zu denen sie in den erlangten thatsächlichen Erkenntnissen nichts berechtigt, und die sie allein auf Grund eines Philosophirens von schlechtester Sorte ernsthafterem und besser begründetem Philosophiren entgegenhalten.

Wenn also doch einmal philosophirt werden muß, so ist es wünschenswerth nicht nur, daß möglichst gut, also in strengerer Form, sondern auch, daß von möglichst vielen philosophirt werde, also von allen, deren intellektuelle Ausbildung solchem Bemühen einen Erfolg verspricht. Es ist, um die beliebteste Redewendung der Neuesten zu gebrauchen, geradezu eine Waffe in dem Kampfe ums Dasein, mindestens um das Dasein als freies geistiges Wesen, daß man sich einige Uebung und Kenntniß im Philosophiren verschaffe; man läuft sonst immer Gefahr, sich jedes Beliebige als den neuesten sicheren Ertrag der Wissenschaft aufschwatzen zu lassen, was in Wirklichkeit nur ein ungesichteter und ungewaschener Einfall eines zur Arbeit im bestimmten Material leidlich

dressirten, aber zu eigentlicher Denkarbeit weder beanlagten noch geübten Fachmanns ist. Der Unterschied aber ist nicht groß, ob jemand sich in den obersten Fragen widerstandslos von der Autorität eines abergläubischen Pfaffen oder von der eines an Geistesfreiheit nicht höher stehenden ganz modern gesinnten Professors der Physiologie bestimmen läßt.

Gut philosophiren nun kann man nur im Anschluß an die großen Meister aus den verschiedenen Zeitaltern, in denen die philosophische Bewegung eine größere Lebhaftigkeit besessen hat. Diese großen Meister sind nicht vergangen; ihre Werke leben noch, und die Beschäftigung mit ihnen ist heute noch ebenso reich an Genuß und geistigem Gewinn wie jemals. Die guten und großen Gedanken, — das wußte ein Lessing und Goethe sehr wohl, — sind alt. Wer sich mit einem der großen Meister des Gedankens näher befreundet, der erfährt, welche Fragen und Aufgaben sich dem menschlichen Geiste von je aufgedrängt, welche Lösungsversuche die Natur der Dinge wie die Anlage des Geistes von je nahe gelegt hat. Beides aber, die Natur der Dinge wie die Anlage des Geistes, ändert sich nicht, und alle Zunahme an Einzelerkenntnissen läßt die obersten Probleme unberührt. Jene geschichtlich bedeutsamen Lösungsversuche nun sind unter sich gewiß sehr verschieden; aber keiner ist darunter, der werthlos wäre, keiner der nicht aus früher vollbrachten Arbeiten das Ergebniß ziehend und künftige selber vorbereitend, in der Reihe der Entwickelung seinen Platz mit Ehren behauptete, keiner der nicht durch Eigenthümlichkeit der Auffassung heute noch leitend, bildend, bereichernd in das Geistesleben jedes ernstlich nach Aufschluß Strebenden einzugreifen vermöchte. Und wenn wir nur von den erhaltenen litterarischen Denkmälern der philosophischen Forschung reden, welche Fülle anziehender und ehrwürdiger Gestalten bietet sich uns dar von Plato zu Plotinus, von Augustinus zu Duns Scotus, von Nicolaus von Cusa zu Baco von Verulam und von Descartes zu Hegel! — sie alle werth, von weiten Kreisen nach geistiger Freiheit Strebenden studirt zu werden, und viele auch durch die Meisterschaft der Form anziehend unter rein litterarischem Gesichtspunkt.

In der That ist das Interesse für diese Gestalten auch heute noch verhältnißmäßig lebhaft und weit verbreitet, und die falschen Aussprüche unserer Naturforscher und sonstigen philosophie-feindlichen Fachgelehrten haben daran wenig zu ändern vermocht. Chemische Briefe und Physiologische Briefe, die Wunder des Sternenhimmels und das Meer und die Pflanze, — alles das hat seine Zeit, mit der es vergeht, und seinen Kreis, auf den es beschränkt bleibt; die Philosophen dauern doch länger und greifen weiter. Aber sie greifen immer noch nicht weit genug. Es

ist im Interesse der geistigen Befreiung, daß man wünschen müßte, daß sie unter uns verbreitet und zugänglich wären wie Homer und Sophokles, Dante und Shakespeare, Schiller und Goethe es sind. Darin liegt die Bedeutung einer „Philosophischen Bibliothek" wie die, mit der wir uns auf diesen Blättern beschäftigen.

Leichteste Zugänglichkeit und weiteste Verbreitung für die hauptsächlichsten Werke der großen Philosophen aus allen Epochen, — das war das Ziel, das sich die Begründer der „Philosophischen Bibliothek" dereinst vorgesteckt hatten. Dazu gehörte ein sorgfältiger und zierlicher, mindestens für das Auge bequemer Neudruck der deutschen Werke, — der fremdsprachlichen in geeigneter Uebersetzung, — ein billiger Preis, ein bequemes Format, knappe, aber ausreichende Erläuterungen, um die Schwierigkeiten der Lektüre zu erleichtern und den Gewinn aus ihr auch minder Vorbereiteten zu sichern. Im ganzen und großen wird man rühmen dürfen, daß diese Bedingungen in den mehr als dreihundert erschienenen Heften des Unternehmens in vorzüglicher Weise oder doch ausreichend erfüllt worden sind. Jedenfalls ist die buchhändlerische Ausstattung, Format, Papier, Druck, derart, daß sie kaum etwas zu wünschen übrig läßt, und der Preis im Verhältniß dazu ein sehr niedriger. Diese Eigenschaften sind es denn auch wohl in erster Linie, die den Erfolg einer Anzahl von Bänden der Bibliothek entschieden haben; besonders Kant, Hume, Spinoza sind in der Ausgabe der Philosophischen Bibliothek in wiederholten Auflagen erschienen und haben in dieser Form eine weite Verbreitung gefunden.

Ueber Geist und Haltung der ganzen Sammlung hat die Person des Herausgebers J. H. v. Kirchmann entschieden. Es haben zwar einige andere Gelehrte an der Bibliothek mitgearbeitet: Aristoteles „Dichtkunst" und Berkeley's „Prinzipien der menschlichen Erkenntniß" hat der allzu früh verstorbene Friedrich Ueberweg übersetzt und erläutert; dasselbe hat für Giordano Bruno's „Von der Ursache, dem Prinzip und dem Einen" der Verfasser dieses Berichts, für Condillac's „Ueber die Empfindungen" E. Johnson, für Hume's „Dialoge über natürliche Religion" F. Paulsen, für Leibnizen's „Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand" und für Spinoza's „Abhandlung von Gott, dem Menschen und dessen Glück" C. Schaarschmidt, für Locke's „Leitung des Verstandes" J. B. Meyer, für de la Mettrie's „Der Mensch eine Maschine" A. Ritter, für Plato's „Gastmahl" A. Jung, für Scotus Erigena „Ueber die Eintheilung der Natur" L. Noack, für Sextus Empiricus „Pyrrhoneische Grundzüge" E. Pappenheim gethan, und Karl Rosenkranz hat Erläuterungen zu Hegel's

Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften beigesteuert. Die Hauptsache hat doch Kirchmann selbst geleistet. Mit unermüdlicher Ausdauer hat er die letzten sechszehn Jahre seines Lebens daran gesetzt, sich in die verschiedenartigsten Philosophen aus allen Perioden der Geschichte der Philosophie mühsam hineinzulesen, sie herauszugeben, zu übersetzen und zu kommentiren; diese Thätigkeit war fortan der hauptsächliche Inhalt seines Lebens, und wie ein unschätzbares Glück genoß und benutzte er es, daß ihm so die Gelegenheit geboten war, unablässig weiteren Kreisen die philosophischen Ansichten, zu denen er selbst gelangt war, als die einzige Rettung aus den Schwierigkeiten und Zweifeln, in die sich das philosophische Denken von je verwickelt habe, zu verkündigen. An einer realistischen Anschauung, wie er sie nannte, maß er alle die Philosophen, die er bearbeitete; von diesem Standpunkte aus suchte er Licht über sie und die von ihnen behandelten Fragen zu verbreiten, und eine Anleitung zum Verständniß philosophischer Werke suchte er zu geben, indem er seine Ansichten in knappem Umriß darlegte in der „Lehre vom Wissen", die zuerst 1868 herausgegeben, aber noch nach des Verfassers Tode 1886 in 4. Auflage erschienen ist, und in den „Grundbegriffen des Rechts und der Moral", die ebenfalls zwei Auflagen erlebt haben.

Von der „Philosophischen Bibliothek" ist die Gestalt ihres Herausgebers unabtrennbar. Lebendig steht der liebenswürdige und geistesfrische alte Herr vor mir, sobald mir diese Hefte in ihrem grünen Umschlage zu Gesichte kommen: nüchtern und klar, ein ausgemachter Feind aller Verstiegenheit und alles hochfliegenden Idealismus, immer aufgelegt zu lebendigem Disput, aber vollkommen befestigt in den eigenen Ansichten und ohne jeden Anflug von dialektischer Vielseitigkeit, dabei zuverlässig und treu in allen Dingen, und bei aller Entschiedenheit in seinen Ueberzeugungen voll Lust zu hören und zu lernen, wie zu lehren und mitzutheilen. Er war kein Jüngling mehr, als 1868 das erste Heft der Bibliothek erschien. Im Jahre 1802 geboren, hatte der Sechsundsechzigjährige ein vielbewegtes Leben hinter sich. Als Jurist und als Deputirter hatte er von sich reden gemacht und mannigfachen Wechsel des Schicksals erfahren; in langen Jahren einer unfreiwilligen Muße wandte er sich philosophischen Studien zu aus reinem innerem Drange und mit bemerkenswerther Begabung. Als philosophischer Schriftsteller hatte er sich nicht ohne Erfolg auf verschiedenen Gebieten versucht. Er hatte 1864 in seiner „Philosophie des Wissens" eine erkenntnißtheoretische Untersuchung geliefert, die nicht ohne werthvolle Eigenthümlichkeit ist; daran hatte sich 1865 eine Schrift über die Unsterblichkeit und 1868 die „Aesthetik auf realistischer Grundlage", ein

sehr verdienstliches Werk, geschlossen. Als er im Jahre 1867 seines Amtes entsetzt worden war, faßte er den Plan der Philosophischen Bibliothek, und fortan gehörte er, wenn man von der noch einige Jahre hindurch fortgesetzten parlamentarischen Thätigkeit und einigen kleineren Schriften absieht, ganz und gar der gewaltigen Aufgabe an, die er sich damit gestellt hatte.

J. v. Kirchmann brachte für eine solche Aufgabe höchst schätzenswerthe Eigenschaften mit. Er war ein durchaus unabhängiger Denker, durch keine Schultradition gebunden; er hatte viel gelesen und viel gedacht, und ihn trieb ein durchaus sachlicher, aufrichtiger Eifer. Eine ungemeine Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit ließ ihn vor keinem noch so schwierigen und weit aussehenden Unternehmen zurückschrecken, und ein hochentwickelter Scharfsinn befähigte ihn, auch auf Gebieten, auf denen er weniger heimisch war, sich immerhin leidlich zurechtzufinden. Zudem besaß er die Gabe, einfach und klar zu sagen, was er dachte, und sein ganzer Gedankengang hatte mindestens den Vorzug leichter Zugänglichkeit und Verständlichkeit. Mit Recht durfte er es für die Zwecke, die die Philosophische Bibliothek sich vorgesteckt hatte, als besonders angemessen und vortheilhaft bezeichnen, daß für die Aufgabe, den Laien in das Gebiet der philosophischen Begriffe einzuführen und ihn für die Auffassung der verschiedenen Systeme empfänglich zu machen, hier ein Standpunkt gewählt worden sei, der dem gewöhnlichen Vorstellen der Gebildeten nahe verwandt sei und nicht selber schon eine besondere Verbreitung erfordere. Etwas Anziehendes und Gewinnendes für die an die Beschäftigung mit philosophischen Werken Herantretenden lag auch in dem ehrbaren, bisweilen geradezu naiv anmuthenden Ernst des arbeitsamen Mannes, in der unerschütterlichen Festigkeit seiner Ueberzeugung, seiner dogmatischen Abgeschlossenheit und der nüchternen Planheit und Schlichtheit, die überall im Gedanken wie im sprachlichen Ausdruck des Gedankens bei ihm vorwaltet. Diese Eigenschaften haben v. Kirchmann als Erläuterer philosophischer Werke vielen werth gemacht, und ohne Zweifel haben die Kirchmann'schen Kommentare vielen den Zugang zu Schriften und Gedankensystem erschlossen, die ihnen sonst unzugänglich geblieben sein würden.

Es ist ein außerordentlich umfassendes Gebiet, auf dem sich Kirchmann als Herausgeber, Uebersetzer und Erläuterer bewegt hat. Bedenkt man, wie wenig er schulmäßig vorbereitet war, wie der alte Herr, der längst die Schwelle des Greisenalters überschritten hatte, sich zu dem meisten erst durch unsäglich mühsame Vorstudien vorbereiten mußte, und mit wie treuem Eifer er, der nicht als Philolog und Gelehrter,

sondern als praktischer Jurist und Parlamentarier von Jugend auf thätig gewesen war, sich in dieser ihm völlig neuen Reihe von Studien heimisch zu machen suchte, so wird man ihm persönlich die wärmste Anerkennung nicht vorenthalten dürfen und gern das was ihm weniger gelang zurücktreten lassen gegen dasjenige, was er bei alledem Positives geleistet hat. Er hat von Aristoteles das Organon, die Metaphysik, Ueber die Seele, die Nikomachische Ethik und die Politik bearbeitet, von Plato den Theätet und den Parmenides; den Staat hat er in der Schleiermacher'schen Uebersetzung gegeben. Von Cicero hat er die Schriften Ueber das höchste Gut und Uebel, Ueber die Natur der Götter, Akademica, von Neueren Hauptschriften von Hugo Grotius, Baco, Descartes, Spinoza, Locke, Leibniz, Hume, Fichte, Schleiermacher und den ganzen Kant bearbeitet. Seine Erläuterungen zu Aristoteles, Locke, Leibniz, Spinoza, Kant bilden besondere Bände der Bibliothek; sie haben zumtheil wiederholte Auflagen erlebt, ein Beweis, daß sie vielen Bedürfnissen entgegenkamen.

Im Jahre 1884 ist v. Kirchmann gestorben. Seitdem ist das Werk, das er so treu gepflegt hatte, einigermaßen ins Stocken gerathen. Neues ist gar nicht mehr erschienen, und selbst neue Auflagen von früher erschienenen Bänden sind nur noch vereinzelt erfolgt. So scheint es, als sollte das bedeutsame Unternehmen ein Torso bleiben, und das wäre schade. Unter dem, was die Philosophische Bibliothek bisher gebracht hat, finden sich nicht wenige höchst verdienstliche Arbeiten, auch wenn man von den herausgegebenen Werken selbst absieht und nur die Arbeit der Herausgeber, Uebersetzer und Erläuterer ins Auge faßt. Interesse und Verständniß für manches klassische Werk der philosophischen Litteratur ist dadurch in weitere Kreise getragen worden. Es ist kaum anzunehmen, daß die Fortführung des Unternehmens auf eine geringere Theilnahme des Publikums treffen würde, vorausgesetzt, daß diese Fortführung im rechten Sinne und mit der entsprechenden Geschicklichkeit geschieht. Noch sind manche der ersten Namen in der Philosophischen Bibliothek gar nicht, andere nur mit vereinzelten Schriften vertreten, und viele Werke, die man gern in den Händen möglichst vieler sähe, fehlen. Von Plato sollte doch mindestens Phaedrus, Philebus, Phaedo, Gorgias, die Gesetze, von Aristoteles die Rhetorik, die Physik und die Schriften zur Zoologie in eine derartige Sammlung aufgenommen werden, auch wenn Vollständigkeit nicht angestrebt wird. Theophrast, Seneca, Epiktet, Marc Aurel, Lucrez wird jedermann ungern vermissen, ebenso von Cicero mindestens die Schrift „Von den Pflichten“, von Plotin die Abhandlung über das Schöne. Von den Neueren würden,

um nur einiges zu nennen, Shaftesbury, Schelling, von J. G. Fichte „Die Bestimmung des Menschen" und die „Anweisung zum seligen Leben", eine wünschenswerthe Ergänzung bilden.

Aber, wie es auch mit der Fortführung und Ergänzung der Sammlung stehen mag, jedenfalls soll das Vorhandene der Beachtung derjenigen, die sich zum Studium der großen Philosophen der Vergangenheit hingezogen fühlen, auf's dringlichste empfohlen sein. Freilich, auch die philosophischen Schriftsteller der Gegenwart wollen leben; auch ihnen wäre ein größeres Publikum und eine lebhaftere Theilnahme für ihre Arbeiten vielfach zu wünschen. Aber eingehende Beschäftigung mit den Meisterwerken der Vergangenheit kann das Verständniß für dasjenige, was die Heutigen erstreben, nur tiefer begründen und das Verlangen nach Kenntnißnahme dessen, was sie leisten, nur verstärken. Wer in der Philosophie die allgemeinste und grundlegende Wissenschaft erblickt, von der alle anderen Wissenschaften abhängig sind, und die, indem sie die Begriffe der Menschen bildet, auf den gesammten Zusammenhang aller Kulturthätigkeit den entscheidendsten Einfluß übt, der wird auch den Wunsch hegen, daß die bedeutendsten Erzeugnisse der philosophischen Wissenschaft nicht in dem Dunkel der Schule als Gegenstand eines bloß gelehrten Interesses verborgen bleiben, sondern daß sie zum allgemeinsten Besitze aller höher Gebildeten werden. Daß dieser Wunsch erfüllt werden kann, dazu hat die Philosophische Bibliothek ein Erhebliches beigetragen. Darum wäre wohl zu wünschen, daß ihr die dauernde Gunst des deutschen Publikums bewahrt bleibe. Wie nützlich und heilsam wäre schon dies, wenn recht viele durch eingehende Kenntnißnahme früherer Denker die Einsicht gewönnen, die heute selbst vielen bestellten Lehrern der Philosophie verschlossen scheint, daß diejenige Anschauung, die gegenwärtig von der großen Strömung getragen als die selbstverständliche erscheint, doch auch nur eine unter vielen möglichen ist, daß diese Früheren für ihre Ansichten doch auch ihre ganz guten Gründe gehabt haben, die nicht so ohne alle weitere Erwägung als abgethan gelten dürfen, und daß vieles, was heute als ausgemacht gilt, doch auf recht unsichere Ueberlegungen hin seine Geltung erlangt hat! In diesem Sinne übt das Studium eines philosophischen Werkes von bleibender Bedeutung eine befreiende Wirkung, und wie die Lage des wissenschaftlichen Betriebes heute ist, muß man doppelt wünschen, daß diese Wirkung auf möglichst viele sich erstrecke. Die Philosophische Bibliothek bietet reichliche Hilfsmittel und erleichtert den Zugang zu dem Studium der Philosophen; möge davon immer reichlicherer Gebrauch gemacht werden!

Die Strategie des Perikles

erläutert

durch die Strategie Friedrichs des Großen*).

Von

Hans Delbrück.

I.

1. Der Ursprung des Problems und die Methode der Behandlung.

Der Zwiespalt in der Auffassung der Strategie des Perikles hat, wie ich das früher schon einmal gelegentlich ausgesprochen habe**) seinen letzten Grund nicht in der Quellenforschung, sondern in der Theorie. Von einem falschen strategischen Theorem ausgehend, von da an aber mit zutreffender innerer Consequenz ist der vornehmste Vertreter der Auffassung, die ich zu bekämpfen haben werde, Max Duncker, zu seinem Endurtheil gelangt. Von dem Theorem aus muß also auch unsere Untersuchung ihren Lauf nehmen.

Nicht willkürlich wird dabei gerade die Strategie Friedrichs des Großen von mir zur Parallele herangezogen. Ich glaube sogar sagen zu dürfen, daß ich nicht der Erste bin, der sie zieht; sie hat bereits

*) Die nachfolgende Studie bildet nach Methode und Absicht eine Fortsetzung meines Buches „Die Perserkriege und die Burgunderkriege, zwei combinirte kriegsgeschichtliche Studien“ und war ursprünglich bestimmt auch äußerlich in der Form der Publication, als Monographie diesen Zusammenhang zu zeigen. Nachdem sie vollendet war, schien sie mir geeignet, auch an dieser Stelle in die Oeffentlichkeit gebracht zu werden; ich hatte mich von vorn herein bestrebt, der Untersuchung eine Form zu verleihen, die sie auch weiteren Kreisen als den rein fachmännisch-historischen zugänglich machte. Ueber die besonderen Grundsätze der Ausarbeitung und Fassung (Wesen und Grenzen der historischen Analogie, Schreibung der Namen 2c.) verweise ich auf die Vorrede der „Perser- und Burgunderkriege“.

**) Preußische Jahrbücher Bd. 60 S. 608.

stillschweigend Dunckers Räsonnement zu Grunde gelegen. Seine falsche Theorie deckt sich historisch mit einer falschen Auffassung der Fridericianischen Strategie. Wie diese falsche Auffassung entstanden, wie sie neuerdings durch die Publication der Fridericianischen Papiere zerstört worden ist, ist ein Stück Wissenschaftsgeschichte, das wir zu völliger Klarstellung unserer Untersuchung vorausschicken müssen.

Als Clausewitz im Jahre 1827 die „Nachricht" über den Stand seines Werkes „Vom Kriege" niederschrieb, die jetzt als eine Art Einleitung an der Spitze abgedruckt ist, da erschien ihm seine Arbeit noch als eine „ziemlich unförmliche Masse", die „durchaus noch einmal umgearbeitet werden solle". Für diese Umarbeitung sollten namentlich zwei Gesichtspunkte schärfer im Auge behalten und dadurch „mehr Einheit in die Betrachtung gebracht" „Schlacken losgelöst und manche Spalte und Kluft zusammengezogen werden", nämlich daß es eine doppelte Art des Krieges gäbe und zweitens, daß der Krieg nichts sei als die fortgesetzte Politik mit anderen Mitteln.

Diese Umarbeitung ist dem großen Denker nicht mehr vergönnt gewesen durchzuführen. Das siebente und achte Buch, welches letztere beim Niederschreiben der „Nachricht" von ihm noch als „ein bloßes rohes Durcharbeiten durch die Masse" betrachtet wurde, sollten zunächst in Angriff genommen werden und sind in diesem Sinne ausgearbeitet worden, aber nach der jüngsten, nicht lange vor dem Tode niedergeschriebenen Notiz, die an die „Nachricht" angehängt ist, sah der Autor auch diese Arbeit noch nicht als abgeschlossen an.

In dem Werke „Vom Kriege", wie er es uns hinterlassen hat, ist also wesentlich nur eine Art der Strategie entwickelt und zwar naturgemäß diejenige, welche in unserer Epoche die praktisch herrschende ist. Ihr hat Clausewitz das klassische, endgültig abgeschlossene theoretische System gegeben. Ueber die zweite Art aber hat er Systematisches nicht hinterlassen; in den älteren, historischen Werken ist bei ihm selbst der Gedanke naturgemäß noch nicht zu völliger Klarheit herausgearbeitet. Trotz seines so bestimmten Ausspruchs in der „Nachricht" und häufiger Hinweise in dem Werke selbst ist daher das Bewußtsein der Doppelheit der Strategie in der nächsten Generation fast verloren gegangen. Da die „erste Art der Kriegführung" die der Gegenwart ist, so war, was fehlte, ja nur von abstracter oder historischer Bedeutung. Die Praktiker also, die Militärs waren befriedigt. Gelehrte haben sich auf dies Gebiet nicht begeben; man glaubte für das historische Urtheil in Kriegssachen ohne durchgebildete Theorie auskommen zu können.

Je mehr sich die historischen Studien nun aber vertieften, desto mehr mußte allmählich auch das Bedürfniß eines theoretisch genügend fundirten kriegsgeschichtlichen Urtheils hervortreten. Man ging einen Schritt in dieser Richtung vorwärts, gerieth aber sofort auf einen falschen Weg.

Unter dem natürlichen Einfluß der Praxis der Epoche und bei der Unfertigkeit des Clausewitzschen Systems gerade an diesem Punkte, hatte sich in mehr oder weniger bewußter Weise allmählich die Meinung festgesetzt, daß es doch thatsächlich nur ein wahres und natürliches System der Strategie, eben das der Gegenwart, gäbe und daß alle Abweichungen in der Geschichte mehr oder weniger entschuldbare oder erklärliche Unvollkommenheiten darstellten. Von Friedrich dem Großen waren nun allerdings Handlungen und Aeußerungen vorhanden in großer Fülle, die mit dieser Auffassung nicht in Einklang zu bringen waren. Aber die Beschäftigung mit seiner Kriegführung wurde noch nicht ausgebreitet und systematisch genug betrieben, um solchen auffälligen Erscheinungen bis auf den Grund nachzuspüren. Man behalf sich mit Erklärungen im Einzelnen. Bernhardi machte endlich sogar den Versuch, in einem eigenen Werk wenigstens vom Siebenjährigen Kriege nachzuweisen, daß Friedrich den Grundsätzen der modernen Strategie gehuldigt habe.

Es ist ausdrücklich bezeugt, daß Duncker diesen Nachweis für gelungen angesehen hat. Es gab danach für ihn nicht zwei „Arten" der Strategie, sondern nur eine. Diese Strategie muß auch die für Perikles gültige sein. Das ist die Genesis des Dunckerschen Urtheils. Nach dem Maße jener Theorie hat er die Strategie des Perikles gewogen und zu leicht befunden. Seit dem Erscheinen der „Politischen Correspondenz" über die Anfänge des Siebenjährigen Krieges ist dieser Gedankengang nicht mehr möglich. Die jetzt offenliegende Genesis der Feldzugspläne König Friedrichs, die Menge seiner Aussprüche haben mit überwältigender Wucht den Beweis geliefert, daß seine Strategie in diametralem Gegensatz zu der modernen Theorie und der heute allgemein anerkannten Praxis steht. In vollkommener Harmonie aber befindet sie sich mit Allem, was Clausewitz über die „zweite Art" der Kriegführung an den verschiedensten Stellen ausgesprochen.

Es ist daher nöthig zu Clausewitz zurückzukehren. Man muß sich, um ein historisches Urtheil fällen zu können, klar machen, daß es zwei grundverschiedene Arten der Kriegführung giebt oder gegeben hat, nicht eine vollkommene und eine unvollkommene, eine berechtigte und eine unberechtigte, sondern zwei Arten, welche in den verschiedenen Epochen der Geschichte abwechselnd in Geltung gewesen sind, also neben der heute anerkannten und für die heutigen Verhältnisse allein natürlichen

und zulässigen, eine zweite Art, die zu anderen Zeiten und unter anderen historischen Bedingungen ganz ebenso sehr, unter Ausschluß der ersten Art, die allein natürliche und zulässige war. Der Geist der Kriegführung, die kriegerischen Tugenden, Kühnheit, Entschlossenheit, Beharrlichkeit, klares Urtheil bleiben zu allen Zeiten und bei allen großen Feldherren dieselben, die Form aber, die Art der Anwendung, die Mittel zum Zweck gehen nach zwei verschiedenen Richtungen auseinander.

Ich habe keinen Zweifel, daß wenn Clausewitz sein Werk zu Ende geführt hätte, er für das eine System der Strategie so gut wie für das andere die klassische Form gefunden haben würde. Sein Bestreben war, aus der Idee des Krieges in dialektischer Strenge unter fortwährender Kontrolle der directen und indirecten, d. h. der historischen Erfahrung, das wahre Wesen der Strategie zu entwickeln. Nothwendig mußten sich auf diesem Wege nicht nur die zur Zeit brauchbaren, sondern alle Gesetze der Kriegführung, auch die der Vergangenheit, allmählich entfalten. In dieser Form wird die Lücke schwerlich jemals ausgefüllt werden. Die Jünger der Kriegskunst selbst, die Militärs empfinden sie kaum. Andere fühlen sich nicht berufen. Wenigstens nach einer bestimmten Richtung hin aber muß die Arbeit einmal gemacht werden. Die Historie, welche Kriegsthaten und Feldherrn zu beurtheilen in Anspruch nimmt, kann auf die Dauer einer theoretischen Grundlage für ihre Urtheile nicht entbehren. Von dem Augenblick an, wo zugestanden wird, daß zwei verschiedene Systeme der Strategie möglich sind, muß sie suchen beide, so weit ihr Bedürfniß reicht, zu erfassen.

Dem historischen Theil unserer Untersuchung hat also ein theoretischer voranzugehen, nicht eine Entwickelung neuer, originaler Gedanken, sondern eine Zusammenstellung, Bearbeitung und Ergänzung des Vorhandenen, der Ideen Clausewitz's und Friedrichs.

Indem man den Kriegsphilosophen ergänzt aus den Schriften des Königs, die Gedanken Friedrichs in die Formen der Clausewitzschen Systematik gießt, muß deutlich hervortreten, welches die Grundzüge der „zweiten Art" der Strategie, die Bedingungen ihrer Anwendung, ihre psychologische Reaction auf den Feldherrn ist.

2. Clausewitz' „zweite Art" der Strategie.

Die eine Art des Krieges ist nach Clausewitz' Ausdruck in der „Nachricht" diejenige, „wo der Zweck das Niederwerfen des Gegners ist, sei es, daß man ihn politisch vernichten, oder bloß wehrlos machen und also zu jedem beliebigen Frieden zwingen will"; die andere diejenige, „wo man bloß an den Grenzen seines Reiches einige Eroberun-

gen machen will, sei es, um sie zu behalten, oder um sie als nützliches Tauschmittel beim Frieden geltend zu machen". Diese Formulirung des Gegensatzes bedarf einer sehr sorgfältigen Interpretation, da sie äußerlich, dem Wortlaute nach mit anderen und zwar den fundamentalsten Deductionen Clausewitz' in Widerspruch steht. Das Kapitel „Zweck und Mittel im Kriege" (zweites Kapitel des ersten Buches) schließt: „Wir haben gesehen, daß es im Kriege vielerlei Wege zum Ziele d. h. zur Erlangung des politischen Zwecks, giebt, daß aber das Gefecht das einzige Mittel ist, und daß darum alles unter einem höchsten Gesetze steht: unter der Waffenentscheidung; daß wo sie factisch vom Gegner in Anspruch genommen wird, dieser Rekurs niemals versagt werden kann, daß also der Kriegführende, welcher einen andern Weg gehen will, sicher sein muß, daß der Gegner diesen Rekurs nicht nehmen, oder seinen Prozeß an diesem höchsten Gerichtshofe verlieren werde, daß also, mit einem Wort, die Vernichtung der feindlichen Streitkraft unter allen Zwecken, die im Kriege verfolgt werden können, immer als der über alles gebietende erscheint."

Wie vereinigt es sich hiermit, daß Clausewitz neben dem Krieg, „wo der Zweck das Niederwerfen des Gegners ist", eine zweite Art statuirt, „wo man bloß an den Grenzen seines Reiches einige Eroberungen machen will?"

Clausewitz fährt fort:

„Was Kombinationen anderer Art im Kriege leisten können, werden wir erst in der Folge und natürlich nur nach und nach kennen lernen. Wir begnügen uns, hier im Allgemeinen ihre Möglichkeit als etwas auf die Abweichung der Wirklichkeit von dem Begriff, auf die individuellen Umstände Gerichtetes anzuerkennen. Aber wir dürfen nicht unterlassen, schon hier die blutige Entladung der Krisis, das Bestreben zur Vernichtung der feindlichen Streitkraft, als den erstgeborenen Sohn des Krieges geltend zu machen. Mag bei kleinen politischen Zwecken, bei schwachen Motiven, geringen Spannungen der Kräfte ein behutsamer Feldherr geschickt alle Wege versuchen, wie er ohne große Krisen und blutige Auflösungen, durch die eigenthümlichen Schwächen seines Gegners, im Felde und im Kabinet, sich zum Frieden hinwindet; wir haben kein Recht, ihn darum zu tadeln, wenn seine Voraussetzungen gehörig motivirt sind und zum Erfolg berechtigen; aber wir müssen doch immer von ihm fordern, daß er sich bewußt bleibe, nur Schleifwege zu gehn, auf denen ihn der Kriegsgott ertappen kann, und daß er den Gegner immer im Auge behalte, damit er nicht, wenn dieser zum scharfen Schwerte greift, ihm mit einem Galanteriedegen entgegentrete."

Während der erste Absatz kaum noch die Möglichkeit einer besonderen zweiten Art des Krieges, die nicht „die Vernichtung der feindlichen Streitkraft“ zum Ziele hat, zuzulassen schien, erscheint nun etwas von der „zweiten Kriegsart“ in diesem letzten Absatz, aber doch nach Form und Begründung einigermaßen anders als in der „Nachricht“. Zunächst erscheint sie als eine Art untergeordneter Species: als ein Schleifweg neben der wahren, großen, direct zum Ziel führenden Heerstraße. Das möge vorläufig auf sich beruhen. Aber die Begründung ist eine andere. In der „Nachricht“ entsteht die zweite Art des Krieges dann, wenn man nur eine Grenzprovinz erobern will. Hier heißt es: „bei kleinen politischen Zwecken, bei schwachen Motiven, geringen Spannungen der Kräfte“. Die „kleinen politischen Zwecke“ möchten sich etwa mit der bloßen Eroberung einer Grenzprovinz identificiren lassen. Dieses Motiv aber hat Clausewitz bei der eigentlichen Ausarbeitung des Systems nicht genügt und es ist leicht zu sehen, daß es thatsächlich nicht genügend ist. Es stellt offenbar weder einen letzten Grund, noch einen scharfen Gegensatz gegen die „erste Art“, dar. Ist es nicht auch dann die sicherste Art seinen Zweck zu erreichen, daß man den „Feind niederwirft“, auch wenn man zuletzt nur eine seiner Grenzprovinzen erobern will? 1870 stand es fest, daß Deutschland allerhöchstens Elsaß und Lothringen definitiv behalten werde, zwei nicht sehr große Grenzprovinzen: nichtsdestoweniger ist der Krieg ganz und gar nach dem System des „Niederwerfens“ geführt worden. Man würde den wahren Clausewitz völlig verkennen, wenn man aus der „Nachricht“ schließen wollte, daß der politische Endpunkt des Krieges unmittelbar die Strategie bestimme.

In der Ausarbeitung fügt er deshalb den „kleinen politischen Zwecken“ noch generell „schwache Motive“ und „geringe Spannungen der Kräfte“ hinzu. Was ist unter dem letzten Ausdruck zu verstehen? Wann sind die „Spannungen der Kräfte“ gering? Die Antwort findet sich in dem Kapitel „Angriff eines Kriegstheaters ohne Entscheidung“ (16. Kap. des 7. Buches), welches den Satz aufstellt, „wenn auch der Wille und die Kraft nicht zu einer großen Entscheidung hinreichen, so kann doch noch die bestimmte Absicht eines strategischen Angriffes vorhanden sein, aber auf irgend ein geringes Objekt gerichtet“. Dieser Satz, mit dem ganzen darauf folgenden Kapitel, bildet den eigentlichen Commentar zu der „Nachricht“ und dem Kapitel „Zweck und Mittel im Kriege“. Bei den „geringen Spannungen“ mußten wir fragen: wann finden diese statt? Bei der Bestimmung „bloße Eroberung einer Grenzprovinz“ mußten wir sagen: das mag empirisch die häufigste Form der Erscheinung sein, giebt aber unmöglich den letzten Grund. Hier

im siebenten Buch finden wir nun den abschließenden Ausdruck: „wenn der Wille und die Kraft nicht zu einer großen Entscheidung hinreichen".

Der Satz „nur einige Grenz-Eroberungen machen will" ist also nicht zu verstehen von dem politischen Zweck des Krieges, sondern von der strategischen Absicht: man „will" nicht mehr, weil man entweder nicht mehr „kann" oder aus sonst irgend einem Grunde (z. B. weil man ohne eigenes tieferes Interesse und eigene Gefahr nur als Hülfsmacht am Kriege theilnimmt) die Niederwerfungs-Strategie „nicht will".

Hiernach formuliren wir Clausewitz' Ausspruch in der „Nachricht", gemäß dem Geiste seines eigenen Systems und um die Möglichkeit eines Mißverständnisses auszuschließen, etwas anders als er es selbst gethan hat. Wir fassen alle die Mittel, die im Kriege neben dem „Niederwerfen des Feindes" noch in Anwendung kommen können (von Clausewitz namentlich im 16. Cap. des VII. Buches aufgezählt) zusammen in dem Wort „Ermattung" und sagen nun: die eine Art der Strategie ist die des Niederwerfens; die andere ist die der Ermattung, man greift zu ihr (nicht bloß „wenn man nur eine Provinz erobern will", sondern generell) wenn zu der ersten Art der Wille oder die Kraft nicht hinreichen. Das war es, was die Interpretation erst feststellen mußte. Eine gewisse Schwäche sei es des Willens sei es der Kraft ist das Moment, welches die eine Art des Krieges in eine principiell andere verwandelt.

Auch principielle Verschiedenheit schließt, wie kaum nöthig zu bemerken, in der Wirklichkeit nicht aus, daß beide Arten ineinander übergehn. Der Gegensatz der Principien bleibt darum doch. Clausewitz drückt das in der „Nachricht" mit aller Bestimmtheit aus, indem er fortfährt: „Die Uebergänge von einer Art in die andere müssen freilich bestehen bleiben, aber die ganz verschiedene Natur beider Bestrebungen muß überall durchgreifen und das Unverträgliche voneinander sondern."

Passende Namen für die beiden verschiedenen Arten der Kriegführung würden vielleicht nach dem Vorhergehenden „Niederwerfungs-" und „Ermattungs-Strategie" sein. Von anderer Seite ist vorgeschlagen zu sagen: „historisch gewordener" und „absoluter" Krieg*). Diese Be-

*) Scherff in seiner Ausgabe des Werkes „Vom Kriege" in den „Militärischen Klassikern" (1880) „Zur Einführung" Seite III. Der Gegensatz, in dem Caemmerers „Anmerkung" S. 31 „in Friedrichs d. Gr. Feldzugsplan f. d. Jahr 1757" zu meinen Ausführungen steht, ist nur ein scheinbarer; in der Hauptsache sind wir einig. Caemmerer sagt von mir „ich scheine mehr an eine Nebeneinanderstellung verschiedener historischer Erscheinungsformen des Krieges ohne ein bestimmtes Urtheil über den inneren Werth zu denken". Der Autor braucht nur dieses „scheint" zur Gewißheit zu erheben und von hier aus seine Deduction von Satz zu Satz zu ergänzen, so werden wir stets zusammentreffen. Dasselbe wird eintreten bezüglich seiner Interpretation Clausewitzens, sobald er in diesem nicht nur einen Lehrer für die Gegenwart sieht, sondern

zeichnung gründet sich darauf, daß die Entwickelung der letzten Jahrhunderte die gewesen ist, die Kriegsmittel ungemein zu verstärken und infolge dessen die Kriegführenden von der zweiten Art der Strategie zur ersten übergehen zu lassen. Die Bezeichnung ist daher nicht unrichtig in Beschränkung auf die neuere Zeit. Da doch aber auch schon frühere Epochen z. B. unter der Führung Alexanders und Cäsars den „wirklichen oder absoluten Krieg" in diesem Sinn gesehn haben, so ist die Scherff'sche Beziehung doch nicht völlig ausreichend.

Bleiben wir also zunächst bei dem Namen „Niederwerfungs-" und „Ermattungs-Strategie" und suchen die Kennzeichen der letzteren im Gegensatz zu der ersteren festzustellen.

Die Strategie, welche darauf ausgeht, den Feind niederzuwerfen, sieht das beste, fast einzige Mittel zu diesem Zweck in der Zerstörung seiner Streitkraft, d. h. in der großen entscheidenden Schlacht. Alle verfügbaren Truppen zusammenzubringen, mit ihnen die Hauptmacht des Feindes anzugreifen, sie zu zerstören und aufzulösen ist das höchste Axiom dieser Strategie. Land, Städte, Stellungen, Magazine sind keine selbständig zu erstrebenden Erwerbsziele; sie fallen dem, der erst die feindliche Armee besiegt hat, von selbst zu. Fünf Meilen den Tag zu marschiren, zu schlagen und zu ruhen, das sei seine ganze Kriegskunst, sagte Napoleon.

1864 das dänische, 1866 das österreichische, 1870 das französische Heer aufzusuchen und zu schlagen, war das Ziel, auf welches die Moltkeschen Feldzugspläne gerichtet waren. Noch gegen Ende des französischen Krieges stellte er in einem an den Chef des Generalstabes des Prinzen Friedrich Karl, General von Stiehle, gerichteten Brief (6. Dec.) den Satz auf, daß Frankreich kein das Feld behauptendes Heer behalten dürfe.

Niemals findet sich bei Friedrich dem Großen eine so unbedingte Anempfehlung des Schlacht- und Vernichtungs-Princips. Im Gegentheil, er warnt davor, ohne speciellen Grund und Zweck Bataillen zu liefern. Obgleich Preußens besondere Verhältnisse darauf hinwiesen, seine Kriege „kurz und vives" zu gestalten, so ist ihm die Schlacht doch nur ein Entscheidungsmittel unter besonderen Umständen. „Es

einen umfassenden Geist, der in dem Zusammenhang seines Systems auch die Formen und Erscheinungen der Vergangenheit zu verstehen und geistig zu durchdringen strebte.

Die erste Rückwirkung, die diese Correctur auf die Caemmerer'sche Anmerkung übt, ist eine Aenderung in der Ueberschrift; es darf nicht mehr gegenübergestellt werden „entscheidungsuchende" und „methodische" Kriegführung, denn auch die letztere, in unserem Sinne, schließt das „Entscheidungsuchen" unter Umständen nicht aus — sondern „Niederwerfung" und „Ermattung".

bleibe kein anderer Ausweg" oder „in einer bösen Situation möge man sich muthig von den Regeln emancipiren; die Nothwendigkeit allein könne zu verzweifelten Mitteln treiben." (Einleitung der Geschichte des Siebenjährigen Krieges.) Einmal eignet er sich gar den Satz an, die Schlacht sei das Auskunftsmittel ungeschickter Generale, die sich nicht anders zu helfen wüßten (1759).

Früher construirte man sich diesen Gegensatz Friedrichs gegen die moderne Strategie wohl so, daß er als der Ausfluß eines generellen Nothstandes aufgefaßt wurde. Friedrich habe wohl die Grundsätze der modernen, der einzig wahren und richtigen („absoluten") Strategie gehabt, aber wegen seiner geringen Kräfte fast nie zur Anwendung bringen können; allein der Feldzug von 1757 (Prag) sei der vollständig normale. Auch wenn diese historische Voraussetzung richtig gewesen wäre, so würde das dem Cardinalsatz, daß es zwei Arten der Strategie giebt, nicht widersprechen, sondern ihn vielmehr beweisen: ob bei Friedrich dem Großen in allen Feldzügen oder in allen mit einer Ausnahme die Bedingungen für die „zweite Art der Strategie" vorhanden waren, wird keinen Unterschied machen.

Die neueren Forschungen und Untersuchungen haben aber gezeigt, daß nicht einmal jene Voraussetzung richtig ist. Man sah früher den Gipfel Friedericianischer Kriegführung und die Analogie mit der napoleonischen Epoche darin, daß er bei Prag die feindlichen Heere zusammentrieb, schlug, einschloß und drauf und dran war, sie in ihrer ganzen Masse gefangen zu nehmen. Jetzt wissen wir, daß dieser ganze Verlauf durchaus nicht einer Absicht des Königs entsprang, sondern durch zufällige Umstände herbeigeführt wurde; daß der König sogar zufrieden*) gewesen wäre, wenn die Oesterreicher ohne Schlacht entkamen und ihm nur ihre Magazine und Prag überließen; ja daß er in dem, was die moderne Kritik als seine höchste Leistung pries, nämlich der Einschließung des geschlagenen Heeres — den Grund seines Unglücks sah, die eigentliche Ursache für den endlichen Verlust des Feldzuges**). Wäre das österreichische Heer entkommen, so hätte der König Prag belagert und genommen und den Krieg seinen Verhältnissen entsprechend fortgeführt. Durch die Einschließung des Heeres in die Stadt wurde er gezwungen, entweder Prag fahren zu lassen oder dem Krieg eine Steige-

*) Dieser Ausdruck ist nicht zu stark, wenn man den Brief an den König von England vom 10. und an Lehwaldt vom 16. April liest. Daß der König auch dringend wünschte und hoffte, den Oesterreichern durch Gefechte, womöglich durch eine Schlacht tüchtig Abbruch zu thun, ist, wie kaum nöthig zu bemerken, durch die obige Wendung nicht ausgeschlossen.

**) In dem sog. Milit. Testament. Mil. Klassiker S. 216.

rung zu geben, nämlich ihn auf Gefangennahme einer ganzen Armee anzulegen, zu der seine Kräfte zuletzt doch nicht hinreichten. Ganz mit Recht empfand er deshalb dies sein anscheinendes Glück, sein angebliches Meisterstück als eine wahre Tücke des Schicksals. Nie in allen seinen Schriften hat Friedrich ferner seine Strategie als einen Nothbehelf dargestellt. Es wäre ja an sich nichts unglaubliches, wenn er räsonnirt hätte: die wahre Natur des Krieges verlangt die Entscheidung durch den Kampf, das Niederwerfen des feindlichen Heeres in der Schlacht; meine Verhältnisse aber sind so, daß ich zu diesem Mittel nur unter besonderen Umständen greifen darf und mich sonst mit kleineren Surrogaten begnüge. So hätte er vielleicht sagen können. Da der König aber bei aller philosophischen Neigung durchaus kein abstract-theoretischer Geist war, so ist er auch in seinen strategischen Betrachtungen niemals von dem Begriff des Krieges ausgegangen, wie Clausewitz, sondern unmittelbar von der Anschauung seiner Lage und hat aus ihr und für sie seine theoretisch-strategischen Sätze geschöpft. Ob es unter anderen Umständen auch eine andere Strategie geben könne, das ist eine Frage, die er sich niemals vorgelegt hat und die für ihn kaum ein Interesse gehabt haben würde. Genug: ihm ist nicht „die Vernichtung der feindlichen Streitkraft unter allen Zwecken, die im Kriege verfolgt werden können, der immer über alles gebietende", er faßt die Schlacht nicht als das, sondern nur als ein Mittel der Kriegführung unter anderen gleichberechtigten auf.

Die Mittel der Kriegführung, die noch außer der Schlacht einem Feldherrn zu Gebote stehen, sind sehr mannigfaltig. An der Spitze steht die Occupation feindlichen Landes und jede Art wirthschaftlicher Schädigungen durch Verwüstungen, Contributionen, Störung des Handels, bei Seemächten speciell durch Blockaden. Alles dies ist unter Umständen möglich ohne jeden Kampf, auch die Occupation feindlichen Landes; wenn es nämlich gelingt, den Act zu vollführen durch Ueberraschung, in einem Moment, wo das feindliche Heer entfernt ist und dann eine Stellung zu nehmen, welche die Eroberung deckt und in der der Feind nicht wagt uns anzugreifen. Deshalb sagt Friedrich, eine Stellung die man zuerst in Besitz nähme, könne den Krieg, man bedenke wohl, den ganzen Krieg entscheiden.

Alle derartigen Operationen kann man zusammenfassen in das Wort „Manöver". Zwischen „Manöver" und Schlacht stehen nun Kleingefechte und Festungsbelagerungen. Da sie „Kampf" sind, würden sie in die Sphäre der „Vernichtung" fallen. Ihrem Ursprung und ihrer Wirkung nach aber gehören sie in die Sphäre des „Ma-

növers", insofern sie niemals oder fast niemals genügen können, selbst die unmittelbare Entscheidung zu geben und der Erfolg mehr von der Situation auf die sie basirt sind, als von dem mit dem Act verbundenen Fechten abhängig ist.

Selbst eine gewisse Art von Schlachten, nämlich die, welche bloß um der Trophäen, um der Waffenehre willen geliefert werden, rechnet Clausewitz (Buch 1 Capitel 16) mit Recht in strategischem Sinne zu der Sphäre der Manöver. Solche Schlachten sind ja in der Epoche Ludwig XIV. in der That zuweilen vorgekommen. „Zwischen Schlacht und Schlacht kann ein solcher strategischer Unterschied stattfinden, daß sie garnicht mehr als dasselbe Mittel betrachtet werden kann." (VI. B. 30. Capitel.)

Kriege, wirkliche große Kriege sind zuweilen ganz ohne Schlacht, fast nur durch „Manöver" in dem umschriebenen Sinne entschieden und auf diese Weise große Eroberungen gemacht worden. In dem Devolutionskrieg erwarb Ludwig XIV. Flandern ohne Schlacht. In dem Kriege von 1672 bis 1679, der mit dem Frieden von Nymwegen endete, wird zwar gesprochen von den Schlachten von Seneffe, Sinsheim, Ensisheim, Türkheim, Cansarbrück, Cassel; mit Ausnahme von Seneffe sind diese Engagements aber alle so klein und entscheiden so wenig, daß sie nicht in strategisch-technischem Sinne als Schlachten angesehen werden können. Seneffe endlich wurde zwar von großen Massen geschlagen, blieb aber unentschieden und hatte nur negative Folgen. Im Frieden erhielten die Franzosen wieder mehrere Provinzen. Im Polnischen Thronfolgekrieg haben sie Lothringen fast ohne Blutvergießen erworben. Echte Feldherrennaturen werden sich jedoch immer ungern mit solchen unblutigen Lorbeeren begnügen und dem innersten Wesen des Krieges entsprechend, auch wenn zu großen Entscheidungsschlachten ihre Kräfte nicht hinreichen, nach Mitteln suchen, dem Feinde auf irgend eine andere Weise im Kampfe beizukommen.

Bei Friedrich dem Großen ist dieser Gedankengang deutlich zu verfolgen. Nach den furchtbaren Erfahrungen des Jahres 1759 sah er ein, daß er — um in unserer Sprache zu reden — sich mehr zu dem Manöver-Pol seiner Strategie halten müsse. Er überlegt, wie er wohl die Oesterreicher in die Ebene locken könne, um hier mit geringerer Gefahr noch zu wirklichen Schlachten zu gelangen. Wenn das aber nicht gelinge, so nimmt er sich vor, sich auf ihre Detachements zu werfen, also Kleingefechte zu setzen an die Stelle der Schlacht. In seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges (Einleitung) und seinem „Militärischen Testament" hat dann dieser Gedanke völlig die Oberhand behalten.

Mit Ausnahme des wunderlichen Zwitters der bloßen Ehren-Schlacht kommen die anderen Mittel der Manöver-Strategie naturgemäß auch unter der Herrschaft der Niederwerfungsstrategie vor. Aber es ist wohl zu beachten, daß sie in dem einen und dem anderen Falle etwas Verschiedenes bedeuten. Clausewitz sagt darüber (17. Capitel des 7. Buches):

„Auch in Beziehung auf die Eroberung fester Plätze findet ein großer Unterschied zwischen den Feldzügen mit einer großen Entscheidung und den andern statt. Dort ist diese Eroberung immer als ein nothwendiges Uebel anzusehen. Man belagert nur was man schlechterdings nicht unbelagert lassen kann, so lange man nämlich noch etwas zu entscheiden hat. Nur wenn die Entscheidung bereits gegeben, die Krise, die Spannung der Kräfte auf geraume Zeit vorüber, und also ein Zustand der Ruhe eingetreten ist, dann dient die Einnahme der festen Plätze als eine Consolidirung der gemachten Eroberung und dann kann sie meistens, zwar nicht ohne Anstrengung und Kraftaufwand, aber doch ohne Gefahr ausgeführt werden. In der Krise selbst ist die Belagerung einer Festung eine hohe Steigerung derselben zum Nachtheil des Angreifenden, es ist augenscheinlich, daß nichts so sehr seine Kräfte schwächt und also nicht so geeignet ist, ihm auf eine Zeitlang sein Uebergewicht zu rauben. Aber es giebt Fälle, in denen die Eroberung einer oder der anderen Festung ganz unerläßlich ist, wenn der Angriff überhaupt fortschreiten soll und in diesem ist das Belagern als ein intensives Fortschreiten des Angriffs zu betrachten; die Krise wird dann um so größer, je weniger vorher schon entschieden ist. Was über diesen Gegenstand noch in Betracht zu ziehen ist, gehört in das Buch von Kriegsplan.

In den Feldzügen mit einem beschränkten Ziel ist die Festung gewöhnlich nicht das Mittel, sondern der Zweck selbst; sie wird als eine selbständige kleine Eroberung angesehen, und als solche hat sie folgende Vorzüge vor jeder andern:

1) daß die Festung eine kleine, sehr bestimmt begrenzte Eroberung ist, die nicht zu einer größeren Kraftanstrengung nöthigt und also keinen Rückschlag befürchten läßt;

2) daß sie beim Frieden als Aequivalent geltend zu machen ist;

3) daß die Belagerung ein intensives Fortschreiten des Angriffs ist, oder wenigstens so aussieht, ohne daß die Schwächung der Kräfte dabei immer zunehme, wie das jedes andere Vorschreiten im Angriff mit sich bringt;

4) daß die Belagerung ein Unternehmen ohne Katastrophe ist.

Diese Dinge alle machen, daß die Eroberung eines oder mehrerer

feindlichen Plätze sehr gewöhnlich ein Gegenstand derjenigen strategischen Angriffe ist, die sich kein größeres Ziel vorsetzen können."

Bringen wir nunmehr den Gegensatz der beiden strategischen Systeme auf die dialektische Formel, im Sinne Clausewitzens, so wird sie lauten, daß die Niederwerfungs-Strategie nur einen Pol, die Schlacht habe, die Ermattungs-Strategie aber zwei Pole, die Schlacht und das Manöver, zwischen denen beiden sich die Entschlüsse des Feldherrn bewegen. Ja hüte man sich vor dem Irrthum, als ob das letztere System die Schlacht ausschließe: sie ist erlaubt, sie ist geboten, aber nur unter besonderen Umständen.

Statt concret Schlacht und Manöver — so könnte man auch abstract das „Gesetz der Kühnheit" und das „Gesetz der Oekonomie der Kräfte" als die beiden Pole bezeichnen, zwischen denen sich die „zweite Art der Strategie" bewegt. Da es nicht möglich ist den Feind niederzuwerfen, so kommt es darauf an, wer zuerst ermattet, also nicht nur die Kräfte des Feindes zu schädigen, sondern ebenso sehr die eigenen zu schonen; „den letzten Thaler in der Tasche zu behalten". Bei der Niederwerfungs-Strategie wird angenommen, daß die Kräfte so groß seien, daß eine derartige völlige Erschöpfung überhaupt nicht in Frage steht.

Hieraus ergiebt sich nun der wichtigste psychologische Unterschied der einpoligen und der doppelpoligen Strategie. Es ist die verschiedene Auffassung, die die beiderseitigen Vertreter von dem kriegerischen „Wagen", dem Herausfordern des Zufalls haben.

„Wer im Kriege völlig sicher gehen will, wird schwerlich überhaupt das Ziel erreichen" sagt ein vermuthlich aus Moltke's eigener Feder geflossener Artikel zur Vertheidigung der Idee des getrennten Einmarsches in Böhmen 1866 (Mil. Wochenbl. Nr. 18, 1867).

Für Napoleon ist die höchste Kühnheit zugleich die höchste Vorsicht. Ihm ist es Gesetz, auf die höchste Gefahr hin, stets Alles auf eine Karte zu setzen. Das ist ein wesentliches Moment seiner Ueberlegenheit. Wenn, wie etwa 1806 in Thüringen, die feindlichen Heere so aufeinander treffen, daß sie mit verkehrter Front zu fechten haben, der unterliegende also des geraden Rückzugsweges beraubt sein wird und nun, wie es bei Auerstädt geschah, der Eine es daraufhin wagt, die Schlacht durchzukämpfen, der Andere aber nicht: so hat Jener durch den bloßen Entschluß des Wagnisses bereits die Oberhand und ausschließlich dadurch hat Davoust thatsächlich die Schlacht bei Auerstädt gewonnen und Friedrich Wilhelm III. sie verloren.

In der doppelpoligen Strategie ist dieser Grundsatz nicht anwendbar: er würde ja den einen Pol aufheben und unausgesetzt Alles auf den

andern, die Schlacht, zutreiben. Da nun aber der Werth der Kühnheit als solcher derselbe bleibt, so entsteht die schwierigste aller Aufgaben, nämlich in jedem einzelnen Moment zu entscheiden, ob Kühnheit, ob Vorsicht am Platze sei. Auch in der einpoligen Strategie ist es natürlich fortwährend nöthig, diese Wahl zu treffen, aber sie ist hier sehr viel leichter, sie ist eine bloße Untersuchung des Verstandes, ob überhaupt Chancen eines Erfolges vorhanden seien. In der doppelpoligen Strategie ist der Entschluß noch beschwert mit dem ganzen Gewicht eines entgegengesetzten Princips, oder was practisch dasselbe ist, nicht nur mit der Abwägung der augenblicklichen Situation, sondern der militärisch-politischen Gesammt-Lage. Höchst charakteristisch daher, daß wir bei Friedrich fast niemals Selbst-Anspornungen zur Kühnheit, — nach der Richtung that sein eigenes Temperament ihm schon genug — sondern unausgesetzt Ermahnungen zur Vorsicht finden. „Aus einem Fabius kann immer noch ein Hannibal werden", sagt er schon 1744. „Wenig wagen" räth er in seinen „Gedanken und allgemeinen Regeln für den Krieg" 1755. „Im Kriege ist der, der dem Zufall das Wenigste überläßt, der Geschickteste" heißt es in der Einleitung zur Geschichte des Siebenjährigen Krieges und zahlreich sind die Stellen, wo er sich gewissermaßen entschuldigen zu müssen glaubt, weil er gezwungen gewesen sei, sein Schicksal dem Zufall einer Schlacht anzuvertrauen. Ueber nichts hat der geistreichste moderne Vertreter der einpoligen Strategie, Bernhardi, mehr ironisirt und gespottet, als über solche Behutsamkeits-Grundsätze der anderen Schule: in der Schlacht, der einzig wahren Rennbahn des echten Kriegers eine bloße Zufalls-Entscheidung sehen zu wollen! Es giebt ihm keine größere Thorheit. Daß es kein Anderer, als Friedrich selber ist, der diese Grundsätze aufgestellt hat, ist ihm dabei leider entgangen. Hätte er das bemerkt, so würde er vermuthlich der Erkenntniß sich nicht verschlossen haben, daß es auch Zeiten und Umstände gegeben haben könne, in denen diese Grundsätze ihre Berechtigung hatten.

Ja, hüte man sich nun auch hier wieder vor dem Irrthum, als ob Feldherren der doppelpoligen Strategie Kühnheit im geringeren Grade zeigten, als Feldherren der einpoligen Strategie. Gustav Adolf, Prinz Eugen, Friedrich sind nicht weniger kühn als Alexander, Cäsar, Napoleon, an den Stellen und bei den Entschlüssen, wo diese Kühnheit am Platze ist: ob sie aber am Platze sei, haben sie in jedem einzelnen Falle zu unterscheiden.

Dies ist einer der Punkte, an denen das Clausewitz'sche Werk nicht zu Ende geführt ist und vielleicht derjenige, wo sich für die Wissenschaft

die Lücke am fühlbarsten geltend gemacht hat. In seinem historischen Abriß der Kriege Gustav Adolfs und Friedrichs ist es gerade Clausewitz gewesen, der als das eigentliche Moment ihrer strategischen Größe di Kühnheit nicht nur der Schlachten, sondern auch der Manöver, statt des früher gerühmten angeblich genialen mathematischen Kalküls, aufgezeigt hat. In den theoretischen Auseinandersetzungen wiegt doch aber der Gedanke oder wenigstens die Stimmung vor, daß diese Kriegführung des 17. und 18. Jahrhunderts eigentlich eine inferiore Erscheinung sei. Wir haben ja bereits im Beginne dieses Kapitels eine Stelle wiedergegeben, welche in einem prachtvollen Bilde die Ueberlegenheit der einen Art der Kriegführung über die andere charakterisirt: der Kriegsgott, der den „Andern" auf dem Schleifwege ertappt. Nirgends aber hat Clausewitz den Schweden- oder den Preußenkönig oder den Prinzen Eugen oder auch nur Karl XII. von der, wie wir sie genannt haben, doppelpoligen Strategie ausgenommen. „Ein kühner Invasions- und Schlachtenfeldherr war Gustav Adolf überall nicht; er liebte mehr den künstlichen, manöverirenden, systematischen Krieg." (Bd. IX S. 40 vgl. aber S. 71.) Daß eine stärkere Armee die innere Bestimmung habe, eine schwächere anzugreifen und womöglich zu zertrümmern sei in der Zeit Friedrichs „etwas ganz Unbekanntes oder vielmehr etwas Nichtvorhandenes" gewesen. (Bd. X § 42.) „Selbst die königlichen Feldherren mußten behutsam mit dem Kriegsinstrumente umgehen.... Nur wenn sich ein entschiedener Vortheil zu ergeben schien, machte man Gebrauch von der kostbaren Sache; diesen herbeizuführen, war eine Kunst des Feldherrn; so lange aber, als er nicht herbeigeführt war, schwebte man gewissermaßen im absoluten Nichts, es gab keinen Grund zum Handeln, und alle Kräfte, nämlich alle Motive schienen zu ruhen. Das ursprüngliche Motiv des Angreifenden erstarb in Vorsicht und Bedenklichkeit." Auch „ausgezeichnete Feldherren und Könige wie Gustav Adolf, Karl XII. und Friedrich der Große mit ebenso ausgezeichneten Heeren konnten nicht stärker aus der Masse der Totalerscheinungen hervortreten, sie mußten sich gefallen lassen, in dem allgemeinen Niveau des mittelmäßigen Erfolges zu bleiben." (Bd. III, S. 87 und 88. Achtes Buch, drittes Capitel.) Man empfindet hier einen gewissen Widerspruch in den Clausewitz'schen Räsonnements, der aber leicht zu erklären ist. Clausewitz hatte seine Theorie noch zu bilden im Kampfe mit den Ideen der Ermattungs-Strategie, die noch keineswegs allenthalben als historisch überwunden galt, ja eigentlich sogar mit einer pseudowissenschaftlichen Carricatur jener Strategie; er hatte noch zu beweisen, daß die moralischen Kräfte im Kriege wichtiger seien als die Operationswinkel. Seine Räsonne-

ments nehmen also naturgemäß oft die Spitze gegen jene Strategie; nicht als etwas ehedem Berechtigtes, sondern als etwas schlechthin (nämlich in Bezug auf die Gegenwart) Falsches erscheint sie ihm. Was nun aber mit Gustav Adolf, Eugen, Marlborough, Karl XII., Friedrich? Die Nachfolger wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie sich mit jenen Anderen kläglich garnicht beschäftigten und von Friedrich frischweg fingirten, er gehöre der Niederwerfungs-Strategie an. Daraus ist denn all' jenes Unheil für die gesammte Geschichtswissenschaft erwachsen. Clausewitz ist, wie wir sahen, niemals in diesen Fehler verfallen, aber da er selbst, wie die „Nachricht" darthut, erst gegen Ende seines Lebens zur vollen Klarheit über die „beiden Arten" der Kriegführung gelangte, so ist ein gewisser Widerspruch in seinen Werken stehen geblieben: Gustav Adolf und Friedrich sollen einer auf „Vorurtheil" und „falscher Ansicht" beruhenden Strategie gehuldigt haben und doch werden ihre concreten Leistungen als sachgemäß und genial anerkannt. Die Lösung, zu der Clausewitz selbst nicht mehr vorgedrungen ist, liegt einmal in der tieferen und umfassenderen historischen Erkenntniß der Umstände, welche die doppelpolige Strategie bedingen und nothwendig machten, dann aber auch namentlich in der Erkenntniß, welche psychologische Erschwerung für den Feldherrn in der Doppelpoligkeit liegt. Clausewitz sieht nur die eine Seite: „daß die Mittel, welche sie (die Feldherren der alten Schule) aufbieten konnten, ein ziemlich bestimmtes Maß hatten, welches sie gegenseitig übersehen konnten, und zwar sowohl ihrem Umfang als ihrer Dauer nach; dies raubte dem Kriege die gefährlichste seiner Seiten: nämlich das Streben nach dem Aeußersten und die dunkle Reihe von Möglichkeiten, die sich daran knüpft". (III S. 87.) Hiernach müßte Napoleon so unendlich viel mehr sein, als alle seine Vorgänger, wie der äußere Anblick seiner Kriege selbst größer ist, als der der Kriege seiner Vorgänger. Ein Krieg, der einmal vorwärts und zurückrollt, vom Rhein an die Weichsel, nach Moskau, an die Elbe, an die Seine macht einen größeren Eindruck, als ein Krieg, der sich Jahre lang im Umkreis des Erz- und Riesengebirges bewegt. Aber das kann keinen Maßstab für die persönliche Größe des Feldherrn geben. Die Massen, die bewegt werden, sind größer, aber was in Gegenrechnung zu stellen ist, das ist die Ueberwindung des retardirenden Elements, die Fähigkeit trotz des Gebotes der Vorsicht, des Abwartens und der Oekonomie der Kräfte nicht in Unthätigkeit und Unentschlossenheit zu verfallen.

Wie sind nun die beiden entgegengesetzten Gebote, die beiden feindlichen Pole mit einander zu vereinigen und auszugleichen? Wann ist

der Augenblick, wo Vorsicht, wann ist die höchste Kühnheit, wann ist speciell eine Schlacht rathsam? Wann darf man sich mit Actionen aus der Sphäre des Manövers begnügen? Gäbe es hierauf eine rein sachliche, durchschlagende Antwort, so wäre die Heerführung der Feldherrn solcher Epochen unendlich erleichtert gewesen. Eine solche Antwort aber, „eine algebraische Formel für die Anwendung" existirt nicht. Friedrich hat versucht sich die Frage in seiner größten militärisch-theoretischen Schrift „den General-Principien vom Kriege" (1747; zweite Bearbeitung 1753) zu beantworten. Wie wenn er es zu entschuldigen habe, der Meinung zu sein, daß man im Kriege nicht ganz ohne Schlachten auskommen könne, beginnt er damit, man müsse „allerdings zu decisiven Momenten kommen, entweder um sich aus dem Embarras des Krieges zu ziehen oder um seinen Feind darin zu setzen oder um die Querelles auszumachen, die sonsten niemals zu Ende kommen würden". Diesen fast jugendlich übermüthig klingenden Worten werden dann eine Reihe specieller „Ursachen, wegen welcher man Bataillen liefert" hinzugefügt. Es sind „den Feind zu zwingen die Belagerung eines auch zuständigen Ortes aufzuheben, oder aber, um ihn aus einer Provintz zu jagen, deren er sich bemächtiget hat. Ferner um in seine eignen Lande zu penetriren oder auch um eine Belagerung zu thun und endlich, um seine Hartnäckigkeit zu brechen, wenn er keinen Frieden annehmen will, oder aber auch, um ihn wegen eines Fehlers zu straffen, welchen er begangen hat". Später ist noch hinzugefügt: „Man bataillirt sich sonsten noch, um zu verhindern, daß die feindlichen Corps nicht zu einander stoßen können." Aus diesen sieben Ursachen des Schlagens ist der einzelne Fall nicht unmittelbar zu entscheiden. Wann sind alle diese Dinge auf dem Punkt, einer Schlacht werth zu sein? Wann ist es Zeit die Hartnäckigkeit des Feindes zu brechen? Wann hat er einen Fehler begangen, der mit einer Schlacht gestraft werden muß? Der Feldherr, der es will, kann aus solchen Ursachen immer und alle Tage einen Anlaß zur Schlacht ableiten; der der keine Neigung dazu hat, kann eben so sicher stets beweisen, daß aus ihnen zur Zeit kein Anlaß zur Schlacht zu entnehmen sei. Die Entscheidung ist also eine subjective und sie ist es um so mehr, als nicht einmal alle Verhältnisse und Bedingungen, nämlich das was beim Feinde vorgeht, mit Vollständigkeit und Sicherheit bekannt sind. Unter sorgfältiger Abwägung aller Umstände, des Kriegszweckes, der Streitkräfte, der politischen Rückwirkungen, der Individualität des feindlichen Feldherrn, der feindlichen wie der eigenen Regierung und des Volkes muß der Feldherr den Entschluß fassen, ob eine Schlacht räthlich ist oder nicht. Er

kann zu dem Schluß kommen, jede größere Action unter allen Umständen zu vermeiden; er kann auch zu dem Schluß kommen, sie unter allen Umständen so sehr zu suchen, daß sein Verfahren sich von dem der einpoligen Strategie practisch nicht mehr unterscheidet.

In dieser Weise ist Friedrichs Strategie zeitweilig der einpoligen (Napoleonischen) sehr nahe gekommen. Der principielle Gegensatz, „die ganz verschiedene Natur beider Bestrebungen", um Clausewitz' Wort zu wiederholen, „ist darum doch geblieben" und „greift allenthalben durch".

Für die nachträgliche, historische Kritik ist deshalb nichts wichtiger, als vor dem Urtheil über den einzelnen Fall das generelle Verhältniß festzustellen. War hier einpolige oder doppelpolige Strategie am Platz und hat der Feldherr das richtig erkannt? Das ist die Vorfrage. Erst nach dieser Entscheidung kann das Urtheil über den einzelnen Fall sich richtig gestalten. Eine versäumte, unzweifelhaft versäumte Gelegenheit, dem Feinde eine Niederlage beizubringen, die unter der Herrschaft jenes Systems völlig unverzeihlich erscheinen würde (wie etwa der Umweg der „Großen Armee" durch die Schweiz im Winter 1813/14; oder Wellingtons Aufstellung eines Corps bei Nivelles während des Gefechts von Quatrebras 1815; oder das Abbrechen des Gefechts bei Dermbach 1866) kann als ein durchaus entschuldbares Versehen erscheinen unter der Herrschaft des anderen. Sich die ganze Tragweite dieses Satzes klar zu machen, darauf kommt es eigentlich an. Um zu voller Anschaulichkeit zu gelangen, wollen wir daher das Experiment machen, einen Feldzug, der von einem der größten Feldherrn aller Zeiten unter der Herrschaft der doppelpoligen Strategie gemacht ist, kritisiren unter der Fiction, daß die einpolige Strategie habe angenommen werden können. Die ungeheuerliche Absurdität, die dabei zu Tage kommen wird, wird zeigen, auf welchem Irrpfad sich die Historiker bewegt haben, die glaubten ohne Unterscheidung der beiden strategischen Systeme direct den einzelnen Fall beurtheilen zu können.

Ich wähle als Beispiele die beiden Feldzüge Friedrichs des Großen auf der Höhe seiner Kraft, 1756 und 57, den Beginn des Siebenjährigen Krieges. Weshalb Friedrich thatsächlich an die doppelpolige Strategie gebunden war, habe ich an anderem Orte dargelegt*). Jetzt hypostasiren wir das Gegentheil; an den Thatsachen selbst ändere ich dabei — um das ausdrücklich hervorzuheben — nicht das Geringste, sondern halte mich genau an die neuesten Forschungen und

*) Historische und politische Aufsätze „Ueber die Verschiedenheit der Strategie Friedrichs und Napoleons"; dazu „Ueber den Feldzugsplan Friedrichs d. Gr. im Jahre 1757" Beih. z. Mil. Wochenbl. 10.—12. Heft. 1887.

Publicationen. Der besseren Eindringlichkeit halber führe ich die Untersuchung etwa in dem Ton der neuesten Periklesforscher und schmücke sie mit den Aussprüchen und Urtheilen von Zeitgenossen und Kritikern, die wenn das principielle Urtheil richtig wäre, passend zur Verwendung kommen könnten.

3. Friedrich der Große als Feldherr.

Eine methodologische Parodie.

Das Unglück Preußens im Siebenjährigen Kriege war, daß es mit allen drei großen Land-Militär-Mächten zugleich zu kämpfen und an seiner Seite nur eine Seemacht hatte, die ihm auf dem Lande nicht so sehr viel helfen konnte. Schuld an dieser Gruppirung, deren Unerträglichkeit für Preußen doch Jedem einleuchten mußte, war Niemand anders als König Friedrich selbst, der der Gefahr nicht grade genug in die Augen zu schauen wagte. Da diese Charaktereigenschaft auch für die Beurtheilung des Feldherrn so wesentlich ist, so wollen wir einleitungsweise schon hier bei der politischen Genesis des Krieges darauf hinweisen. Bis kurz vor Einbruch der Krisis war die Macht, mit der Friedrich am nächsten gestanden hatte, nicht England, sondern Frankreich gewesen. Wie ganz anders hätte Preußen den Kampf durchfechten können, wenn es statt der wenigen Engländer die großen französischen Heere an seiner Seite gehabt hätte! Friedrich aber trieb die Franzosen in das entgegengesetzte Lager, weil er ihnen verwehren wollte die Engländer in Hannover anzugreifen und er that dies in der verblendeten Hoffnung, dadurch dem Kriege überhaupt zu entgehen. Wenn er es noch aus deutschem Nationalgefühl gethan hätte! Seit Jahren lauerten Oesterreich und Rußland auf den passenden Moment, über Preußen herzufallen. Er war gegeben, wenn der französisch-englische Krieg in Deutschland wieder ausbrach; als Hülfstruppen der Engländer wären die Russen nach Deutschland gekommen. Um die Russen fern zu halten, garantirte Friedrich lieber selbst den Engländern Hannover. Durch den Einfluß des englischen Cabinets in Petersburg hoffte er die Russen dauernd zu fesseln und auch von seinen eigenen Grenzen fern zu halten. Ist das die Einsicht eines Staatsmanns beim Einbruch einer weltgeschichtlichen Katastrophe? Es ist die Politik des Vogel Strauß, der die Gefahr nicht sehen *will*, weil er sich vor ihr fürchtet. Mit diplomatischen Spinneweben fesselt man keine kriegslustige Großmacht. Der Krieg, der verhütet werden sollte, wurde dadurch erst recht hervorgerufen. Der Bundesgenosse aber, den man gewann, durch den man sich in den

Krieg hatte hineinziehen lassen, hat die werthvollste Unterstützung, die er, der seemächtige Alliirte hätte gewähren können, nämlich eine Flotte in der Ostsee zur Niederhaltung der Russen, nachher im Kampf trotz alles Bittens stets versagt.

Nachdem der König im Monat Juni 1756 aufmerksam geworden war und die beurlaubten Officiere und Soldaten eingezogen hatte, erhielt er am 21. Juli die Nachrichten, die ihm klar machten, daß er „praevenire spielen" müsse*). Durch den Leichtsinn des russischen Hofes war das Geheimniß der antipreußischen Pläne dem holländischen Gesandten eröffnet und auf diesem Wege, ohne daß die feindlichen Cabinete es ahnten, dem König von Preußen zugänglich gemacht worden. Friedrich wußte jetzt nicht nur, daß man ihn angreifen, er wußte auch, daß man erst im nächsten Jahr die Rüstungen vollendet haben werde**). Eine einzigartige Aussicht eröffnete sich ihm damit. Die Russen hatten ihre Truppen bereits von seinen Grenzen wieder zurückgezogen, die Oesterreicher waren in Böhmen in eifriger Rüstung begriffen. Aber aus den entfernteren Landestheilen hatten die Truppen sich doch eben erst in Marsch gesetzt***). Zu den Vorzügen der preußischen Armee vor allen anderen gehörte auch ihre stete Bereitschaft. „Sechs Tage nach Empfang der Ordre", pflegt es zu heißen, soll das Regiment ausrücken „complet mit gedoppelten Uebercompleten". Anfang, spätesten Mitte August konnte der König, nachdem er das noch völlig unvorbereitete Sachsen durchzogen, die sächsischen Truppen weggefegt oder aufgehoben hatte, mit 70—80000 Mann, denen 30—40000 folgten, in Böhmen einrücken†). Schwerlich viel mehr als 40000 hätten ihm die Oesterreicher entgegenstellen können††). Der Preußenkönig hätte einen Krieg

*) Schreiben Podewils' vom 22. Juli. Pol. Corr. Friedrichs des Großen 13, 105.

**) Bericht Hellens Pol. Corr. Nr. 7730.

***) Pol. Corr. Nr. 7711.

†) Beim Ausbruch des Kriegs war die preußische Armee stark
an Feldtruppen 129 000
an Garnisontruppen . . . 26 000
Sa. 155 000 Mann.
Der wirkliche Einmarsch vier Wochen später in Sachsen und Böhmen ist erfolgt mit 95 000 Mann.

††) Friedrich giebt in seiner Correspondenz die österreichischen Truppen in Böhmen und Mähren im August oft auf 80—100 000 Mann an. Das ist die Hyperbolie des Moments. Beim Beginn des Feldzugs in einem Schreiben an Schwerin (26. August) schätzte er sie auf 65 000 Mann exclusive der Garnisonen. Das preußische Generalstabswerk und Arneth nehmen übereinstimmend nach älteren Werken nur 54 000 Mann an. Bei Lowositz soll Browne nur 33 354 Mann gehabt haben, Piccolomini gegen Schwerin 31 500. Da das fünf Wochen später ist und fortwährend Zuzug kam, so harmonirt die Angabe mit der vorhergehenden. Mitte August würden dem entsprechend nicht viel über 40000 Mann im Felde verfügbar gewesen sein.

führen können, wie Napoleon 1805, wo dieser die Oesterreicher schlug, ehe die Russen heran waren, dann die Russen mit den Resten der Oesterreicher, ehe die Preußen erschienen; 1806 wieder die Preußen ehe die Russen zur Stelle waren, und 1807 die Russen mit den geringen Ueberresten der Preußen. Das ist die Art, wie ein Einzelner eine Mehrzahl besiegt. Ehe ein Russe oder Franzose auf dem Kriegsschauplatz sich sehen ließ, mußte der österreichische Kriegsstaat 1756 zertrümmert am Boden liegen.

Auch die Friedrichs-Theologen haben sich der Erkenntniß nicht verschließen können, welchen unermeßlichen Vortheil ein schneller Entschluß gewährt haben würde und sogar Bernhardi „möchte den König deshalb tadeln" (I. 49).

Durch die Politische Correspondenz und den Scharfsinn ihres Herausgebers Naudé ist erst jetzt der wahre Grund der Verzögerung zu Tage gefördert worden. Friedrich besorgte, daß wenn er den Angriff auf Oesterreich schon Ende Juli unternehme, auch die Franzosen noch in diesem Jahre im Felde erscheinen würden. Dagegen, wenn man erst vier Wochen später losbreche, die Franzosen die schlechte Jahreszeit für zu nah halten würden, um sich noch in Bewegung zu setzen. Mit dieser Aufklärung ist jede Möglichkeit, den Fehler des großen Strategen zu vertuschen, geschwunden. Was war es denn für ein Unterschied, ob die Franzosen im Herbst oder im Frühjahr erschienen, wenn es nur gelang, die Oesterreicher vorher unschädlich zu machen? Im Gegentheil, im Herbst 1756 wären die Franzosen schlechter gerüstet und weniger stark in Deutschland aufgetreten, als später im Sommer 1757. Erst spät im Herbst 1757 sind sie so weit gelangt, den Kern der preußischen Landschaften direct zu bedrohen: (am 5. November ist die Schlacht bei Roßbach): wie ganz anders noch hätte Friedrich ihnen mitspielen können, wenn er nicht als der Besiegte von Kollin mit der Hälfte seines Heeres, sondern als der Zerschmetterer Oesterreichs mit der preußischen Gesammtkraft gegen sie abgeschwenkt wäre.

Friedrich hat sich dieser Einsicht auch keineswegs vollständig verschlossen. Er hatte am 21. Juli bereits seinen Entschluß gefaßt und ihn dem Minister Podewils mitgetheilt — als einige Drohungen des französischen Gesandten Valory genügten, ihn zurückweichen zu machen, und ihm den Aufschub aufzuerlegen*) (26. Juli).

Endlich, am 30. August, marschiren die Preußen aus. Die Frist zur Durchführung eines energischen Feldzuges ist nunmehr erheblich

*) Naudé H. Z. 56, 430.

verkürzt, die Oesterreicher haben sich in Böhmen verstärkt und vor Allem haben die Sachsen Zeit gewonnen zur Besetzung und Befestigung der Stellung von Pirna. Trotzdem aber war die Situation noch sehr günstig. Es kam nur darauf an, schnell mit den Sachsen bei Pirna fertig zu werden; mit einem Wort dies Lager zu erstürmen. Daß das keineswegs unmöglich war, hat zuerst Napoleon in seinem „Précis des guerres de Frédéric II"*) behauptet und ein neuerer, dem preußischen Generalstabe angehöriger Militärschriftsteller, Boie**), hat diese Ansicht für „unbedingt richtig" erklärt und eingehender begründet. Die Stellung war zwar sehr fest, aber für die kleine Zahl der Sachsen gegen mehr als dreifache Uebermacht zu groß. Der König hat sich auch sehr ernsthaft mit der Idee beschäftigt***), Winterfeldt bereits einen Plan dazu entworfen — aber der Entschluß wurde nicht gefaßt. Von Woche zu Woche täuschte man sich hin mit der Erwartung, daß die Sachsen sich aus Mangel an Lebensmitteln in der kürzesten Frist ergeben müßten. So wurde die Schlacht bei Lowositz, nur mit halben Kräften unternommen, statt einer Entscheidungsschlacht, zu einer so zu sagen, bloß negativen Schlacht, in der die Preußen mehr verloren als die Oesterreicher. Von Verfolgung war so wenig die Rede, daß österreichische Kritiker dem Feldmarschall Browne einen Vorwurf daraus gemacht haben, daß er überhaupt zurückgegangen sei. Wie anders, wenn Friedrich statt des in dieser Art fast zwecklosen Blutvergießens, das sächsische Lager erstürmt hätte und dann mit seiner gesammten Streitmacht über Browne hergefallen wäre, dem er schon mit der Hälfte überlegen gewesen war! Den Verlust bei der Erstürmung des sächsischen Lagers hätte er leicht ersetzen können. Noch hatte er Reserve-Truppen im Lande und warum spannte er nicht die Kräfte seines Volks bis zum Aeußersten an und führte die allgemeine Wehrpflicht ein, die sein sonst so viel weniger energischer Großneffe ein Menschenalter nach seinem Tode dekretirte? Auf solche neuen, wahrhaft schöpferischen Gedanken aber verfiel König Friedrich II. nicht; lieber schonte er das Leben der Soldaten, die er hatte, aber er schonte es mehr, als sich mit einer wahrhaft energischen Kriegführung vertrug.

Trotz allem war auch jetzt noch nicht jede Möglichkeit einer wirksamen Kriegführung verloren. Am 14. October boten die Sachsen die Capitulation an. Das ist auf das Datum genau derselbe Tag, an dem Napoleon die Preußen bei Jena und Auerstädt besiegte und Na-

*) Bd. V der Mémoires.
**) In den Mil. Klassikern.
***) Vgl. Naudé, Forsch. z. preuß. Gesch. Bd. I H. I S. 260. 261.

poleon hat die Jahreszeit nicht für zu strenge gehalten, um nicht noch in einem Zuge von der Saale bis an die Weichsel zu gelangen. Was that Friedrich? Er ging in die Winterquartiere. Im nächsten Jahr, als ihm die Noth auf den Nägeln brannte, hat er es nicht für unmöglich gehalten, noch am 5. November und 5. December Schlachten zu schlagen. Ja die späte Jahreszeit bot im Jahr 1756 sogar gewisse Vortheile. Man konnte jetzt sicher sein, daß nicht nur die Franzosen, sondern auch die Russen nichts mehr unternehmen würden*) und der König konnte daher nicht nur das Reserve-Corps in Pommern, sondern selbst den Rest der rheinischen und einen Theil der ostpreußischen Truppen an sich ziehn, um seine etwaigen Schlacht-Verluste sofort zu ersetzen. Hätten selbst die Russen der Provinz Preußen einigen Schaden zugefügt, so konnte das gegen die Möglichkeit, ja Gewißheit, den österreichischen Kriegsstaat völlig zu zerschmettern, nicht in Betracht kommen. Mit der Hälfte seines Heeres stand der König bereits in Böhmen: auf zwei Meilen Entfernung von ihm das österreichische Hauptheer. Alles in Allem mit etwa 120000 Preußen konnte man sich auf 80000 Oesterreicher werfen: Friedrich der Einzige ging in die Winterquartiere. Als der russische Feldmarschall Apraxin im nächsten Jahr nach seinem Siege von Groß-Jägersdorf den Rückzug antrat, berief er sich darauf, daß doch Friedrich seinen Sieg von Lowositz auch nicht verfolgt habe, sondern trotz seiner Uebermacht zurückgegangen sei**). Eine bessere Kritik der Friedericianischen Strategie kann es nicht geben. Apraxin's Verfahren hat man immer geglaubt nicht anders als durch Verrath erklären zu können. Was sagen die Friedrichs-Theologen, was sagt dieser Theologen oberster, der Verfasser des vielgerühmten Werkes „Friedrich der Große als Feldherr", was sagt Theodor von Bernhardi dazu?

Ueber die Möglichkeit einer Erstürmung des Pirnaer Lagers schweigt er auf das sorgfältigste. Auch nicht mit der leisesten Andeutung wird sie dem Leser verrathen. Die Fortsetzung des Feldzuges aber nach der Capitulation war unmöglich ganz von der Erwägung auszuschließen. Wird die Unterlassung gerechtfertigt? So sehr wagt Bernhardi seine Principien nicht zu verläugnen. Friedrichs Strategie tadeln? Nimmermehr. Bernhardi rettet sich in den Zufluchtsort, der von je den Gläubigen den sichersten Schutz geboten hat: in das asylum ignorantiae. „Wir sind, wenigstens für jetzt, nicht im Besitz aller Elemente, durch

*) An Lehwaldt, 16. October Pol. Corr. Nr. 8217.

**) Masslowski, der Siebenjährige Krieg nach russischer Darstellung. Uebers. von Drygalski I S. 246.

die ein entschiedenes Urtheil bestimmt werden müßte — denn noch sind uns nicht alle Einzelheiten der augenblicklichen Lage bekannt, mit denen gerechnet werden mußte". Wie hübsch könnte man mit diesem Satz Daun zu einem großen Feldherrn stempeln, wenn er nicht die Courage hatte dem Preußenkönig auf den Leib zu gehen! Aber seit wir für die Oesterreicher Arneth und für die Preußen die „Correspondenz" haben, ist mit dem Liebesmantel des Nicht-Wissens nicht mehr auszukommen. Die von Bernhardi noch vermißten Einzelheiten sind uns nunmehr alle bekannt und was ist das Resultat? Das Resultat ist, daß der König und Feldherr den ihm von seinen strategischen Gläubigen untergelegten Gedanken der rettenden That niemals weder im Sommer, noch im Herbst, weder vor noch nach der Capitulation der Sachsen gehabt hat. Er hat die That nicht ausgeführt, weil er sich niemals nur so weit emporgeschwungen hat, sie zu denken. In dem nordöstlichen Winkel von Böhmen Winterquartier zu nehmen, das war die Höhe seiner strategischen Phantasie*). Bernhardi (S. 40) legt Friedrich als etwas Selbstverständliches den Gedanken unter, daß wenn er Böhmen oder auch nur den größten Theil von Böhmen in Besitz nehmen wollte, das ohne eine entscheidende Schlacht nicht denkbar sei. Ueber des Königs wirkliche Auffassung dürfte man vielleicht einen Rückschluß machen aus einem Brief des Feldmarschalls Schwerin (v. 13. Sept.), mit dem der König den Feldzugsplan mündlich verabredet hatte. Schwerin nimmt in Aussicht, daß er (von Glatz aus in Böhmen einrückend) den österreichischen Truppen unter Piccolomini ein Gefecht liefern könne. „Denn gestatten Sie gnädigst, Sire, fährt er fort, ich sehe nicht, wie Sie sich solide in Böhmen während des Winters etabliren können, ohne vorher an einer oder der anderen Stelle einen entscheidenden Schlag geführt zu haben." Dann setzt er auseinander, wie schlecht die Oesterreicher noch gerüstet seien, wie wenig Selbstvertrauen sie hätten und wie im nächsten Jahr das Alles schon anders stehen werde. Danach muß doch bei den Besprechungen mit seinem Feldmarschall der König nicht gar zu viel Schlachtneigung haben spüren lassen.

Als die Sachen dann anfänglich so gut gingen, namentlich als er hoffte, daß die Sachsen sich nur wenig Tage bei Pirna halten und dann gutwillig in seine Dienste treten würden, da spricht er wohl sehr zuversichtlich auch von der Möglichkeit einer Schlacht, aber doch nur

*) Diese Thatsache ist festgestellt durch Naudé in der Hist. Zeitschr. a. a. O. und von Neuem auf Grund der ungedruckten Memoiren des Prinzen August Wilhelm in d. Forsch. z. brandenb. preuß. Gesch. Bd. I. H. 1.

mit dem Zweck, so weit in Böhmen einzudringen „als er es sich vorgenommen" und wie er es Schwerin „in Potsdam gesagt habe", das heißt noch nicht einmal bis Prag*). Das haben ihm die Sachsen verdorben; kein Wunder, daß er sich ziemlich leicht darüber tröstete. Den strategischen Dogmatikern mag es schwerer werden.

Ueber die Maßregel, das gefangene sächsische Heer einfach in ein preußisches umzuformen, brauchen wir kein Wort zu verlieren. Der Erfolg, die Nachwelt, Friedrich selbst haben sie verdammt**).

Als Schlußergebniß dieses Feldzugs dürfte jedenfalls zu gelten haben, daß es keine sonderliche militärische Leistung war, einen ganzen Feldzug zu gebrauchen, um mit einem Heer von 100 000 Mann ein anderes von 18 000 Mann außer Spiel zu setzen und ein sonst nicht weiter vertheidigtes Land zu occupieren.

Um dieses Gewinnes willen hatte der König vor ganz Europa den Anschein des Friedebrechers auf sich genommen — und nicht nur vor Europa. Seine eigenen Brüder, der Prinz von Preußen und Prinz Heinrich waren der Ansicht, daß man einen ungerechten Krieg führe***), der zu vermeiden gewesen wäre und hervorgerufen wurde „einzig und allein durch den schrankenlosen Ehrgeiz, durch die schmählichen Leidenschaften, durch die jahrelangen Umtriebe eines einzelnen Mannes, des alles beherrschenden und lenkenden Winterfeldt, der den schwachen willenlosen König trotz dessen großer Friedensliebe zum Kriege gedrängt hat". Um sein Recht vor aller Welt zu beweisen, übergab Friedrich die Actenstücke über die Pläne seiner Feinde einem seiner geschicktesten diplomatischen Gehülfen, Hertzberg, zur Bearbeitung und Veröffentlichung. Eben Hertzberg selbst aber publicirte ein halbes Jahr nach dem Tode des Königs über den Ursprung jenes Krieges „der den Staat beinahe zu Grunde gerichtet und an den Rand des Unterganges gebracht hat", eine Darstellung, in der es heißt, er habe aus den Originaldepeschen der österreichischen und sächsischen Minister die eventuellen Kriegs- und Theilungspläne gegen Preußen bewirsen. Hertzberg fährt aber fort: „Es ist festgestellt, daß diese Pläne bestanden haben; aber da sie nur eventuell waren, und den Fall voraussetzten, daß der König

*) Pol. Corresp. Nr. 7930. Bd. XIII S. 297.

**) Es scheint, daß ein Bericht des preußischen Gesandten in Dresden, Maltzahn, beigetragen hat, den König zu der Maßregel zu verleiten. Dieser schrieb (19. August), die sächsische Regierung fürchte, daß ein Theil ihrer Soldaten zu den Preußen übergehen werde. Bei solcher Stimmung schon im Frieden, konnte Friedrich, nachdem die Sachsen im Lager von Pirna nun ihre Regierung noch besser kennen gelernt hatten, wohl meinen, daß er sie ziemlich leicht für sich gewinnen werde.

***) Naudé, Forschungen z. brandenb. u. preuß. Gesch. Bd. 1 S. 235 u. S. 257.

von Preußen den Anlaß zum Kriege gäbe, so wird immer zweifelhaft bleiben, ob diese Pläne jemals ausgeführt worden und ob es gefährlicher gewesen wäre, sie abzuwarten, als ihnen zuvorzukommen."

Auch nach Hertzbergs Ansicht hätte der König also einen Krieg provocirt, der sich doch vielleicht noch hätte vermeiden lassen und dann hat der große Mann doch nicht gewagt, ihn wirklich zu führen, sondern hat ihn der Hauptsache nach kommen lassen.

Als das strategische Meisterstück des Heldenkönigs hat von je der Feldzug von 1757 gegolten: der plötzliche Einbruch in Böhmen von drei Seiten, die Schlacht bei Prag, die Einschließung der feindlichen Armee. „Auf den Wällen von Wien würde er den Frieden dictirt haben, wenn er auch noch die Schlacht bei Kollin gewonnen hätte."

Die Kritik und die neuere Forschung hat dieses Idealbild wesentlich verändert

Zunächst von wem stammt der vielgerühmte strategische Plan?

Nicht vom König. So wenig dieser im Herbst 1756 an einen Entscheidungs-Feldzug gedacht hatte, so wenig dachte er im Frühjahr 1757 daran. Nicht weniger als vier Projecte entwarf er*); alle vier gehen von der Defensive aus. Die Initiative soll dem Feind überlassen bleiben; nach den verschiedenen Möglichkeiten seines Angriffs sind die Eventual-Vertheidigungs-Projecte gestaltet. Von solchen strategischen Conceptionen pflegt ein neuerer Militär-Schriftsteller zu sagen, erfahrungsmäßig treffe von den vier vorausgesetzten Möglichkeiten immer die fünfte ein und einer der allerdevotesten Friedrichs-Theologen hat sich nicht entbrechen können zu sagen**), daß er „kaum begreifen" könne, wie sein Held „hier einen Augenblick so kleinmüthig gedacht" habe. „Große Zersplitterung der Kräfte", „Mangel jeden Initiativgeistes", „eine ganz merkwürdige, fast unbegreifliche Künstelei" findet er in diesen eigensten Entwürfen. In den meisten Fällen sollte Schlesien von vornherein preisgegeben, nur die Festungen besetzt werden; erst wenn der Feind seinerseits sich garnicht zur Offensive entschließen wollte, sollten die Preußen vorgehen und durch eine „Finte" das österreichische Heer zurückmanövriren. Entscheidet man Weltgeschicke durch „Finten"?

Unmittelbar nachdem der König dieses Pläne-Magazin an den Feldmarschall Schwerin abgeschickt hatte, erhielt er ein Schreiben Winterfeldts, von einem anderen Geist eingegeben. „Die jetzigen Um-

*) Pol. Corr. Nr. 8751. Ganz unrichtig ist, wie noch Wiegand thut H. Z. 60, 532 die letzte Eventualität in dem Plan des Königs über einen Einmarsch in Böhmen, wenn der Feind keine Offensive ergreife, in irgend einen Vergleich zu setzen zu dem Vorschlag Winterfeldts.

**) Zimmermann im Beiheft z. Mil. Wochenbl. 1884. S. 22 u. 24.

stände von Ew. Majestät sind allezeit einem Hasard unterworfen, als woraus nichts als ebenfalls die allerhardieste Partie prompt zu ergreifen, retten kann." Deshalb schlägt Winterfeldt die Offensive vor und zwar bald; mit 30000 Mann, ehe der Feind fertig, sei mehr auszurichten, als mit 60000 im Juni. Auch Schwerin redete zu. Einige Zeit schwankte der König, wie es scheint, weil er noch von den Franzosen Nachrichten erwartete: als ob nicht, je früher diese kamen, die Winterfeldt'sche Operation um so nothwendiger gewesen wäre. Ein Feldherr, der den Werth der Initiative kennt, macht seine Entschlüsse nicht abhängig von denen des Feindes. Nach mehrfachem Hin- und Herverhandeln willigte der König endlich ein, indem er sich ausbedang, daß Schwerin (von Schlesien einrückend) ihm zu Hülfe komme, wenn er selbst das Erzgebirge überschreitend mit dem ihm gegenüberstehenden Feinde nicht fertig werde. Der letzte Zweck des Plans war aber auch jetzt keineswegs, Oesterreich niederzuwerfen, sondern nur, es so weit zu schwächen, daß ein Theil der preußischen Armee zur weiteren Bekämpfung genüge und der Rest sich gegen die Franzosen wenden könne.

Die Art des Einmarsches ist von Napoleon, dem man strategisches Urtheil nicht absprechen, und ebenso von dem preußischen Generalstabswerk, dem man keine Voreingenommenheit gegen den König imputiren wird, kritisirt worden. Napoleon tadelt den Anmarsch in getrennten Kolonnen mit 35 Meilen Distance. Auch das Generalstabswerk will, daß die Hauptoperationslinien alle von der Lausitz hätten ausgehen sollen. Aber, wie Friedrich in seiner Vertheidigungsschrift vom Herbst sagt: „Die Menge urtheilt über unser Verhalten nicht nach unseren Beweggründen, sondern nach dem Erfolge. Was bleibt uns also zu thun? Es kommt darauf an, glücklich zu sein." „Das Glück gefiel sich darin, Friedrich mit seinen Gaben zu überhäufen", sagt Napoleon. Er siegte. Liest man seinen Briefwechsel mit Schwerin und Winterfeldt, so ist nicht zu läugnen, daß ein großer Zug hindurchgeht. „Langsam bedacht, dem Feind sein Dessein cachiret und frisch executiret, das macht alles aus", schreibt der König an Winterfeldt. Mit seinem Kopf mache er den Feldmarschall für die pünktliche Ausführung der Befehle verantwortlich, schrieb er dem ältesten und angesehensten Officier seines Heeres, dem persönlich von ihm so hochverehrten Schwerin. Das klingt heldenhaft genug. Aber nicht auf Reden und Ermahnungen kam es an in dieser Krisis. Friedrich war eine vielseitig organisirte Natur, lebhaften Sinnes für Geist und Schönheit, Sohn einer lernbegierigen und bildungssüchtigen Zeit, dem packende und mächtige Sentenzen und Worte nicht versagt waren. Mit Recht aber hat schon

längst ein Jünger der neuesten kritischen Schule den Grundsatz aufgestellt, um Friedrich richtig zu beurtheilen, müsse man seine Schriften ungelesen lassen und sich nur an seine Thaten halten. Was nun diese Thaten betrifft, so hat der eigene Bruder des Königs, dem wir als Bruder doch wohl trauen dürfen, noch dazu der Bruder, dem der König selbst das Zeugniß gegeben, daß er als General nie einen Fehler gemacht, Prinz Heinrich also, hat oft genug gesagt, sein Bruder habe eigentlich keine Courage gehabt.

Ein frischeres Wagen als im vorangehenden Jahre zeigt sich in der Schlacht bei Prag — wann aber hätte man auch wagen wollen, wenn nicht jetzt? Selbst wenn der preußische Angriff abgeschlagen wurde, so war durch die Zerstörung der österreichischen Magazine doch der Hauptzweck des Feldzuges, Zeit zu gewinnen, erreicht. Die Preußen riskirten also nicht so sehr viel bei einer Niederlage, siegend aber konnten sie hoffen, den Feldzug mit einem Schlage zu beendigen. Solche Erwägungen mußten selbst die größte Vorsicht überstimmen. Wie die Dinge lagen, hätte es vielleicht nicht einmal der Heranziehung der Schwerin'schen Truppen an die Armee des Königs bedurft. Der König konnte, wenn er nur alle seine Kräfte zusammenhielt, allein mit seinem Gegner fertig werden und durch Schwerin, wie dieser es wünschte, die Serbelloni'schen (Daun'schen) Truppen nach Mähren hin verfolgen lassen.

Wir wollen auch nicht unerwähnt lassen, daß neben der Erzählung, der König habe sofort nach der Vereinigung mit Schwerin die Schlacht gewollt, die andere existirt, daß erst Schwerins Zuspruch ihn dazu gebracht habe. Sie mag, wie neuere Forscher wollen*), nicht richtig sein; charakteristisch ist doch, daß es erzählt und geglaubt wurde. Selbst in dieser Situation wollte man dem König eine unbedingte Entschlossenheit nicht zutrauen.

Daß man in Preußen den Sieg so über alle Maßen verherrlichte und bis auf den heutigen Tag verherrlicht, darin steckt doch auch ein tüchtiges Stück Parteitaktik des in diesem Staate so mächtigen Royalismus. Auch der poetische Zauber, mit dem der Heldentod des alten Feldmarschalls Schwerin die Schlacht verklärt hat, mag dazu mitwirken.

Als kriegerische Leistung wird sie wohl einigermaaßen überschätzt. Daß die preußischen Truppen an Zahl den Oesterreichern gleich, an Qualität ihnen überlegen, siegten, ist nicht mehr als natürlich. Was aber die Führung betrifft, so ist zugestanden, daß nach den heutigen

*) Amman, Die Schlacht bei Prag. Vgl. jetzt auch Pol. Corr. Bd. 17 S. 134.

d. h. richtigen „Grundsätzen der Kriegskunst das Belassen des Keith'schen Corps auf dem andern Flußufer kaum (wohl vielmehr garnicht) zu rechtfertigen" sei. Statt der 12500 Mann Verlust, die sonst angegeben werden, ersieht man aus Friedrichs Correspondenz, daß er nur sehr gering, höchstens 5—6000 Mann stark war. Und was war denn der Erfolg? Die österreichische Armee schloß sich in Prag ein und nach sechs Wochen hieß es für die Preußen „wie gewonnen, so zerronnen". Es paßt eben auch auf die berühmte Bataille von Prag, was der General Lloyd von den Schlachten seiner Zeit überhaupt sagt, daß sie nämlich eigentlich nicht Schlachten, sondern nur Scharmützel heißen dürften, da sie nichts entschieden.

Wir brechen hier ab: es ist der größte und glänzendste Siegeszug des Preußenkönigs, den wir kritisirt haben. Wird man glauben, daß er besser herauskommt, wenn wir ihm noch in die Niederlage nach Kollin folgen? Die frühere Erzählung, daß er selbst durch launenhafte Aenderung der Disposition die Niederlage herbeigeführt habe, ist allerdings von der neueren Forschung beseitigt. Wenn aber auch die directe Schuld einen Unterführer trifft, so ist es doch eben die Aufgabe des Feldherrn die zu Unterführern zu ernennen, die keinen Fehler machen. Die tiefere Schuld an dem Ausgang trägt aber auch abgesehen davon der König allein. Es war durchaus nicht nöthig, die Schlacht so zu überhasten oder sogar sie überhaupt zu liefern. Napoleon, Clausewitz und von neueren Militär-Schriftstellern Boie sind darin einig, daß der König Daun hätte einen Marsch näher herankommen lassen sollen; dann hätte er die Bataillone, die ihm bei Kollin zur Durchführung der Schlacht fehlten, von der Einschließungs-Armee nehmen können. Hätte er dazu, wie Napoleon will, eine Contravallationslinie angelegt, so hätte ihm durchaus nichts geschehen können. Es war also seine eigene Tollkühnheit, die nach anfänglichem Erfolg das klägliche Scheitern der größten Rüstung, mit der Preußen jemals in's Feld gerückt war, verschuldete.

Roßbach und Leuthen? Nun ja, das sind ganz wackere Thaten. Aber zuletzt: bei Roßbach schlug er ein elendes Heer unter der elendesten Führung, indem er es im Marsch überfiel; bei Leuthen standen zufällig gerade an dem Punkte, auf den er seinen Angriff richtete, die Würtemberger, die gegen den protestantischen Preußenkönig nicht fechten wollten, Kehrt machten und ihn so in die Flanke der Oesterreicher kommen ließen. Und das ist der Höhepunkt. Wir ersparen es uns die späteren Feldzüge durchzugehen, die immer schwächer werden, um endlich auszulaufen in die Feldzüge von 1762

und 1778, wo er, obgleich dem Feind an Zahl gewachsen oder sogar überlegen, überhaupt keine Schlachten mehr schlug.

Der Feldherrn-Mantel Friedrichs des Einzigen liegt zerfetzt am Boden. Was bleibt von dem großen Manne? Er war ein Schöngeist, dem es Vergnügen machte, die Talente seines Jahrhunderts um sich zu versammeln und mit ihnen zu verkehren. Er war ein tüchtiger Kriegsminister, der seine Armee in Ordnung hielt. Er war ein ordentlicher Finanzmann und Verwaltungsbeamter, der die Staatsgelder nicht für persönliche Liebhabereien verschwendete und die Organisation seines großen Vaters pünktlich in Gang hielt. Wäre er ein großer Staatsmann gewesen, der Staat, den er hinterließ, hätte nicht zwanzig Jahre nach seinem Tode durch einen einzigen Stoß so vollständig in Trümmer gehen können, wie er es that.

Merkwürdig, wirklich merkwürdig ist nur, daß dieser zertrümmerte Staat plötzlich wieder auferstand und daß es die Erinnerung an die Großthaten König Friedrichs war, welche den Enkeln den Muth und die Zuversicht der Wiedergeburt einhauchte, — die Großthaten Friedrichs? Wir haben a gesehen, was an diesen Großthaten war! Dennoch ist von ihnen dieser Zauber ausgegangen. Es giebt, scheints, Namen, an welche die Menschheit glaubt und wenn sich dieser Glaube erst festgesetzt hat, so läßt sie sie sich durch keine Kritik mehr abdisputiren. Merkwürdig, sehr merkwürdig!

4. Die Ansicht Dunckers und Anderer.

Am umfassendsten, gelehrtesten und scharfsinnigsten ist die Auffassung des Perikles, die ich bekämpfe, vertreten von Max Duncker im achten und neunten Bande seiner Geschichte des Alterthums. Meiner eigenen Untersuchung sei daher eine Uebersicht über die Darstellung Dunckers voraufgeschickt, welcher ich die bemerkenswerthen Ansichten anderer Autoren an den betreffenden Stellen einfüge.

Duncker zufolge hat Themistokles schon sehr bald nach den großen Perserschlachten einen Angriffskrieg Athens gegen Sparta in's Auge gefaßt, der siegreich durchgeführt Athen an die Spitze des gesammten Griechenland hätte stellen müssen. Gleichzeitig faßte Themistokles auch die Ausdehnung des athenischen Einflusses über den Westen, Süditalien und Sicilien in's Auge und der Krieg mit den Persern selbst war noch in vollem Gange. Diese verwogenen Pläne aber waren es, die Themistokles zu Falle brachten; im zehnten Jahr nach der Schlacht bei Salamis setzten es seine Gegner durch, daß er verbannt wurde. Unter des Aristides und namentlich des Cimon Führung verfolgten die

Athener nun ein Jahrzehnt lang die Politik, mit Sparta Freundschaft zu halten, während sie den Kampf gegen Persien fortsetzten; sie gingen in ihrer Freundschaft für Sparta endlich so weit, diesen Rivalen, als er durch Aufstand der Heloten in die äußerste Noth gerathen war, mit Hülfstruppen zu unterstützen und zu retten. Sparta lohnte diese Hülfe mit Undank und so gewann unter Führung des Ephialtes wieder die antispartanische Tendenz in Athen die Oberhand. Ephialtes nahm die auswärtige Politik des Themistokles, den Gegensatz gegen Sparta, wenn auch nicht mit dessen Schärfe und Weitsicht wieder auf (Bd. VIII S. 247). Seine „Politik war kühn, vielleicht zu kühn" (S. 272). Er war entschlossen, die Machtsphäre Athens über den Isthmus hinaus in den Peloponnes zu erstrecken und schloß deshalb ein Bündniß mit Argos (S. 275) und unbekümmert, um das was in Hellas geschehen konnte, wurde in der großartigsten Weise zugleich der Krieg gegen Persien geführt; eine Flotte und Heer den aufständischen Egyptern zu Hülfe geschickt. „In dem Ephialtes schien der Mann gefunden zu sein, der den Themistokles zu ersetzen vermochte, wenn nicht als Feldherr doch als Staatsmann. In der Kühnheit, in dem Nachdruck und der Festigkeit, mit denen unter seiner Leitung die größten Aufgaben übernommen und unter stärkster Anspannung der Staatskraft, durch die schwersten Krisen unbeirrt, gelöst worden waren, war Ephialtes schwerlich hinter Themistokles zurückgeblieben" (S. 314). Die Athener siegten in Egypten, sie vernichteten die vereinigten Flotten der Peloponnesier in zwei Seeschlachten, sie unterjochten ihren gefährlichsten maritimen Rivalen, Aegina; sie erlitten zwar in der Landschlacht von Tanagra eine Niederlage, wetzten die Scharte aber sofort durch den Sieg von Oenophyta wieder aus. Als Ephialtes im dritten Jahre des Krieges (457) ermordet wurde, ging die Leitung des Volkes an seinen bisherigen Genossen den Perikles über. Dieser „schien hinter seinem Vorgänger nicht zurückzubleiben" (S. 340). Des Ephialtes Programm war auch das seinige. Die Flotte erhielt unter Tolmides Führung eine Aufgabe „der kühnsten Art" und trefflich geeignet, die Stärke der Gegner im Kerne zu treffen und zu zerstören.

„Nur ein Erfolg war dem Tolmides entgangen, die Festsetzung an der Küste Messeniens, die die bedeutsamste Wirkung hervorgebracht haben würde." Auch im nächsten Jahre, wo Perikles selbst den Oberbefehl über die Flotte führte, wurde diese Maßregel, die vor allem nöthig gewesen wäre, nicht nachgeholt (S. 344). Statt dessen suchte Perikles die Herrschaft Athens über den krisäischen Busen zu erweitern, was ihm vermöge eines Sieges über die Sikyonier und eines Bünd=

nisses mit den Achäern gelang; nur die Eroberung der Stadt Oeniadae konnte er nicht erreichen. Durch die Ansiedelung der vertriebenen Messenier in Naupaktus gewann aber Athen an dem Meerbusen einen außerordentlich festen Stützpunkt.

Im nächsten Jahr kam der Rückschlag durch die furchtbare Niederlage in Egypten. Heer und Flotte der Athener wurden hier vollständig vernichtet. Täglich konnte man die persische Flotte wieder im ägäischen Meer erwarten. In dieser Noth riefen die Athener den verbannten Cimon zurück. Perikles selbst, entweder aus eigener Ueberzeugung oder weil er der Strömung nicht zu wiederstehen vermochte, brachte den Antrag ein. Das war ein großer Fehler. „Cimons Rückberufung zeigte den Spartanern zu deutlich, daß man Frieden haben wolle und müsse und setzte sie damit in die Lage, einen sehr hohen Preis für den Frieden zu fordern. Athen sagte mit Cimons Rückberufung: „Ich will den Frieden, ich brauche ihn"; die selbstverständliche Antwort war: „Zahle ihn nach meinem Ermessen, denn ich bedarf seiner nicht!" (S. 356.) Drei Jahre lang zogen sich die Dinge hin, ohne daß von beiden Seiten erhebliche Feindseligkeiten ausgeführt worden wären. Endlich brachte Cimon einen fünfjährigen Waffenstillstand auf Grund des Besitzstandes zum Abschluß (im Jahre 451). Athen behielt Megara, Trözen, Achaja auf dem Peloponnes; dazu die unangefochtene Seeherrschaft. Dennoch war der Waffenstillstand allein den Spartanern günstig, weil in der kurzen Frist von fünf Jahren die Herrschaft Athens auf dem Peloponnes doch nicht festwachsen konnte und das Bündniß Athens mit Argos dadurch gelöst wurde. Denn mit Argos schlossen die Spartaner jetzt einen Frieden auf dreißig Jahre. Athen, Perikles und Cimon, die geglaubt hatten, durch die Rückberufung Cimons, d. h. durch das Angebot der Herstellung des Einverständnisses, Sparta zu günstigen Friedensbedingungen bestimmen zu können, sahen sich also schwer getäuscht (S. 362).

Die Schuld, daß nach Ephialtes Tode Athen nicht auf der Höhe, die es unter ihm erreicht hatte, blieb, fällt wesentlich auf Perikles. „Schärferer Erwägung und größerer Voraussicht, so könnte man meinen, hätte die Lage der Streitkräfte des Bundes in Aegypten nicht wohl entgehen können und rechtzeitige Verstärkung oder rechtzeitige Zurückberufung derselben hätte wohl Athen und dem Bunde ein großes Mißgeschick ersparen mögen. Die Richtung, die Perikles seinem Zuge im krisäischen Busen gegeben hatte, war kaum die den Gegnern schädlichste, die Eröffnung der Unterhandlungen mit Sparta durch Cimons Rückberufung nicht die geeignetste. Aber die Lage war ungemein schwierig

und die Zurückberufung Cimons schwerlich zu vermeiden, vielleicht nicht einmal zu verzögern."

Ein anderer Forscher, Pflugk-Harttung*) setzt den Rückgang schon früher an. Der Zug des Perikles durch den korinthischen Meerbusen war nach ihm mehr ein Herumtasten, als ein ernstliches Zupacken; das Resultat wenig mehr als die Aufrichtung eines Siegeszeichens.

Nach Abschluß des Waffenstillstandes mit Sparta wurde der Angriffskrieg gegen Persien in großem Maßstabe wieder aufgenommen, um die Niederlage in Aegypten zu rächen und der Eventualität vorzubeugen, daß etwa Persien seinerseits wieder zum Angriff übergehe, wenn nach Ablauf des Waffenstillstandes Athen wieder mit Sparta im Kampfe liege. Die atheniſche Flotte erfocht den großen Sieg bei Cypern.

Auf diesem Zuge starb Cimon und die Leitung der athenischen Bürgerschaft, die mit seiner Rückkehr aus der Verbannung wieder mehr an ihn übergegangen war, fiel von jetzt an dem Perikles zu.

Perikles änderte das alte vom Ephialtes einst auf ihn überkommene Programm der auswärtigen Politik (Bd. IX S. 7). Er gab die weitere Offensive gegen Persien auf und bot dem Großkönig ein Abkommen auf Grund des Besitzstandes an. Obgleich der Perser das Anerbieten ablehnte, so trat doch von beiden Seiten ein thatsächlicher Friedenszustand ein. Perikles aber hemmte die Siegeslaufbahn der Athener gegen Persien nicht etwa, um nunmehr energisch gegen Sparta vorzugehen. Er ließ die Spartaner den Waffenstillstand durch eine Expedition gegen die Phocier brechen ohne einzuschreiten; er setzte zwar nach Abzug der Spartaner die athenerfreundliche Partei wieder ein, aber die geringe Energie, die Athen gezeigt hatte, trug doch bald üble Frucht. Die thebanische Partei in Böotien erhob sich gegen die athenische. Nur 1000 athenische Hopliten mit einem Bundesgenossenaufgebot zogen aus und wurden in der Schlacht bei Koroneia (Herbst 447) vollständig geschlagen und was nicht fiel, gefangen. Von Athen hatte man, obgleich man die Gefahr nothwendig erkennen mußte, keine Hülfe geschickt. Um die gefangenen Athener wieder auszulösen, lieferte man nun aber gar ganz Böotien an Theben aus und machte dadurch die an sich nicht so sehr erhebliche Niederlage zu dem schwersten Schlage, den Athen seit 150 Jahren erlitten (S. 63). Alle Feinde Athens faßten jetzt Muth. Euböa erhob sich; Megara fiel ab; die Spartaner rückten in's Feld. Zu einer großen Entscheidung aber kam es nicht.

*) Perikles als Feldherr. Stuttgart 1884.

Perikles war ein vorsichtiger, ein mehr als vorsichtiger Feldherr (S. 71). Man schloß endlich einen Frieden auf dreißig Jahre, in dem Athen zwar seine maritime Stellung mit der Herrschaft über Euböa behauptete, aber Böotien und den Peloponnes, Achaja, Trözen und Megara aufgab (Herbst 445). Dieser Friedensschluß war für Sparta ebenso günstig, wie für Athen ungünstig. Es bekannte sich besiegt, ohne geschlagen zu sein. Die Verantwortlichkeit für den unglücklichen Vertrag, der Attikas Ruf und Ruhm verdunkelte, der als eine Erniedrigung des Staates tief, bitter und lange empfunden wurde, fällt auf Perikles. Noch niemals hatte Athen Verträge so nachtheiliger, so zurückweichender Art geschlossen. Der Kampf gegen Persien wurde nicht wieder aufgenommen; die Kriegstribute der Bündner verschwendet in den Akropolisbauten.

Als Samos von den Athenern abfiel, commandirte Perikles die Flotte, die es wieder unterwarf. Er führte den Krieg mit großer Energie (S. 206), auch in den einzelnen Maßregeln wird von Duncker nichts getadelt, während Pflugk-Harttung auch in diesem Kriege die geringe militärische Fähigkeit des Perikles nachweisen zu können glaubt. Nur in der Schlacht von Tragia findet er ein „frischeres Wagen“, aber die Situation war auch derartig, daß sie selbst die größte Vorsicht überstimmen mußte. Siegten die Athener, so schnitten sie die samische Flotte ab, vernichteten sie und machten dem Kriege mit einem Schlage ein Ende. Gelang das nicht, so war doch für Athen nichts Wesentliches verloren. Die Kräfte waren nahezu gleich; im Gefecht erlangten wohl die Athener die Oberhand, ihren strategischen Zweck aber erreichten sie nicht.

Für die Niederlage, die die athenische Blockade-Flotte in der Abwesenheit des Perikles erlitt, ist er doch auch in soweit verantwortlich, als die Schwäche dieser Flotte sich durch die Wahl guter Führer theilweise hätte ausgleichen lassen. „Diese ist aber nicht erfolgt, Plutarch berichtet im Gegentheil vor ihrer Unerfahrenheit und die Ereignisse haben dies als richtig bewiesen.“ „Als Schlußergebniß dürfte jedenfalls zu gelten haben, daß es keine sonderliche militärische Leistung war, in mehr als 12 Monaten mit der Gesammtmacht des attischen Bundes eine einzelne Inselstadt und nicht einmal diese, sondern nur deren aristokratische Partei so weit zu bändigen, daß man ihr annehmbare Friedensbedingungen gewährte.“ „Daß man in Athen dennoch den Sieg verherrlichte, beweist nur, daß man es dort als einen Sieg erklärte und die Perikleische Partei mächtig war.“

Die Politik des Perikles, die zum Ausbruch des peloponnesischen

Krieges führte, ist nach Duncker schwer zu verstehen. Nachdem der Leiter Athens bis dahin in Kleinmuth allenthalben vor den Spartanern zurückgewichen war, provocirte er endlich den Krieg zu einer Zeit, wo er sehr gut zu vermeiden war und unter Umständen, die für Athen besonders ungünstig waren. Er empfahl den Athenern Abschluß eines Defensiv-Bündnisses mit Korkyra.

„Umsichtig und klug genug, wenn auch nicht weitsichtig" führte Perikles dieses Verhältniß durch (S. 318). Gleichzeitig wurde ein Bündniß mit sicilischen Städten abgeschlossen und Athen dadurch in so unabsehbare Verwickelungen verflochten, daß die Gegner des Perikles von den „Tollkühnheiten seiner auswärtigen Absichten" sprechen konnten. (S. 334.) Potidäa gegenüber wurde aber der schwere Fehler begangen, Zumuthungen zu stellen, ohne zugleich eine Streitmacht auszusenden, welche die Durchführung auf der Stelle zu erzwingen vermochte. So rief man den Conflict, den man zu verhüten wünschte, durch die eigenen Maßregeln erst recht hervor.

Um Korkyras willen stürzte man sich in den Krieg und gewann an ihm einen Bundengenossen zweifelhaftesten Werthes, der sich bald den Verpflichtungen gegen Athen völlig entzog. Die „überfeine athenische Politik, die dadurch bedingte Unsicherheit hat Alles verdorben" (Pflugk-Harttung).

Als nun der Krieg kam, begnügte Perikles sich, statt ihm muthig entgegenzugehen, mit einigen schwächlichen Defensivmaßregeln. „Er hatte den Krieg herbeigeführt, er hatte ihn schließlich provocirt; und er blieb auch dann noch dabei, als mit der Schilderhebung Thebens der Krieg da war, ihn nicht zu machen, sondern herankommen zu lassen." Sein Kriegsplan bestand in der Preisgebung Attikas, in dem Rückzug des Landes in die Mauern der Hafenstadt und in die Mauern Athens. Taktik und Disciplin des Landheeres waren von ihm so vernachlässigt worden, daß es den Peloponnesiern nicht in's Auge zu blicken wagte.

Nach Pflugk-Harttung hätte Athen sich auch zu Lande mit Sparta messen können, wenn es nur sein Landkriegswesen genügend ausbildete und anspannte. Sogar der feindliche Feldherr selbst, Archidamos, hielt das athenische Präsenzheer für ausreichend zur offenen Feldschlacht.

Perikles aber wollte, daß „Bürger, Gutsbesitzer und Bauern von den Mauern und Thürmen der Stadt Jahr aus, Jahr ein in völliger Passivität zuschauten, wie der Feind das Land überschwemme, verwüste, veröde, alle Gebäude, jede Pflanzung mit Stumpf und Stiel in aller Ruhe, ungestört, in vollem Behagen niederwerfe und ausrotte.

„Eine wundersame Kriegführung, welche außerordentliche Entschlüsse und Maßnahmen in ständige verwandelte, welche von vornherein aufgeben wollte, was zu vertheidigen dem Staate oblag.“ Zwar sollte auf dem Peloponnes gelandet und hier ebenfalls verwüstet werden, indeß bedeutete eine solche flüchtige Verwüstung eines Küstenstrichs wenig gegen die gründliche Vernichtung des gesammten attischen Anbaues! Aber selbst wenn diese Verwüstungen beiden Theilen gleichen Schaden brachten, so war damit eine günstige Entscheidung des Krieges nicht zu erreichen. Auf diese Weise kam es nur darauf an, wer zuerst müde wurde. Das wahre Ziel des Krieges aber war Athens Obmacht über Sparta, Athen an die Spitze von ganz Hellas zu bringen. Das konnte niemals durch eine passive Defensive erreicht werden. „Jede rein defensive Abwehr verurtheilt sich von vorn herein dazu, überwältigt zu werden. Auch die Defensive verlangte von Athen, die Gegner in Nord und Süd auseinanderzuhalten, zu schlagen, bevor sie sich vereinigen konnten, dem nächsten Gegner sofort auf den Leib zu gehen.“ Man mußte sofort in Megara einbrechen, die Geraneia-Päße neu befestigen und gleichzeitig den Kithäron und Parnes gegen die Böotier sperren. Wollte man sich nicht so weit vorwagen, so genügte auch die Besetzung der nur vier Meilen langen Linie von Eleusis nach Aegosthenä, um die Vereinigung der Feinde von Süden und Norden zu vereiteln. Noch günstiger als die Besetzung der Geraneia wäre aber vielleicht die Offensive gegen Böotien gewesen. Mit seiner Gesammtmacht, den Rüstigen aus allen Altersklassen und den Rittern ausrückend konnte Athen mit doppelter Zahl der Streiter überraschend erscheinen, was von den Gegnern gesammelt war, auf Theben zurückwerfen, in den böotischen Städten die Parteigänger Athens, die Gegner Thebens wieder zur Regierung bringen. Allein durch einen solchen Schlag, die Sprengung des böotischen Bundes und einen Stoß in das Herz Spartas vermochte Athen den Krieg zu seinen Gunsten zu entscheiden. Dieser Stoß in's Herz wäre eine Landung in Messenien gewesen. Durch Ueberfall oder energischen Sturm mußte man einen Hafenplatz nehmen und dann ein starkes attisches Heer hinüberführen. Die Messenier und Heloten strömten diesem dann in hellen Haufen zu. Dieser Stoß konnte nicht fehl gehen und mußte, mit nur leidlichem Nachdruck verfolgt zum Ziel führen. Die bloßen Verwüstungszüge gegen die peloponnesischen Küsten wirkten positiv schädlich, da sie Führer wie Kriegsleute des ernsten Krieges entwöhnten und um ihre Energie brachten. Dieser Kriegsführung waren selbst verlorene Schlachten gegen einen doppelt und dreifach überlegenen Feind, welche vor den Thoren Athens

doch niemals in vernichtende Niederlagen übergehen konnten, bei weitem vorzuziehen.

Von alle dem aber geschah nichts. Perikles wollte keine Initiative und Offensive, auch deshalb, nach Pflugk-Harttung (S. 38), damit er bei etwaigem Unglück kein Odium auf sich lade; „ein wahrhaft großer Bürger soll aber in solchem Augenblick nur an den Staat, nicht auch an sich denken." (S. 38.) „Perikles war ein guter Kriegsminister, der weitschauend vorbereitete, aber als General verstand er das Vorhandene nicht auszunutzen. Seine eigentliche Stärke liegt auf einer ganz anderen Seite, im Finanzwesen und in der Staats- bzw. Stadtverwaltung, hier brachte er die richtigen Leute an ihre Plätze, im Kriege haben sich alle Mitgenerale außer Phormion und etwa Theopomp als dürftige Köpfe, theilweise als Stümper bewiesen. Perikles ist ein großer Bürgermeister gewesen, letzteres im eigentlichen Sinne des Wortes." (S. 112.) (Duncker). Als die Peloponnesier in Attika einrückten und das Land verwüsteten, wandte Perikles nicht einmal seine überlegene Reiterei ernsthaft gegen sie an. Er setzte den Athenern auseinander, daß zerhackte und umgehauene Bäume leichter zu ersetzen seien als ein Verlust von Männern. Mit Reden und Ermahnungen war aber in dieser Lage sicher nicht viel auszurichten. Mit Redensarten und Phrasen eines Pariser Kammermitgliedes würdig suchte Perikles das Volk zu bestricken. (Pflugk-Harttung S. 99 u. S. 105.) Die athenische Flotte hatte einige mäßige Erfolge, aber die Hauptsache, die Occupirung eines messenischen Hafenplatzes mißlang. Karkinos der Anführer der großen Expedition „verstand vom Landkrieg absolut nichts" (Pflugk-Harttung). Nach Abzug der Spartaner trieb Perikles die Aegineten aus und fiel in Megara ein, begnügte sich aber unbegreiflicher Weise mit einem bloßen Verwüstungszuge. Statt dieser militärischen Promenade aber hätte er Megara einschließen und aushungern und jetzt endlich nachträglich die Geraneia besetzen müssen. Die Peloponnesier würden ihn daran nicht gehindert haben.

Aber Perikles hat, wie ein anderer Forscher (Holm II, 374) sagt, „offenbar das Leben seiner Krieger mehr geschont, als sich mit den Erfordernissen einer energischen Kriegsführung vertrug".

Im nächsten Jahr war in Athen die Pest. Perikles hat seine Kraft nicht daran gesetzt, die Pest in Vollziehung ihrer Todesurtheile über Athen zu hindern (Duncker S. 450). Er unternahm zwar eine erheblich größere Flotten-Expedition als im ersten Jahr, aber der Sturm auf Epidaurus, den er versuchte, scheiterte, die spartanische Werft von Gytheion, die ein so treffliches Object geboten hätte und von da ein

Marsch in's Eurotas-Thal kamen ihm nicht in den Sinn. So führte auch dieser Feldzug nur zu höchst überflüssigen Plünderungen. Die große Armada, die stattlichste Rüstung, die Athen je in die See gesendet, war kläglich gescheitert. Allerdings wüthete in Stadt und Heer die Pest; aber ein rechter Feldherr hätte statt die Athener in Verzweiflung verkommen zu lassen, grade die Verzweiflung in Thatkraft verwandelt und sie mit den Säbel in der Faust gegen den Feind geführt. Sterben mußten sie ja doch. Perikles fand diesen Entschluß nicht. Ihm fehlte eben der strategische Wagemuth und der Blick, der die Punkte erkannte, an denen der Feind zum Tode zu treffen ist. (S. 505.) „Er war zu vielseitig organisirt, zu lebhaften Sinnes für Geist und Schönheit, zu sehr der Sohn einer lernbegierigen und bildungssüchtigen Zeit, zu großer Redner, um ein Staatsmann von unerbittlich realistischem Blick, um ein Mann rücksichtsloser That zu sein." (S. 503.) Das Volk wandte sich von ihm ab. An der Spitze der jungen Volkspartei wendete sich Kleon gegen Perikles' Art der Kriegführung und wer möchte ihm hierin Unrecht geben? (S. 438.)

Pflugk-Harttung (S. 112) citirt als „stark, aber nicht ganz unzutreffend" den Ausspruch des Komikers Hermippos — daß Hermippos ein Komiker war, fügt Pflugk-Harttung übrigens vorsichtiger Weise nicht hinzu: — „in Worten ein Held, in Thaten ein Feigling".

5. Ueber das Quellen-Material.

Das Quellen-Material für die Kenntniß des Perikleischen Zeitalters läßt sich vom Standpunkt der Information in zwei Gruppen theilen, nämlich hier Thucydides, dort alle Anderen. Diese anderen sind einige fragmentarische Inschriften, Anspielungen in gleichzeitigen Dramen, namentlich in den Komödien, zufällig erwähnte Einzelheiten in anderen gleichzeitigen oder noch ziemlich gleichzeitigen Schriften, die an sich nicht die Geschichte dieser Zeit behandeln, wie im Herodot, bei Plato, bei Xenophon; ähnliche Einzelheiten bei Aristoteles und anderen Späteren, besonders Rednern, die noch eine directe Tradition haben konnten, endlich die großen Compositionen mehrere Jahrhunderte später, Diodor, Plutarch und andere, die uns die verlorenen Aufzeichnungen von Zeitgenossen indirect erhalten haben. Alle diese Stücke haben das Gemeinschaftliche, daß ihr Werth für sich betrachtet minimal ist. Unsicherheit des Zusammenhanges und der Datirung oder Unsicherheit oder Unlauterkeit der Quelle selbst machen, daß jede einzelne aus dieser Nachrichtenmasse ihren Werth nicht in sich selbst hat, sondern erst von außen her durch offenbare Harmonie mit vielen Anderen die nöthige

Beglaubigung erhalten muß. Jeder Forscher hat das Recht und hat stets das Recht in Anspruch genommen, jede einzelne Nachricht namentlich aus den ausführlichen Erzählungen und Schilderungen Diodors und Plutarchs zu verwerfen, sobald sie in sein Gesammtbild nicht hineinpassen will. Nirgends ist hier ein fester Punkt zu finden, von dem man ausgehen könnte, um mit Sicherheit Stein an Stein zu fügen.

Die Frage ist, ob wir an Thucydides' eingehender Darstellung und Charakteristik das Fundament haben, welches das ganze Gebäude einer modernen Geschichte des Perikleischen Zeitalters tragen und beherrschen kann und muß. Früher war man dieser Ansicht. Neuerdings aber sind von einer Reihe von Forschern Bedenken der verschiedensten Art gegen Thucydides erhoben worden. Man zweifelt, ob die äußere Ueberlieferung des Werkes eine genügende ist; ob nicht Bearbeitungen und Interpolationen den Zusammenhang des Ganzen schwer gestört und erschüttert haben; man zweifelt endlich auch an der unbedingten subjectiven Zuverlässigkeit des Autors*). Auch Duncker hat sich auf diesen Standpunkt gestellt. Obgleich ich diese Auffassung nun nicht theile, im Gegentheil garnichts dagegen habe, wenn man mich auch zu den „Thucydides-Theologen" rechnet, so bleibt, wenn einmal von competenter Seite der Einspruch erhoben ist, doch nichts übrig, als ihn vorläufig gelten zu lassen. Was würde es helfen, zu argumentiren mit der Zuverlässigkeit des Thucydides, wenn ein großer Theil der Forscher diese Voraussetzung nicht acceptirt? Man würde nie zur Einigung gelangen können. Es ist also zu versuchen, ob trotz aller Einwände gegen das Werk des Thucydides, doch aus einigen von Niemand angezweifelten Thatsachen sich ein genügend festes Fundament construiren lassen will. Sollte dieser selbständige Grundriß nachher dem Bau des Thucydides sich sprechend ähnlich erweisen, um so besser und leichter für die weitere Arbeit.

Ich mache dabei noch besonders darauf aufmerksam, daß was ich hier anstrebe, nicht eine Schilderung der Ereignisse in ihrer concreten Erscheinung, ihrer Individualität ist, sondern nur die Feststellung der strategischen Grundsätze und des Feldherrn-Charakters des Perikles. Ob und wie weit man mit dem vorhandenen Quellen-Material auch jenes erreichen könnte, lasse ich dahingestellt; es ist jedenfalls nicht mein Ziel. Um den allgemeinen Charakter zu erkennen, braucht man ja viel weniger; in der Regel genügen dazu größere Bruchstücke, besonders

*) Als neueste, gut orientirende Arbeit citire ich: Georg Meyer „Der gegenwärtige Stand der Thukydideischen Frage". Progr. v. Ilfeld 1889. Nordhausen, Kirchner.

wenn sie aus verschiedenen Lebensepochen sind. Einige neuere Forscher bestreiten das und haben die Ansicht aufgestellt, daß man z. B. auch über die Strategie Friedrichs des Großen nicht urtheilen könne, ehe man nicht das gesammte Acten-Material über ihn vor Augen habe*). Man bedenke, was das heißen will. Wir haben von Friedrich eingehende Schilderungen seiner Kriege aus seiner eigenen Feder; wir haben seine zahlreichen theoretischen Schriften über Kriegswesen aus allen Epochen seines Lebens; wir haben ein Generalstabswerk über den Siebenjährigen Krieg; die Herausgabe seiner „Correspondenz" umfaßt bereits die Akme seiner Kriegsthaten, Prag, Kollin, Roßbach und Leuthen und dennoch verzweifelt man, auch nur die Grundsätze seiner Strategie mit Sicherheit umschreiben zu können. Man darf wohl annehmen, daß diese Skeptiker aus ihren Bibliotheken längst alles was von Alexander oder Hannibal, Cäsar und Karl dem Großen, vielleicht selbst Gustav Adolf und Prinz Eugen handelt, als eitel Fabelei entfernt haben: denn was wissen wir von allen diesen im Verhältniß zu Friedrich?

Bei unseren alten Historikern ist heute wohl eher ein Fehler in der entgegengesetzten Richtung zu argwöhnen: man stellt Behauptungen auf über Dinge, von denen uns einmal eine wirkliche Kenntniß nicht überliefert ist. Dann stürzt immer eine Hypothese über die andere. Nichts ist wichtiger, als hier stets die rechte Grenze einzuhalten und wenigstens deutlich zu bezeichnen, wo sich die bloße Vermuthung von der sicheren Ueberlieferung scheidet.

Um die außerordentliche Unzuverlässigkeit unseres Einzel-Materials recht eindringlich zu demonstriren, sei es mir gestattet, einen Abschnitt aus einem neueren Forscher mit der Darstellung eines anderen zu confrontiren. Ich wähle zwei Forscher, die in ihrer Grundansicht nicht etwa auseinandergehen, sondern übereinstimmen. Beide sind dem Thucydides gegenüber skeptisch und denken beide gering von Perikles, namentlich von seiner militärischen Begabung. Ich nehme die ersten zwölf Seiten aus der Schrift Pflugk-Harttungs „Perikles als Feldherr" und füge stückweise die Darstellung Dunckers hinzu.

„Inwieweit er [Perikles] an dem äginetisch-korinthischen Kriege betheiligt gewesen, entzieht sich dem Blicke, als Feldherrn werden genannt Leokrates und Myronides. Desto entschiedener tritt er dafür beim Baue der langen Mauern hervor, einer der größten fortificato-

*) Walther Schultze in den Mittheil. d. histor. Litteratur, Bd. 17, H. 2, S. 180 und W. Wiegand in der Hist. Zeitschr. Bd. 60 S. 534.

rischen Leistungen des Griechenvolkes, welche Athen in den Stand setzte, die Belagerung eines überlegenen Landheeres zu ertragen, ohne ausgehungert zu werden."

Pflugk-Harttung hebt das Verdienst des Perikles um den Mauerbau offenbar deshalb hervor, um von vorn herein bemerklich zu machen, daß der athenische Staatslenker mehr defensiven, passiven Kriegsmitteln zuneigte als activen.

Nach Duncker ist es nicht Perikles, sondern Cimon gewesen, der den Gedanken des Themistokles verwirklicht und den Bau der langen Mauern hat beginnen lassen. Themistokles und Cimon werden sonst von beiden Autoren als die echten Feldherrn-Naturen dem Perikles gegenübergestellt. Mit dem Mauerbau ist sein Name nach Duncker nur dadurch verknüpft, daß er statt das Werk durch eine Strandmauer abzuschließen, die Zwischenmauer nach dem Piräus bauen ließ.

„Noch waren die langen Mauern nicht fertig (Thucydides I, 108), als man mit dem gefährlichsten aller Landfeinde, mit Sparta aneinander gerieth.

„Die Phoker hatten das kleine Doris angegriffen, eine seiner vier Städte erobert und hegten schwerlich die Absicht es bei diesem ersten Erfolg bewenden zu lassen. Doris war das Mutterland vieler Peloponnesier, zumal der Spartaner, die deshalb nicht ruhig dessen Unglück, vielleicht gar dessen Unterjochung, zulassen konnten. So ungelegen es ihnen auch sein mochte, weil sie vollauf mit den empörten Messeniern zu thun hatten und die Haltung des mit Athen verbündeten Argos unzuverlässig war, so zogen sie doch ein Heer von 11 500 Mann zusammen — offenbar, um allen Ereignissen gewachsen zu sein" —

Duncker, nach dem Vorgang Aelterer, verspottet iese, dem Thucydides entnommene, Darstellung als „eine officielle spartanische Relation". Nicht um eines Gebirgsdorfs willen seien die Spartaner gegen Phocis gezogen, sondern um den Einfluß Athens in Böotien zu brechen, Theben an die Spitze eines antiathenischen böotischen Bundes zu stellen und durch diese Diversion die Athener zu zwingen, von der Belagerung Aeginas abzustehen.

„begaben sich damit über den Isthmos"

Nach Duncker konnten sie „nicht daran denken, sich den Weg über den Isthmus mit Gewalt öffnen zu wollen". Sie gingen deshalb von Sikyon aus über das Meer.

„und nöthigten die Phoker zur Herausgabe der Stadt und Niederlegung der Waffen, worauf sie wieder den Rückmarsch antraten“.

> Nach Duncker war die Hauptthätigkeit des Heeres die stärkere Befestigung Thebens, die Unterwerfung der böotischen Städte unter Thebens Vorherrschaft, Austreibung aller Anhänger Athens. Es war auch noch keineswegs auf dem Rückmarsch als das Nachfolgende eintrat, sondern im Gegentheil es war beschäftigt die Stadt Tanagra für Theben zu gewinnen und von hier aus einen Druck auf Athen auszuüben.

„Da aber zeigte sich, daß die Athener ihnen diesen verlegt hatten, zu Lande auf der Linie Pegä, Geraneia, Megara, und zur See im korinthischen Busen. Die Spartaner werden auf der großen Straße, Koronäa, Theben, Platäae, Eleutherä haben heimkehren wollen und zwar nach der Darstellung des Thukydides und nach der Sachlage im Peloponnes direct ohne Verzug; sie scheinen jedoch von dem Beginnen der Athener so früh unterrichtet worden zu sein, daß sie den Kithäron nicht überschritten, sich nicht in Feindesland begaben, sondern in Böotien stehen blieben. Entweder von Theben aus, oder den Asopos hinab begaben sie sich nach Tanagra, wo sie Stellung nahmen. Diese, dicht an der attischen Grenze befindlich war gut gewählt, weil von ihr zwei Wege nach Athen abzweigten, wovon der eine über Dekeleia sich trefflich zur Offensive eignete, während ihre Defensive sich auf die bedeutendste Stadt des Asoposthales stützte, mit dem Flusse in der Front, der etwaige athenische Angriffe erschwerte. Ein weiterer Vortheil ihrer Stellung war der, daß sie einen Durchmarsch der Phoker nach Attika nördlich vom kopaischen See verhinderte, während südlich Theben die wichtigsten Straßen beherrschte.“

> Nach Duncker waren auch die Phoker jetzt auf der Seite der Spartaner. In Böotien aber außer Platäae auch noch gerade Thespiä, das die südliche Straße beherrscht, noch auf Seite Athens.

„Die Spartaner scheinen wenige Zeit verweilt zu haben und nun auch den wohl schon früher gestellten Anträgen der Thebaner, ihnen die Hegemonie in Böotien zu verschaffen, näher getreten zu sein, ohne sich jedoch auch jetzt tief in diese ihnen fernerliegenden Dinge einzulassen.“

> Nach Duncker waren, wie gesagt, grade diese „ihnen fernerliegenden Dinge“ der wahre und eigentliche Zweck des Feldzuges der Spartaner.

„Mußte die gefährliche Aufstellung und die Betheiligung der Spar-

taner an einer Hegemonie und Befestigung Thebens schon für Athen bedenklich sein, so kam noch hinzu, daß sich in der Stadt selber aristokratische Parteigänger befanden, die die Nähe des feindlichen Heeres geeignet fanden, um die Demokratie über den Haufen zu werfen. Die Dinge hatten sich entschieden anders entwickelt, als der leicht bewegliche sanguinische Demos gehofft hatte. Er scheint geglaubt zu haben, die Spartaner würden es auf Forcirung der Geranischen Pässe ankommen lassen, wobei der Vortheil alsdann in doppelter Weise auf athenischer Seite gewesen wäre: 1. vermöge ihrer festen Stellung und 2. weil ihre Gegner mit ungedecktem Rücken, Attika zu, fechten mußten. Ihr Kriegsplan ist eigentlich nur so verständlich, sie hofften den Spartanern fernere Unterstützungen diesseits des Isthmos zu verleiden. Wohl Beziehungen zu den Phokern, die sich schwerlich ganz allein der Verantwortung eines dorisch-spartanischen Krieges aussetzten, das Bündniß mit den Argivern, denen es gelegen war, für die Spartaner noch einen athenischen zu dem messenischen Kriege zu erregen und die deshalb auch mit 1000 Mann den Athenern zu Hülfe zogen; wohl diese Dinge äußerten auf die Entschließungen der Athener ihre Wirkung, die außerdem von längerer Hand vorbereitet sein müssen, wie ihre bundesgenössischen und thessalischen Hilfstruppen beweisen. Wahrscheinlich schon damals, als die Spartaner ein Heer gegen Phokis zusammenzogen, sind die Athener keine müßigen Zuschauer gewesen, ohne daß sie jedoch genügend schnell eine Armee zu sammeln vermochten, oder schon zum offenen Bruche mit Sparta entschlossen waren. Soweit wir abzusehen vermögen, ist dieses erst während des Zuges geschehen, weil man sonst kaum begreift, weshalb man die Spartaner überhaupt den Isthmos überschreiten ließ. Doch jene etwaigen Pläne der Athener waren an der entschieden besseren Strategik (sic!) des Gegners gescheitert, erst provocirend, waren sie jetzt die bedrohten."

> Nach Duncker hatten die Athener den Peloponnesiern thatsächlich den Landweg gesperrt. Er weiß nichts von der künstlichen Provocation der Spartaner durch die Phocier, nichts von der Hoffnung der Athener, die Gegner würden die Geraneia forciren wollen, nichts von athenischen Plänen, die durch bessere Strategie des Feindes vereitelt wurden.

„Eine Verlängerung des gespannten Zustandes konnte ihren Parteigängern in Böotien nur verderblich, konnte den Aristokraten in der Stadt nur dienlich sein. Sie entschlossen sich deshalb, die Spartaner in ihrer selbst gewählten — vielleicht unterdessen befestigten — Stellung aufzusuchen und zur Schlacht zu nöthigen. Wohl unter My-

ronides zogen sie mit 14000 Mann heran. Der Feind scheint durch thebanisch-böotische Truppen verstärkt (Diodor XI, 81) und deshalb in der Ueberzahl gewesen zu sein. Alles sprach damit zu Gunsten der Spartaner: die Menge, die zuverlässigere Truppe, die bessere Leitung und die Stellung. Was voraus zu sehen war, trat ein, ihnen blieb der Sieg, doch geschah es nur, um alsbald über den Isthmos ab und davon zu ziehen. Perikles hat als Untergebener an dem Kampfe theilgenommen und sich durch persönlichen Muth ausgezeichnet."

Duncker weiß nichts davon, daß die Niederlage „vorauszusehen" war. Er spricht es nur hypothetisch aus, daß die Athener die Angreifer waren. Er nimmt die Berichte an, wonach die Schlacht lange schwankte, sogar zwei Tage dauerte und endlich die thessalischen Reiter, welche während des Gefechtes von den Athenern zum Feinde übergingen, gegen jene den Ausschlag gaben.

„Prüfen wir zunächst, ob die Athener den Zeitpunkt für einen Kampf mit Sparta gut gewählt haben, so müssen wir mit nein antworten, und zwar 1. weil die langen Mauern noch nicht fertig waren, 2. weil eine spartanisch gesonnene Partei innerhalb Athens lebte, 3. weil die athenischen Streitkräfte zersplittert, schon vor Aegina und in Aegypten beschäftigt waren."

Nach Duncker waren es keineswegs die Athener, sondern die Spartaner, die den Zeitpunkt zum Kriege wählten.

„Wollte man schlagen, so wäre strategisch einzig richtig gewesen, den Spartanern durch Besetzung der Geranischen Pässe den Eintritt in Megaris zu verlegen."

Das ist nach Duncker geschehen.

„Konnte oder wollte man das nicht, und die Spartaner vollführten ohne besondere Schädigung Athens ihr Vorhaben, so hätte man froh sein sollen, sie wieder los zu werden, denn mit deren Heimkehr hatte man wieder freie Hand, wie z. B. später bei dem delphischen Unternehmen. Dadurch hingegen, daß man den Isthmos nachträglich sperrte, führte man gerade das gefährlichste, eine Verbindung der Spartaner mit Theben herbei."

Duncker rechnet es den Athenern gerade zum Ruhme an, daß sie diesen Kampf aufnahmen, obgleich sie gleichzeitig Aegina belagerten und ein großes Heer am Nil hatten. Ihr Beweggrund ist, daß sie sonst Böotien verlieren; die Verbindung der Spartaner mit Theben ist ihm nicht die Folge, sondern die Ursache des Feldzuges.

„Doch angenommen, die Spartaner wären dumm genug gewesen, in die Falle zu gehen und die Geranischen Pässe anzugreifen und die Athener hätten hier oder bei Tanagra gesiegt, so wäre höchst wahrscheinlich ein Krieg mit Sparta und Theben zugleich das Ergebniß gewesen."

Dieser Krieg fand nach Duncker ohnehin statt. Den Satz, daß selbst ein Sieg für die Athener bedeutungslos gewesen wäre, würde Duncker, wenn er die Frage aufgeworfen hätte, nach seinem ganzen Gedankengang ohne Zweifel in das gerade Gegentheil verwandelt haben: daß er nämlich Athen die Herrschaft über Griechenland gegeben haben würde.

„Wurde man aber geschlagen, so hätten die Folgen die denkbar schlimmsten sein können, denn ein unmittelbares Vordringen der Sieger auf Athen und Verrath der dazu fähigen Aristokraten (sic!) hätte die Stadt einer Eroberung preisgegeben."

Eine solche Ausmalung der möglichen schlimmen Folgen einer Niederlage findet sich bei Duncker nicht, wohl deshalb nicht, weil die Athener ja wirklich geschlagen wurden und die Folgen das stricte Gegentheil der Pflugk-Harttung'schen Ausmalung darstellen. Der Passus mag als besonders auffallender Beleg dienen, wieviel Spielraum die Trümmer der Ueberlieferung der freien Phantasie lassen; selbst wo wir einmal ein festes und deutliches Stück in der Hand haben, nämlich daß die Spartaner trotz ihres Sieges schleunigst abzogen, hindert das nicht, daß ein Gelehrter sein Räsonnement aufbaut auf die Voraussetzung, sie hätten auch die feindliche Hauptstadt erobern nnd den feindlichen Staat mit einem Schlage vernichten können.

„Und selbst hiervon abgesehen, wäre der endgültige Vortheil ungefähr derselbe gewesen, den der freiwillige Abzug der Spartaner schon gewährte. Im besten Falle war der Erfolg ein zweifelhafter, während der Verlust entscheidend sein konnte, man wagte mithin mehr als man gewinnen konnte",

In Dunckers Sinn würde man hier wieder einwenden dürfen: ganz im Gegentheil: man wagte zwar viel (wie der Erfolg gelehrt hat, auch das nicht einmal), sah aber auch den höchsten aller Siegespreise winken.

„und als später mit dem zweiten heiligen Kriege eine ähnliche Sachlage eintrat, verhielt sich Athen wesentlich anders, wohl der beste Beweis, daß man das frühere Vorgehen als verfehlt angesehen hat."

Umgekehrt macht Duncker den Athenern den höchsten Vor-

wurf daraus, daß sie dies zweite Mal mit so viel geringerer Entschlossenheit handelten, als in dem Feldzug von Tanagra.

„Der Demos, erregbar wie er war, verstand eben nicht zu warten und war nur zu geneigt, sich keck auf die verschiedensten Dinge einzulassen.

Bei der Stellung, welche Perikles damals einnahm, durch den verbannten Kimon im Einflusse nicht gehemmt, bei seiner ganzen antispartanischen Richtung ist anzunehmen, daß er ein, wenn nicht der Haupturheber der Sperrung der Pässe gewesen. Wenn dies der Fall, so stünde er da als militärischer Dilettant, bezw. als Sanguiniker, der spartanische Führer dagegen als guter General."

Durchaus nichts von solchem Tadel findet sich bei Duncker. Die Athener handeln so richtig wie kühn und entschlossen. Aber nicht Perikles ist nach Duncker damals der Leiter der athenischen Politik, sondern Ephialtes. Wer weiß, ob nicht Pflugk-Harttung, wenn er rechtzeitig auf diesen klugen Ausweg verfallen wäre, auch die Dinge mit etwas günstigeren Augen angesehen hätte: für uns genügt, daß das Quellenmaterial thatsächlich beide Bilder möglich gemacht hat. Hier: ausgezeichnet, aber nicht Perikles, sondern Ephialtes war damals der Mann an der Spitze; dort: ganz verfehlt und zwar durch die Schuld des Mannes an der Spitze, des Perikles.

„Eng an die Schlacht bei Tanagra schließt sich der Neuaufschwung der athenischen Macht zu Lande bei Oenophyta, zur See bei Aegina und im korinthischen Busen."

Bei Duncker schließt sich dieser Aufschwung keineswegs an die Schlacht von Tanagra an, sondern geht zum Theil schon voraus, so daß Tanagra in der unausgesetzt aufsteigenden Linie nur als ein schnell überwundener Zwischenfall erscheint.

„Hier war es Tolmides, der sie mit 50 Schiffen zur Geltung brachte, Plätze eroberte und auf beiden Uferseiten Verbündete gewann. Zur Deckung und Weiterführung dieses Unternehmens scheint die Stationirung der Flotte in Pagai gedient zu haben, also in gefährlichster Nähe von Korinth. Wenigstens wird uns berichtet, wie bald darauf von dort aus Perikles abgefahren sei, ebenfalls mit 50 Schiffen [Duncker nach anderer Quelle: 100], welche mit 1000 Mann besetzt waren. Er zog gegen Sikyon, schlug die ihm entgegentretenden Sikyonier, ohne aber etwas gegen die Stadt selber ausrichten zu können. Als dann auch die Lakedämonier den Belagerten Hülfe sandten, verließ Perikles den Peloponnes und begab sich, von Achäern unterstützt, nach

Akarnanien, wo er Oeniadä vergeblich belagerte und nach Verwüstung der Küste wieder zurückkehrte. Damit bestand also das Ergebniß des mit bedeutenden Mitteln unternommenen Vorstoßes aus wenig mehr als einem Siegeszeichen wegen des Erfolges über die Sikyonier, der mitgebrachten Beute und dem Gefühl der Unsicherheit der Gegner Athens in jenen Gegenden; Ergebnisse, welche weit gegen diejenigen zurückstehen, die Tolmides kurz zuvor errungen hatte: von ihm waren nämlich die Lakedämonischen Häfen Methone und Gythion verbrannt, Chalkis erobert, die Sikyonier geschlagen und wahrscheinlich auch Zakynthos, Kephalenia und einige achaeische Städte dem athenischen Bündnisse zugewandt worden. Wir sehen hieraus, das ganze Verfahren des Tolmides ist ein anderes gewesen, er hat fest angepackt, während Perikles mehr herumtastete und sich nirgends recht ernstlich einließ. Sehr bezeichnend ist deshalb auch das abschließende Lob des Plutarch, daß die Perikleischen Krieger nicht einmal durch Zufall Schädigung erlitten hätten; ein Lob, welches erst verständlich werden dürfte, wenn man diesen Feldzug mit dem unmittelbar vorausgegangenen völlig mißglückten thessalischen vergleicht, ob er darum aber dem Kraftaufwande und den Kosten entsprach und ob sich bei sicherer Führung nicht mehr hätte erreichen lassen, sind andere Fragen."

Nach Duncker war es nicht Tolmides, sondern Perikles, der die Achäer auf die Seite Athens brachte. Er siedelte außerdem die Messenier in Naupaktus an, was Pflugk-Harttung nicht erwähnt. Duncker ist zwar nicht ganz zufrieden, daß Perikles sich nicht lieber nach Messenien gewandt habe, spricht aber doch im Ganzen mit der höchsten Anerkennung von seiner Thätigkeit. Er scheint ihm sogar hinter dem hochgerühmten Ephialtes nicht zurückgeblieben und aus Plutarch citirt er nicht bloß den Satz, den Pflugk-Harttung wiedergiebt, sondern auch den dazugehörigen voraufgehenden, Perikles habe sich in diesem Oberbefehl den Feinden furchtbar, den Athenern thatkräftig und umsichtig erwiesen.

Wir haben den Vergleich der Duncker'schen und Pflugk-Harttung'schen Darstellung in einem längeren Abschnitt durchgeführt, um eine recht lebhafte Empfindung von der Unsicherheit unserer thatsächlichen Nachrichten hervorzubringen. Sollte etwa Jemand meinen, ich hätte ein zweites parodistisches Capitel, etwa über die Zuverlässigkeit der historischen Methode geschrieben, so erkläre ich feierlich, daß mir solche Absicht durchaus fern gelegen hat. Ich beabsichtigte nichts, als den

Zustand unseres Quellen-Materials zu verdeutlichen. Hierauf begründen wir nun die weitere Anordnung unserer Untersuchung. Wir dürfen nicht chronologisch verfahren, wo wir zunächst mit ganz unsichern Daten zu operiren haben würden, sondern müssen beginnen bei dem Punkt, über den wir die zuverlässigste Information haben, das ist des Perikles Kriegsplan für den peloponnesischen Krieg. Hier ist man wenigstens über den Thatbestand allerseits einig. So gewinnen wir einen festen Mittelpunkt, um den sich dann das Uebrige sicherer gruppirt.

(Fortsetzung folgt.)

Formale Bildung.

Von

Paul Cauer,
Oberlehrer am Gymnasium zu Kiel.

„Wenn man nur nachdenkt, so wird man finden, daß es auf der ganzen Welt nichts giebt, das so gewaltig und zugleich so ohnmächtig ist wie ein Wort." Zu diesem Satze Turgenjew's giebt die „formale Bildung" ein Beispiel. Das Wort ist ein Gespenst geworden, mit dem man die erwachsensten Menschen erschreckt. Wer das Gymnasium schelten will, der wirft ihm vor, daß es nichts weiter schaffe als formale Bildung; wer es vertheidigen will, der sucht sich vorweg als vorurtheilsfreien Denker dadurch zu bethätigen, daß er ein paar geringschätzige Worte über formale Bildung fallen läßt und versichert, auch das Gymnasium wisse seinen Schülern jetzt etwas Besseres zu bieten; die große Schaar der Zeitungsleser denkt sich unter „formaler Bildung" so etwas wie den Inbegriff aller geisttödtenden Kräfte. Was steckt nun eigentlich dahinter? Die Vermuthung geht wohl nicht fehl, daß manchen bei ihrem Abscheu gegen die formale Bildung der Gedanke vorschwebt, sie sei benannt wegen der schlimmen Formen-Extemporalien, welche die armen Jungen in der Schule schreiben müssen. Und diese Erklärung wäre immer noch verständiger, als der allmähliche Prozeß der Erschlaffung im Denken gewesen ist, wodurch thatsächlich der Begriff einer „bildenden Bildung" geschaffen wurde. Ich werde etwas Paradoxes zu behaupten scheinen, obwohl ich im Grunde etwas Triviales ausspreche, wenn ich sage: alle echte Bildung ist formal. Die entgegenstehende Ansicht, welche glaubt, daß auf den Stoff, an dem die Schüler denken lernen, alles ankomme, dieser pädagogische Materialismus ist es, der bekämpft werden muß.

„Bilden" heißt „Form geben". Der Töpfer bildet mit den Fingern den weichen Thon, der Holzschnitzer mit dem Messer das Holz,

der Künstler mit dem Meißel den Marmor nach der Gestalt, die er sich in Gedanken vorgenommen hat. Und nicht nur von todtem Stoff wird so gesprochen. Einen ungebildeten Menschen nennen wir noch heute einen „ungeleckten Bären“ in Erinnerung an die alte Fabel, daß die Bärenmutter den plumpen Leibern ihrer Jungen erst durch Herausarbeiten mit der Zungenspitze, die dabei die Stelle des Meißels vertritt, allmählich die richtige Gestalt verleihe. Wenn also Goethe einen der lustigen Gesellen in Auerbachs Keller sagen läßt: „Mein Leipzig lob' ich mir, Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute“, so benutzt er für einen geistigen Vorgang eigentlich dieselbe sinnliche Vorstellung wie Heine, wo er das Verdienst der „bärenleckenden Lutetia“ rühmt. Nur ist uns der übertragene Ausdruck in „bilden“ so geläufig geworden, daß wir das Gleichniß darin garnicht mehr empfinden. Beachtenswerth ist die Anwendung desselben Wortes auf das Leben der Pflanze, die aus dem Keim sich, „stufenweise geführt, bildet zu Blüten und Frucht“. Der Prozeß, durch den dies geschieht, war ursprünglich das, was Bildung genannt wurde. In einem der einleitenden Abschnitte seiner Morphologie schreibt Goethe: „Betrachten wir alle Gestalten, besonders die organischen, so finden wir, daß nirgends ein Bestehendes, nirgends ein Ruhendes, ein Abgeschlossenes vorkommt, sondern daß vielmehr alles in steter Bewegung schwanke. Daher unsere Sprache das Wort ‘Bildung’ sowohl von dem Hervorgebrachten als von dem Hervorgebrachtwerdenden gehörig genug zu brauchen pflegt“. Aber der Sinn für das Werdende ist feiner und deshalb seltener als der für das Gewordene. Wenn Paul de Lagarde sich glücklich preist erkannt zu haben,

— — daß Haben wenig frommt,
Daß vom Erwerben uns der Segen kommt,
Und daß ehrwürdig nur die rege Kraft,
Die arbeitselig rastlos schafft,

so spricht er damit gewiß eine sehr edle, aber zugleich eine sehr wenig populäre Denkart aus. Die Masse der Menschen wird immer das, was ist, höher schätzen als das, was wird. Deshalb wird sie auch da, wo der geistige Zustand eines Knaben oder Jünglings beurtheilt werden soll, nicht auf die lebendige Entwickelung sehen, durch welche in ihm die angebornen Keime sich gebildet haben und noch immer weiter sich bilden, sondern sie wird nach dem Resultate der Entwickelung suchen, wird den augenblicklichen Stand der Kenntnisse prüfen, die in Wirklichkeit doch nur das Material zur Uebung für den sich bildenden Geist gewesen sind. Die Doppelheit der Bedeutung, an die Goethe erinnerte,

ist für den heutigen Sprachgebrauch, wenigstens im übertragenen Sinne, vergessen; „Bildung“ ist hier ausschließlich das Hervorgebrachte, das, was einer gelernt hat und nun getrost, wenn auch nicht schwarz auf weiß, doch in getreuem Gedächtniß wohl verwahrt nach Hause tragen kann.

Diese materialistische Anschauung äußert sich zuweilen in recht naiver Art. Es giebt viele Dinge, deren Unkenntniß in der Gesellschaft nicht leicht verziehen wird, weil es nun einmal zur allgemeinen Bildung gehöre dergleichen zu wissen. Z. B.: wann Schiller geboren ist, wie sich Hebel und Hebbel unterscheiden, daß die Erde genau genommen keine Kugel, sondern ein Sphäroid ist, daß die Pyramiden in Aegypten zu Hause sind, daß Ernst von Wildenbruch ein namhafter Dichter der Jetztzeit ist, wer den Artemis-Tempel in Ephesos angezündet hat, daß Goethe mit den Worten „Mehr Licht“ gestorben ist, daß die sieben Regenbogenfarben zusammen Weiß geben, daß der Don Quixote von Cervantes, die Göttliche Komödie aber von Dante verfaßt ist, u. dgl. m. Wer etwa zufällig einem Gespräche über die vierte Dimension beiwohnte und zu erkennen gäbe, daß er davon noch nichts gehört hat, würde für ungebildet gelten. Wenn ein neues Gemälde oder ein neues Theaterstück viel von sich reden macht, so fragt man wohl einen erfahrenen Freund: „Gehört es zur Bildung, dort gewesen zu sein? — Gut, dann will ich auch hingehen.“ Mehr als einmal habe ich es mit anhören müssen, daß von einem gescheiten Manne gerühmt wurde: „Er ist wie ein lebendiges Conservationslexikon; wo man aufschlägt, findet man Belehrung.“ Diese armselige Werthschätzung der Thatsachen würde in voller Konsequenz zu der Ansicht führen, daß der Gebildetste der ist, der möglichst annähernd den kleinen Meyer auswendig weiß. Dies findet nun jeder lächerlich; aber allzu weit sind wir (ich meine: die heutige Gesellschaft) von einem solchen Ideal der allgemeinen Bildung nicht mehr entfernt.

Trotzdem ist ein Rest der ursprünglichen und gesunden Anschauung immer noch vorhanden; es giebt noch Menschen, die zwischen „unterrichtet“ und „gebildet“ zu unterscheiden wissen, wenn auch nicht in scharfer Definition, doch mit sicherem Gefühl. In einem ländlichen Pfarrhause Norddeutschlands, in dem ich vor Jahren einmal als Freund und Studiengenosse eines der zahlreichen Söhne zu Besuch war, hatten wir am Familientische, ich weiß nicht mehr aus welchem Anlaß, einen lebhaften Streit über den Begriff von Bildung. Da erklärte schließlich die Mutter: gebildet sei derjenige, der es verstehe sich in die Lage eines anderen zu versetzen. Diese anspruchslose Erklärung enthält im Grunde

denselben Gedanken, den von der negativen Seite Erdmann in seinem geistvollen Vortrage „Ueber Dummheit" ausgeführt hat, und ich möchte glauben, daß mit ihr wo nicht alles, doch gerade die Hauptsache gesagt ist. Jedermann nennt den ungebildet, der in seinen Vorstellungen, Gewohnheiten und Wünschen so befangen ist, daß er im geselligen Verkehr auf die Interessen anderer nicht einzugehen, ihren Sitten sich nicht anzubequemen vermag. Wer sich bilden will, macht weite Reisen, womöglich ins Ausland, oder er lernt wenigstens fremde Sprachen, um nach und nach in recht verschiedene Lebenslagen und Vorstellungskreise versetzt zu werden; denn er hofft, daß er davon auch später in der Erinnerung die Fähigkeit behalten werde, die Dinge von mehr als einem Standpunkte aus zu betrachten. In diesem Zusammenhange begreift es sich leicht, warum so oft gerade die bedeutendsten Gelehrten als wenig gebildete Menschen erscheinen; die dauernde und intensive Anspannung immer wieder derselben geistigen Kräfte hat den übrigen die Gelegenheit zur Uebung entzogen. Auch das kann uns nun nicht mehr in Erstaunen setzen, was überall die Erfahrung lehrt, daß es sehr viel mehr gebildete Frauen als gebildete Männer giebt. Denn ganz abgesehen davon, daß die Gefahr einer einseitigen geistigen Kultur den Frauen ferner liegt: von Natur ist jene Fähigkeit der Anpassung und des Verständnisses für fremde Eigenthümlichkeit ein Zug des weiblichen Wesens, der oft auch ohne alle künstliche Pflege zur vollen Entfaltung kommt. Eine ungebildete Frau verletzt unser ästhetisches Gefühl; sie leistet etwas nicht, was wir glauben verlangen zu können. Ein ungebildeter Mann dagegen kann immer noch als ausgezeichneter Beamter, als bezaubernder Virtuose, als scharfsinniger Gelehrter unsere Anerkennung, ja unsere Bewunderung verdienen.

Man könnte einwenden, alles bisher Gesagte gelte doch nur für das Leben der Gesellschaft, so daß danach „Bildung" dasselbe sein würde wie „Takt", und dies sei offenbar falsch; „Bildung" bedeute allgemein die Entwickelung geistiger Kräfte, die „Schärfung des Instrumentes", mit dem die Natur uns ausgestattet hat. Dies letzte ist ohne Zweifel richtig. Aber wenn es zur Ausübung der Kulturarbeit, welche dem ganzen Menschengeschlecht obliegt, sehr mannigfaltiger Fertigkeiten nach der Art jedes einzelnen Berufes bedarf, so giebt es doch auch Aufgaben, die allen Menschen gemeinsam sind und überall mit den gleichen Kräften gelöst werden müssen. Das Gebiet dieser Aufgaben und Kräfte aber ist keineswegs auf das gesellschaftliche Leben beschränkt, sondern erstreckt sich weit hinein in die einzelnen Zweige der Berufsthätigkeit. Ueberall, wo Menschen auf einander und durch ein-

ander wirken sollen, da gilt unsere Begriffsbestimmung des Gebildeten, und deshalb enthält sie doch viel mehr als bloß eine schöne Moral des Privatlebens. Ueber die Heftigkeit des Streites zwischen Gelehrten ist viel geklagt und viel gespottet worden; sie hat nur darin ihren Grund, daß die Fähigkeit, sich in die Lage des anderen zu versetzen und einmal versuchsweise mit dessen Augen die Dinge anzusehen, oft gerade den tüchtigsten Männern gänzlich abgeht. Ich will ein Beispiel gebrauchen, das jedem geläufig ist. Die Polemik zwischen Lessing und dem Hauptpastor Goeze macht auf uns einen peinlichen Eindruck, einerlei wem von beiden wir mit unsrer eigenen Gesinnung näher stehen. Auf der einen Seite ein Mann, dessen ganzes Wesen darin beruht zu streben und zu forschen, der sein Leben zerstört fühlen würde, wenn ihm das, wonach er strebt, die Erkenntniß, durch ein Geschenk im voraus gegeben wäre; auf der anderen Seite ein Mann, dessen Arbeitskraft und Lebensmuth getragen ist von dem festen Besitz einer unveränderlichen Ueberzeugung, der sein Leben zerstört fühlen würde, wenn er gezwungen wäre in irgend einem Punkte an der Zuverlässigkeit dessen, worauf er gebaut hat, zu zweifeln. Jeder hat das klare Bewußtsein: „Wenn ich das sagte, was der Gegner sagt, so würde ich damit das Beste, was in mir ist, verleugnen." Und nun ist bei jedem sogleich auch die Folgerung fertig: „Also unterdrückt mein Gegner in sich selbst wissentlich das Beste, was im Menschen lebt." Dieser Streit ist mustergiltig in seiner Erbitterung wie in seiner Unfruchtbarkeit. Offenbar besaß weder Lessing noch Goeze etwas von der Geschmeidigkeit des Denkens, zu der Goethe mahnt, wenn er in einer gelegentlichen Bemerkung in der Morphologie sagt: „Ueberhaupt sollte man sich in Wissenschaften gewöhnen, wie ein anderer denken zu können; mir als dramatischem Dichter konnte dies nicht schwer werden; für einen jeden Dogmatisten freilich ist es eine harte Aufgabe." Und wie in der Wissenschaft, so geht es überall im öffentlichen Leben, wo Menschen in gemeinsamer Arbeit an einem Werke schaffen. Man braucht nur die Augen aufzumachen, um immer wieder das schmerzliche Schauspiel zu sehen, wie Männer, deren jeder in seiner eigenen Art tüchtig, klug und rechtschaffen ist, in grimmiger Fehde gegen einander streiten, weil jeder einzelne von der Meinung nicht loskommt, das, was er nach seiner heiligsten Ueberzeugung für unheilvoll hält, sei ohne weiteres auch an sich unheilvoll und müsse jedem so erscheinen; der Gegner also, der es trotzdem herbeizuführen suche, müsse ein schlechter Mensch sein.

Pessimisten behaupten, dieser Fehler der moralischen Kurzsichtigkeit sei unserem Zeitalter in besonderem Maße eigen. Ich glaube das nicht;

es wird niemals viel anders gewesen sein. Darüber aber kann wohl nicht gestritten werden, daß es eine der wichtigsten Aufgaben, wenn nicht gar schlechthin die Aufgabe, der Erziehung ist, solchem immer von neuem drohenden Zerfall einer edleren menschlichen Gemeinschaft mit immer erneutem Nachdruck entgegenzuarbeiten. Das kann nur dadurch geschehen, daß in dem Knaben und Jüngling vorzugsweise diejenigen geistigen Kräfte ausgebildet werden, die ihn später befähigen sollen die Schranken der eigenen Natur zu überwinden und sich in die Denkweise eines anderen zu versetzen. Je mehr irgend eine Wissenschaft dazu beiträgt diese Fähigkeit zu üben, desto höher steht sie, nicht um ihrer selbst willen sondern als Erziehungsmittel. Damit ist ein Maßstab gewonnen, um den bildenden oder, was dasselbe heißt, formalen Werth der verschiedenen Gegenstände des Unterrichtes auf unseren höheren Schulen zu bestimmen. Im Folgenden soll der Versuch gemacht werden die Schätzung im einzelnen durchzuführen.

I.

Zu den beliebtesten Dogmen der öffentlichen Meinung in unserem aufgeklärten Zeitalter gehört der Satz, daß aller grammatische Unterricht nur ein nothwendiges Uebel sei. Was etwa früher für die lateinische Syntax geltend gemacht wurde, daß durch sie der jugendliche Geist an strenges, folgerichtiges Denken sich gewöhne, das wird jetzt leichten Herzens zurückgewiesen mit der Versicherung, daß die Mathematik denselben Dienst viel besser leiste. Und sicherlich, wenn man beide Disciplinen als angewandte Logik betrachtet, so ist die zweite der ersten an Schärfe weit überlegen. Auch die beste grammatische Regel erleidet unter Umständen eine Ausnahme, in der Mathematik kommt dergleichen nicht vor. Hier ist durchweg ein festes Gefüge von Gründen und Folgen, die wie die Steine eines Mauerwerkes lückenlos in einander greifen; kein Irrthum, keine abweichende Meinung ist möglich. Wie ein methodisch geführter, zwingender Beweis aussieht, kann der Schüler nur in dieser Wissenschaft lernen; denn nur hier lassen sich für ihn die Thatsachen, die vorausgesetzt werden, und die Behauptungen, die geprüft werden sollen, vollkommen reinlich auseinanderlegen. Dazu die glänzende Sicherheit im Aufbau des Ganzen: nirgends verlieren wir das Gefühl auf festestem Boden zu stehen; was uns gelehrt wird, sind niemals Meinungen von Menschen, sondern immer unanfechtbare Thatsachen; in die Verhältnisse der Dinge selbst scheint diese einzige Wissenschaft den Einblick zu gewähren.

Eben hierin aber liegt ihre Schwäche als Erziehungsmittel. Denn was uns im Leben entgegentritt, wodurch wir bestimmt werden und worauf wir wirken sollen, das sind sehr selten die Dinge an sich, sondern beinahe immer Menschen mit ihren Ansichten über die Dinge. „Menschliche Dinge theilnehmend verstehen und auf menschliche Angelegenheiten wohlwollend-förderlich wirken", das nennt mit treffendem Ausdruck Paulsen*) die eigentliche Aufgabe jedes Menschenlebens. Eben weil die Mathematik ein Gebiet umfaßt, in dem absolute logische Gesetzmäßigkeit herrscht, ist sie nicht geeignet ausschließlich oder auch nur überwiegend die Vorbereitung zu übernehmen für das Zusammenleben der Menschen in Beruf und Gesellschaft, das nach streng logischen Principien weder begriffen noch geleitet werden kann. Der Mathematiker arbeitet immer mit dem Unterschiede von Falsch und Richtig; im Leben wird uns dieser klare Gegensatz nicht oft geboten. Weder für die Probleme, die Religion und Politik dem Manne aufgeben, noch für die kleinen Konflikte, die überall einmal die Ruhe des Privatlebens unterbrechen, noch für die ernsten sittlichen Kämpfe, die jeder in seinem Inneren zu bestehen hat, nirgend giebt es eine absolute Lösung, die, nachdem sie gefunden ist, schlechthin als die richtige gelten müßte. Ein Mann nun, dessen Geist in hervorragendem Maße mathematisch geschult ist, wird niemals ganz der Illusion entgehen, daß er es wie in der Wissenschaft so auch im Leben mit Dingen zu thun habe, die als wichtigsten Unterschied den des Richtigen und Falschen zulassen. Er wird nicht leicht davon abzubringen sein, daß das, was er nach reiflicher Ueberlegung als gut oder böse, recht oder unrecht erkannt hat, auch an sich selber gut oder böse, recht oder unrecht sei; denn wenn es nicht der Fall wäre, meint er, so müßte man ihm seinen Fehler ja nachweisen können. Er beachtet nicht, daß sich in die Beurtheilung aller menschlichen Verhältnisse ein unberechenbarer Faktor einmischt, der durch die subjektive Natur des einzelnen gegeben ist und der in verschiedenen Menschen verschieden sein muß. Im Princip wird er wahrscheinlich zugeben, daß dieser Faktor vorhanden ist; aber da er in seiner Wissenschaft niemals nöthig gehabt hat sich mit ihm zu befassen, so hat er auch nicht gelernt sich vor ihm zu hüten. Jeder kennt die Fabel von jenem schwachmüthigen Richter, der zuerst dem einen von zwei Streitenden recht gab und dann, als der zweite seine Sache vorgetragen hatte, auch diesem, endlich, als ein Beisitzer ihn daran erinnerte, daß doch nur einer recht haben könne, verzweifelt ausrief: „Ja, da hat auch der

*) Das Realgymnasium und die humanistische Bildung. 1889. S. 15.

wieder recht." Diese harmlose Erzählung gehörte zu den Lieblingsgeschichten eines noch lebenden ausgezeichneten Mathematikers. Sehr begreiflich. Dem Meister der exakten Wissenschaften erscheint es als der Inbegriff des Lächerlichen, daß zwei Menschen Entgegengesetztes behaupten und doch beide, jeder von seinem Standpunkt aus, recht haben sollen. Im wirklichen Leben aber ist das scheinbar Lächerliche oft eine sehr ernste Wahrheit. Diese zu verstehen können wir nur durch eine Wissenschaft angeleitet werden, die jenen irrationalen Faktor der subjektiven Auffassung in ihre Betrachtung mit hereinzieht und uns gewöhnt mit ihm zu operiren.

Dies thut die Grammatik einer fremden Sprache und in besonders glücklicher Weise die lateinische Syntax. Wenn der Schüler zu einer sicheren Herrschaft über ihre Regeln gelangen will, so kann er gar nicht anders als fortwährend prüfen, welche Bedeutung die Sätze, die er übersetzen soll, im Zusammenhange der Gedanken eines anderen haben, nicht bloß des Schriftstellers, den er liest, oder des Lehrers, der ihm einen deutschen Text diktirt, sondern auch der Personen, von denen dabei die Rede ist. Hier muß ich für ein paar Beispiele aus der eigenen Praxis die freundliche Aufmerksamkeit des Lesers erbitten. In einem Stück, das von den Thaten des Fabius Cunctator handelt, kommt der Satz vor: „Fabius hielt sich vom Kampfe fern, bis er sah, daß das Heer des Minucius, von allen Seiten bedrängt, anfing zu fliehen." Es wird richtig übersetzt: Fabius proelio abstinuit, dum exercitum Minucii undique pressum fugae se mandare vidit. Aber 4 von 30 Secundanern schreiben videret und rechtfertigen dies damit, daß es doch offenbar die Absicht des Diktators gewesen sei den unbequemen Nebenbuhler in Gefahr zu bringen. Bekanntlich wurde dieser Vorwurf dem braven Fabius von dem Volk in Rom mit aller Heftigkeit gemacht. Bedenkt man, wie häufig die gleiche Uebereilung des Urtheils auch in unserer Zeit ist, so wird man den Werth einer Uebung nicht gering anschlagen, durch welche junge Leute daran gewöhnt werden in jedem einzelnen Falle genau zu überlegen, ob ein unerwünschtes Ereigniß, das eintritt, auf eine Absicht der betheiligten Personen zurückgeführt oder eben als Thatsache hingenommen werden muß. — Zur Befestigung des Unterschiedes zwischen Thatsachen und Ansichten dienen in besonderem Maße Sätze von folgender Form: In Octaviano summam clementiam fuisse vel inde intellegitur, quod multos beneficiis affecit, quos sciret a Pompeio stetisse. Jeder Lehrer des Lateinischen weiß, wie hartnäckig manche Schüler den Satz mit quod und den Infinitivsatz, die deutsch beide mit „daß" anfangen, verwechseln. Dagegen

helfen die eindringlichsten Vorstellungen nichts; Uebung ist erfordert, reichliche Uebung, die den Knaben immer wieder zur Selbstbesinnung zwingt. Am wirksamsten fand ich manchmal Beispiele von dieser Art: „Daß Sie falsch geantwortet haben, zeigt mir, daß Sie unaufmerksam gewesen sind.“ Hier wurde es auch den Schwächeren nicht schwer zu erkennen, daß ich das erste zwar bestimmt wissen müsse, beim zweiten dagegen mich irren könne. Schließlich lernen sie es eben. Und wer es etwa für eine brotlose Kunst hält, daß jemand eine bestimmte Denkform mit Sicherheit anwenden kann, der möge sich erinnern, wie unendliches Unheil in der Welt schon dadurch angerichtet worden ist, daß Menschen die Beobachtungen, welche sie machten, mit den Folgerungen, welche sie daraus zogen, auf eine Linie stellten und den Anspruch erhoben, daß man ihre Ansichten als Thatsachen gelten lasse. — Der Anlaß zur Unterscheidung des eigenen und eines fremden Standpunktes tritt vielleicht nirgends häufiger ein als bei indikativischen Nebensätzen, die in den Konjunktiv verschoben werden, wenn sie nicht aus dem Sinne des Autors sondern aus dem Sinne einer Person, von der dieser spricht, gemeint sind. Vor vier Jahren las ich in Untersekunda Ciceros Rede für Sex. Roscius aus Ameria, den Unglücklichen, der des Vatermordes angeklagt war. Der Redner schildert in kräftigen Zügen die Unnatürlichkeit eines solchen Verbrechens und beruft sich auf den athenischen Gesetzgeber Solon, der überhaupt keine Strafe dafür bestimmt habe. Is cum interrogaretur, heißt es § 70, cur nullum supplicium constituisset in eum, qui parentem necasset, respondit se id neminem facturum putasse. Sapienter fecisse dicitur, cum de eo nihil sanxerit, quod antea commissum non erat, ne non tam prohibere quam admonere videretur. Einer meiner jungen Freunde hatte gleich die Frage bereit, warum hier nicht commissum non esset stehe, da der Satz doch aus dem Sinne des Solon zu verstehen sei. Wir unterhielten uns eine Weile darüber und kamen schließlich gemeinsam zu dem Ergebniß, daß durch esset der weise Mann zu einem großen Thoren gestempelt werden würde, der einen Fall bloß deshalb nicht berücksichtigt hätte, weil er bis dahin noch nicht vorgekommen sei. Vielmehr hat er ihn deshalb nicht erwähnt, weil er ihn seiner Natur nach für undenkbar hielt (se id neminem facturum putasse); Cicero aber kann von seinem Standpunkt aus, indem er den Optimismus des Griechen mißbilligt, recht wohl sagen, dessen Verfahren sei doch nur durch die zufällige Thatsache veranlaßt worden, daß in früherer Zeit niemals ein Vatermord verübt worden war. Kann man bei ruhiger Ueberlegung den praktischen Nutzen eines Unterrichtes bestreiten, der so wie der in la-

teinischer Syntax zu einer gerechten Beurtheilung des Thuns und Denkens der Menschen verhilft? Dies muß er thun, indem er uns auf Schritt und Tritt dazu anhält gewissenhaft zu prüfen, ob die erläuternden oder begründenden Bemerkungen, die etwa in dem Bericht über die Reden oder Handlungen eines Menschen enthalten sind, wirklich von diesem herrühren oder von dem Berichterstatter, vielleicht ohne deutliche Absicht, hinzugesetzt sind.

Es ist wohl kaum nöthig zu erwähnen, daß die Betrachtungen, zu denen die mitgetheilten Beispiele hier anregen möchten, den Schülern selbst nicht bekannt zu werden brauchen, in der Regel nicht einmal bekannt werden dürfen, damit die Sicherheit und Ruhe der Arbeit nicht gestört werde. Wahrscheinlich giebt es auch sehr viele Lehrer, die solchen psychologischen Konsequenzen der lateinischen Grammatik noch keine besondere Aufmerksamkeit zugewendet haben. Das schadet gar nichts. Das Mächtige an der Sache ist eben, daß sie durch sich selbst wirkt: indem der Schüler an vielen Beispielen lernt die Regeln des fremdartigen Satzbaus richtig anzuwenden, bildet sich in seinem Verstande die Gewohnheit, Thatsachen und Ansichten, objektive und subjektive Darstellung zu unterscheiden. In einer Gedächtnißrede auf Ranke formulirte Heinrich von Sybel den Grundsatz der historischen Kritik dahin*), „daß jeder Erzähler eines Ereignisses uns zunächst nicht dieses selbst, sondern den Eindruck, den er von demselben erhalten hat, berichtet". Genau dieser Grundsatz ist es, der durch die Uebungen der lateinischen Syntax dem jugendlichen Geist als fester Habitus eingearbeitet wird. Und wenigstens in einer Beziehung muß er auch ausgesprochen werden, nämlich da, wo beim Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische dieselben sachlichen Verhältnisse von Lehrer und Schülern verschieden aufgefaßt worden sind. Ich muß noch einmal (es soll das letzte sein) ein Beispiel vorlegen. „Viele, die Christen heißen, würden, wenn sie ihr Leben mit dem des Sokrates vergleichen wollten, erkennen, daß sie weit schlechter sind als er": so hatte ich im Zusammenhange eines Extemporales diktirt. Und 21 Obersekundaner schrieben, ungefähr wie ich gemeint hatte: Multi qui Christiani dicuntur, si vitam suam cum Socratis comparent, cognoscant se multo deteriores esse quam illum. Aber 6 andere hatten statt dessen: si compararent, cognoscerent. Das entsprach nicht meiner Absicht, aber falsch war es auch nicht. Die Mehrzahl von uns hatte im stillen gedacht: „Der Vergleich liegt ja nahe genug; warum sollte nicht mancher ihn anstellen? „Jene 6 dachten,

*) Histor. Zeitschr. 56 (1886) S. 474.

ebenfalls im stillen: „Aber leider sind die Menschen nicht so vernünftig, daß sie diesen Vergleich anstellen." Das war eine etwas pessimistische Lebensanschauung, die ich mich bemüht habe zu bekämpfen; ein grammatischer Fehler lag nicht darin. Diesmal nun hatte ich mich vorgesehen; oft genug ist es mir auch vorgekommen, daß ich eine Uebersetzung als falsch bezeichnet hatte, die sich mit meiner Auffassung des Textes nicht deckte, aber für eine an sich ebenfalls mögliche Auffassung genau zutraf, was dann erst nachträglich hervortrat, da die Schüler Gelegenheit hatten mündlich oder schriftlich ihre Gründe geltend zu machen. Die Gefahr ihnen unrecht zu thun ist immer vorhanden, wenn es sich um die Uebertragung eines gegebenen Textes handelt; sie besteht nicht für die Arbeiten, in denen der Lernende seine eigenen Gedanken in freier lateinischer Darstellung entwickelt, wobei natürlich die ultima ratio des Korrektors, er selbst müsse doch am besten wissen, was er mit seinem Diktat gemeint habe, ausgeschlossen ist. Deshalb erscheinen mir die Worte so beherzigenswerth, die mein verehrter früherer Direktor, der Leiter des Wilhelms-Gymnasiums in Berlin, Prof. Dr. Kübler kürzlich an mich schrieb: „Der Lehrer hat bei dem deutschen Text in der Regel eine bestimmte lateinische Uebersetzungsform im Kopf und der Schüler bekommt seinen Strich, wenn er sie nicht trifft. Der Aufsatz dagegen muß dem Schüler freie Bewegung im Ausdruck (natürlich für die Darstellung eines ihm geläufigen Inhalts) gestatten und zwingt den Lehrer sich auf dessen Standpunkt zu stellen. Das würde einen richtigeren Maßstab für das Urtheil gewähren." Auch von dieser Seite betrachtet, erscheint das Vorgehen derjenigen Freunde des Gymnasiums, welche den lateinischen Aufsatz bekämpfen, als ein Werk schwerer Verblendung.

Wer von den Lesern den Eintritt in die Schulstube, in deren geistiger Atmosphäre die beiden letzten Abschnitte verweilten, nicht gescheut hat, der wird jetzt meine Folgerung wo nicht billigen so doch verstehen. Gerade in dem, was die Schwäche der Syntax als Wissenschaft ausmacht, liegt ihre Stärke als Bildungsmittel; mit der Mathematik ist es umgekehrt. Daher muß die letztere als Gegenstand des Schulunterrichtes zwar einen wichtigen, aber niemals den ersten Platz einnehmen. Der lateinische Unterricht aber sollte lieber heute als morgen von der Beschränkung befreit werden, die ihm seit 1882 auferlegt worden ist. Nicht um der Ehre der Philologie willen wird dies gefordert, sondern um des öffentlichen Wohles willen, dem auch in Zukunft diejenigen Männer am gerechtesten dienen werden, die gelernt haben bei der Beurtheilung fremder und eigener Ansichten immer daran

zu denken, daß verschiedenen Menschen dieselben Dinge verschieden erscheinen können und oft müssen, ohne daß man sagen dürfte, der eine urtheile richtig und der andere sei entweder ein Narr oder ein Bösewicht.

II.

Ueber die Unzulänglichkeit einer überwiegend mathemathisch-physikalischen Bildung urtheilt ganz ähnlich wie ich Paulsen im ersten Theile des schon (S. 312) erwähnten Vortrages, den er in der diesjährigen Delegirtenversammlung des Realschulmännervereins in Berlin gehalten und bald darauf durch den Druck veröffentlicht hat. Diese erfreuliche Uebereinstimmung wird es rechtfertigen, wenn ich jetzt in betreff der Naturwissenschaften mich etwas kürzer fasse. Ohnehin gilt ja für sie, insofern sie exakte Wissenschaften sind, dasselbe wie für die Mathematik, daß sie nämlich, um Paulsens Worte (S. 21) zu gebrauchen, „die Tendenz haben, ein starres, hartes, auf Allgemeinheit und Nothwendigkeit gerichtetes Denken hervorzubringen, dem es an der Biegsamkeit und Beweglichkeit gebricht", welche für die Auffassung der Thatsachen des seelischen und geistigen Lebens erfordert wird. In ähnlichem Sinne hat in einem sehr lesenswerthen Aufsatz dieser Jahrbücher*) auch Realgymnasialdirektor Dr. Matthias (Düsseldorf), indem er Preyers vielgenannte Wiesbadener Rede bekämpfte, vor einer Ueberschätzung des erziehenden Werthes der Naturwissenschaften gewarnt. Daß die Gegner sich überzeugen lassen werden, ist allerdings nicht zu erwarten; denn eben die strenge Gesetzmäßigkeit des Denkens, die durch keine subjektiven Stimmungen oder Vorurtheile getrübte Klarheit der Weltanschauung ist das, was sie verbreiten wollen. Und man muß zugeben: so ausgesprochen klingt die Aufgabe verlockend genug. Vergessen wir einmal alle schlimmen Wirkungen, von denen bisher die Rede gewesen ist, und suchen, ganz im Sinne von Männern wie Häckel und Preyer, die Frage zu beantworten: ist der naturwissenschaftliche Schulunterricht wirklich geeignet jene klare und exakte Weltanschauung zu begründen?

Das Bewunderungswürdige an den Leistungen der Naturwissenschaft ist, daß sie durch umfangreiche und verwickelte Arbeit zu einer ausgedehnten theoretischen und praktischen Herrschaft über die Natur geführt hat. Für viele Erscheinungen, an denen der Blick früherer Menschen staunend umherirrte, läßt sich jetzt der innere Zusammenhang durch ein ganz einfaches Gesetz aussprechen, für andere kann er an den

*) Naturforschung und Schule. Preuß. Jahrb. 62 (1888) S. 233—258; besonders S. 246 ff.

vollkommenen Apparaten, die wir besitzen, wenigstens thatsächlich jeden Augenblick erprobt werden. Der Student, der sich diesem Fache gewidmet hat, lernt zugleich mit den glänzenden Erfolgen einen Theil der gewaltigen Arbeit kennen, durch die sie gewonnen sind. Er wird in manche zur Zeit noch schwebende Untersuchungen eingeführt und erfährt überall, am deutlichsten durch seine eigenen Versuche, daß im Leben der Natur alles nach ewigen, ehernen Gesetzen sich vollzieht, die dem Forscher keine Flüchtigkeit der Beobachtung, keine Leichtgläubigkeit im Urtheil ungestraft lassen. Anders der Schüler auf dem Gymnasium. Ich weiß wohl, auch ihm werden nicht gleich die fertigen Resultate mitgetheilt; man erregt durch ein paar einfache Experimente seine Aufmerksamkeit und weckt durch geschickte Fragen das Verlangen nach einer eindringlichen Prüfung, man giebt ihm dann den Gedankengang der Untersuchung und läßt wohl, wo es mit Hilfe der Mathematik möglich ist, ein Stück des Beweises ihn selbst ausführen. Aber das alles ist doch nur eine schwache Andeutung dessen, was exakte Methode heißt. Von der genialen Spürkraft großer Denker kann der Schüler auf diese Weise eine Vorstellung bekommen, aber nicht von dem logischen Zwange, den die Thatsachen der Natur dem menschlichen Denken auferlegen. Daran kann auch der beste Lehrer nichts ändern. Martus' „Astronomische Geographie" ist gewiß ein schönes Buch, und ich könnte die Primaner beneiden, die danach unterrichtet werden; hier ist wirklich ein großes wissenschaftliches System in eine Darstellung gebracht, die zugleich exakt ist und doch mit den Mitteln der Schule bewältigt werden kann. Aber wenn man jede andere Disciplin mit derselben Ausführlichkeit behandeln wollte, so müßte in Prima überhaupt nur Naturwissenschaft, 30 Stunden die Woche, unterrichtet werden. Und selbst dann würde es nicht gelingen; denn was für die Astronomie möglich war, das wird immer schwieriger und zuletzt unmöglich, je mehr wir uns von den Gebieten entfernen, auf denen die Naturforschung im wesentlichen angewandte Mathematik ist, und den Problemen uns zuwenden, welche in der belebten Natur gegeben sind. Biologie nun gar, die neuerdings als Gegenstand des Schulunterrichtes empfohlen wird, könnte nicht anders behandelt werden als so, daß man dem Lernenden die Sätze mittheilt, die als richtig gelten, und ihm dazu sagt, kluge Männer hätten das alles auch bewiesen. Im naturwissenschaftlichen Unterricht verhalten sich die Schüler der Hauptsache nach empfangend; sie sind hier nicht im Stande den Lehrer zu kontrolliren wie in Mathematik und Sprachen, wo es uns jeden Tag begegnen kann und, zu unserer Freude, manchmal wirklich begegnet, daß ein Schüler eine elegante Lösung findet,

die wir nicht beachtet hatten, oder in den Gedanken eines alten Autors glücklicher eindringt als wir. Ich gehöre durchaus zu den Freunden einer konsequenten, von dem Streben nach exakter Naturerkenntniß durchdrungenen Denkweise*). Aber nichts scheint mir mehr dazu angethan diese Denkweise im Keime zu ersticken und die jugendlichen Geister in Autoritätsglauben einzuschläfern, als ein verfrühter Unterricht in den Naturwissenschaften, von dem unsere höheren Schulen schon jetzt nicht ganz frei sind und dem sie vollends zum Opfer fallen müßten, wenn Forderungen wie die Preyers erfüllt würden.

Ganz andere Gründe, als von denen bisher gehandelt wurde, macht man für die beschreibenden Naturwissenschaften geltend. Durch die Betrachtung von Thieren, Pflanzen und Steinen soll der Sinn für Beobachtung entwickelt, zugleich durch eine liebevolle Beschäftigung mit diesen Dingen der herzliche Verkehr des einzelnen mit der Natur, der in unseren modernen Verhältnissen so leicht verkümmert, gepflegt und lebendig erhalten werden. Zwei berechtigte und zum Glück nicht unerfüllbare Wünsche. Nur glaube ich, daß zu ihrer Verwirklichung der freiwillige Eifer der Knaben weit mehr beitragen kann als ein verstärkter Betrieb in der Schule. Die Neigung der Jugend zu botanisiren, Käfer und Schmetterlinge zu sammeln, ist auch im neunzehnten Jahrhundert nicht ausgestorben und wird es im zwanzigsten nicht sein. Hier wäre es geradezu gefährlich, wenn die Schule sich energischer, als bisher geschehen ist, einmischen wollte: die Jungen mögen gern ein Stückchen ihres geistigen Lebens auch für sich haben, der Lehrer soll ihnen nicht überall dazwischenreden. Wenn denn auch wirklich nicht alle sich ein Herbarium anlegen oder Raupen zur Verpuppung ins Glas setzen, so thun doch wohl die meisten dies oder das, wenigstens da, wo man noch nicht in Miethskasernen wohnt, „wo sich nah der Natur menschlich der Mensch noch erzieht". Für die vielen minder glücklichen aber, die durch den Beruf ihrer Väter schon in früher Jugend in große Städte gebannt sind, leistet eine werthvolle Hilfe das Zeichnen, dessen Uebung vielleicht überhaupt mehr als der Unterricht in der Naturkunde dazu dient, den Blick zu schärfen und in ruhiger Betrachtung an den Dingen festzuhalten. Wenn nur nicht die gefährlichen Freunde gleich wieder mit dem Vorschlage bei der Hand wären, den Zeichenunterricht auch in den oberen Klassen der Gymnasien obligatorisch zu machen! Das sicherste Mittel, um die gute Wirkung

*) Mit gutem Bedacht ist die inhaltreiche Rektoratsrede von Helmholtz, „Ueber das Verhältniß der Naturwissenschaften zur Gesammtheit der Wissenschaft", in mein Deutsches Lesebuch für Prima (Nr. 16) aufgenommen.

im voraus zu zerstören. Zu richtigem Konjugiren und richtigem Rechnen kann man auch einen trägen oder widerstrebenden Zögling durch Zwang anhalten; zur Ausübung einer Kunst kann man niemanden bringen, der nicht selber Lust dazu hat.

Ebenso ist es mit dem zweiten der beiden Wünsche, für deren Erfüllung die Naturbeschreibung in Anspruch genommen wurde: daß in den Knaben Liebe zur Natur geweckt werden möchte. Diese wie jede andere Empfindung würde durch unmittelbare Forderung eher zurückgescheucht als hervorgerufen werden. Zum Glück giebt es in der Gedankenwelt des Gymnasiums einen indirekten Weg, der durch mancherlei Windungen und ganz unmerklich, aber deshalb um so sicherer zu dem ersehnten Ziele führt: Homer. „Noch auf den heutigen Tag", sagt Goethe, „haben die homerischen Gesänge die Kraft, uns wenigstens für Augenblicke von der furchtbaren Last zu befreien, welche die Ueberlieferung von mehreren tausend Jahren auf uns gewälzt hat." Es kommt darauf an, dies dem großen Manne nicht bloß nachzusagen, sondern ihm nachzuthun. Hier sei eine kleine Abschweifung gestattet, deren Absicht gleich nachher deutlich werden wird.

In vier Jahren lesen unsere Schüler Odyssee und Ilias ganz oder doch zum größten Theile durch; und da in der epischen Redeweise dieselben Wort- und Gedankenformen immer wiederkehren, so wird gerade bei diesem Dichter die sprachliche Schwierigkeit, die anfangs groß ist, allmählich ganz überwunden. Aber auch die Semester, in denen das Lesen noch Mühe macht, haben ihren Vorzug: der Schüler kommt langsamer vorwärts, sieht genauer hin und wird mit dem Inhalt vertrauter. Da merkt er denn bald, daß unter der fremdartigen Hülle dieselben Menschen sich bewegen, dieselben Leiden und Freuden empfunden werden wie in unserer civilisirten Gesellschaft. Es muthet ihn schon wie etwas Bekanntes an, wenn der Wirth dem eintretenden Gast die Lanze abnimmt und in den Speerständer stellt, oder wenn ein ξεῖνος von der mildthätigen Frau im wohlhabenden Hause einen χιτών geschenkt bekommt (nur muß man den armen Reisenden nicht zum feierlichen „Fremdling" oder „Gastfreund" und das Hemd nicht zum „Leibrock" machen); oder wenn Telemach dem Peisistratos etwas zuflüstern will und seinen Kopf nahe an den des Freundes hält, aus Versehen aber so laut spricht, daß Menelaos ihn versteht. Bald finden sich Beispiele, daß manche Schwächen und Fehler der Menschen, die wir geneigt sind für ziemlich modern zu halten, auch der homerischen Welt nicht fremd sind: Menelaos erzählt behaglich, daß er Aussicht habe in das elysische Gefilde versetzt zu werden, weil die Götter ihn als Schwiegersohn des

Zeus bevorzugen; der rohe Polyphem leugnet die Macht der Götter, aber, als er in Noth ist, betet er zu ihnen. Viel öfter wird doch auf liebenswürdige und edle Züge der Sinn gelenkt: der halb erwachsene Telemach scheut sich, den bejahrten Nestor zuerst anzureden; Nestor geräth außer sich bei dem Gedanken, daß der Sohn seines lieben Freundes anderswo als in seinem Hause übernachten könnte; Helena giebt dem Jüngling, der ihr Haus besucht hat, zur Erinnerung ein schönes, selbstgearbeitetes Gewand, das ihm die Mutter aufheben soll, bis er es einst seiner Braut schenken kann; Odysseus macht der verlegenen Rührung des alten treuen Dieners, der seinen Herrn wiedersieht, mit freundlicher Derbheit ein Ende, indem er sagt: „nun wollen wir aber essen, ich habe Hunger". Durch diese und durch tausend ähnliche Züge bildet sich nach und nach zwischen dem alten Dichter und den jungen Lesern ein herzlich vertrauliches Einvernehmen. Sie gewöhnen sich, die eigene Umgebung mit den Augen jener schlichten Menschen anzusehen, und finden nun, in Ernst und Scherz unter einander wetteifernd, immer mehr Uebereinstimmungen und freundliche Anklänge.

Aus solcher Stimmung wendet sich der Blick auch dem Leben der Natur zu, das der Jugend unserer großen Städte so fern gerückt ist; Homer führt sie zu ihm zurück. Von ihm lernen sie auf die Gewohnheiten und Eigenschaften der Thiere zu achten, mag nun ein einzelnes treffendes Beiwort die Aufmerksamkeit reizen, wenn die engtretenden Rinder, die dichtgedrängten Schafe, die zerstreut weidenden Ziegen erwähnt werden, oder mag in breiterer Ausführung geschildert werden, was der Dichter beobachtet hat. Mit wunderbarem Verständniß hat er jedem, dem kleinsten wie dem größten, die charakteristischen Eigenheiten abgesehen und weiß mit wenigen Strichen ein lebensvolles Bild vor uns hinzuzeichnen. Wir sehen den Wespenschwarm wüthend aus seinem Neste hervorbrechen, den thörichte Knaben in gewohntem Uebermuth aufgestört haben. Der Dichter zeigt uns den Adler, der aus wolkiger Höhe mit scharfem, unheilblickendem Auge auf seine Beute herabschießt. Den Löwen malt er, der, von Jägern umringt, anfangs die Gefahr nicht achtet, dann aber, durch einen Speerwurf verwundet, stöhnend vor Wuth, mit schäumendem Rachen zum Sprunge sich duckt und mit dem Schweif rechts und links seine Flanken peitscht, um zum Kampfe sich anzufeuern, endlich funkelnden Auges auf den Feind stürzt, ob er nun ihn tödte oder selbst im Getümmel erliege. Unheimlich ist der Anblick der Wölfe, die sich an blutigem Fraße gesättigt haben und nun, ein ganzes Rudel vereinigt, zur Quelle im Walde eilen, um mit schmalen Zungen von der dunkeln Fläche das Wasser zu schlappen. Aber es

fehlt nicht an friedlicheren Bildern. Die Hunde des Eumäos, die mit lautem Gekläff den fremden Bettler anfielen, daß er vorsichtig sich niedersetzte und seinen Stock weglegte, umwedeln zuthulich den Telemach, als er zum Gehöft kommt, weil sie den Freund ihres Herrn kennen. Vollends das Treiben der Schafe und Rinder, ihr Zusammenleben mit dem ländlichen Besitzer, die Art, wie sie dem Menschen nutzbar gemacht werden, hat schon mancher aus Homer kennen gelernt, bevor er Gelegenheit bekam dergleichen auch in Wirklichkeit zu sehen. In der Höhle des Kyklopen finden wir eine wohlgeordnete Milchwirthschaft, und die einzige menschliche Empfindung, deren dieser Unhold sich fähig zeigt, ist die fast rührende Liebe zu seinen Thieren. Nicht minder tritt das Leben des Ackerbauers dem Leser nahe: Pflugarbeit, Saat und Ernte, Baumzucht und Weinbau liegen den homerischen Menschen am Herzen und werden auch dem vertraut, der an ihrem Thun und Denken theilnehmen lernt. Wie dabei ganz von selber der Sinn sich aufthut für die Vorgänge in der Natur, mag ein Beispiel zeigen. Odysseus erzählt von den Weinstöcken im Kyklopenlande: „der Regen des Zeus läßt sie ihnen gedeihen". Hier fragte ein Schüler, der mich schon öfter dadurch erfreut hatte, daß er sich über Dinge wunderte, an denen die anderen stumm vorbeilasen: ob denn Regen dem Wein zuträglich sei; man suche ihm doch möglichst viel Sonne zu verschaffen. Die Frage war nur einem geglückt, die richtige Antwort fanden mehrere: Homer kannte unser feuchtes Wetter nicht; in seiner Heimath war Sonnenbrand und Dürre das, was gefürchtet wurde. Und so hatten die Schüler mit einem Schlage eine Vorstellung von dem Unterschiede zwischen griechischem und deutschem Klima, die wirksamer sein mußte als eine unmittelbare Belehrung etwa im geographischen Handbuch, weil sie diesmal selbst die Entdecker gewesen waren.

Mächtiger bleibt doch der Eindruck des Gemeinsamen, überall Gleichen in der Natur. Die Sonne zieht am Himmel ihren Weg, heute wie vor tausend und abertausend Jahren; dieselben Sterne scheinen noch immer tröstend in das dunkle Leben der Sterblichen herab; Wolken und Winde treiben in den Lüften ihr geheimnißvolles Spiel, ewig wechselnd und doch ewig unverändert, heute wie einst. Aber wir Menschen kennen sie nicht mehr. Es ist, als ob die Natur sich rächen wolle für die Neugier der erschaffenen Geister, die es gewagt haben in ihr Inneres einzudringen, als ob sie nun mit dem Segen, den sie spenden kann, immer weiter zurückwiche in die Einsamkeit von Meer und Gebirge. Was hilft es zu klagen? Wer könnte die triumphirende Arbeit der Civilisation aufhalten oder die zahllosen Werke menschlicher Betrieb-

samkeit entfernen, die jetzt den Blick, der ins Freie strebt, einengen? Und wer, wenn er es könnte, würde es wollen? Aber vor dem Geständniß sollen wir nicht zurückscheuen: es ist ein stechender Widerspruch, daß wir, mit den vollkommensten Werkzeugen ausgerüstet, um die Vorgänge in der Natur zu beobachten und zu unserm Vortheil zu leiten, immer mehr den empfänglichen Sinn verlieren, der an diesen Vorgängen einen unmittelbaren und gemüthlichen Antheil nimmt. Wer von uns Städtern vermag noch, wenn er hinaustritt, mit sicherem Gefühl zu erkennen, woher der Wind weht? Wer hat ein immer gegenwärtiges Bewußtsein der Himmelsgegenden? Es ist ja auch nicht nöthig. Die Wetterfahne auf dem Dach spart uns die Mühe; für 50 Pfg. kauft man einen Kompaß. Ich bin gewiß nicht der einzige Lehrer, dem gelegentlich schon auf die Frage, was „Norden" bedeute, geantwortet worden ist: „Norden ist da, wo die Magnetnadel hinzeigt." Ja, von ihrer Abweichung mag der wohlunterrichtete Tertianer etwas wissen, aber vom Lauf der Sonne hat er so wenig eine deutliche Vorstellung wie von den Sternen, die um den Nordpol kreisen. Wie sollte er auch? Schon als Sextaner hat er gelernt, mit Geringschätzung auf den Bauer herabzusehen, der etwa noch glaubt, daß die Lichter am Himmel sich bewegen. Wir suchen den Schülern das kopernikanische System, ein Werk großartiger Abstraktion, deutlich zu machen in einem Lebensalter, in dem es sehr viel wichtiger wäre erst einmal die sinnliche Anschauung bei ihnen entstehen zu lassen, in der frühere Generationen gelebt und von der riesenstarke Denker allmählich die Abstraktion gewonnen haben. So stiften wir doppelten Schaden. Die Knaben gewöhnen sich, etwas als richtig anzunehmen, was sie nicht begriffen haben, weil sie noch nicht die Kraft besitzen, um es sich anschaulich vor die Seele zu stellen. Andererseits wird ihnen das Vergnügen geraubt und vielleicht für immer verschlossen, das sie in der natürlichen Vorstellung von den Gestirnen und im Aufnehmen eigener Eindrücke von ihnen finden könnten. Denn was in dem engen Leben der großen Städte ohnehin schwer genug aufkommt, die Lust, um sich zu blicken und mit der Natur vertraut zu werden, das muß vollends verschwinden, wenn der Verstand angehalten wird dagegenzuarbeiten.

Es sind wohl unvermeidliche Uebel, an die hier erinnert wurde. Das idyllische Dasein vergangener Zeiten können wir nicht wieder herstellen. Und doch sagt uns eine innere Stimme: der Fortschritt, den das Menschengeschlecht in jahrtausendelanger, ernster Arbeit gemacht hat, kann nicht zum Bösen dienen; es muß möglich sein, auch heute noch zur Natur zurückzukehren, nicht durch feindliche Abkehr von der

Welt, die uns umgiebt, sondern auf friedlichem Wege. Homer führt diesen Weg. Immer wieder ist es die alte Weise: wir müssen versuchen, uns in die Lage eines anderen zu versetzen, mit seinen Augen die Welt zu betrachten, diesmal nicht um des anderen Menschen willen, sondern um der Dinge willen, die er uns kennen lehrt. Wie er uns anleitet das Leben der Thiere und Pflanzen mit liebevollem Interesse zu betrachten, ist vorher angedeutet; nicht anders steht es auf den Gebieten, von denen zuletzt die Rede war. Ich behaupte geradezu: die Bekanntschaft der meisten Sternbilder, von denen unsere Schüler überhaupt wissen, verdanken sie dem Homer oder andern alten Dichtern. Sie begleiten den Odysseus auf seiner Fahrt von Westen her durch das unendliche Meer, wie er immer die Bärin zur Linken hat, die an ihrem Platze sich dreht und am Bade im Okeanos nicht Theil nimmt; sie lernen den Sirius fürchten, dessen Erscheinen den armen Menschen die gefährliche Hitze bringt; sie suchen den Orion und die Plejaden am Himmel auf und freuen sich dieselben Bilder zu sehen, zu denen vor 3000 Jahren die Menschen aufblickten. Das Auf- und Niedergehen der Sterne war für das Leben der Alten von großer Wichtigkeit: so lange der Orion am Himmel stand, wagten sich die Schiffer nicht auf das Meer; wenn in der Morgendämmerung das Siebengestirn der Plejaden sichtbar wurde, so begann der Frühling, danach richtete sich der Landmann mit seinen Arbeiten; der Untergang desselben Gestirnes zur gleichen Tagesstunde bedeutete den Eintritt der rauhen Jahreszeit. Wir brauchen diese Kenntnisse nicht mehr; der gedruckte Kalender giebt uns zuverlässigere Auskunft. Was wir aber recht sehr brauchen können, das ist die stete Aufmerksamkeit auf die Veränderungen in der Natur, zu der die Menschen der Vorzeit uns mit fortziehen, wenn wir uns im Geiste zu ihnen gesellen. Niemand wird aus Homer Witterungskunde lernen wollen; und doch kann man den eigenen Blick für das, was in der Atmosphäre vorgeht, nicht besser schärfen, als indem man die Gleichnisse zu verstehen sucht, die der Dichter diesem Gebiete entnommen hat. Ein Gymnasiast, der etwa in den Ferien die Alpen besucht und das erquickende Schauspiel erlebt, wenn nach trübem Wetter plötzlich der Himmel sich aufhellt, wird sich dessen, was er sieht, deutlicher und freudiger bewußt werden, wenn ihm dabei die Beschreibung im 16. Buche der Ilias wieder auftaucht, wie Zeus vom Haupte des hohen Berges den dichten Nebel wegschiebt, daß alle Gipfel und Zacken des Gebirges und alle Thäler sichtbar werden und vom Himmel her unendliche Klarheit hervorbricht. Wir fühlen es als eine Wohlthat, wenn für eine Empfindung oder einen Gedanken, die uns unbestimmt umschweben, ein

stärkerer Geist das treffende Wort bietet, um sie festzuhalten; im menschlichen Leben kann uns, je älter wir werden, desto öfter Goethe diesen befreienden Dienst leisten. Aehnlich wirkt Homer in unserm Verhältniß zur Natur. Ein Knabe, der ein Jahr lang die Odyssee gelesen und mit ihrem Dichter Freundschaft geschlossen hat, findet, wenn er zum ersten Male an die See kommt, daß alles, was er sieht, ihm bekannt ist und nun doch noch viel schöner, als er es sich gedacht hatte: die langen Wellen, die ans Gestade heranrollen; der wohlige Westwind, den das Meer uns zu erfrischen heraufsendet; die feuchten Pfade, welche von den hinausfahrenden Schiffen in die spiegelklare Fläche gezeichnet sind. Er bemerkt den leichten Schauer, der über die Glätte hinläuft, wenn ein lebhafterer Wind sich erhebt, oder gewahrt von fern die pechschwarze Wolke, die heranrückt und die Fluth überschattet; noch wogt das Meer, als ob es den Sturm ahnte, zweifelnd hin und her, bis mit entschlossenem Wehen die Windsbraut daherfährt und die Wasser in wilden Aufruhr bringt. Ῥίγησέν τε ἰδών — — „Das Schaudern ist der Menschheit bestes Theil." Des Gefühles der Ehrfurcht gegenüber dem Toben der Elemente wird keine noch so zuversichtlich gesteigerte Kultur uns entwöhnen. Aber auch in den leisen Wandlungen des Bildes, das uns draußen in der Natur umgiebt, liegt etwas wie eine Offenbarung; auch sie können unser inneres Leben bereichern, wenn wir es verstehen sie mit zu empfinden. Und an solchen Erscheinungen würde mancher Sohn des neunzehnten Jahrhunderts mit blödem Auge vorbeisehen, wenn nicht immer von neuem die Worte des blinden Sängers seinen Sinn weckten.

Unendlich oft sind die Schlußverse von Schillers „Spaziergang" citirt worden, die uns auffordern, wenn das Gefühl der Uebersättigung an allem modernen Wesen uns peinigt, im Studium Homers eine neue, versöhnende Weltanschauung zu suchen. Ich glaube nicht, daß ein Primaner diese Verse verstehen kann; er hat noch nicht erlebt, was ihn einst vielleicht dazu führen wird. Aber jene Weltanschauung selbst kann er in sich empfangen; der lebendige Keim dazu kann in ihn gepflanzt werden, um dann im Verborgenen weiter zu wachsen zu künftiger Entfaltung. Gerade immer die werthvollsten Elemente der Bildung, die dem jugendlichen Geiste geboten werden, wirken unbewußt weiter; es ist kein Tadel, wenn von Homer dasselbe gesagt wird. Ein Lehrer der philologischen Wissenschaft, dessen Name zur Zeit unter den ersten glänzt, beginnt die Schlußbetrachtung eines scharfsinnigen und gedankenreichen Werkes über Homer*) mit dem Urtheil: „Homer

*) v. Wilamowitz-Moellendorff, Homerische Untersuchungen (1884). S. 381.

ist eine Macht, aber eine überwundene." Möchten diejenigen unter uns nicht aussterben, die glauben, daß er eine Macht ist, die überwinden soll.

III.

Was von der Naturwissenschaft gesagt wurde, daß ihre eigentlich werthvolle Einwirkung auf den jugendlichen Geist erst nach der Schulzeit beginne, das gilt ebenso für die Geschichte, eine Ansicht, in der zwei so verschieden denkende Männer wie Paul de Lagarde*) und Heinrich von Treitschke**) übereinstimmen. Das Bildende an dieser Wissenschaft ist die geistige Arbeit, durch welche wir in die Denkweise einer vergangenen Zeit einzudringen, mit Hülfe der überlieferten Nachrichten uns ein lebendiges Bild von Menschen und Zuständen zu machen suchen. Dieses innerliche Lebendigmachen läßt sich auf der Schule nur in beschränktem Umfange erreichen; vielleicht kann es überhaupt nur für einzelne Perioden ernstlich versucht werden, in denen eine einigermaßen ausgedehnte Lektüre der Schüler sichere Anknüpfung gewährt. Je mehr der Lehrer mit seiner Darstellung an die Gegenwart heranrückt, desto weniger wird er im Stande sein, jungen Leuten, die noch nichts erlebt haben, in gedrängtem Vortrage ein Verständniß der verwickelten wirthschaftlichen, politischen, psychologischen Beziehungen zu erschließen, die den äußerlich fixirten Ereignissen zu Grunde liegen. Die heute herrschende Ansicht fordert umgekehrt ein genaueres Eingehen gerade auf die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Und gewiß ist dieser Zeitraum für uns von hervorragender Wichtigkeit. Aber seine Behandlung gehört auf die Universität und nicht in die Schule, die zum erfolgreichen Besuch der Universität nur vorbereiten soll. Von verständigen Männern habe ich dagegen sagen hören: schon das Gymnasium müsse die neueste Geschichte lehren, weil sie sonst den meisten überhaupt unbekannt bleiben würde; die Mehrzahl der Studenten könne nicht dahin gebracht werden, andere als Fach-Kollegien zu hören. Ein solcher Einwand hat etwas Beschämendes für unser Zeitalter. Zum Glück ist er falsch oder doch sehr übertrieben: wo den Studenten Gelegenheit geboten wird, allgemein interessante Vorlesungen geschichtlichen oder philosophischen Inhalts zu hören, da machen sie mit Freuden davon Gebrauch. Wäre aber wirklich der Vorwurf gegen die heutige Jugend berechtigt, daß sie zum größeren Theil banausisch gesinnt sei, hofft man sie dadurch zu heilen, daß man diesen Zustand als den nor-

*) Deutsche Schriften (Göttingen 1886) S. 234.
**) Preußische Jahrbücher 51 (1883), S. 185.

malen anerkennt und auf ihn Einrichtungen gründet? Vielmehr müssen so auch die Besseren noch mit verdorben werden. „Bringt man der Jugend die historische Kenntniß gleich anfangs bei, so schläfert man ihre Gemüther ein; die Neubegierde wird zu frühzeitig gestillt, und der Weg, durch eignes Nachdenken Wahrheiten zu finden, wird auf einmal verschlossen". So schrieb einst Lessing gegen Wieland*), übrigens nicht blos mit Bezug auf die geschichtliche Wissenschaft. Und mit gleichem Ernste warnt Treitschke (a. a. O. 170), man möge die Abiturienten nicht mit dem falschen Hochmut zur Universität entlassen, daß sie alles „schon gehabt" haben. Er empfiehlt deshalb (S. 186), von den drei historischen Lehrstunden mindestens eine zu streichen und dem Latein oder dem Turnunterricht zuzulegen.

Wenn dieser Rath befolgt würde, so könnte der Unterricht in mittlerer und neuerer Geschichte auf seine naturgemäße Bestimmung zurückgeführt werden, daß er den Primanern eine Ahnung giebt von den Fragen, welche die Wissenschaft stellt, und ihnen Lust macht, die Antwort auf diese Fragen später selbst sich zu suchen. Eine Vorschule historischen Denkens aber haben sie in der Beschäftigung mit dem Leben des klassischen Alterthums, die nicht auf die drei Geschichtsstunden in Sekunda beschränkt ist, sondern in dem gesammten lateinischen und griechischen Unterricht der oberen Klassen Nahrung findet und ihrerseits Anregung verbreitet. Hier ist wirklich Gelegenheit geboten, daß in den Schülern selbst jener fruchtbare geistige Prozeß sich vollzieht, durch welchen aus unverbundenen und leblosen Kenntnissen mit nachschaffender Phantasie eine Vorstellung, die Fleisch und Blut hat, erzeugt wird. Denn hier strömt aus der Lektüre zahlreicher Quellenwerke eine Fülle individueller, unmittelbar beobachteter Züge; hier erleichtert die Sprache selbst mit ihren charakteristischen Wendungen, ihren Sentenzen, Bildern, Anspielungen den Versuch des Lesers, das Vergangene zu vergegenwärtigen und sich in Gedanken mitten unter die Menschen zu versetzen, von denen ihm erzählt wird. Und was für Männer sind es, zu denen wir ihn führen! Der ehemalige Philologe, der jüngst unter dem Pseudonym Alethagoras an die Oeffentlichkeit getreten ist, wirft ein**), es seien keine idealen Menschen gewesen. Gewiß nicht. Aber ganze, lebendige Menschen waren es, mit allen Fasern in dem Körper ihres Volkes festgewachsen, nicht, wie so viele von uns Modernen, durch einseitige Berufsthätigkeit äußerlich mit ihm verbunden. Aletha-

*) Briefe, die neueste Litteratur betreffend. Elfter Brief.

**) Unser Gymnasialunterricht. Bekenntnisse von Alethagoras, Gymnasiallehrer. (1889.) S. 36 ff.

goras „bekennt", daß den Schülern gegenüber das Alterthum künstlich mit einem Nimbus von Idealität umgeben werde, daß man z. B. in der Geschichte der Spartaner „ihre Schurkereien gegen die Schwächeren stets mit dem Mantel der Liebe zu verdecken" suche (S. 38), daß „man sich wohlweislich hüte, auf die dunkeln Punkte, die namentlich das soziale Leben der Griechen und Römer aufweise, aufmerksam zu machen". Wenn dies wirklich „Bekenntnisse" sein sollen, so dürfen wir wohl fragen: Wer sind die „man", in deren Namen sie gemacht werden? Sind es aber Anklagen, so gewinnen sie dadurch nicht an Glaubwürdigkeit, daß ein namenloser Gymnasiallehrer sie gegen seine Amtsgenossen erhebt. Ernstere Beachtung verdient es, wenn ein in seinem eigenen Fache hervorragender Gelehrter wie Hermann Grimm die Besorgniß äußert*), daß die Gymnasien bestrebt seien „die Schüler in dem alten historischen Glauben [von der unbedingten Herrlichkeit des Alterthums] weiter festzuhalten", daß man dort nicht wage „den Kindern Livius und Cicero zu verdächtigen". Den Kindern allerdings nicht. Den Sekundanern aber wird die völlige Unfähigkeit des Livius, sich den zusammenhängenden Verlauf einer Schlacht oder eines Feldzuges vorzustellen, gar nicht verborgen bleiben können, sobald der Lehrer sie selber dazu anhält, nicht gedankenlos Kapitel für Kapitel zu lesen, sondern alles einzelne im Bewußtsein zusammenzufassen und jedesmal nach Woher und Wohin zu fragen. An manchen Stellen können nicht einmal die Worte des Textes richtig verstanden werden, ohne daß erklärt wird, in welcher Weise der Schriftsteller die Worte seiner Vorlage (Polybius) mißverstanden hat. Und ist dies etwa für historische Bildung werthlos, wenn die Schüler durch eine mit eigenen Waffen geübte Kritik zu der Erkenntniß kommen, daß ein viel bewundertes und stilistisch vollendetes Geschichtswerk doch unzuverlässig sein kann? Was ferner Cicero betrifft, so ist es ein halbes Jahrhundert her, daß Drumann seinen Charakter klar und schonungslos zergliedert hat, vor mehr als 30 Jahren ist der dritte Band von Mommsen's Römischer Geschichte erschienen; die dort vertretene Ansicht ist seitdem so allgemein durchgedrungen, daß heutzutage viel eher als das Gegentheil zu fürchten ist, es möchte vor den jungen Leuten mit zu viel Geringschätzung von einem Manne gesprochen werden, der immerhin doch auch seine sehr achtbaren Verdienste hat. Namentlich das eine dürfen gerade wir Freunde historischer Studien ihm nie vergessen, daß durch ihn die Möglichkeit geschaffen ist, eine politisch bedeutende und vielbewegte Periode der

*) Deutsche Rundschau 55 (1888) S. 266.

römischen Geschichte von drei verschiedenen Seiten her zugleich kennen zu lernen. Erzählende Schriften wie Sallusts Catilina und Cäsars Commentarien, Aktenstücke wie Ciceros Reden gegen Catilina, für Sestius, für Sulla, für Ligarius, gegen Antonius u. v. a., vertrauliche Aeußerungen zwischen Freunden in Ciceros Briefen: alle diese Quellen zu studiren wird nicht etwa um der Geschichtsforschung willen den Schülern aufgegeben, sondern sie werden durch den philologischen Unterricht in aller Muße damit bekannt und ziehen nach und nach ihre Folgerungen. Auf diesem Wege gewinnen sie die Fähigkeit, die doch eine Grundbedingung alles historischen Erkennens ist, die Subjektivität eines Autors von dem, was er sagt, in Abzug zu bringen und dieselbe Sache von verschiedenen Standpunkten aus zu betrachten.

Hiermit hängt es zusammen, daß auch für die Beurtheilung politischer Verhältnisse der jugendliche Geist durch das Studium des Alterthums auf das zweckmäßigste vorbereitet wird. Nicht viele dürften dem Alethagoras (S. 35) beipflichten, der das, was Treitschke (a. a. O. 170) nur allzu richtig als das verhängnißvolle Ziel des mißgeleiteten modernen Bildungsdranges bezeichnet, daß „ein Geschlecht von Zeitungslesern und Zeitungsschreibern" herangezogen werde, vielmehr für etwas höchst Erstrebenswerthes erklärt. In dem Wunsche aber stimmen wohl alle überein, daß die Jünglinge, die in die Welt hinaustreten, den Fragen, die das öffentliche Leben ihrer eignen Zeit bewegen, nicht hülflos, ohne die Kraft selbständiger Auffassung, gegenüberstehen möchten. Wie ist dies zu erreichen? Nicht dadurch, daß der Stoff der Politik, d. h. die neueste Geschichte, in die Schule hineingetragen wird, sondern dadurch, daß die Formen politischen Denkens an der Geschichte von Völkern geübt werden, die uns äußerlich fern stehen. Der von Grund aus bestimmende Einfluß z. B., den das wirthschaftliche Leben auf die Entwickelung eines Staates ausübt, tritt in dem Aufblühen und schnellen Sinken der griechischen Kolonien, in der solonischen Gesetzgebung und an vielen anderen Stellen deutlich zu Tage. Alethagoras behauptet, die Schüler erführen niemals etwas von der bedrückten Lage, in der sich die Masse des arbeitenden Volkes befunden habe; ich weiß nicht, wie ein Lehrer es überhaupt anfangen könnte diesen Punkt zu umgehen, wenn er von den Revolutionen erzählt, die in Griechenland und Rom zu Aenderungen der Verfassung geführt haben. Was denn sonst hat dem Retter des Kapitols, was dem Tiberius Gracchus den Tod gebracht, wenn nicht die Selbstsucht der Vornehmen und Besitzenden, die ihren Standesgenossen ausstießen, weil er sich der Noth des armen Volkes annahm? Wie leicht selbst wohl durchdachte staatliche

Einrichtungen in einem anfangs gesunden Gemeinwesen unter dem unmerklichen Einfluß veränderter sozialer Zustände zur Versumpfung führen, zeigt das Schicksal der athenischen und der römischen Republik mit furchtbarer Klarheit. Die Sekundaner verstehen den Gedanken des Sokrates recht gut, der darüber spottet, daß seine Mitbürger als Steuermann oder Baumeister oder Flötenbläser immer den auswählen, der in der Sache erfahren ist, bei der Verwaltung des Staates aber jedem beliebigen das Recht geben mitzureden und mit zu beschließen; sie verstehen auch, daß die Athener einen so gefährlichen Grübler tödten mußten. Und nun die Römer. Vielleicht läßt sich von dem Unheil des politischen Parteiwesens überhaupt kein wirksamer abschreckendes Bild malen als das, welches, gewiß ohne Absicht, Cicero vor unsern Augen entstehen läßt: wie dieselben Kniffe und Schliche, die man dem Gegner mit sittlicher Entrüstung vorwirft, im Interesse der eignen Partei als Forderungen des Staatswohles erscheinen; wie, um das Urtheil eines vollgiltigen Zeugen*) anzuführen, quicunque rem publicam agitavere, honestis nominibus, alii sicuti populi iura defenderent, pars quo senatus auctoritas maxuma foret, bonum publicum simulantes pro sua quisque potentia certabant; wie der Staat, an allen Gliedern gelähmt und im innersten krank, des einen großen Mannes harrt, der ihn retten soll, der dann, in dem Augenblick, wo er sich anschickt sein segensreiches Werk auszubauen, jener Macht zum Opfer fällt, gegen die Götter selbst vergebens kämpfen. Von den Mißbräuchen der römischen Provinzialverwaltung, besonders von dem Druck, welchen das Unwesen der Steuerverpachtung ausübte, bekommen die Schüler viel zu hören, und es ist ganz natürlich, daß sie sich dabei der strengen aber gesetzmäßigen Einrichtungen bewußt werden, die bei uns auf denselben Gebieten bestehen. Zur Erläuterung des Unterschiedes zwischen Centuriat- und Tribut-Komitien, ob nach Vermögensklassen oder nach Köpfen abgestimmt wurde, wird man den verschiedenen Wahlmodus bei der Bildung unserer parlamentarischen Körperschaften heranziehen dürfen. Und so könnte noch manches andere erwähnt werden, um zu zeigen, daß im philologischen Unterricht auch Anlaß gegeben ist zur Erklärung von Begriffen und Verhältnissen des heutigen Staatslebens und daß es der Ansetzung besonderer Lehrstunden hierfür, die jetzt von vielen Seiten verlangt werden, nicht bedarf. Im ganzen wird ein besonnener Lehrer hier lieber zu wenig als zu viel thun und sich wohl hüten, die Harmlosigkeit des Verkehrs mit der Jugend zu stören. Aber

*) Sallust Catil. 38.

auch wo jede ausdrückliche Anregung zum Vergleichen unterbleibt, wird die Logik der Thatsachen bewirken, daß der, welcher an der Vergangenheit urtheilen gelernt hat, später auch in dem so viel verwickelteren Getriebe der Gegenwart sich zurechtfindet. —

Für die neuere Geschichte ist es ebenso wie für die Naturwissenschaft vielleicht gar kein Nachtheil, wenn das Gymnasium nicht Zeit hat sich eingehend mit ihr zu beschäftigen. Anders steht es mit der Wissenschaft, die zwischen beiden vermitteln könnte, der Geographie. Auch für diese giebt es auf dem Gymnasium nur beschränkten Raum, und das ist zu bedauern. Denn in ihr kann sich mehr als in der Geschichte auch der Schüler schon selbständig bethätigen, indem er seine Phantasie übt, aus den Elementen, welche Karte, Beschreibung, Abbildungen und eigene Naturanschauung ihm bieten, das Bild einer Landschaft im Kopfe herzustellen. Aber wer das Studium des klassischen Alterthums wirklich hoch hält, der muß sich auch entschließen können ihm zu liebe etwas anderes, was an sich werthvoll ist, aufzugeben. Man kann nicht, wie das Sprichwort sagt, den Kuchen kaufen und den Groschen behalten. Damit ist nun nicht gemeint, daß in den oberen Klassen des Gymnasiums geographische Betrachtung gänzlich fehlen soll. Während der zwei letzten Jahre wird deutsche Geschichte getrieben und dadurch die Vertrautheit mit Gebirgen und Flüssen, Staaten und Städten des eigenen Vaterlandes fortwährend wach erhalten. Und in nicht geringerem Maße wird der Primaner in Griechenland und Italien heimisch bleiben, wo ihn Thukydides und Demosthenes, Cicero und Tacitus festhalten. Die alte Geographie gewährt zum großen Theil dieselben Vorzüge wie die alte Geschichte, vor allem auch den, daß durch lateinische und griechische Lektüre das Interesse immer wieder auf denselben, nicht allzu ausgedehnten Raum hingelenkt wird. Hier ist es möglich durch Vertiefung des geographischen Studiums das, was ihm an Breite abgeht, wenigstens einigermaßen zu ersetzen. Die fruchtbare Anregung, die für uns Philologen Kieperts Lehrbuch der alten Geographie (1878) und vollends das köstliche Werk*) des verstorbenen Neumann, „Physikalische Geographie von Griechenland mit besonderer Rücksicht auf das Alterthum", gebracht haben, wird mehr und mehr auch dem Unterricht zu gute kommen. Den durchgehenden Zusammenhang zwischen der natürlichen Beschaffenheit eines Landes und der Geschichte seiner Bewohner wird man nicht leicht an einer andern Stelle der Erde, Deutschland ausgenommen, in zahlreichen großen und kleinen

*) Nach des Verfassers Tode von seinem Schüler und Nachfolger Partsch mit vorzüglicher Sorgfalt herausgegeben (1885).

Zügen den Schülern so deutlich machen können, wie es für den Schauplatz der alten Geschichte Dank den Forschungen jener Männer möglich ist und bei den mannigfaltigen Gelegenheiten, die außer dem vorgeschriebenen geographischen Kursus in Sekunda auch der Verlauf des philologischen Unterrichts in vier Jahren giebt, zwanglos geschehen kann.

IV.

Allem, was bisher zur Vertheidigung der alten Sprachen gesagt worden ist, steht die Ansicht entgegen, die neuerdings mit vielem Eifer verbreitet wird, daß der deutsche Unterricht eine Vermehrung der Stundenzahl erfahren und die eigentlich herrschende Stellung im Lehrplane des Gymnasiums erhalten müsse. Von den pseudo-patriotischen Motiven, deren man sich für diese Ansicht ähnlich wie für die Bekämpfung der Fremdwörter bedient, soll hier nicht die Rede sein. Wir haben es nur mit der Sache selbst zu thun und wollen die praktischen Gründe prüfen, welche von ernsthaften Männern für ihre Forderung geltend gemacht sind. Im Schlußkapitel seiner „Geschichte des gelehrten Unterrichtes" spricht Paulsen die Ueberzeugung aus (S. 764), daß die Zeit kommen werde, „wo der deutsche Unterricht, als legitimer Erbe des lateinischen, in seine Rechte eingesetzt werden wird". Dieser Satz, der halb als Prophezeiung und halb als Wunsch gemeint ist, wird begründet (S. 766) durch einen Appell an den „gesunden Menschenverstand", der sich nicht ausreden lasse, „daß, wie lateinische Lektüre und lateinische Stilübungen ohne Zweifel am meisten geeignet seien einen guten lateinischen Stil zu bilden, so für den deutschen Stil deutsche Lektüre und gut geleitete deutsche Uebungen dasselbe leisten müßten". Eingehender hat der Verfasser denselben Gegenstand behandelt in der schon mehrfach citirten Schrift über „das Realgymnasium und die humanistische Bildung", wo von S. 31 an für den deutschen Unterricht manche gut verwerthbare Gedanken entwickelt werden. — Dr. Heinrich Weber, der in diesen Jahrbüchern Paulsens großes historisches Werk ausführlich besprochen hat*), bezeichnet (S. 483) dessen Bemerkungen über den deutschen Unterricht als den „gelungensten Theil unter allen seinen Ausführungen". Weber theilt Erfahrungen mit, die er selbst als Schüler vor etwa einem Dutzend Jahren gemacht habe, und knüpft daran Vorschläge, die in der Forderung gipfeln (S. 502), daß der deutsche Unterricht, dem zur Zeit in den Klassen von Quinta bis Prima im ganzen

*) Die deutsch-humanistische Gelehrtenschule. Preußische Jahrbücher 61 (1888) S. 470—508.

18 Stunden wöchentlich gewidmet sind, statt dessen 35 Stunden erhalten möge. — Beinahe zur selben Zeit erschien in der Deutschen Rundschau ein Aufsatz von Hermann Grimm*), der unter allgemeinen litterarischen und kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten das große Schulproblem betrachtete und dem Glauben Anhänger zu gewinnen suchte, daß „vom breiteren Eintritte Goethe's und der Seinigen in unseren höheren Unterricht der Beginn der Umgestaltung des Schulwesens, zu der der Weg gesucht wird", zu erhoffen sei (S. 274). Grimm's Vorgehen gab zu mannigfachen Erörterungen in der Presse Anlaß. Der schärfste Angriff war wohl der, welchen in der Kölnischen Zeitung Adolf Trendelenburg, Oberlehrer am Askanischen Gymnasium in Berlin, gegen die Beobachtungen und die Vorschläge des berühmten Aesthetikers richtete**). Wenn dieser (S. 278) verlangt hatte, daß „der deutsche Aufsatz mehr zu einer Hauptsache werde", weil wir ja doch „in der Richtung treiben, daß die deutsche Sprache und Litteratur zu dem endlich werden wird, von dem alle Lehre ausgeht", so suchte Trendelenburg zu zeigen, daß für deutsche Schüler gerade die eigene Sprache weniger als manche fremde im Stande ist, zu einer streng logischen Anwendung von Ausdruck und Satzbau zu führen. „Wir besitzen", so urtheilt der erfahrene Schulmann, „keinen unangefochtenen Kanon für das, was zulässig, zutreffend, ja, nicht einmal durchweg für das, was richtig ist. Bei der ausgeprägten Neigung der Deutschen, dem eigenen Kopfe zu folgen und möglichst wenig auf Autoritäten zu geben, haben Schriftsteller und Gelehrte zu allen Zeiten oftmals ihren Ruhm mehr darin gesucht, eigenartig als korrekt zu schreiben, und so die deutsche Sprache zwar zu großer Freiheit entwickelt, ihr aber auch viel von der Gesetzmäßigkeit genommen, wie sie andern Sprachen eigen ist". Die Folgerung, daß das minder Gesetzmäßige auch als Zuchtmittel des jugendlichen Geistes minder geeignet sei, scheint unvermeidlich. Grimm hat auf diese Kritik wieder in der deutschen Rundschau***) geantwortet, wo er, von neuem weit ausholend und aus der Tiefe schöpfend, das heutige Deutsch und das heutige Schullatein in ihrer allmählichen Entwickelung mit einander vergleicht, um schließlich den früheren Vorschlag, mit einer kleinen Abschwächung, noch einmal zu empfehlen. Seine beiden Aufsätze enthalten so viel feinsinnige Bemerkungen, daß es auch hier eine Freude

---

*) Die deutsche Schulfrage und unsere Klassiker. Deutsche Rundschau 55 (1888) S. 257—281.

**) Hermann Grimm und die „deutsche Schulfrage". Kölnische Zeitung vom 7. Juni 1888, Morgen-Ausgabe.

***) Deutscher Unterricht auf Gymnasien. Deutsche Rundschau 58 (1889) S. 256 bis 283.

ist, von dem Interpreten Goethe's zu lernen, eine lohnende Aufgabe, ihm, wo es sein muß, zu widersprechen. Grimm und Paulsen stimmen überein in dem ernsten Wunsche, es möchte den Schülern der Gymnasien eine lebendige Vertrautheit mit der deutschen Sprache gegeben, für die befruchtende Einwirkung Goethe's und der Seinigen der Sinn ihnen geöffnet werden. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß es gelingen werde beide Männer davon zu überzeugen, daß der scheinbar natürlichste Weg zu diesem Ziele, der durch einen verstärkten Betrieb des deutschen Unterrichtes, nicht der richtige ist.

Was die Kinder in der Volksschule lernen, Lesen, Sprechen, Schreiben, dasselbe macht, in etwas vertieftem Sinne, auch den Inhalt des deutschen Unterrichtes auf dem Gymnasium aus: die Schüler sollen die Fähigkeit gewinnen, die Gedanken andrer, die sie gedruckt vor sich haben, in sich aufzunehmen, ihre eigenen Gedanken mündlich oder schriftlich anderen mitzutheilen. Beides kann nur geschehen, indem sie fortwährend bemüht sind sich auf den Standpunkt des anderen zu stellen, entweder des Autors, der zu ihnen spricht, oder des Lesers, dem sie sich verständlich machen wollen. Ich handle zunächst vom ersten Punkt.

Wiederholt*) ist in neuerer Zeit von angesehenen Universitätslehrern darüber geklagt worden, daß junge Studenten sich so wenig geschickt zeigen einer zusammenhängenden Gedankenentwickelung zu folgen, das Wichtige darin vom minder Wichtigen zu sondern und mit schneller Auffassung in die Form zu bringen, in der der eigene Geist es festzuhalten und weiter zu verarbeiten vermag. Paulsen**) verlangt deshalb auf der obersten Stufe des Gymnasiums besondere „Uebungen im Lesen, Excerpiren, Darstellen, Kombiniren des Inhalts lehrhafter Prosaschriften". Genau diese Aufgabe hatte ich im Auge, als ich 1887 ein „Deutsches Lesebuch für Prima" herausgab, in dem, um nur ein paar Namen zu nennen, Reden und Abhandlungen von Kant, Fichte, Herbart, v. Clausewitz, v. Savigny, Lotze, Dahlmann, v. Ihering, Jacob Grimm, Ernst und Georg Curtius, Droysen, Neumann, Roscher, Reuleaux u. A. zusammengestellt sind, die nach Form und Inhalt geeignet erschienen, den Primaner auf eine freiere und selbständiger eindringende Art des Studiums vorzubereiten. Es würde mich herzlich freuen, wenn dieses Buch, das seit kurzem am hiesigen Gymnasium offiziell eingeführt ist, in recht weitem Umfange Nutzen zu stiften vermöchte. Aber die Uebungen, denen es dienen soll, können im Rahmen des jetzigen Lehrplanes, also

*) U. a. von Paul de Lagarde, Deutsche Schriften (1886) S. 220 f. 402.
**) Geschichte des gelehrten Unterrichts S. 772.



mit 3 Stunden Deutsch in Prima, in ganz ausreichendem Maße vorgenommen werden. Ja sie würden selber mittelbar geschädigt werden, wenn man etwa gar ihnen zu liebe den fremdsprachlichen Unterricht verkürzen wollte. Denn nur in diesem erwerben die Schüler die strenge Gewohnheit scharfen Aufmerkens, die für eine fruchtbare deutsche Lektüre vorausgesetzt werden muß. Paulsen fragt (a. a. O. 777), nachdem er das Lesen guter Uebersetzungen empfohlen hat: „Oder bliebe für den Lehrer keine Aufgabe, wenn keine Nachhilfe in sprachlicher Hinsicht erforderlich wäre? Böten Sophokles und Aeschylus, wenn sie in Uebersetzungen gelesen würden, bieten Goethe und Schiller dem Unterricht gleichsam nicht den nöthigen Widerstand?" In der That, so ist es: zwar an Aufgaben für den Lehrer fehlt es nicht, aber an festen Angriffspunkten für ihre Lösung. In hunderten von Beispielen hab ich es erlebt: die Gedanken der Schüler gleiten an dem deutschen Text ab wie das Rad an der zu glatten Schiene; es fehlt an Reibung. Sie lesen oder hören die Worte der Muttersprache mit dem behaglichen Gefühl, daß vertraute Klänge an ihrem Ohr vorüberziehen, und es ist eine mühsame und oft verdrießliche Arbeit, sie erst aus der Illusion herauszureißen, daß sie die Sätze verstanden haben, weil alle einzelnen Wörter ihnen verständlich vorgekommen sind. Natürlich gilt dies nur von schwierigeren Werken; aber nur um diese kann es sich hier handeln: Lessing's Laokoon, Goethe's Iphigenie und Tasso, Schiller's Recension von „Egmont", von Bürgers Gedichten, u. v. a. Man behauptet, bei lateinischer und griechischer Lektüre gehe durch die Ueberwindung der fremden Sprachform Kraft verloren, die besser dem Inhalt zugewendet werden könnte. Aber das ist falsch; das Ineinandergreifen der geistigen Kräfte ist kein mechanisches. Es wird vielmehr Kraft gewonnen, indem durch die Bemühung um das Verständniß der Worte die Aufmerksamkeit wach gehalten wird. Grimm und Paulsen haben vollkommen recht, wenn sie den Werth der deutschen Lektüre für Prima sehr hoch anschlagen; aber eben deshalb, weil sie so wichtig ist, muß ihr eine reichliche Lektüre in fremden Sprachen vorangehen und zur Seite bleiben, damit sie selbst, wenn auch nicht ohne Mühe, doch ohne Quälerei flott und frisch von statten gehe.

Aehnlich wie für das Lesen steht es nun auf der anderen Seite für Sprechen und Schreiben. Daß zur Pflege des deutschen Ausdruckes alle Lehrstunden beitragen können und folglich sollen, ist oft gesagt worden. Wenn in diesem Punkte das Vollbringen dem Wissen und Wünschen nicht überall entspricht, so ist doch anzunehmen, daß es im Stillen immer besser wird. Vor allem ist es auch hier der fremdsprach-

liche Unterricht, der mittelbar dem Deutschen dienen muß. Es ist eine bekannte Thatsache, daß von den Myriaden von Wörtern, die eine gebildete Sprache besitzt, dem einzelnen gebildeten Menschen immer nur ein kleiner Theil zur Verfügung steht. Max Müller giebt an, daß ein Engländer, der studirt hat, seinen Shakespeare kennt und die Times liest, im Gespräch 3000 bis 4000 Wörter gebrauche, während die englische Sprache mindestens 100000 umfasse; Miltons Werke sind mit 8000 Wörtern geschrieben, der sprachgewaltige Shakespeare hat nur 15000. Daß es im Deutschen nicht anders ist, kann jeder leicht an sich selbst beobachten. Der natürliche Hang, in bequem zurecht gefahrene Geleise immer wieder einzulenken, ist zu mächtig: allmählich schrumpft die lebendige Fülle der Wörter, die wir kennen, zu einem geringen Bestande solcher, über die wir im Augenblicke des Bedarfs gebieten, zusammen; ehe wir's uns versehen, sind wir arme Leute, wenn wir nicht unausgesetzt und mit zähem Willen der Gefahr entgegenarbeiten. Dies kann kaum anders geschehen, als indem wir uns an die Gedanken eines im Ausdruck starken und mannigfaltigen fremden Autors anklammern und mit peinlicher Sorgfalt danach streben, überall die treffendste deutsche Uebersetzung zu finden. Denn der Text, der vor uns liegt, durchbricht unsere Bequemlichkeit und zwingt uns zum Nachsinnen, dem er zugleich die Richtung anweist und eine reiche Menge sicherer Stützpunkte gewährt. So hat Cicero die lateinische Sprache zu beherrschen gelernt, so Schiller die deutsche. Daß auf demselben Wege unsere Schüler dazu gelangen ihren deutschen Wortschatz zu bereichern und eines anfänglich schlummernden Besitzes sich erst bewußt zu werden, ist etwas, das sie selbst sehr schnell merken und mit Vergnügen sich zu nutze machen; nur wer der Schule fern steht, kann es bestreiten.

Paulsen nun zwar bestreitet es nicht und vermuthlich auch Grimm nicht; ihr Bedenken zielt nach einer andern Stelle, nach der grammatischen Seite des Sprachunterrichts. Grimm hat seinen Gegner Trendelenburg so verstanden, als ob nach dessen Ansicht „die scheinbare Regelmäßigkeit des Lateinischen ein Vorzug gegenüber dem Zustand wäre, in dem unsere Muttersprache in vollem Wachsthume sich fortbewegt" (Bd. 58 S. 276). Das wäre freilich sehr verkehrt gedacht. Aber was an sich ein Mangel ist, die „todte Beschränktheit des Schullateins" im Vergleich zu dem „Ueberfluß des gesprochenen Deutsch", das ist für den Zweck der logischen Erziehung des Geistes wirklich ein Vorzug. Gut schreiben lernt jeder nur durch unablässige Selbstzucht; stets von neuem muß er den Gedanken, der ihm vorschwebt, und die sprachliche Form, die er dafür gefunden hat, zusammenhalten und darf nicht

ruhen, ehe beide sich decken. Diese Vergleichung wird aufs äußerste erschwert, wenn man auf beiden Seiten immer von derselben Sprache umfangen bleibt. Ein nicht geringer Theil der deutschen Aufsatz-Korrektur besteht darin, daß wir den Schülern vorhalten: „Das und das haben Sie sagen wollen; Sie haben hier aber etwas ganz anderes geschrieben." Oft gelingt es nicht sie völlig zu überzeugen; nachdem sie einmal in die falsche Denkform hineingefahren sind, arbeiten sie sich nicht mehr heraus und behalten wenigstens im Grunde der Seele den Einwand: „Man kann doch aber auch so sagen, wie ich geschrieben hatte; die deutsche Sprache gehört mir so gut wie jedem andern." Ja, der Primaner könnte, wenn er Grimms zweiten Aufsatz gelesen hätte, ihn selbst zu Hilfe rufen (S. 277): „Ein Deutscher greift nach den besten Worten, wie ein Säugling nach der Brust seiner Mutter greift. Dafür bedarf es keiner Instruktionsstunden. Der Gebrauch der Sprache wird als natürliche Funktion vorausgesetzt." Grimm denkt eben nur an das Schaffen des Meisters, der er selbst ist, und vermag sich auf den Standpunkt des mühsam lernenden Schülers nicht hinabzuschwingen. Es ist nicht gut, wenn dem letzteren gegenüber gar zu oft die bloße Autorität des Lehrers, der sich etwa auf sein reiferes Sprachgefühl beruft, den Ausschlag geben muß. Vollends aber zu Hause, bei der eigenen Arbeit, die der Lernende doch nach und nach so zu machen wünscht, daß sie der Korrektur nicht bedarf, fehlt ihm jeder feste Anhalt, um sich selbst zu berichtigen. Paulsen*) meint wieder: „Muß man dem Ausdruck seine Aufmerksamkeit noch in erster Linie widmen, dann geht das Denken darüber verloren: niemand kann zween Herren dienen." Meine persönlichste Erfahrung spricht dagegen. Bis auf diesen Tag ist es mir jedesmal eine Wohlthat gewesen, wenn ich veranlaßt wurde, meine Gedanken der harten Probe, ob ich sie auch lateinisch denken könnte, zu unterwerfen. Gewiß muß es ein bis ins kleinste sorgsames Prüfen und Erwägen und Tüfteln, ein mühseliges Ringen mit dem Ausdruck sein, wodurch der jugendliche Geist in die ihm noch ungewohnten Formen eines folgerichtigen Denkens sich hineinarbeitet. Aber gerade weil diese Thätigkeit etwas Pedantisches hat, so ist es nöthig sie zum größten Theil an einer fremden Sprache zu üben. Grimm warnt (S. 277): „Deutsch würde zu einer todten Sprache herabgewürdigt werden, wenn man, dem Wunsche ordnungsliebender Pedanten nachgebend, unsere Sprache in Regeln zwängen wollte." Aber er selbst arbeitet auf diesen schlimmen Ausgang hin; denn sobald der deutsche

*) Das Realgymnasium und die humanistische Bildung. S. 45.

Aufsatz endgültig den lateinischen verdrängt hätte, müßte er auch dessen Pflichten mit übernehmen. Der Besitz der Muttersprache soll ein lebendiger und zum guten Theil unbewußter und doch ihr Gebrauch kein willkürlicher und zuchtloser sein. Dieses doppelte Ziel läßt sich nur dadurch erreichen, daß die Knaben an den festen Regeln einer fremden Sprache gewöhnt werden auf ihre Gedanken und Worte zu achten, ehe man sie der Gefahr aussetzt, in dem nachgiebigeren Stoff der Muttersprache in Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit sich zu verlieren.

In jüngster Zeit wird umgekehrt dem lateinischen Aufsatz der Vorwurf gemacht, daß er von gründlichem Eindringen in den Stoff die Schüler zurückhalte, weil die Arbeiten ja doch nur nach dem Maßstabe sprachlicher Richtigkeit korrigirt und beurtheilt würden. Weber erzählt (a. a. O. 499) von einem Lehrer, der ihm die Uebergangswendung habe durchgehen lassen: „Iam quoniam hac de re satis multa verba fecisse mihi videor, restat ut . . .“ Andere bezeichnen die lateinischen Aufsätze geradezu als „Phrasensammlungen“. Daneben wird über undeutsche Konstruktionen und Latinismen im Ausdruck geklagt, die nun in den deutschen Stil sich einmischten und kaum wieder zu vertilgen seien. — Durch dies alles wird nur bewiesen, was nicht erst bewiesen zu werden brauchte: daß der Betrieb des lateinischen Aufsatzes, wenn er von einem unfähigen Lehrer geleitet wird, nicht nur nichts nützt, sondern sogar schadet. Ist es beim deutschen Unterricht anders? Oder kommen hier untüchtige Lehrer überall nicht vor? Das wird niemand behaupten. Weber meint aber (S. 487), daß, wenn nur erst auf dieses Fach derjenige Nachdruck gelegt werde, den es verdiene, eine vermehrte Zahl geeigneter Persönlichkeiten sich ohne Zweifel von selbst finden würde. Ich bin dessen nicht so sicher. Zwar kann ich der pessimistischen Ansicht von Grimm nicht beipflichten, der durchweg so spricht, als ob guter deutscher Unterricht zur Zeit nirgends zu finden sei, als ob er mit seinen Vorschlägen auf eine völlig neue, noch von keinem erkannte Aufgabe hinweise*); ich denke, die Zahl der Lehrer des Deutschen ist nicht ganz klein, die auf seine Vorhaltungen mit Tassos Worten antworten dürften:

> — Glaube nur, es horcht ein stilles Herz
> Auf jedes Tages, jeder Stunde Warnung,
> Und übt sich ingeheim an jedem Guten,
> Das Deine Strenge neu zu lehren glaubt.

Auf der anderen Seite aber bleibt es eine unumstößliche Wahrheit, daß der deutsche Unterricht schwerer ist als irgend ein anderer, jedenfalls

*) Bd. 55 S. 279 f. Bd. 58 S. 277.

schwerer als irgend ein fremdsprachlicher. Er bleibt umgeben von zwei entgegengesetzten Gefahren: daß entweder Kraft und Trieb zu ernster Gedankenarbeit in seichter Schönrednerei erschlaffen, oder daß durch gar zu gewissenhafte Methode den jungen Gemüthern das herzliche Verhältniß zur Muttersprache und die unbefangene Freude an den Meisterwerken, die in ihr geschaffen sind, verkümmert werden. Ueber den letzten Punkt seien wenige Worte noch vergönnt.

Grimm selber sieht das Uebel, das von einer übertrieben philologischen Behandlung der deutschen Litteratur drohe (55 S. 270); heute sei das Erkennen Goethe'scher Gedanken fast zu sehr schon der Sprachgelehrsamkeit zugefallen. Dem gegenüber erklärt er: „Um Goethe's Werke auszulegen, dazu genügt es nicht, Ausgaben und Manuskripte zu vergleichen. Goethe und die Seinigen zu deuten, bedarf es günstiger, selten eintretender Stunden." Wenn ein Mann wie Hermann Grimm dies ausspricht, was soll unser einer von sich bekennen? Wer hätte es nicht erlebt, daß eine Dichtung, die das eine Mal in froher, gemeinsamer Arbeit der ganzen Klasse lebendig geworden war, ein andermal bei gleich sorgsamer Vorbereitung und vor gleich guten Schülern doch wie verschlossen blieb? Ein Unterricht, dessen Gelingen auf der glücklichen Stimmung selten eintretender Stunden beruht, kann nicht das tägliche Brot der Schule ausmachen. Man mag einwenden, auch die Behandlung der Griechen und Römer solle doch auf der obersten Stufe keine bloß handwerksmäßige sein, auch hier sei, zumal für die Werke der Dichter, eine Art von künstlerischem Nachempfinden erforderlich. Das gebe ich zu; aber es ist doch ein großer Unterschied. Eine mißlungene Homer-Lektion schadet viel weniger als eine mißlungene Goethe-Lektion; der Schüler lernt immer noch dies und das, was ihm später einmal nützlich sein und das Verständniß und dadurch den Genuß erleichtern wird. Selbst durch den ungeschicktesten Lehrer können Homer und Sophokles den Schülern nicht ganz verdorben werden; aber Schiller und Goethe können ihnen sogar durch einen sonst geschickten Lehrer recht gründlich verleidet werden. Dieser Gefahr wird niemand leichten Herzens die Blüthe der deutschen Litteratur aussetzen wollen.

Der Versuch, den man in Preußen vor 1882 gemacht hatte, dem Mittelhochdeutschen an den Gymnasien Eingang zu verschaffen, ist gerade daran gescheitert, daß eine Beschäftigung, die sehr viele Lehrer mit herzlicher Freude freiwillig getrieben haben würden, durch den übergroßen Eifer ihrer Vertreter allmählich zu einem Pflichtfach für alle geworden war, das nun auf Lehrenden und Lernenden lastete.

Wenn jetzt Paulsen*) und ihm beistimmend Weber (a. a. O. 485) dem Wunsche das Wort reden, daß es wieder gestattet werden möge, in Sekunda und Prima das Nibelungenlied und Walter von der Vogelweide im Original zu lesen, so kann niemand diesen Wunsch aufrichtiger theilen als ich. Aber um so nachdrücklicher füge ich hinzu: mögen wir vor einer Vermehrung der Stundenzahl im Deutschen bewahrt bleiben! Sie würde zur Folge haben, daß der von neuem zugelassene Unterricht sogleich wieder zu einem obligatorischen gemacht würde, woran er schon einmal zu Grunde gegangen ist. Nur wenn das Deutsche auf seinen bescheidenen äußeren Umfang beschränkt bleibt, läßt sich erwarten, daß ihm auch die Freiheit in der Auswahl und Behandlung des Stoffes erhalten bleiben werde, die es zur Zeit noch vor anderen Fächern voraus hat und die gerade ihm unentbehrlich ist. Der geistige Verkehr mit unseren Klassikern soll eine willkommene Erholung bilden inmitten der ernsten und oft harten Arbeit, ohne die eine gedeihliche Erziehung der Jugend nun einmal nicht möglich ist. Die frohe Empfänglichkeit der Seelen aber, deren Ausbleiben diesen Verkehr todt machen müßte, wird um so williger und um so häufiger sich einstellen, je seltener der Stundenplan, der an der Wand hängt, sie als schuldige Leistung abfordert.

Wenn es wahr sein sollte, was einige behaupten, daß der Beruf des Lehrers ein harter und entsagungsvoller ist, so sind es sicher nicht unsere Schüler, die ihn dazu machen. Es giebt kein freudigeres Leben als das, welches wir in thätiger Gemeinschaft mit ihnen führen könnten. Aber daß diese Thätigkeit ganz von selber sich entwickele, falls nur interessante Aufgaben dargeboten werden, ist doch ein Irrthum. Freiwillig angestrengtes Arbeiten ist etwas, was auch in reiferem Alter nicht jedem gelingt; wie soll man es von der Jugend erwarten, der Sorglosigkeit und Uebermuth so natürlich sind? Diese zu überwinden bedarf es eines festen Zwanges, ein Zwang aber wird um so drückender empfunden, je mehr er durch äußere Mittel geübt wird. Deshalb müssen die Grundlage alles Unterrichtes solche Wissenschaften bilden, die durch eine in ihnen selbst liegende Nöthigung den noch ungelenken Geist in stramme Zucht nehmen. In vorzüglicher Weise thut dies die Mathematik, aber sie schießt über das Ziel hinaus; hinter ihm zurück bleibt das Deutsche, das einer strengen Gesetzmäßigkeit widerstrebt. Das richtige Maß halten die fremden Sprachen inne. Aus dem was

*) Geschichte des gelehrten Unterrichtes, S. 767. — Das Realgymnasium und die humanistische Bildung, S. 38.

nach beiden Seiten vergleichend über sie gesagt ist, wird klar geworden sein, daß es sich dabei nicht bloß um den Inhalt ihrer Litteraturen handelt, sondern daß die selbständige Durchdringung der Form das eigentlich Bildende ist. Man verweist jetzt so gern auf die Lektüre von Uebersetzungen; sicherlich sind sie besser als nichts und leisten schätzbare Dienste, aber sie reichen da nicht aus, wo durch Sprache Bildung gewonnen werden soll. Die Eisenbahn trägt uns schnell und bequem an manches erwünschte Ziel, und wer sie benutzt, kann sagen: ich bin dort gewesen. Land und Leute lernt nur kennen, wer Staub und Hitze nicht scheut und, sein Bündel auf dem Rücken, Schritt für Schritt zu Fuß geht. Möchte es mir gelungen sein, den Theil dieser Reise, der durch das Land der Grammatik führt, ein wenig gegen den Vorwurf zu vertheidigen, daß er unnöthig und reizlos sei. Es ist nicht immer ganz leicht, die Klagen, die darüber geführt werden, mit Gleichmuth anzuhören. Selbst ein so besonnen urtheilender Mann wie der hochgestellte Beamte, der unlängst in diesen Jahrbüchern die Aufgaben des juristischen Studiums erörtert hat*), mochte es nicht unterlassen, aus Anlaß der „ungenügenden lateinischen Schulung unserer Abiturienten" von einem „Uebermaße unfruchtbarer grammatikalischer Uebungen" zu sprechen, das daran schuld sei. Die Thatsache ist nur allzu wahr: unsere Schüler lernen, im Verhältniß dazu daß sie es 9 Jahre lang treiben, erschreckend wenig Latein. Aber sie werden immer weniger davon lernen, je mehr der grammatische Unterricht beschränkt wird. Ceterum censeo linguam Latinam esse restituendam, von der Befolgung dieses ernsten Rathes, den Oskar Jäger gegeben hat, hängt es ab, ob das Gymnasium weiter sterben oder wieder aufleben soll.

Ist es noch nöthig der Besorgniß entgegenzutreten, daß ein in diesem Sinne reformirtes Gymnasium zu einer einseitigen Bildung führen würde? Vielmehr ein Vorbild der Vielseitigkeit sind uns die Menschen des Alterthums. Schwerlich dürfte heute ein Staatsmann gefunden werden, der wie Cäsar, während er Kriege führt, als Soldat, wo es sein muß, in Reih und Glied mitkämpft, Provinzen einrichtet, diplomatische Verhandlungen leitet, das Kreditwesen ordnet, zugleich mit Sachkenntniß die Umgestaltung des Kalenders überwacht und auf dem Marsch Lust und Muße übrig hat, um nicht nur Memoiren aufzuzeichnen, sondern auch ein Werk über Deklination und Konjugation zu schreiben. Von Homer könnte, wer ihn heute liest, zweifeln, ob der Dichter daneben noch Landwirth oder Soldat oder Naturforscher oder

*) Oberlandesgerichtspräsident Eccius, „Rechtsstudium und Prüfungsordnung". Preuß. Jahrb. 61 (1888), S. 181.

Schiffbauer gewesen sei; daß er den Beruf des Militärarztes gehabt habe, weil er den inneren Bau des menschlichen Körpers so genau kennt, ist von einem Vertreter dieses Faches mit voller Bestimmtheit behauptet worden. Solche Vergleichung dient uns nicht zum Vorwurf; ohne Theilung der Arbeit würde heute nichts Großes geschaffen werden. Aber je mehr überall die praktischen Bedürfnisse auf eine fortgesetzte Spaltung und Vereinzelung hindrängen, desto mehr thut es noth, dem nachfolgenden Geschlecht die Vorstellung lebendig zu erhalten, daß die verschiedenen Interessen, zu denen Künstler, Gelehrte, Handwerker, Beamte hastig auseinandereilen, doch alle in der einen gemeinsamen unveränderlichen Natur des Menschen ihren Grund haben. Wenn es die Aufgabe der Schule ist dafür zu sorgen, daß im späteren Leben auch Männer getrennter Berufsarten sich gegenseitig verstehen und daß einer das Werk des anderen zu würdigen wisse, so ist es doch wohl kein thörichtes Unternehmen, daß wir den Geist von Knaben und Jünglingen mit den Anschauungen eines Zeitalters anzufüllen suchen, in dem zwar alle menschlichen Thätigkeiten nur erst dem Keime nach vorhanden waren, dafür aber so nahe bei einander lagen, daß sie in dem Leben eines einzigen Mannes zusammengefaßt werden konnten. Es ist vielfach gesagt worden, das Gymnasium habe die Pflicht gehabt sich der reichen Entwickelung der modernen Kultur anzupassen. Sicher hatte es diese Pflicht. Aber nicht dadurch hätte diese Anpassung versucht werden sollen, daß man immer neue Zweige geistiger Arbeit neben einander in den Lehrplan der einen Schule hineinzwängte, sondern dadurch, daß man immer eindringlicher die antike Welt durchforschte, um in ihrem Inneren die Keime des vielgestaltigen Lebens zu erkennen und zu begreifen, das heute in seinen mannigfaltigen und auseinanderstrebenden Aeußerungen von einem einzelnen sterblichen Geiste nicht mehr umspannt werden kann.

Also wäre doch das Studium des klassischen Alterthums das einzige Mittel, um dem Geiste Form zu geben, d. h. alle seine Kräfte gleichmäßig zu entwickeln? — Nimmermehr! Ein vortreffliches Mittel ist es, heute so gut wie vor hundert Jahren, aber nicht das einzige. Viele Wege führen zum Ziel; nur muß man den Muth haben, einen davon mit Entschlossenheit zu gehen. Wenn ich hier aus voller Ueberzeugung für die Leistungen eingetreten bin, zu denen das Gymnasium früher fähig war und, wenn es nicht dem Untergange geweiht sein soll, wieder fähig gemacht werden muß, so bin ich mir doch durchweg der Erkenntniß bewußt geblieben, daß die Realschulen ebenso gut im stande sind an ihrem Lehrstoff die Formen des Denkens zu üben und zu be-

festigen. Einzelne Abschnitte der englischen und französischen Geschichte, etwa das Zeitalter der Elisabeth oder Ludwigs XIV., werden sich mit Hilfe der Lektüre in ähnlicher Weise lebendig machen lassen wie die Zeiten des Sokrates, Demosthenes, Cäsar. Im ganzen hat die neuere Geschichte gegen die alte den Nachtheil, daß sie weniger einfach und noch nicht abgeschlossen ist, aber den Vortheil, daß sie uns unmittelbarer interessirt; so dürfte die Wage ziemlich gleich stehen. Der formale Werth der französischen Sprache ist sehr hoch anzuschlagen, und es würde mich nicht wundern, wenn zu dem, was im ersten Abschnitt über den heilsamen Einfluß der lateinischen Syntax gesagt worden ist, von der anderen Seite ganz entsprechende Beispiele beigebracht würden. Aber, um diesen Einfluß auszuüben, muß jede der beiden Sprachen gründlich betrieben werden, und dazu ist auf dem Gymnasium für das Französische, auf dem Realgymnasium für das Lateinische kein Raum. Denn beide Schulen müssen alle Zeit und alle Kraft zusammennehmen, um diejenigen Zweige der Wissenschaft, in denen ihre geistige Macht beruht, zu pflegen und fruchtbar zu machen. Welche Richtung dabei das Realgymnasium einschlagen will, ob es das einst aus äußeren Rücksichten eingefügte Latein wieder ausscheiden oder es in einer eigenthümlichen, vom Gymnasialunterricht abweichenden Behandlungsweise*) beibehalten wird, das ist eine Frage, über die ich keine Vermuthung zu äußern wage. Für das Gymnasium jedenfalls ist die Hoffnung auf ein neues und frisches Gedeihen gleichbedeutend mit dem Wunsche, daß die Beschränkungen aufgehoben werden mögen, welche der altsprachliche Unterricht durch den Lehrplan von 1882 erlitten hat. In gleichem Maße aber müssen beide Schulen danach verlangen, daß der Unterschied in ihren äußeren Berechtigungen ausgeglichen werde; denn nur dann können sie die Freiheit gewinnen, um jede in ihrem Inneren zu gesundem und kräftigem Leben sich zu entwickeln.

Die Furcht, welche viele Freunde der klassischen Studien gebannt hält, das Gymnasium würde aufhören zu existiren, wenn es nicht mehr durch staatliche Privilegien geschützt wäre, diese kleinmüthige Empfindung sollte wenigstens niemand in sich aufkommen lassen, der selber sich des schönen Berufes rühmt, mit der geistigen Kraft des griechisch-römischen Alterthums die Gedanken des kommenden Geschlechtes zu er-

*) In dieser Beziehung werden zur Zeit sehr beachtenswerthe Versuche am Realgymnasium in Altona gemacht. Eine Anschauung von den dort befolgten Grundsätzen giebt ein Aufsatz des Direktors Dr. Schlee: „Der Unterricht in der lateinischen Sprache und die formale Bildung“, in Krummes Pädagogischem Archiv 31 (1889) S. 145—160.

füllen. Oder wäre es wahr, daß das Mißtrauen gegen diese Kraft, das sonst von den Gegnern so laut verkündigt und so energisch verwerthet wurde, im innersten Grunde des Herzens auch uns schon ergriffen hätte? Fast muß man es glauben, wenn man es erlebt, wie jetzt hier und dort namhafte Philologen und Schulmänner mit dem Geständniß hervorkommen, das alte Gymnasium sei wirklich dem gegenwärtigen Stande der Kultur nicht mehr angemessen; es bedürfe, wenn überhaupt der Betrieb des Lateinischen und Griechischen gerettet werden solle, dafür eines verstärkten Gegengewichtes in den Realien, in Naturwissenschaft, Mathematik, neueren Sprachen. Möchten doch diejenigen, die so sprechen, auf die Geschichte unseres höheren Schulwesens zurückblicken und erkennen, wie überall das schlimmste Unheil davon gekommen ist, daß man sich nicht begnügen wollte „weniges gründlich" zu lehren, sondern dem unerreichbaren Ziel nachtrachtete „von allem etwas" zu geben. Und möchten sie zugleich die schlichte Wahrheit beherzigen, daß niemand Vertrauen und Hingebung anderer für eine Sache zu erwecken vermag, an deren sieghafter Stärke er selbst bereits verzweifelt. Mehr als irgendwo im Leben gilt dies für die Arbeit des Lehrers. „Verzweiflung erzieht nicht, Glaube erzieht."

Juli 1889.

Ueber Rentengüter.

Von

Sombart-Ermsleben.

I.

Unter dem 15. März d. J. stellte ich in Gemeinschaft mit Herrn von Below-Saleske und Freiherrn von Zedlitz-Neukirch folgenden Antrag: Das Haus der Abgeordneten wolle beschließen, die königliche Staatsregierung zu ersuchen:

> in der nächsten Session des Landtages einen Gesetzentwurf vorzulegen, nach welchem die auf Rentengüter bezüglichen Bestimmungen der §§ 3—7 (incl.) des Gesetzes, betreffend die Beförderung deutscher Ansiedelungen in den Provinzen Westpreußen und Posen, vom 26. April 1886 (Gesetzsamml. S. 131) auf das ganze Gebiet der Monarchie ausgedehnt werde*).

---

*) Die angezogenen Paragraphen des Gesetzes lauten wörtlich:

§ 3.

Erfolgt die Ueberlassung der Stelle (§ 2) gegen Uebernahme einer festen Geldrente (Rentengut), so kann die Ablösbarkeit der letzteren von der Zustimmung beider Theile abhängig gemacht werden.

Die Feststellung des Ablösungsbetrages und der Kündigungsfrist bleibt der vertragsmäßigen Bestimmung überlassen. Von dem Rentenberechtigten darf jedoch ein höherer Ablösungsbetrag als der fünfundzwanzigfache Betrag der Rente nicht gefordert werden, wenn die Ablösung auf seinen Antrag erfolgt. — Bei der Eintragung der Rente in das Grundbuch müssen die Abreden über den Ausschluß der Ablösbarkeit, sowie über die Kündigungsfrist in das Grundbuch eingetragen werden. Ist dies nicht geschehen, so gilt Dritten gegenüber die das Grundstück belastende Rente als eine solche, welche von dem Verpflichteten nach sechsmonatlicher Kündigung mit dem zwanzigfachen Betrage abgelöst werden kann.

§ 4.

Den festen Geldrenten sind gleich zu achten diejenigen festen Abgaben in Körnern, welche nach dem jährlichen, unter Anwendung der §§ 20 bis 25 des Ablösungsgesetzes vom 2. März 1850 ermittelten Marktpreisen in Geld abzuführen sind.

§ 5.

Sofern bei Veräußerungen einer Stelle gegen eine Rente der Eigenthümer des Rentenguts vertragsmäßig in seiner Verfügung dahin beschränkt wird, daß

Dieser Antrag war von 132 Abgeordneten der conservativen, der freiconservativen und der nationalliberalen Fraction unterstützt.

Unter dem 26. März stellte der Graf von Frankenberg einen gleichlautenden Antrag im Herrenhause, welcher daselbst am 28. desselben Monats zur Berathung stand, und einstimmig angenommen wurde. Unser Antrag sollte im Abgeordnetenhause nach Mittheilung des Herrn Präsidenten am 1. Mai auf die Tagesordnung gestellt werden.

Wegen urplötzlichen Schlusses am 30. April konnte er nicht mehr verhandelt werden. Ich glaube deshalb im Interesse der Sache die Begründung desselben hiermit der Oeffentlichkeit übergeben zu sollen:

Schon seit Jahren hat man mit Besorgniß die Abnahme der ländlichen Bevölkerung namentlich in den Gebieten der preußischen Monarchie auf dem rechten Elbufer wahrgenommen. Der Abfluß ist theils über den Ocean, namentlich nach Amerika, theils in die Industrie-Bezirke des westlichen Theils der Monarchie, theils in die großen Städte erfolgt. Außerdem wird der Mangel an landwirthschaftlichen Arbeitern durch die Vergrößerung des stehenden Heeres, durch die große Anzahl von Unterbeamten bei der Post, bei der Eisenbahn, in dem Zoll- und Steuerdienste, sowie durch die gewaltigen Erdarbeiten, welche bei den großartigen Kanal- und Eisenbahnbauten in allen Theilen des Staates jüngst wieder am Nordostsee-Kanal herbeigeführt. Besonders fühlbar wirkte die Maßregel der königlichen Staatsregierung, nach welcher vor ca. zwei Jahren sämmtliche in den Ost-Provinzen beschäftigten russisch-polnischen Arbeiter über die Landesgrenze zurückgeschoben wurden.

die Zulässigkeit einer Zertheilung des Grundstücks oder der Abveräußerung von Theilen desselben von der Zustimmung des Rentenberechtigten abhängig sein soll, so kann die versagte Einwilligung durch richterliche Entscheidung der Auseinandersetzungsbehörde ergänzt werden, wenn die Zertheilung oder Abveräußerung im gemeinschaftlichen Interesse wünschenswerth erscheint.

§ 6.

Ist dem Erwerber des Rentenguts vertragsmäßig die Pflicht auferlegt, die wirthschaftliche Selbständigkeit der übernommenen Stelle durch Erhaltung des baulichen Zustandes, darauf befindlicher oder darauf zu errichtender Gebäude, durch Erhaltung eines bestimmten landwirthschaftlichen Inventars auf derselben oder durch andere Leistungen dauernd zu sichern, so kann der Verpflichtete durch richterliche Entscheidung der Auseinandersetzungsbehörde von seiner Verpflichtung befreit werden, wenn der Aufrechterhaltung der wirthschaftlichen Selbständigkeit der Stelle überwiegende gemeinwirthschaftliche Interessen entgegen stehen.

§ 7.

Wird im Falle des § 5 die Zustimmung des Rentenberechtigten ergänzt oder wird im Falle des § 6 die Befreiung des Verpflichteten ausgesprochen, so kann der Rentenberechtigte, wenn im Vertrage nicht etwas Anderes bestimmt ist, die Ablösung der ganzen Rente zum fünfundzwanzigfachen Betrage verlangen.

Alle diese Angaben sind so bekannt, daß sie einer zahlenmäßigen Unterstützung kaum bedürfen; ich will jedoch aus dem mir zur Verfügung stehenden statistischen Material einige hier mittheilen:

Nach der Volkszählung vom Jahre 1816 betrug die gesammte Einwohnerzahl in den 5 Provinzen Ostpreußen, Westpreußen, Pommern, Posen, Brandenburg . . . . 4 243 690 Einwohner
Nach der Zählung von 1864 . . . . . . 8 592 282 „

Die Bevölkerung hat sich demnach, und zwar in allen vorgedachten Provinzen, sowohl in den Städten als auf dem Lande ziemlich gleichmäßig in kaum fünfzig Jahren mehr als verdoppelt. Seit Mitte der sechsziger Jahre erfolgte dann in stets wachsendem Tempo der Abzug der Bevölkerung aus dem platten Lande, und zwar dergestalt, daß z. B. in der Provinz Pommern nach der Zählung von 1885: daselbst 972 751 und nach der des Jahres 1864: 997 795 Einwohner vorhanden waren, so daß in 21 Jahren eine Abnahme und zwar in jedem der drei Regierungsbezirke von zusammen rund 25 000 Seelen zu konstatiren ist. Aehnlich sind die Verhältnisse in anderen Landestheilen, so z. B. befanden sich in den Kreisen Ost- und Westpriegnitz, einem wirthschaftlich gut situirten Landstrich, nach der Volkszählung
1864 auf dem platten Lande . . . . 100,000 Einwohner.
Nach der Zählung vom Jahre 1885 . . . 87,300 „
sodaß hier eine Abnahme von ca. 12½% in 21 Jahren sich zugetragen hat.

Was die überseeische Auswanderung betrifft, welche bekanntlich in Meklenburg und den preußischen Ostseeprovinzen am stärksten, überhaupt aber in ganz Deutschland leider sehr groß ist, so sind nach einem Vortrage, welchen der Direktor des Reichsstatistischen Amtes, Herr Becker im Jahre 1887 gehalten und in den Schmoller'schen Jahrbüchern veröffentlicht hat, folgende Angaben gemacht: in den 14 Jahren von 1871 bis 1887 wanderten überhaupt aus Deutschland aus 1,680,000 mithin jährlich 120,000 Menschen. Abgesehen davon, daß dieses zumeist tüchtige Landarbeiter, die nicht ganz unbemittelt waren, so daß sie eine gewaltige Arbeitskraft repräsentirten, entführten dieselben an baarem Gelde und Werthsachen pro Kopf 350 M., mithin zusammen über ½ Milliarde Mark dem Vaterlande.

In der neununddreißigsten Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 20. März 1889 theilte der landwirthschaftliche Herr Minister über die Auswanderung aus der Provinz Westpreußen folgende abgerundete Zahlen mit. 1880 = 12,000; 1881 = 23,000; 1882 = 16,000; 1883 = 13,000; 1884 = 13,000; 1885 = 8,000; 1886 = 8,000; 1887

= 11,000; 1888 = 11,000. Aus Posen waren danach ausgewandert: im Jahre 1881 = 21,000; 1884 = 10,000; 1886 = 6,000; 1887 = 8,000; 1888 = 11,000.

Hinsichtlich des raschen Anwachsens der Bevölkerung in den Industriebezirken, will ich nur auf die beiden Provinzen Rheinland und Westphalen verweisen,
in welchen nach der Volkszählung von 1885 . 6,549,107 Einwohner,
nach der von 1864 . . . . 5,012,776 „
vorhanden waren, mithin ein Zuwachs
in 21 Jahren von . . . . 1,537,231 Einwohner.

Als ein Unikum möchte ich hier noch den gegenwärtig viel genannten Bergbaubezirk Bochum in der Provinz Westphalen hervorheben. Der frühere landräthliche Kreis Bochum 6,5 geogr. □Meilen groß, enthielt nach der Volkszählung 1864 . . 97,140 Einwohner. Inzwischen ist derselbe vor mehreren Jahren in vier Kreise getheilt, welche nach der Volkszählung
von 1885 eine Bevölkerung von . . . . 289,606 Einwohner
und jetzt sicher über . . . . 300,000 „
hat; sodaß dessen Bevölkerung in 25 Jahren mehr als verdreifacht ist!

Was endlich das übermäßige Anwachsen der großen Städte anbetrifft, so stellt sich nach der Volkszählung von 1885 heraus, daß in den 12 Städten des Königreich Preußens, welche damals über 100,000 Einwohner zählten, deren Gesammtsumme . . 2,909,483 Einwohner betrug, während in denselben 12 Städten i. J. 1867 1,686,855 „
vorhanden waren, mithin abermals
ein Zuwachs von . . . . 1,222,628 „

Es stellt sich nun hierbei selbstverständlich heraus, daß der Abzug vom Lande nach den verschiedenen Punkten in der Regel die intelligenteren, jüngeren, und besseren Arbeitskräfte dahin ausführt, sodaß nur an Tagelöhnern und Gesinde gleichsam eine zweite Garnitur zurückbleibt, welche weder so tüchtig noch so gewissenhaft als der frühere Arbeiterstand auf dem Lande zu bezeichnen ist.

II.

Um nun nach einer Richtung hin dieser immer drohender werdenden Entvölkerung des platten Landes entgegen zu wirken erblicke ich unter mancherlei anderen Mitteln ein solches in der Seßhaftmachung der ländlichen Tagelöhner, sowie der jüngeren Generationen der Büdner, Kossäthen und Bauern, und zwar eine Erweiterung des bäuerlichen, bez. eine Einschränkung des

ritterschaftlichen Grundbesitzes, indem die früheren Verhältnisse, wie sie sich namentlich in den preußischen Ostprovinzen entvölkert hatten, nach dieser Richtung hin sich seit Anfang unseres Jahrhunderts verschoben haben.

Es giebt gewiß Niemand, der die preußische Agrargesetzgebung höher als ich zu schätzen vermag, und dennoch haben verschiedene Bestimmungen derselben, sowohl des Ediktes vom 9. Okt. 1807, wie des Regulirungsediktes und des Landeskulturediktes vom 14. Sept. 1811 nebst Declaration vom 29. Mai 1816 nach meiner Auffassung eine ungünstige Wirkung und zwar sowohl in volkswirthschaftlicher wie socialpolitischer Hinsicht gehabt. Nach denselben wurde namentlich der Schutz des Waldes, sowie der des Bauernlandes, welcher im vorigen Jahrhundert so segensreich gewirkt hatte, mit einem Federstrich aufgehoben. —

Während früher sowohl durch Provinzial-Gesetze wie durch Bestimmungen des allgemeinen Landrechts eine forstmäßige Bewirthschaftung des Waldes geboten war, hörten nach § 4 des Kulturedikts vom 14. Sept. 1811 diese Einschränkungen gänzlich auf, sodaß die Eigenthümer ihre Wälder von da ab nach Gutbefinden benutzen konnten.

Es ist ja genugsam bekannt, welche Devastationen in den Privatforsten der alten preußischen Provinzen stattgefunden haben, und mit welchem segensreichen Erfolge die staatliche Beförsterung in den neueren Provinzen gewirkt hat, sodaß nach dieser Richtung hin ja bekanntlich einige Forstschutzgesetze im vorigen Decennium für Gemeinde- und Genossenschaftsbewaldungen erlassen sind. Dies genügt aber nicht, da sowohl in klimatischer wie wirthschaftlicher Hinsicht ein Hochwald im Osten wieder geschaffen werden muß, und deshalb auch der Privatbesitz sich den höheren volkswirthschaftlichen Anforderungen zu unterwerfen hat. Ich freue mich deshalb, wie der Graf von Mirbach in der achten Sitzung des Herrenhauses am 28. März d. J. bei der Berathung des uns hier beschäftigenden Antrages ausgeführt hat, daß die Wälder im Osten überall verwüstet seien, und er den lebhaften Wunsch habe, daß für dieselben etwas gethan werde.

Jedoch wollte ich diese Frage hier nur streifen, und mich etwas eingehender auf die Beseitigung des Schutzes der Bauernländereien auslassen. Während in Großbritannien bereits seit Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, in Schleswig-Holstein, Mecklenburg und Schwedisch-Pommern 2c. das Legen oder Abmeiern der Bauergüter, namentlich seit dem dreißigjährigen Kriege Ueberhand genommen, und den Bauernstand decimirt oder vernichtet hatte, waren die preußischen

Könige während des vorigen Jahrhunderts bemüht, die Anzahl sowohl als den Umfang der Bauernhöfe in ihren Staaten zu erhalten, und das Legen derselben bei Strafe zu verbieten, sowie auch wüst gewordene Höfe wieder mit Bauern zu besetzen und dieselben nicht zum Gutsareal einziehen zu lassen. Ich erinnere hierbei an das Edikt Friedrich Wilhelm I. vom Jahre 1739, an dasjenige Friedrich II. vom Jahre 1749, worin er solches bei hundert Dukaten und an dasjenige vom Jahre 1764, worin er bei tausend Thaler Strafe für einen Bauernhof, bei fünfhundert für einen Kossäthenhof, bei dreihundert Thaler für eine Büdnerstelle sowohl das Einziehen derselben verbot als das Wiederaufbauen derselben gebot. Diese Regenten wollten durch solche Maßregel nicht nur die Peupelirung, wie es damals hieß, befördern, sondern auch die steuerbaren Hufen und vorspannpflichtigen Bauern erhalten, und namentlich wegen der Cantonalpflicht sich tüchtige Bauernsöhne für ihre stehenden Heere sichern.

Mit einem ferneren Bemühen hatten die Könige weniger Erfolg, ich meine die Aufhebung der Erbunterthänigkeit bei ihren Domänenbauern und die damit verbundene Abschaffung der Frohnen. Bereits 1719 erließen Friedrich Wilhelm I., 1773 Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II. 1794 einschlagende Verordnungen dieserhalb an ihre Kriegs- und Domänenkammern; allein sowohl diese wie auch die sogenannten Domänenbeamten (Pächter) suchten derartige Anordnungen zu hintertreiben und es war erst Friedrich Wilhelm III. vorbehalten, auf seinen Domänen nicht nur unter dem 29. Dez. 1804 die Erbunterthänigkeit aufzuheben, sondern auch die Spanndienste bis zum 27. Juli 1808 in Rente umzuwandeln, demnach also das Bauernland ungeschmälert zu erhalten. Schmoller berechnet in einem Aufsatze vom Dezember 1887, welcher unter der Ueberschrift „Der Kampf des preußischen Königthums um die Erhaltung des Bauernstandes", im vorigen Jahre in seinen Jahrbüchern erschienen ist, die Zahl dieser zu Eigenthümern gewordenen früheren Lassiten auf 60,000 spannfähige Bauern.

Es hätte sicher noch eine geraume Zeit gebraucht, auch die Bauern der adeligen Güter in Erbzinsleute oder Erbpächter umzuwandeln, wenn nicht der Staat Friedrich des Großen mit der unglücklichen Schlacht bei Jena zusammengebrochen und größere Anforderungen an die durch den Tilsiter Frieden bis zur Elbe verkleinerte Rumpfmonarchie gestellt wären. Nachdem der Freiherr vom Stein erst einige Tage wieder in Preußen als leitender Minister eingetreten war, erschien bereits unterm 9. Oktober 1807 das oben erwähnte Edikt nach welchem erbliche

Bauern sofort, alle anderen Martinitag 1810 für freie Leute erklärt, und die Erbunterthänigkeit von da ab für immer aufgehoben wurde.

Außer den wichtigen anderweitigen Bestimmungen desselben ist es für den uns hier beschäftigenden Gegenstand, grundlegend für die spätere Entwickelung der gutsherrlich bäuerlichen Verhältnisse und bahnbrechend für neue socialpolitische Zustände. Leider kam hierdurch der bisherige Schutz des Bauernlandes bereits ins Wanken, während er mit dem Regulirungsedikte vom 14. Sept. 1811 und der dazu gehörigen Deklaration vom 29. Mai 1816 gänzlich aufhörte.

Wie schon aus den bereits angezogenen königlichen Edikten des vorigen Jahrhunderts hervorgeht, war das Legen und Einziehen der Bauerhöfe, um damit das Vorwerksland zu vergrößern, ein Hauptbestreben der adeligen Gutsbesitzer. Schon vor dem 30jährigen Kriege hatte das Ritterhandwerk mit Knapp und Roß aufgehört, und der Gutsherr, welcher früher von diesem gelebt hatte, war genöthigt, um für sich und die Seinigen den nöthigen Unterhalt zu erwerben, seine Gutsareale auf Kosten der Bauerländereien zu vergrößern, und das Schwert mit dem Pfluge zu vertauschen, also selbst Landwirth zu werden. Hierzu kommt nun, daß seit dem vorigen Jahrhundert die Landwirthschaft theils durch höhere Getreidepreise, theils durch verbesserte Wirthschaftssysteme, theils durch den steigenden Preis der Wolle, theils durch den Kleebau 2c. eine höhere Rente abwarf, und daß der Gutsbesitzer bei der gemengten Lage, in welche seine Ländereien sich mit den Bauerfeldern befanden, das Verlangen trug, durch diese seinen Privatbesitz zu erweitern um dann, wenn dieselben möglichst beseitigt waren, ungehinderte Koppel- und Schlagwirthschaft einführen zu können. Zur Erreichung dieses Zweckes bot nun bereits, wie oben gesagt, das Edikt vom 9. Okt. 1807 eine bequeme Handhabe, indem namentlich der § 6 wie folgt lautet:

> „Wenn ein Gutsbesitzer meint die auf einem Gute vorhandenen einzelnen Bauerhöfe oder ländlichen Besitzungen, welche nicht erblich, erbzins- oder erbpachtweise ausgethan sind, nicht wieder herstellen oder erhalten zu können, so ist er verpflichtet sich dieserhalb bei der Kammer der Provinz zu melden, mit deren Zustimmung die Zusammenziehung sowohl mehrerer Höfe in eine bäuerliche Besitzung, als mit Vorwerksgrundstücken gestattet werden soll, sobald auf dem Gute keine Erbunterthänigkeit mehr stattfindet. Die einzelnen Kammern werden hierzu mit besonderen Instruktionen versehen werden."

Daß die Gutsbesitzer von diesem Zeitpunkte ab den gedachten

Paragraphen gehörig ausnutzten, davon legt der frühere und gegenwärtige Besitzstand der Rittergüter bez. der Bauerschaften zahlenmäßiges Zeugniß ab.

In der Kur- und Neumark machten im Jahre 1800, nach dem oben citirten Schmoller'schen Artikel, die Ritterhöfe 16—18% des Gesammthufenstandes aus, während augenblicklich nach Meitzen die Gutsbezirke der Provinz Brandenburg, den Gemeindebezirken gegenüber ca. 40% betragen. Da in der gedachten Landschaft, ebenso wie in Pommern die wenigsten Bauerhöfe **nicht** erblich sondern lassitisch, oder auf Zeit verpachtet waren, so kann man begreifen wie in den folgenden Jahren das Legen und Einziehen der Bauerhöfe zu Vorwerksland mit Eifer betrieben wurde.

In dem bedeutenden Werke von Knapp: „Die Bauernbefreiung", Leipzig, bei Duncker und Humblot 1887, welches mich bei meinen Ausführungen wesentlich mit Archivarischen Material unterstützt hat, befindet sich ein darunter vorgefundener „**offener Brief**" des Freiherrn von Eggers, d. d. Rendsburg, Novemb. 1807, worin er den Freiherrn von Stein beschwört, kein Bauernland fort zu geben, sondern die Spanndienste entweder auf Rente zu setzen und diese mit 4% zu kapitalisiren resp. das Kapital mit 2% in 28 Jahren zu tilgen, oder die Bauern zu Erbpächtern zu machen, indem sich dieses Verfahren seit 1804 in Schleswig-Holstein vorzüglich bewährt habe. Der Freiherr v. Stein hatte aber einen zu schweren Stand den Gutsbesitzern gegenüber, weil deren Drang nach Land zu groß war, und er bei den Behörden keine Unterstützung fand, also zu jener Zeit der einzige Mann war, der die Absicht hatte das Bauernland auch fernerhin in seinem damaligen Umfange zu bewahren. Auch **ich** habe seit jeher diesen Standpunkt eingenommen, wonach, wie bei den Domänenbauern von diesen **kein Land** wie wir oben gesehen haben abgetreten werden sollte.

Es würde zu weit führen, wollte ich das Auf- und Niederwogen der verschiedenartigen Interessen sowie die Anschauungen der Ober- und Unterbehörden, ingleichen der öffentlichen Meinung hier wiedergeben. Der Freiherr von Stein war bereits wieder von der Leitung der Staatsgeschäfte entbunden und der spätere Staatskanzler v. Hardenberg hatte auch die Regulirung der gutsherrlich-bauerlichen Verhältnisse zu leiten. Glücklicherweise hatte er in der Person des Ministerialraths v. Raumer sowie des Kriegs- und Domänenraths, späteren Staatsraths **Scharnweber** Männer gefunden, welche der complicirten und schwierigen Materie gewachsen waren, indem Scharnweber den leider mehrfach abgeschwächten Raumer'schen Entwurf mit einer aus 40 Mit-

gliedern bestehenden Immediat-Oekonomiecommission vereinbarte, sodaß aus dieser Arbeit das Edikt, die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse betreffend, hervorging, welches am 14. Sept. 1811 die Unterschrift des Königs, gegengez. von Hardenberg und von Kircheisen, erhielt.

Wenngleich in diesem Edikte nur ausnahmsweise von einer Ablösung der Frohndienste durch Rente — sei es in Körnern oder in Geld — die Rede ist, vielmehr ein Kompromiß zwischen Gutsherr und Regierung geschlossen wurde, wonach die erblichen Stellen unter Kompensation der Leistungen und Gegenleistungen ein Drittel, die nicht erblichen dahingegen die Hälfte ihrer Ländereien an die Gutsherrschaft abtreten mußten, und den Rest zum freien Eigenthum behielten, statt der amtlichen Regulirung aber eine gütliche Einigung zwischen beiden Parteien im Edikte als erwünscht bezeichnet wurde, so kann man einerseits wenn die Rente nicht durchzusetzen war, damit zufrieden sein, daß endlich eine feste Basis für die Regulirung geschaffen war, andererseits muß man aber bedauern, daß sowohl vor als nach dem Kriege viele Bauerhöfe um ein Billiges von den Gutsbesitzern erworben, jedenfalls aber sehr viel Bauerland hierdurch sowie durch die Regulirung zu Vorwerksland umgewandelt ist. Dazu kommt, daß durch die Deklaration vom 29. Mai 1816 viele Bestimmungen des Regulirungsedikts zum Nachtheil der Bauern verschärft waren.

Wenn ich noch einmal mit besonderem Nachdruck hervorheben möchte, daß gegenüber der Regulirung zwischen den königlichen Domänen und ihren spanndienstpflichtigen Bauern, anstatt durch Rente die Regulirung durch Abtretung von Land zwischen Gutsherrn und Bauern erfolgte, so möchte ich besonders noch meine Verwunderung darüber ausdrücken, daß Männer wie Thaer und v. Schön, welche beide maßgebende Mitglieder der 40ger Commission waren, sich entschieden für diese Maßregel aussprachen. Wenn Thaer sich aus rein wirthschaftlichen Gründen zu derselben bekannte, so liegt von seinem Standpunkte aus darin eine gewisse Berechtigung, indem er in England die dortigen landwirthschaftlichen Verhältnisse gegen Anfang dieses Jahrhunderts studirt hatte und dieselben auf Preußen übertragen wollte; ihm lag also die sociale Frage der Bauern und ihrer Zukunft ganz fern. Anders dahingegen mußte der Kameralist v. Schön über die Bauernfrage denken, indem auch er England, mithin seine ältere Agrargeschichte kannte, also wußte wie in den frühern Jahrhunderten die große Anzahl kleiner Bauern daselbst verschwunden, und an deren Stelle ein mächtiger Feudalbesitz mit größeren Zeitpachthöfen und be-

sitzlosen Arbeitern (Farms) getreten war. Schmoller sagt hierüber in dem oben citirten Aufsatz: „daß der manchesterliche freihändlerische Doktrinarismus Schön's in der Freiheit des Adels, seine lassitischen Bauern zu legen, einen Fortschrit sah". Herr v. Schön ging sogar so weit, daß ihm die Zukunft der Bauern gleichgültig erschien, wenn zwei — drei — vier — fünf oder mehr Höfe zu einem Pachtgute vereinigt wurden, während andere Mitglieder der Immediatcommission dieselben wenigstens mit einem Hause und einigen Morgen Land als kleine Eigenthümer, wie die schlesischen Drescher seßhaft machen wollte.

In dem Landes-Kultur-Edikt, welches gleichfalls am 14. Sept. 1811 erschien, sagt der König im § 1:

daß jeder Eigenthümer sein Gut oder seinen Hof durch Ankauf oder Verkauf willkürlich vergrößern und verkleinern kann . . . .

Weiter sagt er:

Aus der Vereinzelung entspringt noch ein anderer sehr beachtenswerther Vortheil, der Unserem landesväterlichen Herzen besonders angenehm ist. Sie giebt nämlich den sogen. kleinen Leuten und Tagelöhnern die Gelegenheit ein Eigenthum zu erwerben ꝛc. . . . .

Was ist nun an Stelle dieser hochherzigen Wünsche eingetreten? nicht nur ein wirthschaftlicher sondern auch ein socialpolitischer Nachtheil. Die Wohn- und Wirthschaftsgebäude der Bauern blieben nach Abtretung eines Drittel oder der Hälfte des Landes, wenn sie nicht überhaupt aufgesogen wurden, für ihre Restwirthschaften zu groß; diejenigen der Gutsbesitzer waren umgekehrt durch den Zuwachs des Bauernlandes zu klein, jene mußten also verkleinert, diese vergrößert, und außerdem mußten für eine Anzahl von Arbeitern neue Wohnhäuser gebaut werden. Aus dem bäuerlichen Eigenthümer wurde also ein besitzloser Tagelöhner, sodaß ähnlich wie in der Mark Brandenburg in unsern sämmtlichen östlichen Provinzen das Gutsareal auf Kosten des Bauernlandes mehr als verdoppelt, und die königliche Hoffnung sich nach keiner Richtung hin erfüllt hat, indem nach einer vor zehn Jahren von unserm gegenwärtigen Herrn Minister des Inneren veröffentlichten Statistik in den selbständigen Gutsbezirken keine kleinen Eigenthümer sondern 2,000,000 besitzlose Tagelöhner lebten.

III.

Uebergehen wir nun die nächsten Jahre nach den Freiheitskriegen, in welchen das Land sich von den schweren Opfern, welche es für dieselben gebracht hatte, zu erholen suchte, so waren die zwanziger Jahre

insofern für die Landwirthschaft ungünstig, als namentlich die Bauern, durch mangelhafte Wirthschaftssysteme und niedrige Getreidepreise kaum in der Lage waren ihre neu regulirten verkleinerten Höfe zu behaupten. Ein Oekonomie-Commissarius berichtet über die Provinz Pommern, daß während und nach der Regulirung in der Zeit von 1817—30 ca. 12,000 Bauerhöfe verschwunden und um ein Billiges von den Gutsbesitzern erworben seien. Schubert schildert dies eingehend auf die Provinz Preußen; er sagt: in der Zeit von 1820—28 wurde ein großer Theil der in freies Eigenthum verwandelten Bauerhöfe von den benachbarten größeren Besitzern zu den geringsten Preisen ausverkauft."

Die Rittergutsbesitzer waren andererseits durch die theilweise eingeführte Schlagwirthschaft, sowie durch den erweiterten Anbau von Kartoffeln und das sich allmählich entwickelnde Brennereigewerbe in verhältnißmäßig günstigerer Lage, welche sich von Decennium zu Decennium ein ganzes Menschenalter hindurch verbesserte. Der Roggenpreis, welcher bei mir für derartige Berechnungen maßgebend ist, betrug nämlich pro Tonne im preußischen Staatsgebiet nach den jährlichen Durchschnittspreisen

von 1821—30 nur 88 Mark,
„ 1831—40 „ 101 „
„ 1841—50 „ 124 „
„ 1851—60 „ 168 „

Er stieg auch noch zu Anfang der sechziger Jahre, sodaß der Landmann glaubte, die goldene Zeit sei für ihn angebrochen, und es ist mir ein Fall bekannt, daß ein Bauer im Halberstädtischen zur Erinnerung an dieselbe sich sechs massiv goldne Eßlöffel anfertigen ließ! Neben den steigenden Kornpreisen kosteten Raps und Wolle viel Geld, die Kartoffelbrennereien florirten, und die Rübenzucker-Industrie gewann, wo der Boden für geeignet gefunden wurde, immer größere Ausdehnung. Da während dieser ganzen Periode die sonstige Industrie noch in ihren Windeln lag, in Folge dessen die Löhne mäßig und der Zinsfuß niedrig waren, so ist es leicht erklärlich, daß die Güterpreise von Jahr zu Jahr stiegen, und daß leider die Spekulation sich dieses Artikels bemächtigte, sodaß namentlich die Rittergüter in der Regel mit geringen Anzahlungen von Hand zu Hand gingen, und daß ihre Besitzer in dreißig Jahren durchschnittlich zwei mal gewechselt haben. Die natürliche Folge hiervon war eine übermäßige Hypothekenbelastung mit rückständigen Kaufgeldern; dazu stieg der Luxus und das Wohlleben der Gutsbesitzer in einer Weise, welche mit dem wahren Vermögensstande derselben in keinem Verhältniß stand, und übertrug

sich leider beides auf die Kinder, deren Erbantheile in unverhältnißmäßiger Höhe hypothekarisch auf die Güter eingetragen wurden.

Es bewahrheitete sich dann auch zu bald das alte Sprichwort, daß Gott die Bäume nicht in den Himmel wachsen läßt, sodaß der größte Theil der eben geschilderten günstigen Umstände sich nach wenigen Jahren in das gerade Gegentheil verwandelte.

Vom Jahre 1863 ab begannen die Kornpreise zu sinken, sodaß nach einer von mir in der 1868 vom Bundesrathe anberaumten Enquete über das Hypotheken-Bankwesen vorgelegten Berechnung, das Getreide in den Jahren 1863—64 und 65 im Gebiete des norddeutschen Bundes um 300 Millionen Thaler im Werthe gesunken war, wenn man die Martinidurchschnittspreise des alten preußischen Staatsgebietes von 1853—62 gegenüber den drei folgenden Jahren dieser Kalkulation zum Grunde legte. Außerdem war mit dem österreichischen Kriege der Zinsfuß erheblich gestiegen, und da nach demselben die Industrie sich mächtig zu entfalten begann, so wurden in Folge dessen die Hypothekenkapitale aus dem Grundbesitz zurück gezogen, und es begann die landwirthschaftliche Krisis, welche seit jener Zeit zwar einige Mal unterbrochen, aber bis auf den heutigen Tag nicht verschwunden ist.

Der Abgeordnete Lasker, welcher gleichfalls vor jener Enquete vernommen wurde, sagt nach dem stenographischen Berichte folgendes auf S. 14 aus:

> „Endlich muß ich die direkten Nachtheile erwähnen, welche die Gesetzgebung den östlichen industrielosen Provinzen zugefügt hat. Unsere Stempelgesetze, unser Zoll und Steuersystem sind auf die industriellen Gegenden berechnet, manchmal im guten, manchmal im schlechten Sinne; aber sie mögen den Handel mit dem schädlichen Mittel der Schutzzolle, sie mögen ihn durch die freie Entfaltung des Verkehrs begünstigen, immer benachtheiligen sie den Grundbesitz zu Gunsten des kaufmännischen Verkehrs . . . .
>
> Es braucht jeder Staat Steuern; wenn er sie gleichmäßig auf alle Berufsklassen vertheilt, so wird, selbst wenn der Steuerdruck zu groß ist und der öffentliche Wohlstand des gesammten Staates darunter leidet, doch nicht eine einzige Berufsklasse darunter benachtheiligt; der Druck gleicht sich aus. Wirft sich aber die Last besonders schwer auf eine einzige Berufsklasse, und hat diese kein Monopol in Händen, so ist es selbverständlich, daß ihr Wohlstand zurück geht. Ein gewisses Monopol hatte früher der Grundbesitzer, so lange die Kommunikationen

äußerst schlecht waren; damals mußte die umliegende Gegend sein Getreide kaufen, zu dem Preise, zu welchem er es herstellen konnte; dieses Monopol ist gänzlich weggefallen, seitdem der Weltmarkt überall hin konkurrirt .... Der Grundbesitzer muß verarmen an all den Nachtheilen, die ihm hierdurch zugefügt werden" ꝛc.

Als ein sogenannter Retter in der Noth traten nun die Hypothekenbanken in die Erscheinung und wurden denselben regierungsseitig Concessionen gemacht, welche bei weitem diejenigen übertrafen, welche die alten bewährten Kredit-Institute genossen. Ich erinnere nur an die Central-Bodencredit-Aktiengesellschaft und bemerke, wie diese Kinder der Börse lediglich nur auf hohen Gewinn ausgingen, und mit dem laufenden Zinsfuße nicht zufrieden waren, sodaß auch hierdurch wiederum der Grundbesitz von neuem belastet wurde.

Aus diesen eben geschilderten und manchen localen Umständen, wie z. B. 1867 die Mißernte in Ost-Preußen, 1881 der Nothstand in Ober-Schlesien, verschiedene nasse Jahre in West-Preußen, dazu die immer sich steigernden Löhne und der Abzug der ländlichen Arbeiter, sowie namentlich das Sinken der landwirthschaftlichen Produkte im letzten Decennium wirkten sämmtlich auf die Entwickelung der deutschen Landwirthschaft, und namentlich des Groß-Grundbesitzers nachtheilig ein. Nur ein einziger Umstand — das Sinken des Zinsfußes — kann als günstiger bezeichnet werden. Derselbe wurde aber gleichsam aufgehoben durch das vorgedachte Sinken der Preise; denn wenngleich der Roggen von 1861—70 auch von 168 Mark, in den zehn Vorjahren auf 162 Mark gesunken war, so hob er sich von 1871 bis 80 auf 172 Mark um allerdings von 1881 bis 1888 auf 146 Mark pro Tonne zu sinken. Dieser Preis muß für die letzten Jahre aber auch noch als Durchschnittspreis zu hoch angesehen werden, denn wenngleich er dem im gegenwärtigen Wirthschaftsjahre von Johanni 1888 bis 89 wegen der geringen Ernte entspricht, so kostete der Roggen 1886 durchschnittlich nur 131, und 1887 sogar nur 121 Mark pro Tonne nach den bekannten Berichten des vereideten Maklers Emil Meyer an der Berliner Börse.

Aus alle den bisher geschilderten günstigen und ungünstigen, theils verschuldeten, theils unverschuldeten Verhältnissen würde sich für den Hypotheken-freien Grundbesitz immer noch ein leidlicher Reinertrag aus der Bewirthschaftung seines Gutes ergeben, namentlich wenn er nicht den Imaginären, sondern beispielsweise den jährlichen Grundsteuer-Reinertrag, wie er in den Jahren 1861—65 für den alten preußischen Staat, mit einem Zuschlage von ±50 pCt. als Werthmesser für seinen

Besitz zu Grunde legte und seine Wälder forstmäßig landwirthschaftet hätte. Wie sieht es aber, wenn wir das Hypothekenbuch aufschlagen mit den daselbst eingetragenen Schuldposten aus. Nach den Ermittelungen über die durchschnittliche Höhe der Grundbuchschulden der ländlichen Besitzungen in 42 typischen Amtsgerichtsbezirken des preußischen Staates im Jahre 1883, welche dem königlichen Landes-Oekonomiekollegium damals vorgelegt wurden, waren im Durchschnitt sämmtlicher Provinzen hypothekarisch eingetragen:

		des Grundsteuer-Reinertrags
I.	auf die Fiedeikomißgüter	6,8 %
II.	auf die Besitzungen über 500 Thlr. (Rittergüter)	28,1 %
III.	" " " von 100—500 " (Bauernhöfe)	18,0 %
IV.	" " " " 30—100 " (Kossäthenhöfe)	18,7 %

Ich habe mich nie für die Aufhebung der Fideikomißgüter ausgesprochen, auch habe ich stets eine beschränkte hypothekarische Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes für erwünscht gehalten. Nach dem Regulirungs-Edikte vom 14. Sept. 1811 sowie nach der Deklaration dazu vom 29. Mai 1816 war die Verschuldung der Bauernhöfe nur bis zu ¼ ihres Werthes gestattet. Diese Bestimmungen wurden leider durch die Ordre vom 29. Dezember 1843 aufgehoben. Ueberhaupt erachte ich den ländlichen Grundbesitz nicht für eine Waare, wie sie das Regulirungs-Edikt von 1811 auffaßt, welches mit einem Sprunge aus der absoluten Beschränkung in die absolute Freiheit übergeht. Der Grund und Boden hat dem Staate gegenüber höhere Verpflichtungen zu erfüllen, mithin hat auch dieser das Recht, dem Eigenthümer desselben Verpflichtungen aufzuerlegen, welche dem Staatswohle und der Gesammtheit seiner Bevölkerung zu Nutzen gereichen.

Nach meinem Dafürhalten geht der Grundbesitzer unfehlbar seinem Ruine entgegen, wenn das unbeschränkte Schuldenmachen in seiner gegenwärtigen progressiven Weise zunimmt.

Bekanntlich wurden vom Jahre 1805 bis 1824 die eingetragenen und gelöschten Schulden jährlich für den ganzen Umfang der Monarchie und zwar getrennt, sowohl für die städtischen wie für die ländlichen Besitzungen, zusammengestellt und veröffentlicht. Trotz der schweren Opfer, welche die Kriege von 1806 bis 1815 dem preußischen Grundbesitz gekostet hatten, war die Verschuldung doch im Allgemeinen eine mäßige zu nennen, indem sie beispielsweise in der Provinz Brandenburg vom Jahre 1811 bis 1824 nur von 44 auf 56 Millionen Thaler = 168 Millionen Mark gestiegen war. Wenngleich man nicht aus

einem kleinen in einem größeren Maaßstab übertragen soll, so muß ich doch, da mir kein anderer zur Benutzung vorliegt — indem die Hypotheken-Schulden-Veröffentlichung von 1824 ab leider nicht fortgesetzt wurde, — obige statistischen Zahlen benutzen, aus denen hervorgeht, daß die Provinz Brandenburg in den sechzig Jahren bis 1883 eine Schuldenlast von 731 Millionen Mark auf ihren ländlichen Grundbesitz aufgenommen, denselben also um mehr als das dreifache erhöht hat, und daß die Hypothekenschulden des gesammten ländlichen Grundbesitzes in Preußen danach 1883 = 8 Milliarden betrug.

Die Hypothekenbewegung im preußischen Staate wird seit dem Jahre 1886 sowohl für jeden Amtsgerichts-Bezirk, wie den der Oberlandes-Gerichte wieder veröffentlicht und ergiebt sich daraus, daß die Eintragungen für die Jahre 1886 und 87 in den ländlichen Bezirken 221 Millionen mehr als die Löschungen betragen haben. Zu welcher Katastrophe bei irgend einem politischen oder wirthschaftlichen Ereigniß diese steigende Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes, sowie des Grundbesitzes überhaupt führen kann, mag heute niemand auszusprechen in der Lage sein; hoffen wir, von ihr verschont zu bleiben.

IV.

Aus den Schriften von Dr. Georg Hanssen: über die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, St. Petersburg 1861; und von Erwin Nasse: über die mittelalterliche Feldgemeinschaft in England, Bonn 1869, ersehen wir übereinstimmend, daß beide Länder vor dem Mittelalter mit kleinen Bauernwirthschaften übersät waren, und daß der Ritter nur einen geringen zerstreuten Hufenbesitz innerhalb der Dorfgemeinschaften besaß. Ich will hierdurch nur feststellen, daß erst mit Erlöschen des Ritterdienstes, wie beide Schriftsteller nachweisen, der Großgrundbesitz aus dem bäuerlichen hervorgegangen ist, und wie dieses ebenfalls, wenn auch später, nach Paaschen in Mecklenburg, nach Fuchs in schwedisch Pommern, und nach Knapp in Preußen sich vollzogen hat, sodaß man hier unwillkürlich an die Strophen erinnert wird, welche zur Zeit des Bauernkrieges in Deutschland gesungen wurden:

Als Adam grub und Eva spann,
Wo war denn da der Edelmann?

Knapp sagt nämlich in seinem ersten Theile auf S. 31 wörtlich: „Man hatte in allen Gegenden rechts der Elbe zahlreiche Bauerngemeinden aus deutschen Ansiedlern gebildet, und dazwischen eingestreut zahlreiche Güter von Rittern, Güter kleinen Umfangs ohne Verbindung

mit den Gütern der Bauern. Bauern und Ritter hatten mit einander wenig zu schaffen: Der Ritter war zunächst nur der Nachbar des Bauern. Denn der Ritter war ein Kriegsmann, dem Markgrafen zur Heeresfolge verpflichtet; die Heeresmacht des Landesherrn setzte sich aus den Rittern und deren Gefolge zusammen, das vielleicht aus je drei oder vier Personen bestand. Für diesen Dienst trug der Ritter ein Gut vom Markgrafen zu Lehen, das für seinen Unterhalt reichte. Das Gut des Ritters betrug höchstens sechs Hufen an Umfang, war also höchstes sechsmal so groß als man sich eine nothdürftige Bauernwirthschaft dachte, für den Knappen reichte ein Ackerwerk von höchstens vier Hufen aus. Mit dieser Ausstattung war die wirthschaftliche Grundlage gegeben. Ein reicher Mann war der Ritter nicht, noch weniger der Knappe; die Ehre des ritterlichen Dienstes war die Hauptbelohnung, bestehend in der engen Verbindung mit dem Landesherrn."

Knapp entwickelt nun in weiterer Ausführung wie der Ritter zum Gutsherrn, zum Grundherrn, zum Feudalherrn, zum Gerichtsherrn, zum Kirchenpatron ꝛc., und der Bauer zum „Hörigen" desselben wird, und wie sich diese Wandelung namentlich im 15. und 16. Jahrhundert vollzieht, so das aus einem Kriegsritter ein Landritter, ein Rittergutsbesitzer hervorgeht, der, wie schon gesagt durch die veränderten Verhältnisse gezwungen war das Schwert mit dem Pfluge zu vertauschen.

Da wir es heute aber nicht mit historischen Reminiscenzen sondern mit legalisirten Verhältnissen zu thun haben, so fragt es sich nur, da die Geschichte die Lehrerin der Zukunft ist, ob wir nicht aus den früheren urgermanischen Verhältnissen hinsichtlich der Vertheilung des ländlichen Grundbesitzes etwas für die Gegenwart, da wo der Großgrundbesitz dominirt, lernen und wieder einführen könnten, um dadurch sowohl die wirthschaftlichen wie socialen Zustände auf dem Lande zu verbessern.

Bei den Verhandlungen des königlichen Landesökonomiekollegiums im Jahre 1883 wurde auch eine Statistik mitgetheilt, wonach durch Aufzeichnungen bei dem Finanz-Ministerium sich herausgestellt hatte wie in einer Reihe von rückwärts liegenden Jahren die Rittergüter ohne Inventar zum 52fachen, die Bauernhöfe zum 65fachen und die Kossäthenhöfe zum 78fachen Grundsteuerreinertrage nach Thalern in Preußen verkauft wären. Dividirt man diese Zahlen mit 13 so erhält man pro Morgen 4—5 und 6 Thlr. Rente oder Jahrespacht. Wenn man nun andererseits, aus obiger Schuldentabelle ersieht, daß die Rittergüter in Preußen zum 28fachen, die Bauern- und Kossäthengüter aber nur zum 18fachen Grundsteuerreinertrag in Thalern verschuldet sind, so kommt

man zu einer doppelten Schlußfolgerung, einmal daß die kleineren Güter widerstandsfähiger, umgekehrt aber auch ertragsfähiger als die großen Güter sind. Ich kann aus meiner eigenen Erfahrung, sowie aus Rücksprache mit vielen praktischen Landwirthen bestätigen, daß, wenn in ein und derselben Landschaft, unter gleichen Bodenverhältnissen ein Kossäth 6 Thlr. und ein Bauer 5 Thlr. giebt, dann ein Rittergutsbesitzer nur 4 Thlr. Pacht pro Morgen bez. nach demselben Verhältniß ± zahlen kann.

Auch möchte ich diese Wahrnehmuug noch durch zwei Beispiele aus meiner Ermslebener Praxis erhärten: Wir hatten neben der dortigen Wirthschaft auch die benachbarte Domäne F. mit Rübenboden pro Morgen zu 11 Thlr. bis 1900 in Pacht, erpachteten auch den dortigen Kirchenacker, weil er unmittelbar an unsere Felder angrenzte auf 12 J. zu 13 Thlr. pro Morgen. Ich bemerke, daß im Dorfe F. fast nur Kuhbauernwirthschaften bestehen. Als die Pachtzeit für den Kirchenacker zu Ende war, beauftragte ich einen Notar denselben unter allen Umständen für uns wieder zu pachten. Da die Kossäthen für denselben aber im Durchschnitt 17 Thlr. pro Morgen geboten hatten, glaubte er nicht weiter bieten zu sollen, und ich freue mich noch heute, daß er meinem Auftrage nicht nachgekommen war.

Als zweites Beispiel führe ich an, daß ein benachbarter Gutsbesitzer im Harz längere Zeit hindurch seine 1350 Morgen große Wirthschaft trotz Brennerei und sonstigen Meliorationen nicht zu einer nachhaltigen Rente verwerthen konnte. Er zog es deshalb vor, den größten Theil seiner Ländereien 1100 Morgen parzellenweise an die Kossäthen und Bauern der Nachbarschaft zu verpachten und erhält in Folgedessen noch heute hierfür pro Morgen jährlich 12,5 Mark, während er zu den vorhandenen großen Guts und Wirthschaftsgebäuden nur etwa 250 in eigener Regie behalten hat.

Andererseits will ich gern zugestehen, daß umgekehrt, gleichfalls unter denselben klimatischen und Bodenzuständen die Bruttoernten von oben nach unten, sich wie 6 zu 5 resp. zu 4 verhalten, indem beim Großbetriebe bis jetzt in den meisten Gegenden rationeller und mit mehr Intelligenz, dahingegen beim Kleinbesitz sparsamer und billiger gewirthschaftet, namentlich aus verhältnißmäßig unbedeutenderen Verkaufobjekten, wie Federvieh, Eier, Honig, Obst, Gemüse, Blumen und dergl. Geld gemacht wird.

Das ganze Geheimniß dieser Erscheinung liegt darin, daß in der Kossäthenwirthschaft fast ausnahmslos ohne Dienstboten, also mit der eignen Familie gewirthschaftet wird und daß diese zur rechten Zeit

von früh bis spät emsig und fleißig arbeitet, dahingegen mit einer sehr mäßigen Beköstigung und einfacher Kleidung zufrieden ist. Rentabler wird namentlich noch da gewirthschaftet, wo die Anspannung aus Kühen besteht. Vorausgesetzt aber wird, daß das Areal der Wirthschaft nicht zu klein also den verschiedenen Bodenqualitäten entsprechend so groß ist, daß es die Familie voll und ganz beschäftigt.

Der Bauer kann schon deshalb nicht so billig wie ein Kossäth wirthschaften, weil er Dienstboten halten, diese theuer lohnen, und besser beköstigen, er selbst aber mit seiner Familie sich besser kleiden muß als Jener.

Ueber die gesellschaftlichen Gewohnheiten und deren Kostspieligkeit bei dem Großgrundbesitz haben wir schon oben das Nöthige bemerkt. Bei seiner höheren Verschuldung einerseits, und bei den hohen Löhnen, die er andererseits an Gesinde und Tagelöhner zweiter Garnitur bezahlen muß, ist er kaum in der Lage einen höheren Nettoertrag, wie wir ihn vorhin fixirt haben, herauszuwirthschaften.

Wenn ich mir gestatte auf meine während der letzten Jahre in Steesow Kreis West-Priegnitz, Reg.-Bez. Potsdam ausgeführten Kolonisation zu exemplificiren, — deren Resultat ich in dem jüngsten Hefte der landwirthschaftlichen Jahrbücher pro April 1889 in Berlin bei Paul Parey niedergelegt habe, so ist darin zahlenmäßig konstatirt, daß der frühere Rittergutsbesitzer bei einer Verschuldung von 330,000 Mark oder dem 33fachen Grundsteuerreinertrage nicht mehr bestehen, sondern der Sequestration und Zwangsversteigerung verfallen mußte, während ich zuversichtlich hoffe, daß die dort angesiedelten 26 Bauern und Kossäthen prosperiren, obgleich dieselben mit sämmtlichen Bauten, welche doch keine Mehrrente abwerfen, einen Kaufwerth von 514,000 Mark, oder den 52fachen Grundsteuerreinertrag repräsentiren.

Diese und andere Wahrnehmungen haben nun bereits seit einer Reihe von Jahren, namentlich seit der Zeit, wo von 1873—76 die königliche Staatsregierung den Versuch machte, durch Zerschlagung von Domänen in Neu-Vorpommern der Auswanderung entgegen zu wirken, und wieder einen seßhaften Bauernstand ins Leben zu rufen — vergleiche meine Schrift „Die Fehler im Parzellirungsverfahren der königlichen Staats-Domänen" Berlin bei Parey 1876 —, den Gedanken in mir immer mehr befestigt, daß wir Angesichts der gegenwärtigen kritischen Lage und aus den Eingangs geschilderten Umständen wieder mehr zu den alten germanischen Zuständen, also zu den Bauernwirthschaften überall da zurückkehren sollten, wo dieselben im letzten Jahrhundert zu Gunsten des Großgrundbesitzes verschoben sind. Wenn wir von Westen

nach Osten die Provinzen der preußischen Monarchie an unserm Auge vorüberziehen lassen, so finden wir in der Rheinprovinz mit ihren beklagenswerthen Zwergwirthschaften nur 5,5, in Westphalen 10, in Hannover 12,5, in Sachsen 20, und in den Provinzen diesseits der Elbe 40 pCt. Großgrundbesitz und darüber. Wir haben aus den oben mitgetheilten Verschuldungsverhältnissen für den ganzen Umfang der preußischen Monarchie ersehen, daß die Rittergüter zum 28,1fachen, die Bauernhöfe zum 18,0fachen, die Kossäthenhöfe zum 18,7fachen ihres Grundsteuerreinertrages hypothekarisch verschuldet sind. Da aus den bisher publicirten Arbeiten der Ansiedelungscommission in Posen hervorgeht, daß in den Provinzen West-Preußen und Posen in hinreichendem Maaße für die Beschaffung kleiner bäuerlicher Stellen gesorgt wird, so handelt es sich vorzugsweise darum, das Verhältniß zwischen ritterschaftlichen und bäuerlichen Besitz in den Provinzen Ost-Preußen, Pommern, Brandenburg und Schlesien günstiger zu gestalten. Was die Hypothekenverhältnisse in diesen 4 Provinzen anbetrifft, so gestalten sie sich im Durchschnitt allerdings etwas ungünstiger als im Durchschnitt der ganzen Monarchie, indem die Verschuldung

der Rittergüter . . . . das 31,7fache
„ Bauernhöfe . . . . „ 18,4 „
und der Kossäthenhöfe . . . . . „ 22,5 „

des jährlichen Grundsteuerreinertrages beträgt, wobei nicht ausgeschlossen ist anzunehmen, daß in denselben die Einschätzung zur Grundsteuer etwas niedriger erfolgt sein dürfte. Uebrigens stellt sich auch hier heraus, daß der bäuerliche Grundbesitz um ⅓ weniger, als der ritterschaftliche verschuldet ist.

Sowohl durch die Verhandlungen im Landesökonomiekollegium, als auch durch diejenigen im Reichs- und Landtag, ist wiederholt festgestellt, daß sowohl die Staatsregierung als auch die Parlamente sich für die Vermehrung des bäuerlichen Grundbesitzes in unseren östlichen Provinzen ausgesprochen haben. Während ich hierfür auf die stenographischen Berichte des Landtages der letzten 20 Jahre verweise, möchte ich nur statt der vielen den jüngsten Ausspruch unseres leitenden Staatsmannes und dessen Ansicht hier wörtlich citiren. Der Fürst Reichskanzler sagte in der Sitzung des Reichstages am 14. Februar 1885 wörtlich:

„Ich theile den Wunsch, daß die Zahl der Grundbesitzer bei uns wesentlich vermehrt werde. Daß man Domänen verkauft, das ist ein Palliativmittel, was in Vor-Pommern versucht ist; das hilft aber nichts. Wenn Sie die Erbpacht nicht aufgehoben hätten,

so würden Sie viele kleine erbliche Besitzer entstehen sehen .... namentlich bin ich Gegner aller Hindernisse der Parzellirung, die unsere Gesetzgebung noch immer aufrecht erhält. Ich freue mich, wenn große Besitzungen zusammen bleiben. Aber die Zahl der Grundbesitzer ist bei uns nicht genügend."

Auch eine Stimme der Wissenschaft aus der jüngsten Zeit möchte ich für meine Anschauung aus dem oben bezeichneten Aufsatze des Professor Schmoller hier anführen, er sagt am Schlusse desselben — geschrieben Ende des Dez. 1887: —

„Ein social gesundes Staatswesen ist immer nur dasjenige, in welchem die Majorität der Staatsbürger aus Grundeigenthümern besteht. Es giebt nur einen absolut sicheren Schutzwall gegen alle Socialdemokratie und Revolution, eine entsprechende Zahl der kleinen Leute und Arbeiter hinüber zu ziehen in die Klassen der Landeigenthümer."

Schließlich möchte ich noch einen Ausspruch mittheilen, den der Pastor von Bodelschwing in der Sitzung des Vereins für Socialpolitik am 25. Sept. 1886 bei Berathung der Frage über innere Kolonisation machte, der am 24. die Berathung der Wohnungsfrage vorangegangen war. Er sagte in seiner westphälischen durchschlagenden Sprachweise folgendes:

„Ein Häuschen zu besitzen, das ist ja für den kleinen Mann eine schöne Sache, und sehr wünschenswerth, geben sie ihm aber einen Lappen Land dazu, dann wird er nie ein Socialdemokrat ꝛc."

V.

Nachdem ich in den vorstehenden Abschnitten gezeigt habe, wie es früher gewesen ist, und wie Manches besser, so hätte bleiben sollen, so fragt es sich nun, in welcher Weise bei gegenwärtiger Lage der ländlichen Besitzverhältnisse dieselben zu reformiren, namentlich in welcher Weise ein beträchtlicher Theil des dazu sich eignenden Großgrundbesitzes in kleinere Eigenthumswirthschaften übergeführt werden kann. Wie oben nachgewiesen, halte ich es noch heute für einen großen Fehler, daß die Agrar-Gesetzgebung zu Anfang dieses Jahrhunderts dem Drängen der Ritterschaft nachgab und gestattete, daß die Frohndienste der Bauern auf den Adeligen Gütern namentlich in den Provinzen Ost- und Westpreußen, Pommern, Brandenburg und Schlesien, nicht wie auf den königlichen Domänen durch Rente, sondern durch Bauernland abgelöst wurden. Wenn man von der älteren successiven Ver-

größerung unserer Rittergüter durch Legen und Ankaufen der Bauernhöfe absieht, und nur auf deren Umfang in den Normaljahren, welche für Schlesien auf das Jahr 1749, für Pommern und Brandenburg auf das Jahr 1763, für Ostpreußen mit Ernteland auf das Jahr 1752 und für Westpreußen auf das Jahr 1774 zurück greift, so glaube ich annehmen zu dürfen, daß dies Areal der Rittergüter seit diesen Normaljahren durchschnittlich durch das Bauernland sich um ein Drittel vergrößert hat.

Obschon ich, wie früher zum öfteren ausgeführt, das Verhältniß des Bauern zum Gutslande in der Provinz Sachsen für das zweckmäßigste halte, wo nämlich 80% auf die Landgemeinden und 20% auf die Gutsbezirke entfallen, dasselbe auch speciell in der Altmark angetroffen wird, so würde ich mit Rücksicht auf Boden und klimatische Zustände des weiteren Ostens mich damit einverstanden erklären können, wenn, wie gesagt, das Gutsareal in den fraglichen Provinzen auf 25% ermäßigt, und der bäuerliche Grundbesitz auf 75% erhöht würde. Da der größte Mißstand im Regierungsbezirk Stralsund besteht, wo bekanntlich über 80% Großgrundbesitz vorhanden ist, so würde ich es nicht als ein Palliativmittel ansehen, wenn hier auch die 74 königlichen Domänenvorwerke, von denen Dr. Fuchs nachweist, daß sie zumeist aus gelegten Bauerhöfen bestehen, in Bauerdörfer umgewandelt würden.

Ich gehöre keineswegs zu Denjenigen, welche alles Heil für die Landwirthschaft vom Bauernstande erwarten; der intelligente Gutsbesitzer ist und bleibt der Pionier für den verbesserten Betrieb, nur da wo er in angemessener Zahl vorhanden ist, und wo die benachbarten Bauern ein Vorbild haben, und den Werth der eingeführten Meliorationen erkennen, blüht und gedeiht das landwirthschaftliche Gewerbe am besten.

Erst im vorigen Jahre habe ich Gelegenheit gehabt zu beobachten, wie in Lothringen durch einen rein bäuerlichen Betrieb die Wirthschaften trotz der günstigen klimatischen und Bodenverhältnisse — die Regel wird durch die Ausnahme bestätigt — den niedrigsten Standpunkt in ganz Deutschland einnimmt und wie gerade hier es angezeigt wäre, durch intelligente altdeutsche Landwirthe und Kapitalisten den Reinertrag der dortigen Güter zu steigern, und das Land gleichzeitig zu germanisiren.

Wenn nun im großen und ganzen fast in allen Schichten der Bevölkerung der Wunsch besteht, den kleineren Grundbesitz in Preußen namentlich in den mehrgedachten östlichen Provinzen sowohl aus social-

politischen wie wirthschaftlichen Gründen zu heben, mit einem Wort den Bauernstand zu vermehren und in seinem Besitzverhältnisse zu befestigen, so tritt die große Frage an uns heran, auf welche Weise dieses am besten bewerkstelligt werden könnte, ohne zu tief einschneidende gesetzliche Maßregeln dieserhalb zu treffen. Ich habe wiederholt mein Bedauern darüber ausgesprochen, daß man die Verwaltungsreform zu Anfang der 70ger Jahre, anstatt mit der Kreis- und Provinzialordnung, nicht mit einer Landgemeindeordnung für die sechs östlichen Provinzen der preußischen Monarchie begann, also nicht zunächst das Fundament sondern sogleich den ersten Stock ausbaute. Wir hätten dann mehr Material d. h. mehr Menschen für die Gemeinde zur Verfügung gehabt und diese festgehalten, wenn wir gleichzeitig diejenigen Maßregeln ergriffen hätten, um die Landbewohner seßhaft zu machen, welche ich jetzt vorschlagen will.

A.

Auf den selbständigen Gutsbezirken befanden sich, wie oben angeführt, über 2 Millionen besitzlose Einwohner zu jener Zeit. Mein Vorschlag würde nun dahin gehen, die in den sogenannten Gutskathen lebenden Tagelöhner zu Eigenthümern derselben zu machen, d. h. für jeden Kathen einen Besitzer und diesen mit einem möglichst nahe gelegenen Stück Ackerland von einer halben bis einer ganzen Hektare zu dotiren; die Tagelöhnerhäuser demnach in selbständige Büdnerstellen umzuwandeln, sodaß der Büdner mit seinen etwaigen Miethsleuten nach wie vor Landarbeiter bleibt. Der Gutsbesitzer und diese Stellenbesitzer mit ihren Inquilinen wären dann da, wo überhaupt kein Bauerndorf besteht, der erste Krystallisationspunkt für die neue Landgemeinde, der dann die auf dem Gute vorhandenen Handwerker, die sogen. kleinen Herren mit gleichfalls als Eigenthum zu überlassenden Wohnhäusern nebst Landdotation sich anzuschließen hätten.

Selbstredend darf diese Maßregel keine Lokale, und einseitig beliebige, vielmehr am besten eine legalisirte provinzielle Einrichtung sein. Wollte man dieselbe den humanitären Bestrebungen des einen oder des anderen Gutsbesitzers überlassen, so würde unzweifelhaft die gute Absicht für ihn nur die nachtheiligste Wirkung herbeiführen, indem der betreffende neue und unbeschränkte Eigenthümer seine Arbeitskraft bei demjenigen Gutsbesitzer anbieten und verwerthen würde, wo er dafür den höchsten Lohn zu erzielen hoffte.

Ich bin der festen Ueberzeugung, daß im Laufe der letzten Jahrzehnte die Gutstagelöhner aus den Ostprovinzen nicht ihre Heimath so massen-

weise verlassen, und nach Amerika ausgewandert wären, wenn, wie zu Anfang dieses Jahrhunderts der Minister v. Schrötter, der Kammer-Präsident für Westpreußen v. Broskowius und der Kammer-Präsident für Ostpreußen v. Auerswald, vorschlugen, jeder Instmann mit einem eignen Hause und 3 Morgen Land auf den Gütern seßhaft gemacht wäre. Es ist ein echt germanischer Zug, Grundeigenthümer zu werden, und wenn diese Sehnsucht in ihrer Heimath nicht befriedigt wird, sucht man sie jenseits des Oceans zu erreichen. Man kann hier auch sagen: „Die Sünden der Väter rächen sich an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied", denn wenn jene nicht so landgierig und kurzsichtig gewesen wären, so würde man jetzt in den Ostprovinzen einen angesessenen Arbeiterstaud besitzen, auf den das Vaterland stolz sein könnte, und aus dem wiederum der Kossäthen- und Bauernstand im Laufe der Jahrzehnte sich erweitert hätte. Nicht mit Unrecht sagt die Denkschrift No. 42 der Drucksachen des Abgeordnetenhauses von diesem Jahre, über die Ergebnisse der Ansiedelungscommission für Westpreußen und Posen, daß gerade die kleinen Eigenthümer das beste Material für die Ansiedelungen von ca. 7 bis 20 Ha. darböten, und wenn wir bedenken, wie sich die Bevölkerung nach obiger Zusammenstellung von 1816 bis 64 verdoppelt hat und seit jener Zeit stagnirt, so muß man es auf das tiefste beklagen, daß die Gutsbesitzer so kurzsichtig waren, nicht vor 20 Jahren, wo die Menschen noch vorhanden, deren Sehnsucht nach einem eigenen Besitz in der Heimath zu befriedigen, anstatt sie auswandern zu lassen.

B.

Da eine Landgemeinde aus einem Gutsbesitzer mit seinen Tagelöhnern weder lebensfähig sein noch die kommunalen Aufgaben derselben erfüllen kann, so wäre als zweite Staffel für deren Leistungsfähigkeit eine höhere Kategorie von Grundbesitzern ins Leben zu rufen und gleichfalls mit gegenwärtigen Gutsländereien zu dotiren. Wenn man eine große Maßregel im Interesse Aller ins Leben rufen will, so darf man nicht vor engherzigen Anschauungen zurückschrecken; man darf z. B. nicht wie nach Erlaß des Ediktes von 1811 die Ritterschaft eines pommerschen Kreises an den Fürsten v. Hardenberg schreiben, daß ihre Güter ihnen zur Hölle, wenn unabhängige Bauern ihre Nachbarn, würden.

Ich schlage deshalb vor, daß da, wo isolirte Güter vorhanden sind, neben den Büdner gleich Kossäthenwirthschaften begründet werden. Schon oben ist ausgeführt, daß nach meiner Vorstellung der Kossäth

oder Kleinbauer einen Hof besitzen muß, der seine und die Arbeitskraft seiner Familienglieder voll und ganz beschäftigt, der höchstens, wenn die Kinder noch klein sind, sich ein Dienstmädchen oder einen Jungen hält. Leider weiß ich, daß es nicht üblich ist in den östlichen Provinzen mit Kühen zu ackern, vielleicht wirkt aber das Beispiel, wenn erst eine größere Anzahl von Würtembergern sich im Osten angesiedelt, da diese nur Kuhwirthschaften von $\pm$ 10 Ha. daselbst erworben haben. Vor kurzem waren mehr als ein Dutzend Schwaben auf der Rückreise von Posen, die dort kontraktlich abgeschlossen hatten, bei mir und erklärten, daß sie unter allen Umständen in ihrer neuen Heimath nach dieser Richtung hin ihren Betrieb einrichten würden.

Es wird Friedrich dem Großen zum Vorwurf gemacht, daß er mit Ausnahme des Oderbruchs zu viele kleine Kolonate angelegt hätte, und wir sehen aus den sogenannten Sachsengängern, wie die Warthebrücher und andere Landsmannschaften genannt werden, welche vorzugsweise sich aus jenen kleinen Besitzungen rekrutiren, daß die Arbeitskräfte in der Heimath nicht zu verwerthen sind. Je nach Beschaffenheit des Bodens muß ein Kossäthenhof 5—25 Hektare groß sein, und außer Ackerland, eine möglichst gute Wiese oder kleefähigen Boden besitzen, auch muß die Einrichtung so getroffen werden, daß dieses Bauernfeld im Zusammenhange, und zwar nicht an der Feldmarksgrenze, sondern im Anschlusse des Dorfes belegen ist. Die Anzahl der zu begründenden Kossäthenhöfe richtet sich selbverständlich nach dem Umfange des Gutes, jedenfalls müßte der vierte Theil seines Areales dazu verwendet werden, so daß aus diesem mit den vorgedachten beiden Besitzkategorien ein prästationsfähiger Schul- und Gemeindebezirk gebildet werden könnte.

C.

Mein letzter Vorschlag den Bauernstand im Osten zu vermehren, und auch wohlhabenderen Landwirthen Gelegenheit zu bieten sich ein größeres Eigenthum, einen sogenannten Vollspännerhof mit einem Areale von 30—60 Hektaren — je nach Beschaffenheit des Bodens zu erwerben, wäre folgender: Etwa an der Hand des Reichs-Gesetzes, betreffend die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften vom 1. Mai 1889, könnte sich eine Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht bilden, welche ein geeignetes, entweder freiwillig oder durch Zwangsversteigerung zum Verkauf stehendes Gut erwürbe, um darauf ein neues Bauerndorf mit Vollspänner-, Kossäthen- und Büdnerstellen zu errichten. Auf das hierbei einzuschlagende Vorgehen will ich mich an dieser Stelle nicht

näher auslassen, da ich in den letzten Jahren selbst eine derartige Kolonisation ausgeführt, und das Verfahren im fünften Hefte der Landwirthschaftlichen Jahrbücher pro 1886, sowie in dem letzten Hefte derselben vom April dieses Jahres ausführlich beschrieben, und sowohl durch Karte als Grundrisse erläutert habe.

VI.

Da Rom nicht an einem Tage gebaut ist, so darf man von den vorgeschlagenen Maaßregeln nicht einen sofortigen günstigen Erfolg, namentlich nicht eine rasche Volksvermehrung erwarten. Dahingegen wird dieselbe, wie die Erfahrung lehrt, sich allmählich einstellen, und werden dann sowohl die überschüssigen Kinder der Büdner, wie der Kossäthen, als Knechte und Mägde auf den Höfen und Gütern in Dienst treten. Es wird dies dann ein ganz anderes, und selbstbewußtes Gesinde sein, wenn es mit einem gewissen Stolz darauf verweisen kann, daß es der Sohn, oder die Tochter dieses oder jenes Grundbesitzers ist und daß es eine feste Heimath hat. Ich kann hier auf die Verhältnisse in Westfalen verweisen, wo vor der dort jetzt alles verschlingenden Industrie der Bauerssohn als Knecht eine Zeit lang auf dem Rittergut diente und darauf sich etwas einbildete, von diesem oder jenem Hofe zu stammen.

Wie schon vorhin angedeutet, möchte ich die Ausführung sowie die speciellen Vorschriften dazu am geeignetesten der provinziellen Selbstverwaltung in jeder Provinz übertragen, dabei aber an erster Stelle verlangen, daß da, wo dieses noch nicht der Fall ist, Landeskultur-Rentenbanken nach dem Gesetze vom 13. Mai 1879 ins Leben gerufen werden, da diese nach § 2 Provinzial-Verbände sind und dieselben nach § 1 zur Einrichtung neuer ländlicher Wirthschaften Dahrlehne gewähren können. Ich muß annehmen, daß im Allgemeinen jedes Gut mit Hypothekenschulden belastet, und daß es deshalb sehr schwierig und mit vielen Weitläufigkeiten verbunden ist, die Hypothekengläubiger zu vermögen, an erster Stelle Grundstücke aus der Pfandhaft zu entlassen. Vor Allem sind also die Bestimmungen des Gesetzes vom 3. März 1850, betreffend den erleichterten Abverkauf kleiner Grundstücke hierbei ins Auge zu fassen. Ich glaube daß für meinen Vorschlag ad A die Unschädlichkeitsatteste der Generalcommissionen bez. der älteren Landschaften ausreichen werden, um die Kathenleute zu Eigenthümern von Büdnerstellen zu machen. Dahingegen werden zu den Vorschlägen ad B u. C Aufkündigungen und Rückzahlungen der ersten, im Falle ad C sämmtlicher Hypothekenkapitalien erforderlich werden:

Für diesen Fall sind an deren Stelle Landeskultur-Rentenbriefe aufzunehmen, indem nach dem darüber angezogenen Gesetze höhere Beleihungen als durch die Landschaften stattfinden, und da namentlich bei den fortschreitenden Meliorationen, also im vorliegenden Falle durch Aufführung von neuen Wohn- und Wirthschaftsgebäuden Nachschüsse gezahlt werden. Da endlich nach § 33 des Ges. vom 13. Mai 1879 die Hypothekenbestellung ganz unterbleiben kann, wenn das Darlehn an Landgemeinden erfolgt, so würde dieser Fall besonders Anwendung finden, wenn nach Vorschlag C ein ganzer Gutsbezirk im Genossenschaftswege in einen Gemeindebezirk übergeführt würde. Das Nähere hierüber müßte statutarischer Bestimmung vorbehalten werden.

Da durch das Gesetz vom 2. März 1850, betreffend die Regulirung gutsherrlich-bäuerlicher Verhältnisse die Erbpacht aufgehoben und mit ihm der Begriff des Ober- und Untereigenthümers für immer beseitigt ist, so kann selbstredend an die Büdner, Kossäthen und Bauern das abzutretende Gutsland, ihnen nicht nach diesem Rentenmodus sondern nur zum vollen Eigenthum überlassen werden. Die Erwerber dieser Grundstücke sind nur ausnahmsweise in der Lage, dieselben ganz bezahlen zu können. Würde dieses der Fall sein, so wäre es vielleicht der wünschenswertheste; da aber nach unserem Erbrecht im Laufe der Zeit behufs Abfindung der Miterben eine immer wachsende Verschuldung, wie die Erfahrung zeigt, unvermeidlich sein wird, so meine ich, daß mittelst der Landeskulturrentenbanken das Rentenprinzip in größerer Ausdehnung auf dem Lande Eingang finden würde als es bis jetzt der Fall gewesen ist, indem nach § 91 und 92 des vorgedachten Gesetzes zur Zeit unkündbare Renten und Kapitalien höchstens auf 30 Jahre zulässig sind.

Schon 1779 sagte Justus Möser in seinen volkswirthschaftlichen Phantasien, daß der Grund und Boden nur ein Rentenfonds sei, und daß ein Bauer, der ein Kapital von 1000 Thlr. auf sein Gut aufnehme, eine Lüge begehe, wenn er in der Schuldurkunde z. B. verspräche, dasselbe nach sechs Monaten wieder zurückbezahlen zu wollen, indem er das nur könne, wenn ihm ein anderer dasselbe borge. Er sei nur in der Lage, aus dem Ueberschuß des Brutto über den Reinertrag die Zinsen, also eine Rente alljährlich abführen zu können. v. Thünen und v. Rodbertus haben sich dann in ihren Schriften über den Begriff der Ertragsrente aus dem Grund und Boden des Weiteren ergangen, und kam namentlich letzterer auch bei seiner Vernehmung vor der mehrgedachten Enquete im Jahre 1868 zu dem Postulat, daß nur Rentenverschuldungen — allerdings in unbegrenzter Höhe, — seitens des

Grundbesitzers hypothekarisch aufgenommen und eingetragen werden dürften.

Da auch ich mich seit jeher für das Rentenprincip bei Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes als das einzig richtige ausgesprochen habe, so glaube ich dasselbe im vorliegenden Falle besonders empfehlen zu sollen. Bei dem gegenwärtigen günstigen Zinsfuße würde es sich empfehlen, Landeskultur-Rentenbriefe mit einer Verzinsung von 3½, und mit einem Tilgungsbeitrage von ½ % auszugeben. Der durchschnittliche Reinertrag der Stelle müßte demnach mindestens jährlich 4 % betragen. Da der Erwerber derselben aber jedenfalls eine höhere oder geringere Anzahlung aus seinen Ersparnissen zu machen, mindestens für die Beschaffung des lebenden und todten Inventariums aus eigenem Vermögen Sorge zu tragen hat, so darf man annehmen, daß wenn die eigenthümliche Ueberlassung der Stelle selbst bis zu ihrem mäßig zu veranschlagenden Ertragswerthe mit Landeskultur-Rentenbriefen belastet ist, dieselbe nachhaltig die ermittelte Rente von 4 % wird berichtigen können. Ich nehme ferner an, daß der Stelleninhaber nicht befugt sein soll, hinter der vollen Rentenbelastung noch fernerweitig das Grundstück hypothekarisch verpfänden zu dürfen, vielmehr muß die Tilgung der Rentenbriefe m. E. mindestens bis zur Hälfte ihres Nominalwerthes erfolgen, bevor er dieselbe einstellen darf. Dieser Gedanke wird nämlich bei mir aus dem Umstande hervorgerufen, daß der Gutsbesitzer über den getilgten Lokus verfügen, und denselben anderweitig wieder mit Pfandbriefen belasten kann, sobald 10 % amortisirt sind. Durch diese fast in allen Landschaftsstatuten vorkommende Bestimmung wird die beabsichtigte Tilgung der Pfandbriefe in der Regel nicht durchgeführt; vielmehr wird dieselbe noch in der Weise umgangen, daß, wenn beispielsweise der Schuldner erst 5 % getilgt hat, sich einen gleichen Betrag borgt, hiermit seinen Amortisationsfond auf 10 % verstärkt und dann die nunmehr getilgten 10 % abhebt, 5 % seinem Darleiher zurückbezahlt und die anderen 5 % in seinem Nutzen verwendet, und sonach mit seiner Tilgung von vorne anfangen muß. Auch ist bekannt, daß bei der jüngsten Konvertirung der 4procentigen in 3½ % Pfandbriefe, wenn der Börsenkurs der letzteren nicht pari stand, die Differenz in verschiedenen Landschaften aus dem Amortisationsfonds zugelegt wurde.

Ich muß ein solches Verfahren mißbilligen und will lieber die Tilgung in kritischen Zeiten aussetzen, wie dieses z. B. Finanzminister Camphausen seiner Zeit bei Ueberführung der preußischen Staatspapiere in Consols gemacht hat. Verschiedene Landschaften und andere

Institute geben wegen des gegenwärtigen niedrigen Zinsfußes bereits 3prozentige Obligationen aus, und behalten in der Regel den jährlichen Tilgungsbeitrag von $^1/_2$ % bei. Könnte man für unabsehbare Zeit auf einen solchen Geldüberfluß, wie er sich successive angehäuft und dem Publikum zur Verfügung gestellt hat, rechnen, dann würde man selbstredend auch bei der hier beabsichtigten Kapitalaufnahme durch die Rentenbanken die Ausgabe 3prozentiger Papiere empfehlen, da dieselben augenblicklich bereits einen Coursstand von 96 und darüber haben. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß außer den Grundbesitzern die den momentanen Gewinn davon haben, viele andere Staatsbürger, namentlich die kleinen Rentner große Verluste in ihren Jahreseinnahmen erleiden und die Kaufkraft dadurch im Allgemeinen zurückgeht. Ueberdies vergesse man nicht, wie bei dem ersten Kriegskanonenschuß das gesammte Nationalvermögen durch Steigen des Zinsfußes, und Sinken der courshabenden Papiere massenhafte Verluste erleidet. Aber noch ein anderer Faktor sollte namentlich von den mehrgedachten Instituten, wie Landschaften, Rentenbanken sowie von der königlichen Staatsregierung bei Ausgabe von Obligationen mit immer niedrigerem Zinsfuß ins Auge gefaßt werden, ich meine den **Tilgungsbeitrag**. Je niedriger nämlich der Zinsfuß, desto länger die Tilgungsperiode, wenn der Tilgungsbeitrag, wie in der Regel, nur $^1/_2$ % beträgt. Wenn z. B. ein Kapital von 1000 Mark mit 4 % verzinst und mit einem halben Prozent amortisirt wird, so ist dessen Tilgung nach $56^1/_{12}$ Jahr erfolgt; wird dasselbe mit $3^1/_2$ % verzinst und mit $^1/_2$ % amortisirt, so beträgt die Tilgungsperiode bereits $60^7/_{12}$ Jahre; wird dasselbe endlich nur mit 3 % verzinst, und gleichfalls nur mit $^1/_2$ % amortisirt, so steigt die Tilgungsperiode bereits auf $65^9/_{12}$ Jahre. Es fragt sich hiernach also, ob nicht der Staat die Pflicht hat, bei fortgesetzter Konvertirung courshabender Papiere, welche der Tilgung unterliegen, den Amortisationsbeitrag bez. von $^1/_2$ auf $^2/_3$, $^3/_4$ resp. 1 % zu erhöhen, also nicht allein die Gegenwart, sondern auch die Zukunft in ihren Folgen zu berücksichtigen.

Da ich schon oben den Grundsatz ausgesprochen habe, daß der Grundbesitz im Staate eine höhere Aufgabe sowohl in wirthschaftlicher als in socialpolitischer Hinsicht zu erfüllen hätte, so kann er dieses nur dann, wenn er **höchstens** bis zur Hälfte verschuldet ist, und deshalb habe ich obige Tilgungsmaßregel bis mindestens zu dieser Höhe gefordert. Bei dieser Verschuldung ist der Stellenbesitzer dann auch in der Lage, das Gut seinen Nachfolger in prästationsfähigem Zustande zu übergeben, und seine übrigen Erben aus den Ersparnissen angemessen abzufinden. Sollte nach demselben Prinzip beim **gesammten**

ländlichen Grundbesitze verfahren werden, so würden wir allmählich uns in der Lage befinden, die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Krisen leichter zu überwinden.

Es würde mich zu weit führen, an dieser Stelle noch näher auf die provinzielle Organisation des Besiedelungswerkes einzugehen, nur möchte ich an der Hand der Gesetzesparagraphen 3 bis 7, um deren Anwendung für die ganze Monarchie es sich handelt, nur noch auf diese mit einigen Worten eingehen:

ad § 3.

Um der irrthümlichen Vorstellung, welche namentlich in der Freisinnigen Zeitung Nr. 73 vom 27. März d. J. in dem Leitartikel „Bauer paß auf" und in den Ausführungen des Abgeordneten Parisius am 29. März im Abgeordnetenhause ihren Ausdruck gefunden hat, zu begegnen, so wird jeder unbefangene Leser dieses Aufsatzes sicher nicht annehmen können, daß ich mit der Einführung von Rentengütern die Wiedereinführung gutsherrlich-bäuerlicher Verhältnisse, wie sie durch unsere Agrargesetze beseitigt sind, habe vorschlagen wollen. Nach meinem Vorschlage soll an Stelle der durch das Gesetz vom 2. März 1850 über die Errichtung von Rentenbanken — weil diese inzwischen geschlossen sind — das Gesetz vom 13. Mai 1879 betreffend die Errichtung von Landeskultur-Rentenbanken zur Begründung von Rentengütern treten. Ich fasse demnach die Provinzialverwaltung bez. die Direktion der Landeskultur-Rentenbank als diejenige Vermittlerin auf, welche einerseits die Rente von dem Ansiedler einzuziehen, und ähnlich den Landschaften die Zinsen an die Kouponsinhaber zu berichtigen, die Amortisation zu leiten und vorher die Verhandlungen zwischen dem Gutsbesitzer und den Erwerbern der betreffenden Trennstücke in die Wege zu leiten hat, so daß der unabhängige Eigenthümer der neuen Stelle mit dem früheren Besitzer der abgezweigten Parzellen in keinerlei Berührung steht.

ad § 4.

Als Freund der Körnerrente gegenüber der festen Geldrente, glaube ich doch nicht dieselbe nach meinen bisherigen Vorschlägen hier in Anwendung bringen zu können. Sie hat allerdings den großen Werth, daß sie den Schwankungen der Markt- in der Regel also wohl dem Roggenpreise bez. den guten und schlechten Ernten der betreffenden Landschaft Rechnung trägt. Aber abgesehen davon, daß wir bei den gegenwärtigen Verkehrsverhältnissen nur Weltmarktspreise haben, welche jene localen Einflüsse weniger zur Geltung kommen lassen, also auch so große Schwankungen wie früher nicht mehr eintreten können, so kann die

Rentenbank denselben dennoch keine Rechnung tragen, da sie unveränderliche Verpflichtungen zu erfüllen hat, und deshalb auch auf feste Einnahmen rechnen muß. Die zu erwartende Gesetzesvorlage der königlichen Staatsregierung kann deshalb den § 4 fallen lassen.

ad § 5.

Zu diesem Paragraphen dürfte keine Erläuterung nöthig sein, nur glaube ich bemerken zu sollen, daß in demselben sich ein Druckfehler befindet, indem das viertletzte Wort nicht „gemeinschaftlichen“ sondern „gemeinsamen“ heißen müßte.

ad §§ 6 u. 7.

Da die Landkultur-Rentenbank die Stelle des Rentenberechtigten vertritt, so dürfte zu § 7 nur eine redaktionelle Berichtigung, bei § 6 aber gar keine Veränderung eintreten, wenn nicht überhaupt diese Paragraphen in der zu erwartenden Gesetzes-Vorlage zusammengefaßt werden sollen.

Wenn ich in vorstehender Abhandlung nachzuweisen versucht habe, wie durch Seßhaftmachung der ländlichen Arbeiter sowie durch Vermehrung der bäuerlichen Besitzungen, namentlich im Osten unserer Monarchie, dem immer fühlbarer werdenden Arbeitermangel, wenn auch langsam aber sicher abgeholfen und sowohl die socialen als wirthschaftlichen Schäden verbessert werden können, so glaube ich nicht besser als mit folgendem Zeitungsreferat für meine Behauptung schließen zu können:

Im Landwirthschaftlichen Verein zu Falkenberg (Oberschlesien) hat der Vorsitzende, Graf Pückler, im Gegensatz zu anderen Großgrundbesitzern des Ostens, die der „Sachsengängerei“ mit allerlei gesetzgeberischen Mittelchen entgegentreten wollen, als wirksamstes Mittel gegen den in Folge Massenauswanderung drohenden Mangel an landwirthschaftlichen Arbeitern bessere Behandlung, bessere Löhnung und Seßhaftmachung der Arbeitskräfte durch Zutheilung eigenen Ackerlandes empfohlen.

Berlin im Mai 1889.

Politische Correspondenz.

Frankreich. — Deutschland und England. — Oesterreich. — Rußland und die Balkanstaaten.

Berlin, Ende August 1889.

Nachdem das Ministerium Tirard-Constans bei dem Senat die Anklage auf Hochverrath und andere Verbrechen gegen Boulanger und Genossen anhängig gemacht, berief der Präsident des Senats den obersten Gerichtshof, d. h. den Senat auf den 8. August. In vier Tagen war das Verfahren beendigt, Boulanger und Genossen der Verbrechen für schuldig erklärt, deren sie angeklagt worden. Noch schlimmer als die Anklage auf versuchten Umsturz der Staatsverfassung war die Anklage auf Unterschlagung öffentlicher Gelder. Die zu den monarchischen Parteien gehörigen Senatsmitglieder hatten zuerst eine Inkompetenzerklärung beantragt und sich nach Verwerfung des Antrags der Theilnahme an den weiteren Verhandlungen des Gerichtshofs begeben. Nachdem das Schuldig in Betreff aller Anklagepunkte ausgesprochen worden, wurden Boulanger, Dillon und Rochefort zur Deportation nach einem befestigten Ort verurtheilt.

Die Stadt Paris nahm das Urtheil mit der äußersten Gleichgültigkeit auf. Die boulangistischen Blätter waren allerdings frech genug, darin die kalte Einmüthigkeit der Pariser Bevölkerung zu sehen, daß die Verurtheilung ungerecht, null und nichtig, und sehr bald von Volkswegen kassirt sein werde. So ist die Sache aber offenbar nicht. Vielmehr hat das Volk von Paris die Boulange gründlich satt. So lautet der verächtliche Ausdruck, den man neuerdings für die boulangistische Aktion geprägt hat. Kein Franzose hat Miene gemacht, auch nur die Hand für den Verurtheilten zu erheben. Wenn in den letzten Tagen dieses Monats bei Gelegenheit einer boulangistischen Versammlung ein Handgemenge mit der Polizei entstanden ist, so waren die Kämpfer die altbekannten, längst gedungenen Banditen des Boulangerunternehmens. Nach allem, was seit dem 14. August, dem Tage der Urtheilsverkündigung, vorgegangen, muß man annehmen, daß die Boulange aufgehört hat, gefährlich zu sein, wenn sie auch noch nicht aufhört, sich bemerklich zu machen und zu lärmen. Am 15. August, dem Napoleonstag, hielten die Bonapartisten ihr alljährliches Banket. Dabei feierte der Vorsitzende, ein bonapartistischer General, in überschwenglicher Weise den am Vortag verurtheilten Prätendenten, der mehr als jemals von den Bonapartisten unterstützt werden müßte. Das war schwerlich ein geschicktes Manöver. Boulanger hatte ja allerdings dem Bonapartismus das ewige Pochen

auf das allgemeine Stimmrecht und die ewige Forderung einer konstituirenden Versammlung entlehnt. Aber es war doch ein überflüssiges Wagniß, alle Unsauberkeiten Boulangers auf das Konto der Bonapartisten zu nehmen. Boulanger hat indeß dadurch wenigstens seinen Ort gefunden und wird fortan nichts weiter sein, als der Führer eines bonapartistischen Freicorps. Wenn seine Presse den Eindruck der Verurtheilung durch die unglaublichsten Schimpfereien zu vernichten sucht, so thut es doch keiner dieser Schimpfredner dem Bonapartistenführer Paul de Cassagnac gleich. Höchst wunderbar, die größten Virtuosen Frankreichs im Schimpfen, Henri Rochefort und Paul de Cassagnac, der Radikale und der Bonapartist, haben in früheren Zeiten gegeneinander geschimpft, dann haben sie sich lange Zeit gemieden, nun schimpfen sie gemeinschaftlich für Rechnung Boulangers. Man kann da Studien machen, was wirksamer ist: die boshafte Grobheit oder die sackgrobe Bosheit. Der Eindruck ist jedoch der, daß beide Virtuosen nicht mehr die rechte Wirkung hervorbringen. Sie haben zu viel gethan, die Nerven ihrer Landsleute abzustumpfen. Fast scheint es, als bräche sich in Frankreich die Meinung Bahn, daß die Leute, die am ärgsten beschimpft werden, entweder die anständigsten sind oder wenigstens dann gerade anständig gewesen sind, wenn sie am ärgsten beschimpft werden.

Die Hauptwunde hat Boulanger unstreitig durch die Anklageschrift des Generalstaatsanwalt Beaurepaire empfangen. Gegen diesen Mann richtet sich vor allem die namenlose Wuth der Boulangisten und Bonapartisten. Wenn man die Schimpfereien dieser Leute liest, sieht man ordentlich den Schaum vor ihrem Munde. Man muß in der That den Muth bewundern, der es wagt, den Zorn dieser Tollhäusler auf sich zu lenken, die man doch nach den bestehenden Gesetzen nicht an die Kette legen kann. Unterdeß ist Boulanger, der noch immer in London weilt, von dem Stab seiner Anhänger mit Bitten und selbst mit Drohungen bestürmt worden, nach Frankreich zu kommen und sich dem Gericht zu stellen. Nach französischem Recht würde dann das Verfahren noch einmal seinen Anfang nehmen müssen. Aber der brave général verspürt nicht die mindeste Lust zum Märtyrer. Er berechnet sich, daß er ein Verhör auf sich nehmen muß, bei dem er nicht hoffen kann, eine eindrucksvolle Rolle zu spielen. Es ist leichter, sich dem Gericht stellen, als ihm glänzend antworten. Wenn der brave général die Kompetenz seiner Richter bestreitet und ihnen die Antwort verweigert, so wird er abermals in contumaciam verurtheilt. Damit ist keine Wirkung mehr zu erzielen. Wollte der General aber antworten, so müßte er glänzende Beweise seiner Unschuld vorbringen. Die sind aber nicht zu erbringen; was er für sich sagen könnte, hat er durch die Presse vorbringen lassen, ohne Eindruck zu erzielen. Die Hauptwaffe sollte sein, daß er die aus der Kasse des Kriegsministeriums verschwundenen Gelder wesentlich gegen Deutschland für Spione und dergleichen ausgegeben habe. Schade, daß die so verwendeten Gelder so wenig greifbare Ergebnisse gebracht. Das einzige Ergebniß war, daß einmal der Schreibtisch des deutschen Militärbevollmächtigten während der Nacht aufgebrochen worden, so daß von einem Bericht des Be-

vollmächtigten Abschrift genommen werden konnte. Alles was man aus dem Bericht ersah, war, daß der Bevollmächtigte einige nützliche Aufschlüsse aus französischen Zeitungen geschöpft hat. Die Sache wurde bereits mitgetheilt, als Boulanger noch Kriegsminister war, von einem seiner damaligen Organe, das sich l'agence libre nannte. Dem französischen Publikum ist indessen dieses glorwürdige Ergebniß zu mager gewesen, um den General für die Verschwendung öffentlicher Gelder zu rechtfertigen.

Kehren wir zurück zu dem General, der nicht Märtyrer werden will. Er fürchtet sich vor der Deportation nach einem befestigten Ort und hat nicht den geringsten Glauben, daß die Pariser, die ihn am 8. Juli 1887 vom Lyoner Bahnhof nach dem Elysee führen sollten, ihn jetzt aus dem Gefängniß dahin führen würden. Aus diesen überzeugenden Gründen bleibt der General in London und sieht zu, wie seine Freunde, richtiger seine Geschäftstheilnehmer, in die Kohlen blasen, um die Begeisterung der Pariser für ihn aufs neue zu erwecken.

Das Ministerium Tirard-Constans hat nunmehr die Wahlen zur Deputirtenkammer auf den 22. September ausgeschrieben. Da die vielfache Kandidatur desselben Mannes durch ein erst im Juli erlassenes Gesetz ausgeschlossen worden, so haben die Boulangisten nicht gezögert, so ziemlich in jedem Arrondissement ihren besonderen Kandidaten aufzustellen. Man sagt, daß sie in der Provinz die Kandidaten der monarchischen Parteien aufgestellt haben, während sie in den Pariser Arrondissements radikale Kandidaten präsentiren, für die sie auf die Unterstützung der in Paris nicht zahlreichen Monarchisten rechnen. Trotz dieser Manöver wird ein erheblicher Gewinn an Mandaten den Boulangisten von keiner Seite zugetraut. Dagegen scheinen sich Radikale wie Boulangisten und Klerikale wie Monarchisten in der Losung „Revision der Verfassung" zu vereinigen. Die auf diese Losung gewählten Revisionisten würden sofort nach Zusammentritt der Kammer die Wahl einer konstituirenden Versammlung beantragen. Das wäre zwar wider die Verfassung, welche vorschreibt, daß wenn Deputirtenkammer und Senat die Verfassungsrevision beschließen, dieselben Körperschaften sich zum Kongreß vereinigen und die Abänderung der Verfassung vornehmen. Man streitet noch, ob die Revision sich zu beschränken hat auf die von den Kammern bezeichneten Punkte, oder ob der Kongreß souverän ist. Was die jetzigen Revisionisten verlangen, ist aber nicht der Kongreß, sondern eine eigens für die Revision gewählte souveräne Versammlung. Wenn die neue Deputirtenkammer einen solchen Beschluß faßte, so wäre eigentlich die Aufhebung der jetzigen Verfassung, wenigstens als Forderung dieser Kammer, ausgesprochen. Dann wäre die Frage, ob der Präsident die Ausführung des verfassungswidrigen Beschlusses, dem überdies der Senat keinesfalls zustimmen würde, gestatten wollte. Nach französischen Begriffen giebt es freilich keine Schranken für den Willen einer Wahlkammer, auch wenn die Verfassung solche Schranken aufrichtet. Auf alle Fälle würde die Verwirrung eine unlösbare, auch wenn der Präsident für die Verfassung eintreten wollte. Man würde zuletzt doch nur an das Schwert appelliren

können, oder das halsbrechende Experiment einer neuen Constituante auf sich nehmen müssen. Es sind dies nicht etwa müßige Konjekturen, sondern Probleme, die in drei Wochen von jetzt an praktisch werden. Was das Vernünftigste und Leichteste wäre, nämlich die Wahl einer verfassungstreuen Kammer, das ist gerade in Frankreich unmöglich. Im vorliegenden Fall sind es wieder die Radikalen, welche das Gute unmöglich machen. Die Radikalen haben die aus Furcht vor dem Boulangismus auf kurze Zeit geschaffene und so wirksam bewährte Einheit der republikanischen Partei sofort wieder vernichtet, nachdem der erste Sieg über Boulanger erfochten worden. Die Radikalen sind jetzt sämmtlich Revisionisten, d. h. sie spielen mit der Gefahr, unter dem Zeichen der Revision eine monarchische Mehrheit erst in die Kammer und später in die konstituirende Versammlung eindringen zu sehen.

Es scheint, daß diese inneren Kämpfe, die heftiger als je entbrennen wollen, das Gelüst der Franzosen nach einem europäischen Krieg dämpfen müssen. Allein der Gedanke dieses Krieges, der die ersehnte Revanche bringen soll, wird fort und fort von allen Parteien gepflegt. Er hat die Abstimmung vom 9. Juli für das Rekrutirungsgesetz herbeigeführt, das am 15. Juli publizirt worden. Wir haben dies Gesetz in der vorigen Correspondenz flüchtig skizzirt. Seitdem ist die Schätzung seiner muthmaßlichen Wirkungen ein Streitpunkt der deutschen Presse geworden. Die Einen sehen in diesen Wirkungen eine große Gefahr, die Anderen wollen in dem Hinweis auf diese Gefahr nur ein Zeichen sehen, daß der sogenannte Moloch des Militarismus wieder Hungergefühle hat. Der deutsche Radikalismus mag nicht so bösartig sein, wie mancher andere, an Verblendung, an absichtlichem Verschließen der Augen nimmt er es mit jedem andern auf. Andererseits wird auch von der Seite, welche die Gefahr des neuen Rekrutirungsgesetzes dem deutschen Publikum klarzulegen bemüht ist, einseitig und ohne erschöpfendes Studium der ganzen Frage verfahren.

Das Rekrutirungsgesetz vom 15. Juli 1889 weicht von seinem Vorgänger, dem Gesetz vom 27. Juli 1872, hauptsächlich dadurch ab, daß es die Verpflichtung aller Franzosen zur Ableistung aller Stufen des Heeresdienstes bei dreijähriger Anfangspräsenz in der Linie als Prinzip ausspricht; daß es also die sogenannte zweite Portion der Dienstpflichtigen abschafft, welche nach einjährigem Dienst in der Linie sogleich der sogenannten Territorialarmee zugeführt wurden; daß es ferner die einjährig Freiwilligen abschafft, jene Nachahmung der deutschen Institution, welche gegen Ablegung einer wissenschaftlichen Prüfung und gegen militärische Ausstattung auf eigene Kosten den Dienstpflichtigen eine einjährige Anfangspräsenz gestattet. Man hat in dem neuen Gesetz nichts sehen wollen, als einen Sieg der radikalen Nivellirungswuth, welche die Vorrechte der sozialen Stellung bis auf den letzten Rest, selbst für den geistlichen Stand vertilgen will. Wenn diese Nivellirungswuth auch ihren Theil beigetragen hat, den Gedanken der ausnahmslosen allgemeinen Dienstpflicht annähernd zu verwirklichen, so ist sie doch mit Nichtem die alleinige Ursache des Gesetzes. Vielmehr liegt dem Gesetz ein ernsthafter militärischer Gedanke zu

Grunde, dessen Verwirklichung in Frankreich zuerst Gambetta gefordert hat, dessen Ursprung aber wo anders zu suchen ist. Der Gedanke ist kein anderer, als der der allgemeinen Volksbewaffnung einer modernen Nation. Daß man in modernen Zeiten auf dies uralte Mittel zurückkommen könne, haben zuerst die Helden unserer Befreiungskriege auszusprechen gewagt, aus deren Forderungen sich später die allgemeine Wehrpflicht entwickelt hat, wie sie nach und nach in Preußen und jetzt in Deutschland unter wesentlichen Beschränkungen gestaltet worden ist. Bevor wir die Rückkehr Gambettas und seiner Nachfolger zur rücksichtslosen Verwirklichung der allgemeinen Wehrpflicht in ihren Motiven darlegen, fassen wir das heutige Gesetz weiter ins Auge.

Dem Gedanken der ausnahmslosen Wehrpflicht will man auch dadurch gerecht werden, daß man für die körperlich Untauglichen eine Wehrsteuer eingeführt hat. Auch dies wollte schon Gambetta. In der thatsächlichen Ableistung der Dienstpflicht hat man aber doch wieder Unterschiede machen müssen, dadurch daß man zahlreichen Jüngern der wissenschaftlichen, lehrenden, geistlichen und selbst künstlerischen Berufe eine einjährige Anfangspräsenz gestattet. Ja diese Vergünstigung wird noch weiter ausgedehnt auf die, welche bei der immer noch beibehaltenen Einlosung zum Dienst eine hohe Loosnummer gezogen haben. Die Zahl der so Begünstigten hängt allerdings ganz davon ab, wie viel Mannschaften der Kriegsminister in einem bestimmten Jahr in die Linie einstellen will. Glaubt er, daß durch den dreijährigen Dienst nahezu aller Eingestellten seine Truppentheile zu voll werden, oder voller, als das gerade vorhandene politische Bedürfniß zu gebieten scheint, so vergrößert er die Zahl der Einjährigen. Die zweite Portion des früheren Gesetzes ist damit aber nicht wiederhergestellt; denn alle diese Einjährigen müssen die späteren Stufen des Dienstes nach der Anfangspräsenz vollständig durchmessen. Ueber einen Theil der Gesuche zur einjährigen Anfangspräsenz entscheidet der Generalrath des Departements, nämlich über die Gesuche, welche auf die Familienverhältnisse des Dienstpflichtigen gestützt werden; über die anderen entscheidet der Kriegsminister.

In der vorigen Correspondenz wurde bereits erwähnt, daß die Gesammtheit aller Stufen der Dienstpflicht nach dem neuen Gesetz 25 Jahre umfaßt, wie in Deutschland.

Wie ist nun dieses Gesetz in Bezug auf seine militärische Wirkung zu beurtheilen? Ein Theil der deutschen Sachverständigen erklärt sie für eine überwältigende, ein anderer Theil beruft sich auf die Besorgnisse französischer Techniker, um das Ganze für einen Humbug zu erklären.

Um das richtige Urtheil zu gewinnen, ist zuerst nöthig, daß man sich erinnere, daß das Rekrutirungsgesetz nicht die Gesammtheit der militärischen Institutionen Frankreichs umfaßt. Ebenso wichtig ist das sogenannte Cadregesetz vom Februar 1875. Man erinnert sich der Kriegsbesorgnisse des damaligen Frühjahrs. Diese Besorgnisse waren am allermeisten hervorgerufen durch jenes Cadregesetz, welches die Stäbe und Stämme für eine unermeßliche Zahl Soldaten organisirte, so daß ein Aufschrei des Erstaunens beinahe durch Europa

ging. Damals wurde französischerseits erwidert, dieses Gesetz sei nur eine Maßregel auf den Fall der äußersten Noth; man habe ja gar nicht die Soldaten diese Cadres zu füllen. Durch das jetzige Rekrutirungsgesetz hat man Sorge getragen, diese Soldaten zu bekommen. Darüber ist also nicht mehr zu streiten, daß, wenn Frankreich thatsächlich eine viel größere Zahl von Dienstpflichtigen einstellt, als Deutschland, es sich auch sonst in den Stand gesetzt hat, eine viel größere Armee auf einmal aufzustellen.

Nun kommt aber die Behauptung französischer und deutscher Techniker, daß diese Soldaten der einjährigen Anfangs-, d. h. der wesentlichen Ausbildungspräsenz gar keine Soldaten sein werden. Ueber diesen Streit haben wir unsererseits die folgende Bemerkung zu machen.

Es ist überhaupt eine Thorheit, zu wähnen, daß diese Millionenarmeen noch manövriren könnten. Kehrt man zu dem Elementarmittel der Bewaffnung des ganzen Volkes zurück, so kehrt man überhaupt zur elementaren Kriegsweise zurück. Der methodische Gedanke Gambettas und seiner Nachfolger ist gar nicht, mit diesen ungeheuren Mengen von Streitern strategische Manöver und taktische Entscheidungen herbeizuführen; der Gedanke ist vielmehr, wenn jeder Grashalm und jedes Sandkorn ein bewaffneter Mann ist, den Feind auch nach zahlreichen taktischen Erfolgen zu ermüden, aufzulösen und schließlich zu überwältigen. Es ist der Gedanke, den man am besten in Versen ausdrückt, weil er mehr poetisch als militärisch ist. Unser Heinrich v. Kleist hat den poetischen Ausdruck hinterlassen:

> „Zu den Waffen, zu den Waffen!
> Was die Hände blindlings raffen,
> Mit dem Spieße, mit dem Stab
> Strömt ins Thal der Schlacht hinab!
> So verlaßt, voran der Kaiser,
> Eure Hütten, eure Häuser.
> Schäumt, ein uferloses Meer,
> Ueber diese Franken her!“

Man möge sich hüten, über diese Poesie als Kriegsmethode aberweise zu lachen. Die Franzosen haben außer ihren Soldatenmengen das ganze Gebiet von Paris bis zu den Vogesen mit Befestigungen bedeckt. Sie rechnen zunächst auf eine unüberwindliche Defensive. Sie rechnen um so mehr darauf, als sie ja wissen, daß Deutschland, genöthigt sich gegen einen furchtbaren Feind nach Osten zu vertheidigen, nicht mit seiner ganzen Macht über sie kommen kann.

Was wird man aber sagen, wenn derselbe Gedanke einer kriegerischen Wirkung durch die unerschöpfliche Masse ohne Rücksicht auf die Vollkommenheit der taktischen Körper auch der russischen Kriegführung zu Grunde gelegt werden will? Der General Dragomiroff, der als russischer Militärbevollmächtigter dem Feldzug von 1866 im preußischen Hauptquartier beiwohnte, derselbe General, der für die größte Intelligenz im russischen Heere gilt, hat das Stichwort ausgegeben, Rußland müsse zur Methode Suwaroffs, seiner wahren nationalen Kriegsmethode zurückkehren. Worin soll diese Methode bestehen? Wir

beschäftigen uns keineswegs mit der historischen Frage, welchen Umständen der alte Suwaroff in Wahrheit seine Kriegserfolge verdankt. Wir beschreiben nur die Methode, welche die heutigen Doktrinäre in Rußland für die Suwaroffsche ausgeben. Diese Methode hieße besser die Methode Dschengis-Khans oder Timur-Lenks. Sie soll darin bestehen, daß ungeheure Massen in blinder Wuth sich auf den besser geordneten Feind stürzen und sich schlachten lassen, bis der vom Morden ermüdete Feind durch den Rest der Ueberzahl erschlagen wird.

Es mag kluge Leute geben, die über solche Vorstellungen wiederum auflachen wollen. Wir wollen lieber die Voraussetzung einer solchen Kriegführung prüfen. Die erste ist eine absolute Verachtung und Werthlosigkeit des Menschenlebens; die zweite ein unerschöpflicher Schlachtenmuth der aufgebotenen Massen, hervorgebracht durch natürliche kriegerische Wildheit oder durch Fanatismus. Daher sucht man sich in Frankreich und in Rußland in der Fanatisirung des Volks gegen Deutschland zu überbieten.

Solche Gedanken gehen heute wieder einmal durch die Köpfe gewisser Staaten- und Kriegslenker. Wir dürfen nicht verschweigen, daß Deutschland zur Erzeugung solcher Gedanken seinen Theil beigetragen hat. Wir haben viel zu oft geprahlt, daß wir allein die Volksbewaffnung in infinitum durchführen könnten, daß wir mit der so erzielten Ueberlegenheit immer die strategische und taktische Kunst verbinden würden. Nichts ist naturgemäßer, als daß nun die Feinde sagen: die Deutschen sind 45 Millionen, wir zusammen 140 Millionen oder mehr; können wir den Deutschen ihre Kunst nicht entreißen, so wollen wir ihnen doch zeigen, daß wir sie in der Zahl und in der Bestialität übertreffen können.

Solchen Gedanken gegenüber wollen wir uns auf das deutsche Genie verlassen, aber auf die fernere Arbeit desselben, nicht auf die schon fertigen Leistungen. In der That muß die Frage ernstlich erwogen werden, ob wir auf die successiv schnellste Verwendung unserer sogenannten oder auch wirklichen Soldatenmillionen organisatorisch genügend vorbereitet sind. Den Traum der unentreißbaren numerischen Ueberlegenheit wollen wir rechtzeitig aufgeben. Wir können und werden andere Methoden des Sieges finden; die früheren haben einstweilen ihre Anwendbarkeit verloren.

* * *

Am 31. Juli bestieg unser Kaiser in Wilhelmshafen die Yacht Hohenzollern, die ihn zum Besuch nach England trug. Das stattliche Geschwader, das ihn begleitete, gesellte sich auf der Rhede von Schillig zu dem Kaiserschiff. — Auf die festlichen Tage des Kaiserbesuchs in England blicken wir nicht zurück. Wenn aber vor dem Besuch die Annahme herrschte, daß politische Absichten mit demselben von keiner Seite verbunden gewesen, so ist diese Meinung nach dem Besuch in das gerade Gegentheil umgeschlagen. Alle Welt ist von den wichtigen Ergebnissen voll. Die englische Presse, soweit sie der Regierung nahe steht, zeigt die allergrößte Befriedigung, dasselbe thut die deutsche Presse aus dem gleichen Lager. Die Art, wie der Kaiser von der Königin durch die Ernennung zum Admiral der englischen Flotte, wie umgekehrt die Königin von

dem Kaiser durch die Verleihung eines preußischen Garderegiments geehrt worden ist, der Trinkspruch des Prinzen von Wales und die Erwiderung des Kaisers, alles dies und manches Andere deutet auf weit mehr, als bloße Höflichkeitserweisungen.

In Frankreich, noch mehr in Rußland, ist man natürlich von der deutsch-englischen Annäherung sehr wenig erbaut. In Frankreich trägt man den Verdruß offen zur Schau, in Rußland verbirgt man ihn hinter indirekten Spitzen, die man in scharfes Gift zu tauchen sich bemüht. Hinter aller Freude und hinter allem Verdruß kommt jedoch immer wieder die Frage zum Vorschein, worin eigentlich die Annäherung besteht. Wozu gäbe es ein englisches Unterhaus, wenn nicht der aus der Belagerung von Paris her bekannte Franzosenfreund Herr Labouchère den Minister des Auswärtigen interpelliren könnte, was bei dem Kaiserbesuch zwischen den Monarchen und ihren Ministern ausgemacht worden? Da Lord Salisbury, der auswärtige Minister, dem Oberhaus angehört, so kann im Unterhaus auf solche Fragen nur der Unterstaatssekretär, Herr Fergusson, antworten. Er antwortete, wie sich von selbst versteht: es ist gar nichts ausgemacht worden. So antwortet man in England zum Entzücken des deutschen Fortschritts, der sich über die abweisende Zugeknöpftheit der auswärtigen Leitung dem Reichstag gegenüber stets beklagt. Ein neugieriger Engländer läßt sich aber nicht so leicht abspeisen, Herr Labouchère fragte also weiter, ob die Antwort des Unterstaatssekretärs so zu verstehen sei, daß absolut keine Unterhaltung über Englands Stellungnahme bei einem Krieg während des kaiserlichen Besuchs stattgefunden habe. Fergusson erwiderte: er wisse nicht, welche Unterhaltungen stattgefunden hätten, die Annahme sei aber absurd, daß kein Meinungsaustausch erfolgt sein sollte. Nun war Herr Labouchère zufrieden gestellt. Er mußte wenigstens thun, als sei er es, denn was konnte er weiter machen? Ja, ja, die Antworten der englischen Staatsmänner auf parlamentarische Anfragen sind genau und ausgiebig, dagegen die Antworten der deutschen Staatsmänner! Fragt nur den deutschen Freisinn.

Interpelliren wir jetzt unsere Vernunft, wie sich der Widerspruch zusammen reimt, daß von dem glaubwürdigsten Mund versichert wird: es ist nichts ausgemacht; und daß aus demselben Mund, wenn auch nicht gerade im Parlament, die Aeußerungen ganz ungewöhnlicher Zuversicht kommen.

Wir denken, der Widerspruch läßt sich gut zusammenreimen durch eine Vernunft, die etwas stärker und etwas williger ist, als die eines harthörigen Engländers von echtem common sense.

Englische Minister, das ist männiglich bekannt, können Verpflichtungen für eine mehr oder minder ferne Zukunft nicht eingehen. Sie müssen entweder die Zustimmung des Parlaments haben, dessen Blick nicht über den nächsten Tag hinausreicht, oder sie müssen das Parlament beherrschen, wie William Pitt es einst beherrscht hat und wie es heute nicht mehr vorkommt. Englische Minister können also, wie Daily News ganz richtig bemerkten, Bündnisse nur am Vorabend eines Krieges abschließen, wo die Gefahr dem Parlament be-

reits auf die Nase stößt. Deshalb brauchen aber englische Staatsmänner dennoch nicht bis zum letzten Augenblick die Hände in den Schoos zu legen. Sie können mit einem eventuellen Bundesgenossen den Abschluß des Bundes so vorbereiten, daß er im rechten Augenblick zum leichten Geschäft wird, an dessen rasche Beendigung sich die wirksame Aktion schließt. Sie können sagen: dies können wir, dies wollen wir Dir leisten; von Dir fordern wir dieses und dieses. Hat man über solche Dinge sich ausgesprochen, sich sogar verständigt, so ist eben der Abschluß im dringenden Moment leicht. Auch ein Parlament voll von Kurzsichtigkeit und Vorurtheilen, wie ein englisches Parlament immer ist, kann durch einen fertigen Plan, der einer deutlichen Gefahr zweckmäßig begegnet, schnell gewonnen werden, wenn eine regierende Partei dafür eintritt. Dahin geht die Rechnung der deutschen und englischen Staatsmänner, die sich längst Vertrauen geschenkt und jetzt, wie es scheint, völlig verständigt haben. Das Einverständniß erhält durch die überzeugte Zustimmung der Monarchen die stärkste für jetzt denkbare Bürgschaft; die stärkste sagen wir, nicht die letzte. Die letzte und formelle Bürgschaft muß im gegebenen Zeitpunkt von dem englischen Parlament übernommen werden. Die Einwilligung des deutschen Reichstags ist selbstverständlich, nicht weil er ohnmächtig ist, sondern weil sein Land das angegriffene sein wird. Nach Andeutungen der Toryblätter, welche dem englischen Ministerium nahestehen, zweifelt man nicht, daß selbst nach einem vor der europäischen Katastrophe erfolgten Sturz des Ministeriums Salisbury der wahrscheinliche auswärtige Minister des nächsten Kabinets, Lord Rosebery, die von seinem Vorgänger eingeleitete Verbindung mit Deutschland durchführen würde.

Dies sagt die Vernunft nach dem Kaiserbesuch über die deutsch-englischen Beziehungen. Wir wollen dieser edlen Frau, sofern wir in ihr eine Gönnerin des deutschen Volkes verehren dürfen, noch die Frage vorlegen, ob das deutsch-englische Einverständniß, wie es allem Anschein nach erreicht worden, wirklich als ein hoher und höchster Gewinn zu preisen ist. Uns sagt die Vernunft, daß Englands Theilnahme an der Nothwehr der Centralmächte gegen einen peripherischen Eingriff in ihren Lebenskreis diesen Mächten unstreitig eine beträchtliche Verstärkung zuführt, daß aber diese Verstärkung auch nur gewonnen werden kann durch eine gewaltige Erweiterung des Kriegszieles und durch eine vielleicht schon jetzt veränderte Stellung Deutschlands zu gewissen Fragen, die uns bis dahin keinen pommerschen Grenadier werth waren.

Der Entschluß Deutschlands ist keinesfalls im letzten Moment gefaßt, sondern von langer Hand vorbereitet und reiflich durchdacht worden. So dürfen wir uns auf seine Zweckmäßigkeit verlassen. Schwer drückt aber der Gedanke, daß eine Coalition so gewaltiger und verschiedenartiger Kräfte noch kaum auf den Schauplatz getreten ist und daß die Beispiele erfolgreicher Coalitionen sehr selten sind. Um die Coalition dauerhaft und erfolgreich zu machen, deren Wirksamkeit hier in Frage kommt, giebt es nur einen Sterblichen. Möge diesem Sterblichen zu unserm und Europas Heile beschieden sein, daß er das Werk, dessen Grund er mit Meisterhand gelegt, mit derselben Hand zu Ende führen kann.

Wenn England die Vorbereitungen getroffen hat zur Theilnahme an einer großen Aktion, welche, sei es durch einen langen und zähen diplomatischen Feldzug, sei es durch die Schrecken einer kriegerischen Katastrophe, die dauernde Beruhigung Europas bezweckt, so hat es ein großes Werk zum Heil seiner eigenen Zukunft und der Zukunft Europas unternommen. Ebenso bedeutungsvoll für die Zukunft der civilisirten Menschheit kann eine Bewegung werden, die sich in diesen Tagen innerhalb des sozialen Organismus von England vollzieht oder vielmehr ihren ersten Ansatz nimmt. Es handelt sich um die Arbeitseinstellung der Hafenarbeiter. In den riesenhaften Räumen der Londoner Docks oder künstlichen Wasserbecken, welche von Waarenniederlagehäusern umgeben sind, werden täglich unzählige Centner von Waaren aus- und eingeladen. Man kann sich denken, wie die Wirkung sein muß, wenn die ganze Arbeiterschaft, welche dieses Ladegeschäft besorgt, gleichzeitig die Arbeit niederlegt. Dies ist geschehen, weil die Arbeiter als unabänderlichen Satz einen Stundenlohn von 6 pence verlangen. Bisher war der Lohn schwankend nach Akkord. Der Akkord wurde aber nicht zwischen den Arbeitern und den Vertretern der Docksgesellschaften geschlossen, sondern zwischen den letzteren und sogenannten Arbeitsunternehmern, d. h. Personen, welche es übernahmen, für jedes Ladegeschäft die nöthige Arbeiterzahl herbeizuschaffen, und welche dafür den Lohn im Ganzen erhielten, indem es ihre Sache war, sich mit den einzelnen Arbeitern abzufinden. Diese Hafenarbeiterschaft entbehrte aller Bedingungen zur Bildung einer Korporation oder Gilde, da ihr Bestand ein von Tag zu Tag wechselnder war. Wer irgendwo und irgendwie außer Arbeit und Brot gekommen, ging in den Hafen. Um so merkwürdiger ist es, daß diese fluktuirende Masse jetzt wie ein einziger Leib einem einzigen Willen gehorcht. Die Presse und die Gesellschaft von London stehen ziemlich einmüthig auf Seiten der Hafenarbeiter, so daß die Direktoren der Docksgesellschaften, welche Aktienunternehmungen sind, sich bereits zu dem Angebot eines Lohnes von 5 pence für die Stunde genöthigt sahen. Allein die Arbeiter beharren bei ihrer ersten Forderung. Sie werden vielfältig aus den Kassen der organisirten Arbeitergilden oder trade-unions, sowie auch durch Privathülfe unterstützt. Dennoch herrscht unter ihnen großes Elend. Eine wirksamere Unterstützung als Geldhülfe wird ihnen, nach dem Glauben der betreffenden Beistände wenigstens, dadurch gewährt, daß die Arbeiter in vielen andern Zweigen ebenfalls die Arbeit niederlegen. Dadurch wächst der Schaden und die Beunruhigung ins Ungemessene.

Die Direktoren der Docksgesellschaften erklären, die ganze Forderung nicht bewilligen zu können, weil sie dazu die Lagerungsgebühr erhöhen müßten, damit aber den Handel von London wegtreiben könnten. Das mag nun Ausrede sein oder nicht, die Bedeutung des ganzen Vorgangs liegt nicht in den Bedingungen, auf welche hin ein Ausgleich für jetzt zustande kommt. Die Bedeutung des Vorgangs liegt vielmehr darin, daß eine große, bisher unorganisirte Arbeiterschaft plötzlich als organisirte Macht dasteht. In der Fähigkeit der Arbeiter, sich zu organisiren, liegt aber ein großer Kulturfortschritt, liegt

wahrscheinlich die Lösung der socialen Frage. Den Arbeitern gegenüber werden auch die Unternehmer immer mehr zur Gemeinschaft und Organisation gedrängt. Die Entwicklung zum Guten liegt aber nicht darin, daß diese Organisationen immerfort probiren, wer am stärksten ist, sondern darin, daß nun eine gemeinsame ehrliche Prüfung der Sachlage möglich wird, nach deren Ergebnissen die streitenden Theile sich richten müssen und werden. Denn nicht in der Zerstörung des Kapitals liegt das Heil der Arbeit und die Kapitalbesitzer dürfen andrerseits nicht hoffen, mit der organisirten Arbeiterschaft so verfahren zu können, wie mit den isolirten Arbeitern. Die Schwierigkeit erfolgreicher Verhandlungen lag bisher zunächst bloß in dem Uebermuth der Unternehmer, an dessen Brechung durch solche Erscheinungen, wie die jetzige in London, mit Erfolg gearbeitet wird. Eine andere Schwierigkeit und zwar bei weitem die größere lag aber in dem Mangel einer Disciplin, sozusagen einer vollziehenden Gewalt unter den Arbeitern zur Erfüllung der Zusagen, die sie gegen Gewährungen der Unternehmer gegeben hatten. Die jetzige Haltung der Docksarbeiter scheint für die Möglichkeit einer wirklichen Organisation zu bürgen. Die Disciplin ist freilich viel leichter für negative als für positive Leistungen zu handhaben. Nichts desto weniger ist dieser eiserne Gehorsam, der einem einzigen Mann, dem Strikeführer John Burns geleistet wird, etwas Erstaunliches.

Es ist falsch, in allen Aktionen der Arbeiterwelt die Hand der Socialdemokratie zu erblicken, auch dann falsch, wenn Socialdemokraten an solchen Aktionen betheiligt sind. Die Socialdemokraten nämlich verurtheilten eigentlich die Strikes, weil die Lohnverhältnisse nicht verbessert werden, sondern durch ihre Unerträglichkeit die Arbeiter zur Revolution erziehen sollen. Neuerdings finden die Socialdemokraten freilich, daß die Strikes immerhin ein Mittel sind, die Arbeiter an einheitliches Manövriren zu gewöhnen. Nichts desto weniger muß die Socialdemokratie die mögliche gute Wirkung der Strikes, nämlich die Lohnverbesserung, verurtheilen, weil sie die Arbeiter an Kompromisse gewöhnt und überhaupt an den Gedanken, sich auf dem Boden der bestehenden Gesellschaft erträglich einzurichten. Dann lernen die Arbeiter auch durch die Strikes, Führern zu vertrauen, die nicht immer aus der Socialdemokratie hervorgehen, weil diese nicht die tüchtigsten Mitglieder des Arbeiterstandes enthält. Deswegen predigt die Socialdemokratie das blödsinnige Evangelium, daß die sociale Revolution nicht durch Führer, sondern durch die völlig unterschiedslose Masse gemacht werden müsse. Natürlich machen die Socialdemokraten vom reinsten Wasser den geheimen Vorbehalt, daß für die wahren und einzigen Propheten eine Ausnahme stattfinden müsse. Aber nur die reine Lehre darf gelten, nicht die persönliche Tüchtigkeit, gerade wie bei Robespierre. Es wäre gut, wenn die Einsicht durchdränge, daß keineswegs jede erfolgreiche Aktion aus der Arbeiterwelt ein Schritt zum Evangelium der Socialdemokratie ist.

* * *

Am 12. August traf der Kaiser Franz Joseph zum Besuch des kaiserlichen Hofes in Berlin ein und weilte als hochverehrter Gast des Herrscherhauses

wie des Volkes bis zum Abend des 15. August in Berlin. Der Besuch war die Erfüllung einer Höflichkeit, aber einer Höflichkeit, wie auch herzlich einander ergebene Freunde sie nicht versäumen. Die Begrüßung des Kaisers war ebenso ehrfurchtsvoll und sympathisch durch das Volk wie freundschaftlich von Seiten des Kaiserhauses. Die Festlichkeiten mußten auf den Umstand eingerichtet werden, daß der hohe Gast sich in tiefer Familientrauer befindet. Politische Verabredungen waren nicht zu treffen, aber die Trinksprüche der beiden Kaiser bei dem Festmahl im königlichen Schlosse trugen den Charakter engster Bundesgenossenschaft und Kameradschaft fast noch ausgeprägter, wie im vorigen Jahr zu Wien.

* * *

Am 7. Mai dieses Jahres starb der russische Minister des Innern, Graf Tolstoi, derjenige Staatsmann, den man neben dem Generalprokurator der heiligen Synode, Pobedonoszeff, als den Hauptförderer der russischen Reaktion ansah. Reaktion bedeutet in Rußland die Rückkehr zur Regierungsmethode und den Einrichtungen des Kaiser Nikolaus, aber verbunden mit einer damals unbekannten Feindschaft gegen die Kultur des Westens, vor allem gegen die deutsche Kultur, verbunden anßerdem mit einer damals noch weniger bekannten Aufstachelung der Gesellschaft und des untern Volkes durch panslavistische Ideen.

In Rußland hatte man vielfach gehofft, der Tod des Grafen Tolstoi würde, wenn nicht eine Systemänderung doch eine Systemmilderung herbeiführen. Der Kaiser hatte jedoch gleich nach dem Tode des Ministers erklärt, die bewährten Grundsätze desselben sollten in Geltung bleiben. Zum Nachfolger ernannte er den bisherigen Direktor der Staatspolizei, Geheimen Rath Durnowo, der schon bisher für ein treues Werkzeug Tolstois und seiner Ideen gegolten. Dem Senat eröffnete der Kaiser, daß die famose Reform der Landschaftsverfassung, welche Graf Tolstoi in einem Gesetzvorschlag schon vor drei Jahren niedergelegt und deren Berathung der Senat immer wieder zu verschleppen gewußt hatte, sofort wieder aufzunehmen und endlich durchzuführen sei. Das ist denn auch geschehen und unter dem 12. Juli alten Stils hat der Kaiser das Gesetz vollzogen, im August ist es veröffentlicht worden.

Der Plan des Gesetzes ist hier öfter besprochen worden. Er besteht darin, die Gemeinde- und Landschaftsverfassung, welche unter Alexander II. in den Jahren 1860 bis 1864 eingeführt worden, zu paralysiren. Es hatten nach dieser Verfassung die bäuerlichen Gemeinden große Befugnisse ihrer Selbstverwaltung. Ueber ihnen standen bäuerliche Gerichte für die Civil- und gewählte Friedensrichter für die Kriminaljustiz, in den Kreisen und Landschaften gab es die Semstwos, gewählte Vertretungen mit Verwaltungsbefugnissen und gewissen Aufsichtsbefugnissen gegenüber den Gouverneuren. Das neue Gesetz richtet in den Bezirken oder Kreisabtheilungen Landhauptleute ein, auf welche die Befugnisse der niederen Civil- und Kriminalgerichtsbarkeit übergehen. Die Verwaltung der bäuerlichen Gemeindesachen geht theils unmittelbar auf den Landeshauptmann über, theils führt er die Aufsicht. Wo er nicht selbst die Civiljustiz übt, führt er doch die Aufsicht über die Gerichte. Die Landhauptleute bilden

für die Kreisverwaltungssachen ein Kollegium unter dem Vorsitz des Adelsmarschalls, für die Gerichte wird eine Oberinstanz von ausgewählten Mitgliedern der Gerichte, welche periodisch in der Kreisstadt zusammentreten, gebildet.

Man sieht, daß es mit der unter Alexander II. eingeführten Selbstverwaltung zu Ende ist und daß Wohl und Wehe der Bauern und Bauerngemeinden wie der Bevölkerung der kleinen Städte von den künftigen Paschas abhängt. Es ist zwar vorgeschrieben, daß diese Paschas eine wissenschaftliche Vorbildung haben sollen, aber natürlich nur soweit, als die Personen mit einer sogenannten wissenschaftlichen Bildung reichen. Im Allgemeinen sollen die Landhauptleute dem Adel entnommen werden, womöglich dem Adel des betreffenden Kreises.

Die Träger der höheren Staatsämter haben fast ohne Ausnahme dem Gesetz widerstrebt, selbst so reaktionäre Persönlichkeiten, wie der Justizminister Manasseïn. Aber der Kaiser hat befohlen. Wir denken, das Gesetz wird den inneren Druck und damit die Zersetzung des russischen Staates in erheblichem Grade beschleunigen.

Ueber die schauderhafte Verfolgung der lutherischen Kirche und des Deutschthums in den Ostseeprovinzen wollen wir nicht Buch führen. Es hilft nichts, die abstoßenden Einzelnheiten aufzuführen, wo man nicht helfen kann. Die Katastrophe, die alledem ein Ende macht, wird jedoch nicht ausbleiben. Hier heißt es in der That, je schlimmer, desto besser.

Seitdem die Zeichen einer deutsch-englischen Annäherung unverkennbar hervortreten, ist der Ton der russischen Presse ungemein friedlich geworden. Das heißt, die fortdauernde Gehässigkeit gegen Deutschland wird mit allgemeinen Friedensversicherungen verbrämt. Die Konzentrirung der Armeen aber und ihre Versetzung auf den Kriegsfuß geht fort. Erst kürzlich ist die strategische Bahn von Pleskau nach Riga fertig geworden. An der Bahn von Verro — Station der Bahn Pleskau Riga — nach Dorpat und Reval wird eifrig gearbeitet. Durch diese Bahnen kann man nun auch, wie bisher schon aus den Centralprovinzen, aus den Ostseeprovinzen mit Schnelligkeit große Heerestheile an die deutsche Grenze werfen. Der Kriegsminister Wannowsky hat während des Sommers drei Monate in Paris geweilt und die Ausstellung besichtigt, um Gelegenheit zu haben, mit den militärischen Autoritäten Frankreichs eingehende Berathungen zu pflegen.

Während dieser Vorbereitungen steht aber die panslavistische Thätigkeit auf der Balkanhalbinsel und den umgebenden Inseln keineswegs still. Auf Kreta hatte der russische Konsul die alten Zwistigkeiten zwischen der muhamedanischen und christlichen Bevölkerung wieder einmal entzündet. Auf russisches Anstiften erließ Herr Trikupis, der auswärtige Minister des Königreichs Griechenland, eine ungeberdige Note an die Pforte, worin er sagte, wenn die Dinge auf Kreta einen wilden Charakter annähmen, könne die griechische Regierung ihres Volkes wegen die Einmischung nicht vermeiden. Die Note wurde aber von der Pforte kräftig abgelehnt und von allen Großmächten außer Rußland, selbst von Frankreich gemißbilligt. Nun machte Rußland den Vorschlag, die Ruhe

auf Kreta durch gemeinsame Intervention der Konsuln herstellen zu lassen. Auch das lehnte die Pforte unumwunden ab und sandte einen außerordentlichen Bevollmächtigten auf die Insel. Nun wünschte Rußland in einer neuen Note an die Pforte diesem Bevollmächtigten alles Glück, machte aber doch den Vorbehalt, daß Blutvergießen verhütet werden müsse.

Das hat freilich unter Umständen seine Schwierigkeit. Aus dem Auftreten der Pforte aber ersieht man, daß sie des Beistandes großer Mächte sicher ist. Daher wird wohl die kretensische Frage vorläufig wieder einmal zur Ruhe kommen.

Aber wie steht es im Norden der Balkanhalbinsel? In Serbien hat das russisch gesinnte Ministerium schon seit längerer Zeit Rüstungen gemacht, sogar die Landwehr einberufen. Als Vorwand wurde der lächerliche Grund aufgetischt, daß man die Räuber vertilgen müsse. Jetzt aber behauptet man, Serbien werde von Bulgarien bedroht, während umgekehrt nach langer Geduld Bulgarien Vorsichtsmaßregeln gegen Serbien treffen muß.

Das Spiel ist durchsichtig genug. Die Panslavisten wollen einen Konflikt des ihnen wieder ergebenen Serbien mit dem ihnen verhaßten Bulgarien. Ein solcher Konflikt wäre der beste Vorwand für eine russische Einmischung. Indessen, Vorwände findet Rußland überall. Die schwierigere Aufgabe für die Panslavisten ist, endlich den Kaiser fortzureißen. Man schürt überall, um eine Situation zu schaffen, die den Kaiser fortreißen muß. Gewahrt man aber, daß der Widerstand noch zu groß ist, so läßt man die Funken, die man angeblasen hat, wohl oder übel wieder verglimmen.

Der Einfluß König Milans bei seinem Besuch in Serbien war doch groß genug gewesen, die Regentschaft zu bestimmen, der Königin Natalie für ihren hartnäckig begehrten Besuch solche Bedingungen vorzuschreiben, daß sie eigentlich nicht kommen konnte. Die hartnäckige Dame erklärte aber, unter allen Umständen kommen zu wollen. Da wurde sie plötzlich krank. Auch hier sieht man, daß die russische Politik sich vorläufig dieser Dame nicht gern als Werkzeug bedienen möchte. Man fürchtet wohl, sie möchte die Einigkeit in Serbien stören und damit das russenfreundliche Regiment gefährden. So bewahrt man sich das Werkzeug auf, aber man setzt es vorläufig nicht in Thätigkeit. Man weiß ja auch noch nicht, ob der noch unmündige Alexander oder der Fürst von Montenegro im kritischen Moment den russischen Zwecken förderlicher sein kann. Das hängt von den Widerständen ab, auf die man stoßen wird.

So wühlt die russische Politik unaufhörlich, indem sie fortwährend versichert, daß sie in unbeweglicher Majestät verharre. Richtig ist, daß sie nicht vorwärts kommt. Der Entschluß, den gewaltigen Stein des Kolosses mit eigener Hand ins Rollen zu bringen, wird eines Tages gefaßt werden müssen. Die Umstände allein wollen es nicht thun, wie sehr die Panslavisten auch bemüht sind, sie zu verwirren.

w.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Der Ursprung des Weihnachtsfestes.

Von

Carl Weizsäcker.

Hermann Usener, Religionsgeschichtliche Untersuchungen. Erster Theil: Das Weihnachtsfest, Kap. I—III. Bonn, Cohen & Sohn, 1889.

Die christliche Kirche feiert in ihren zwei Hauptfesten Anfang und Ende des Lebens ihres Stifters. Dieser Stifter ist ihrem Glauben der Erlöser der Menschheit; er ist dies durch sein Leben und durch sein Sterben. So ist für unsere Betrachtung jene zweifache Erinnerungsfeier, die des Eintrittes in dieses Leben und die des Ausgangs aus demselben, nicht nur natürlich, sondern sie erscheint als unerläßlich; und mancher mag sich erst schwer darin finden, daß eines dieser Feste der Gegenstand einer religionsgeschichtlichen Untersuchung sein soll, wie dies uns entgegentritt in dem Werke Hermann Useners, welches den Gesammttitel: „religionsgeschichtliche Untersuchungen" führt, und dessen erster Theil die Inschrift hat: „das Weihnachtsfest". In Wirklichkeit aber ist uns die geschichtliche Untersuchung über Ursprung und Bedeutung bei keinem der beiden Feste erspart. Das Osterfest zwar tritt uns schon im zweiten Jahrhundert als sichere Thatsache entgegen, und ist damals schon Gegenstand öffentlicher Verhandlungen gewesen. Aber was wir darüber wissen, ist immerhin in gewissen Richtungen mehrdeutig, und die ersten Anfänge liegen im Dunkeln. Dennoch kann man sicher sagen, daß dieses Fest zu dem ältesten Bestande der christlichen Religionsübung gehört, wie ein unvermeidlicher Ausdruck ihres Glaubens. Anders liegt die Sache bei unserem Weihnachtsfeste. Daß die Geburt Jesu am 25. December gefeiert wird, ist mitten im vierten Jahrhundert eine neue Einrichtung. Wo diese aufkam und wie sie sich verbreitete, das muß aus allerlei Quellen, Anzeichen und gelegentlichen Beziehungen nicht ohne erhebliche Mühe zusammengestellt werden. Geschehen ist es in einer Zeit, in welcher die Kirche schon eine vielfach wirksame Gesetzgebung hat; wir kennen aber kein Gesetz, von welchem

diese Einrichtung ausginge. Es liegt daher auch ein Schleier über den Beweggründen, welche dazu geführt haben. Dies alles wird nicht erleichtert dadurch, daß der Einführung dieses Festes doch das Bestehen einer Feier vorangeht, welche sich wenigstens dem Sinne nach theilweise mit derselben deckt, und deren erste Spuren ebenfalls in das zweite Jahrhundert hinaufführen, der Feier, die sich bis zu uns, wenn auch in anderer Bedeutung, als Epiphanienfest erhalten hat. Jene ersten Spuren dieses Festes gehören nicht der Kirche zu, sondern der gnostischen Sekte der Basilidianer. Das Fest galt einer historischen Erinnerung, aber nicht der Geburt, sondern der Taufe Jesu. Dasselbe Fest erscheint dann später in der Kirche oder vielmehr in einer Anzahl von Kirchen, aber nachweisbar erst am Anfang des vierten Jahrhunderts. Auch hier gilt die Erinnerung noch der Taufe Jesu, aber nicht ihr allein, sondern es ist zugleich das Fest seiner Geburt. Die Epiphanie selbst ist hiedurch ein geschichtliches Räthsel. Ein zweites ist dann, daß sie durch das Weihnachtsfest in der letzteren Bedeutung abgelöst und zurückgedrängt wird.

Usener hat die äußere Geschichte beider Feste in ihrer ältesten Zeit neu bearbeitet, vieles dabei richtig gestellt, anderes zum erstenmale untersucht und entschieden. Es handelt sich, wenn wir zunächst nur auf die Kirche selbst sehen, dabei um drei Thatsachen. Die erste ist, daß die Geburtsfeier der Kirche bis gegen das Concil von Nicäa fremd ist. Die zweite Thatsache ist, daß dagegen schon vor diesem Concil in einem Theil der Kirche, und zwar im Osten eine Epiphanienfeier bestand, und daß dieselbe vermuthlich seit dem Concil sich in der Kirche allgemein verbreitete. Die dritte ist, daß um die Mitte des vierten Jahrhunderts zuerst im Abendland das Weihnachtsfest erscheint, und in den folgenden Zeiten dieses Jahrhunderts auch im Osten Eingang findet.

Der erste Satz ist anerkannt. Usener stellt die Beweise dafür überzeugend zusammen. Man hat sich zwar frühzeitig in Vermuthungen und Berechnungen des Geburtstages Jesu ergangen, und frühe auch ist der leitende Gedanke dabei zu erkennen, daß dieser Tag ein Tag der aufgehenden Sonne sein muß. Aber eine Feier der Geburt lag der Zeit noch ferne, welcher vielmehr die Todestage als Tage der Geburt zum wahren Leben heilig waren. Daß dieselbe der abendländischen Kirche kurz vor dem Nicänischen Concil noch fremd war, läßt sich daraus abnehmen, daß die schismatische Kirche der Donatisten sich später nicht zu ihrer Annahme entschließen konnte; die afrikanische Kirche hat sie hienach zur Zeit der Spaltung noch nicht gehabt. Der alte Bestand wirkt noch im Jahre 389 dahin, daß bei der Feststellung der gerichtsfreien Tage außer den Sonntagen nur an Ostern gedacht wurde.

Das zweite, die Epiphanienfeier in der Kirche seit den ersten Jahrzehnten des vierten Jahrhunderts, hebt doch den vorigen Satz nur scheinbar auf, obgleich diese Feier den Doppelsinn des Andenkens an die Taufe Jesu und an seine Geburt hatte. Die wichtigsten Zeugnisse ihres Bestandes im vierten Jahrhundert gehören der syrischen Kirche an, auch Jerusalem und Cypern. Für die ägyptische Kirche verwendet Usener einen vor zwei Jahren von G. Bickell veröffentlichten Papyrus von Faijum, dieses „älteste liturgische Schriftstück", welches die gesungenen Antworten des Chors auf den Festvortrag des Geistlichen enthält; der Inhalt geht auf die Geburt, das Fest ist aber dennoch das Epiphanienfest; denn auf der Rückseite des Blattes ist ein Text geschrieben, der die Feier des Täufers Johannes angeht, und durch das übergeschriebene Datum dieselbe als Vorfeier zum Epiphanien- d. h. Tauffest erkennen läßt. Das Alter des Festes und zwar gerade zunächst in der ägyptischen Kirche läßt sich durch die zwei Umstände erkennen, daß die Arianer dasselbe festgehalten haben, und daß der Bischof von Alexandrien seit Athanasius am Epiphanienfest die Osterzeit des Jahres anzusagen hatte. Beides weist darauf hin, daß es vor dem Concil von Nicäa vorhanden ist. Usener trägt dann aber auch die Beweise und Spuren zusammen, daß das Fest im Laufe des Jahrhunderts bald sich in der abendländischen Kirche eingebürgert hat, in Gallien, in Spanien und in Rom selbst. Die Ausführung ist ein Meisterstück von Umsicht und Entdeckungsgabe.

Die dritte Thatsache ist das Aufkommen des Weihnachtsfestes im Abendland, und seine Verbreitung im Osten. Dies ist nun erst das wirkliche und ungetheilte Fest der Geburt Jesu, und tritt dem Epiphanienfest schon damit gegenüber, daß es an dem Tage gefeiert wird, welchen man für dieses Ereigniß jetzt glaubte annehmen zu müssen. Es muß aber auch das Epiphanienfest zurückdrängen; denn es nimmt ihm einen Theil seines Gehaltes, und zwar gerade den, welcher nach dem fortgeschrittenen Stande des Glaubens der wichtigste war. Die Geburt konnte jetzt nicht mehr bloß mitgefeiert werden; sie ist Anlaß und Gegenstand der eigenen, für diesen Glauben entscheidenden Feier. Wie diese Feier nun aufkommt und sich verbreitet, hat Usener mit der gleichen Meisterschaft aufgezeigt. Die Quellen sind auch hier größtentheils nur durch Schlüsse zu verwerthen. Aber sie fließen reichlicher und heller. Die Untersuchung beschäftigt sich mit drei Gruppen von Kirchen, indem sie am sichersten Punkte einsetzt, um von da zuerst rückwärts und dann vorwärts zu schauen. Jenen sicheren Ausgangspunkt bieten die Kirchen von Antiochien und Constantinopel, sowie die von

letzterem abhängigen. Was aus Johannes Chrysostomus über die Einführung des Weihnachtsfestes in Antiochien zu entnehmen ist, gehört zu den bekanntesten Dingen in dieser Geschichte. Usener hat aber durch eine umständliche und scharfsinnige neue Untersuchung der Reihenfolge und Zeit der in Betracht kommenden Predigten des Johannes alle Unsicherheit über die Zeit der Einführung des Festes beseitigt. Es ist im Jahre 388 in Antiochien eingeführt worden, nachdem es zehn Jahre vorher daselbst überhaupt bekannt geworden war. Ebenso umsichtig beleuchtet er den Stand in Asien und Kappadocien, um schließlich bei der Feststellung der Thatsache anzulangen, daß Gregor von Nazianz in Constantinopel 379 die Weihnachtspredigt gehalten, und daß mithin das Fest dort durch Theodosius den Großen nach der Unterdrückung des Arianismus eingeführt wurde, sodann aber von da in den ganzen Orient kam. Hierauf folgt zweitens die Untersuchung über die Einführung der Feier in Rom. So bekannt wie durch Johannes die Uebertragung der Feier nach Antiochien ist, ist ebenfalls durch ihn die vorausgehende Verbreitung im Abendland. Durchaus unsicher aber war man bisher über den Anfang der letzteren. Nur unzuverlässige Angaben führen denselben auf den Papst Julius zurück. Der sicherste Halt lag noch darin, daß der Chronograph von 354 den 25. December als den Geburtstag Jesu aufführt. Hiezu kommt noch die Angabe des Ambrosius, daß seine Schwester Marcellina von dem Bischofe Liberius an einem Tage die Nonnenweihe empfangen habe, an welchem die Gemeinde zahlreich zur Geburtsfeier des Herrn versammelt gewesen sei. Daraufhin glaubte man annehmen zu müssen, daß das Weihnachtsfest überhaupt zur Zeit des Liberius schon bestanden habe. Usener weist uns einen anderen Weg. In überraschender aber auch überzeugender Weise zeigt er theils aus den Bildern, welche Liberius in der Ansprache an Marcellina verwendet, theils aus den Gewohnheiten in Betreff der Zeiten für die Nonnenweihe, daß man bei diesem Fest allerdings die Geburt Jesu feierte, aber daß es doch nicht Weihnachten, sondern Epiphanie gewesen sein muß. Aus der Erwägung aller dieser Momente zieht er den Schluß, daß das Weihnachtsfest im Jahre 354 zum erstenmal begangen worden ist. Rom hat also dieses Fest gerade nur 25 Jahre früher bekommen als Constantinopel. Usener weiß uns aber noch weiter dafür zu gewinnn, wenn gleich diesmal nur als für eine wahrscheinliche Vermuthung, daß der Bau der Basilica Liberiana (S. Maria Maggiore) mit der Einführung dieses Festes zusammenhängt. In dritter Linie endlich schließen sich noch diejenigen Gebiete der Kirche an, welche die Einführung am spätesten vollzogen haben, Aegypten und

Palästina; dort kommt es erst unter Cyrill vor, hier wird es durch Juvenalis eingeführt. Die Einführung geht also von Rom aus, nach Constantinopel, nach Antiochien, nach Alexandrien, zuletzt nach Jerusalem. Sie braucht dazu im ganzen nahezu hundert Jahre, von 354 bis vermuthlich 451.

Nur im Vorübergehen seien die schönen Aufschlüsse erwähnt, welche Usener im Zusammenhang mit der Römischen Festgeschichte über Römische Bittgänge und über die Lichterprocession, das heißt über den Zusammenhang dieser kirchlichen Bräuche mit entsprechenden Gewohnheiten des alten heidnischen Rom, giebt.

Alles angeführte ist nur ein kleiner Bruchtheil aus einer Fülle gedrängter Untersuchungen und den schönen Ergebnissen derselben. Usener hat uns hiermit im ersten Band nur die Geschichte der Einführung des Weihnachtsfestes gegeben; er hat sich vorbehalten in einem folgenden Band über Anlaß und Folgen des Weihnachtsfestes, sowie auch über die Ausgleichung zwischen Weihnachten und Epiphanie zu handeln. Ich will also auch hier nicht durch Anmerkungen vorgreifen. Aber das kann ich mir doch erlauben, da seine eigenen Andeutungen bis jetzt schon dazu berechtigen, daß ich darauf hinweise, welches Licht auf den ganzen Vorgang durch die beiden Thatsachen fällt, erstens daß der Papst Liberius das Fest in Rom gegründet hat in der Zeit, in welcher er und die große Zahl abendländischer Bischöfe dem Andringen des Kaisers Constantius, das heißt, der arianischen Vergewaltigung muthigen Widerstand leisteten, und alles aufbieten mußten, ihre Gemeinden in der Treue gegen das Nicänäa zu erhalten; zweitens aber daß die Uebertragung des Festes nach Constantinopel zusammenfällt damit, daß Theodosius der Große die vieljährige Herrschaft des Arianismus in Constantinopel bricht. Die Zeitbestimmungen sprechen also hier eine laute Sprache; sie verkünden, daß der Ursprung des Festes in einer bisher noch wenig geahnten Verbindung mit der großen Zeitgeschichte der Kirche und ihres Glaubens steht. Nachdem die Kirche entschieden hat, daß sie in Christus den Mensch gewordenen Sohn Gottes verehrt, der mit dem Vater gleichen Wesens ist, wird auch für ihren Glauben die Geburt desselben erst der volle Aufgang des Lichtes, der Gegenwart Gottes, neben welchem alles andere zurücktritt. In dem Geburtsfest findet dieser Glaube jetzt seinen vollen Ausdruck und seine Waffe im Kampfe.

Im bisherigen habe ich nur andeutend zusammengestellt, was Usener über die Geschichte der beiden Feste giebt. So viel sich aber auch daraus lernen läßt, so bildet dies doch nur den Rahmen für diejenigen Unter-

suchungen, welche nicht nur im ganzen des Werkes den breitesten Raum einnehmen, sondern auch geeignet sind, die Aufmerksamkeit des weitesten Kreises zu beschäftigen, nämlich die Untersuchungen, welche sich mit dem Wesen der Epiphanie beschäftigen, des alten Tauf- und Geburtsfestes Christi, das dann als solches durch das Weihnachtsfest verdrängt wurde. Der Unterschied zwischen beiden besteht eben nicht bloß darin, daß der Tag der Feier ein anderer ist, sondern daß im Epiphanienfest die Erinnerung an die Taufe Jesu und die Erinnerung an seine Geburt verbunden sind, und daß überhaupt dieses Fest einen viel allgemeineren Charakter hat. Sein Inhalt ist eine Idee, die eine ausgedehnte Symbolik zuläßt, und die Bedeutung ist eben deshalb eine wandelbare geblieben. Die Epiphanie, die Erscheinung des göttlichen, kann in dieser oder jener Thatsache gefunden werden, aber auch in einer Mehrheit von Thatsachen, welche sich unter dem einen Gesichtspunkt vereinigen lassen. Als eine so zusammengesetzte Feier der Taufe Jesu und seiner Geburt besteht sie im vierten Jahrhundert, ehe sie durch das Weihnachtsfest ersetzt wird, in der Kirche. Aber sie beschränkt sich nicht auf jene beiden Gegenstände, sondern die Betrachtung zieht noch anderes aus dem Stoffe der Evangelien herein; alles, was in der evangelischen Geschichte zum Ausdruck eben der Erscheinung der Gottheit dienen konnte, wie sich in der Ansprache des Liberius an Marcellina zeigt. Dieser kirchlichen Feier nun geht die gnostische voraus. Hieher gehört die sichere Kunde, welche wir aus Clemens von Alexandrien entnehmen, daß die gnostische Sekte der Basilidianer den Tag der Taufe Jesu festlich begehet, unter Vorausschickung nächtlicher Versammlung mit Vorlesungen, und daß sie als den Jahrestag der Taufe theils den 10. theils den 6. Januar annehmen. Die Feier in diesem Kreise kann keinen anderen Sinn haben, als daß sie dem Herabkommen des himmlischen Aeon bei der Taufe am Jordan gilt, mit welchem die Erlösung beginnt. Worauf die Wahl des Tages beruht, bleibt immer noch dunkel. Usener hat Spuren der Bedeutung sowohl des 15. als des 11. Tybi (10. und 6. Januar) aus der gnostischen Literatur beigebracht. Es liegt in der Natur der Sache, daß solche Nachweise aus der Zahlensymbolik nicht über allen Zweifel erhaben sein können. Aber auch die Richtigkeit angenommen, bestätigen sie vielmehr nur die Geltung des Tages, als daß sie ihn erklären. Ebenso hat er dann in fesselnder Weise eine weiter verbreitete gnostische Feier der Epiphanie als Geburtsfest nachzuweisen gesucht. Zwar gestehe ich, daß mich bei dem wichtigsten Beispiel, dem Fest im Alexandrinischen Korion nach des Epiphanius Bericht, seine Auffassung desselben als gnostisch-christlichen Epiphanie nicht überzeugt

hat. Aber dies ändert in der Hauptsache nichts. Die gnostische Feier hat den Doppelsinn der Wurzel nach schon bei jenen Basilidianern. Ihr Inhalt muß aber, wenn sie sich weiter unter den Gnostikern verbreitet hat, ebenso vielsinnig gewesen sein, als die gnostische Vorstellung von dem Ursprung oder der Zusammensetzung des Erlösers eine mannigfaltige war. Hier war die Vieldeutigkeit der Epiphanie von selbst gegeben.

Bei oberflächlichem Verfahren könnte man sich nun damit begnügen, daß eben die gnostische Anschauung den Doppelsinn des Festes erklärt, und daß derselbe auch für die nochmalige kirchliche Feier durch Uebertragung des Festes von dorther in die Kirche erklärt sei. Doch wäre dieses eine Auskunft, die für sich allein nicht ausreicht und zum Widerspruch reizen kann. Man kann daher Usener nur Recht geben, wenn er sich hier nicht mit Gemeinplätzen begnügen will, vielmehr unverhüllt die Frage stellt: wie konnte das Tauffest zum Geburtsfest, wie beides vereinigt und gleichsam als eines gefaßt werden? Man darf diese Frage nicht aus der Geschichte der Kirche verweisen; man kann es um so weniger, als die Geschichte der ältesten Kirche zweifellos den Stoff zu ihrer Lösung giebt. Und damit gerade sind wir vor jene Untersuchung geführt, welche der Arbeit Useners noch eine besondere Bedeutung und Anziehungskraft giebt. Sie hat ihn, wie er im Vorwort sagt, tiefer, als er dachte, in theologische Fragen geführt, in die Quellen des zweiten Jahrhunderts und von diesen zu den Evangelien selbst. Er meint, es sei vielleicht zweckdienlich, wenn einmal ein Nichttheologe es wage, über den Gletscherwall der Jahrhunderte zum Firn vorzudringen. Das leise Bedenken der Berechtigung, welches hierin liegt, werden diejenigen Theologen nicht theilen, die wissen, wie viel wir ihm schon auf unserem Gebiete verdanken. Eine Theologie aber, welche dem Erforscher griechischer Religionsgeschichte eben als solchem das Wort auf dem Gebiete der Kirchengeschichte nicht gönnen wollte, wäre keine historische Wissenschaft mehr. Die Mittel und das Verfahren dieser Wissenschaft sind überall dieselben. Und was gerade diesen Gegenstand betrifft, so kann ihm niemand das Wort bestreiten, wenn er sagt: zwischen dem Felsen der Lehre Christi und dem rein heidnischen Lande liegt eine breite Fläche gemeinsamen Besitzthums.

Die Antwort nun, welche Usener auf die gestellte Frage findet, läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß sich in der Ausbildung des Festgedankens die Entwicklung des Glaubens an den Gottessohn oder genauer die Vorstellung von der Entstehung des Gottessohnes spiegelt. Die ältere Vorstellung von der Geburt des Gottessohnes ist in der Ge-

schichte der Jordantaufe ausgeprägt, welche längere Zeit vor der Geburtsgeschichte Jesu vorhanden und auf dieser Stufe der einzige Ausdruck für den Ursprung des Göttlichen in ihm war; die Taufe ist so nach dem wahren Sinne seines Wesens seine Geburt. Wie dann später die Erzählung von der jungfräulichen Geburt hinzukam, als volksthümlicher Ausdruck für dieselbe Sache, konnte dieselbe nichts daran ändern, daß sich der Gedanke der Epiphanie, der Erscheinung der Gottheit, immer noch an die Jordantaufe knüpfte; wenn daher die Epiphanie festlich gefeiert wurde, so wurde die Erinnerung an die Taufe nicht aufgehoben, es wurde nur die geschichtliche Vorstellung der Feier vermehrt, und der liturgische Stoff bereichert. Der Fortschritt des Glaubens verdrängt wohl die erste Bedeutung der Taufe im Gebiete des Denkens; aber die Bilder, welche er erzeugt hat, werden liturgisch vereinigt, sie dienen in der gottesdienstlichen Feier zusammen der Anschauung der Epiphanie, der Erscheinung des Göttlichen. Ich erinnere hier daran, daß diese eigenthümliche liturgische Stoffverbindung sich für Usener im Anschluß an jene grundlegende einzige Nachricht des Clemens von Alexandrien im Gebiete der christlichen Gnosis vollzieht und erhält, und daß ihm das Wesen der Gnosis in der Religionsmischung liegt, welcher auch die ganze Theosophie derselben ihren Ursprung verdankt. Diese Vorstellung von der Erscheinung der Gottheit, für welche die geschichtlichen Thatsachen ebenso viele Bilder und Aufzeigungen sind, kann die Heimath der Mischreligion, den heidnischen Zug in der Verarbeitung des christlichen Glaubens nicht verleugnen. Wir können aber von dem Gange Useners durch die Irrwege der Gnosis zunächst absehen; es handelt sich noch um etwas anderes, nämlich um die allmähliche Bildung jener Geschichtsstücke. Und diese Frage gehört ebenso der Geschichte des ältesten Glaubens an Jesus überhaupt wie der Geschichte der Entstehung der Evangelien an.

Hier erlaube ich mir als Theologe, um Useners Verdienst ins Licht zu setzen, zuvörderst darauf hinzuweisen, wie dieser Stoff da, wo er allermeist behandelt werden muß, in neuerer Zeit verarbeitet worden ist. In den Darstellungen des Lebens Jesu pflegt man diese Stücke, nämlich die Geburtsgeschichte und was sich von der Zeit der Kindheit daran anschließt, sowie weiterhin besonders die Erzählungen von dem Täufer Johannes und der Taufe Jesu als Vorgeschichte zusammenfassend zu bezeichnen. Es sind jetzt 54 Jahre seit Dr. F. Strauß im § 52 seines Lebens Jesu über „das Verhältniß des Uebernatürlichen bei der Taufe Jesu zu dem Uebernatürlichen bei seiner Erzeugung" schrieb; er kam zu dem Ergebniß, daß in demjenigen Kreise der urchristlichen Ge-

meinde, in welchem die Erzählung von der Herabkunft des Pneuma auf Jesum bei seiner Taufe sich gebildet habe, die Vorstellung von einer Erzeugung Jesu durch dasselbe Pneuma nicht herrschend gewesen sein könne; sondern während man sich jetzt das Göttliche in Jesu schon in seiner ersten Erzeugung gegeben denke, müssen jene Christen erst die Taufe als den Zeitpunkt dieser Mittheilung angesehen haben. Der Entwicklungsgang dieser Vorstellungen scheint ihm daher der gewesen zu sein: als man unter den Juden zuerst anfing, die messianische Würde Jesu anzuerkennen, glaubte man seine Ausrüstung mit den erforderlichen Gaben am schicklichsten an den Zeitpunkt zu knüpfen, von welchem an Jesus erst einigermaßen bekannt geworden war, und welcher sich auch durch die in denselben fallende Ceremonie am besten zu einer solchen Salbung mit dem heiligen Geist eignete, wie sie die Juden bei dem Messias erwarteten; und auf diesem Standpunkt bildete sich unsere Sage von den Vorgängen bei Jesu Taufe aus. Wie aber die Verehrung gegen Jesum stieg, und zugleich Männer in die christliche Gemeinde traten, welche mit höheren Messiasideen bekannt waren, genügte diese spät entstandene Messianität nicht mehr: es wurde sein Verhältniß zum heiligen Geist schon auf seine Empfängniß zurückdatirt, und von diesem Standpunkt aus wurde die Sage von der übernatürlichen Erzeugung Jesu gebildet. Strauß verbindet hiermit auch die Vermuthung, daß die Worte der Himmelsstimme bei der Taufe ursprünglich nach Psalm 2, 7 gelautet haben: heute habe ich dich erzeugt, das heißt durch die Taufe sei er zum Sohn Gottes geworden; nachher erst seien sie verändert in die Fassung: dies ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen gefunden, weil sie in ihrer ersten Gestalt nicht mehr zur Taufe Jesu paßten, nachdem die Ansicht entstanden war, daß schon sein erster Lebensanfang auf göttlicher Zeugung beruht habe. Man mag über einzelnes in dieser Erklärung des Verlaufes anderer Ansicht sein: so bleibt doch das wesentliche Urtheil von Strauß unumstößlich, daß die beiden Erzählungen nicht zusammen entstanden und verfaßt sein können, sondern die eine der anderen nachgefolgt sein muß. In ähnlicher Weise hat dann noch Keim davon gesprochen, daß die Auffassung, welche an der Abstammung Jesu von Joseph und Maria festhielt, zunächst eine Nachbesserung erhalten habe, indem sie der gewöhnlichen Geburt eine ungewöhnliche Geistesoffenbarung im Verlaufe des Lebens zur Seite stellte; die Kirche aber, unbefriedigt von diesen Vorstellungen, sei dann weiter gegangen und habe ihre Befriedigung theils auf judenchristlichem Boden durch die Lehre von der Geburt aus der Jungfrau, theils auf heidenchristlichem durch die Lehre von der Präexi-

stenz gesucht. Sehen wir aber auf die neueren Bearbeitungen des Lebens Jesu, so finden wir, daß wieder die volle Vereinbarkeit der übernatürlichen Erzeugung mit der Geistestaufe, wie man es in älterer Zeit schon verstanden hat, behauptet wird, wobei man das Gewicht der Geistestaufe dadurch abmindert, daß die Offenbarung bei derselben nicht sowohl Jesu selbst als vielmehr dem Täufer zu Theil werde, und soweit sie doch für Jesus selbst Bedeutung hat, sie nur als eine solche Einwirkung des göttlichen Geistes zu denken sei, für welche durch die übernatürliche Erzeugung eben die volle Empfänglichkeit begründet war. Aber auch da wo der Legendencharakter der Erzählung von der jungfräulichen Geburt anerkannt ist, wird nachher doch in derselben Weise die Vereinbarung der Geistestaufe mit der schon vorher vorhandenen Gottessohnschaft erstrebt. Wir haben daher, was die Beurtheilung des Verhältnisses zwischen jenen beiden Bestandtheilen unserer Evangelien betrifft, in der Darstellung des Lebens Jesu seit 50 Jahren überwiegend Rückschritte zu verzeichnen. Aber ich muß auch zugestehen, daß in der Forschung über den Ursprung der Evangelien gerade diese Theile nicht diejenige Beachtung gefunden haben, welche sie verdienen. Man ist in der Regel zu überwiegend mit der Ermittlung des Ursprunges der Hauptmassen dieser Schriften beschäftigt, und geht an diesen späteren und letzten Zugaben mehr als billig vorüber. Es ist daher unstreitig schon dies ein großes Verdienst Useners, daß er die volle Aufmerksamkeit gerade darauf wieder lenkt, und jenen Entstehungswegen, die schon Strauß vor Augen hatte, mit allem Fleiße nachgeht.

Mitten in die Sache hinein werden wir gleich zu Anfang der Untersuchung durch ihn versetzt, indem er die Frage aufnimmt, wie das bei der Taufe vernommene Wort in der ersten Fassung der Erzählung gelautet habe. Was Strauß als Vermuthung ausgesprochen hat, wird durch sorgfältige Untersuchung bewiesen. Die Anführungen der Himmelsstimme vom zweiten Jahrhundert bis in das vierte zeigen, daß man das „heute gezeugt“ gelesen hat, und zwar ist das Lukasevangelium dasjenige von unseren Evangelien, welches diese ältere Form am längsten bewahrt hatte. Dies stimmt übrigens mit der allgemeinen Beobachtung, daß gerade dieses Evangelium in vielen Stücken die ältesten Formen erhalten hat, so frei und wählerisch dasselbe im übrigen mit dem Gesammtstoff verfährt. Ist nun dem so, so ist, abgesehen von allem weiteren, schon die Hauptfrage beantwortet. Der Himmelsspruch in der älteren Fassung kann nichts anderes bedeuten, als daß man in der Zeit, welcher diese Darstellung angehört, die Vorgänge bei der Taufe Jesu als eine Geburt, als die Geburt des Gottessohnes ange-

sehen hat. Und so sind wir auch schon bei der Erklärung der Thatsache angelangt, daß in der Folge durch die Nachwirkung einer uralten Ueberlieferung das Fest der Taufe Jesu zugleich Geburtsfest, daß der Gegenstand desselben die Epiphanie in diesem Doppelsinne sein konnte. Jene erste Bedeutung der Himmelsstimme aber und daher des Vorganges der Taufe selbst hat ihre große und unzweideutige Bestätigung dadurch, daß in einer dem jetzigen Bestande unserer Evangelien vorausgehenden Zeit die Erzählung von der Taufe Jesu den Anfang seiner Geschichte gebildet hat. Mit vollem Rechte weist Usener hiefür auf die beiden Evangelien des Markus und Johannes in unserer Sammlung hin, ebenso auf die Parallelformen unseres Matthäusevangeliums, welche sich bei den Judenchristen lange erhalten haben, und endlich auch auf die Parallele, welche unser Lukasevangelium in dem Evangelium des Gnostikers Marcion hat. In letzterer Absicht bleibt es sogar ganz gleich, ob man annimmt, Marcion habe unser Lukasevangelium schon gekannt, oder nicht, denn auch im ersteren Falle weist Marcions Anfang auf den Typus zurück, welcher dem Lukasevangelium überhaupt und sicher in seinen eigenen Quellen vorausging. Als man später der Jordantaufe noch die Geschichte der Geburt Jesu vorausschickte, und damit ein früherer Anfang seines göttlichen Wesens aufgestellt war, ergab es sich von selbst, daß die Worte der Himmelsstimme, welche ihre ursprüngliche Bedeutung dadurch verloren hatte, eine der neuen Vorstellung angemessene Umgestaltung erfahren mußten, wofür der Text schon vorlag und entlehnt werden konnte aus der Himmelsstimme bei der Verklärung auf dem Berge. Wie dort, so konnte es sich jetzt auch bei der Taufe nicht mehr um die Entstehung und erste Verkündigung, sondern nur um die Anerkennung der Gottessohnschaft handeln. Diese Umgestaltung ist auch in das Markusevangelium eingedrungen, während sich auf der anderen Seite in der Erzählung desselben vom Herabkommen des Geistes in der Gestalt der Taube die der älteren Vorstellung entsprechende Form erhalten hat, wonach der Geist sich nicht bloß auf Jesus hin bewegt, sondern in ihn eingeht. Usener hat auch die Darstellung des Johannesevangeliums noch näher herangezogen, um aus derselben den Fortschritt der Auffassung zu beweisen. Dieses Evangelium übergeht die Geburtsgeschichte. Sie war ihm entbehrlich; denn für seinen Verfasser entsteht die Gottheit Jesu auch nicht erst mit der Geburt Jesu; er ist schon vorher, von Ewigkeit her, Gott, als der Logos und Sohn Gottes, und sein Kommen in die Welt ist nur die Erscheinung dieser göttlichen Person. Es kommt daher hier im Grunde nicht mehr auf die Art der Entstehung des menschlichen Daseins an; denn

es ist der Logos selbst, der Fleisch ward. Dagegen hat dieses Evangelium die Taufgeschichte nicht übergangen. Sie ist ihm ein Zeichen, welches der Täufer Johannes empfangen hat, um Jesus als den Messias und Sohn Gottes zu erkennen; die Umdeutung der Begebenheit ist also hier vollendet. Wenn dabei das Evangelium mit Nachdruck hervorhebt, daß der Geist herabgekommen sei, um auf Jesus zu bleiben, so hat Usener sicher richtig gesehen, daß damit noch etwas anderes als das bloße Zeichen angedeutet ist, nämlich ein bleibender Besitz, in welchem der Geist ihm als Vermittler oder Diener gegeben ist; denn es steht damit im engsten Zusammenhang, daß er derjenige sei, der mit heiligem Geiste taufen wird. Usener hat aber weiter aufgestellt, daß dieses Evangelium nicht bloß einen, sondern zwei Berichte aufgenommen und zusammengestellt habe, nämlich einen älteren, nach welchem der Täufer Jesus in seinem Wesen erkennt lediglich durch prophetischen Blick Joh. 1, 19—31, und neben diesem den anderen, nach welchem diese Erkenntniß erst eintritt durch die Erscheinung 1, 32—36. Diese Annahme ist überraschend und blendend, weil beide Abschnitte durch den wiederholten Uebergang: „am folgenden Tag“ 1, 29 und 1, 35 den Anschein wirklicher Parallelen erhalten. Dennoch unterliegt sie, wie auch sonst schon dagegen eingewendet ist, dem Bedenken, daß doch auch in dem der Vermuthung nach älteren Bericht 1, 31 auf eine besondere Offenbarung hingewiesen ist, um welcher willen Johannes überhaupt seine Sendung der Wassertaufe erhalten hat; nämlich diese Wassertaufe ist hienach veranstaltet, damit dadurch die Offenbarung dessen eingeleitet werde, der nicht mit Wasser, sondern mit Geist tauft. Wenn man sich dabei die eigenthümliche Art vergegenwärtigt, in welcher dieses Evangelium die älteren Stoffe frei zu verarbeiten und dabei stufenweise vom allgemeinen in wiederholten Ansätzen zur bestimmteren Anschauung fortzuschreiten pflegt, so ist kaum ein genügender Grund vorhanden, hier eine andere Erklärung dieses Parallelansatzes zu finden, als jene durch die ganze Schrift so eigenthümlich hindurchgehende Gewohnheit. Dabei bleibt aber immer das Ergebniß bestehen, daß das vierte Evangelium die Geschichte der Taufe Jesu als überlieferten Stoff voraussetzt und nach seiner Art zurechtlegt, dagegen die Geburtsgeschichte nicht aufgenommen hat und daß es hiermit zum Zeugen für die geschichtliche Gestaltungsfolge des Anfangs der Evangelien überhaupt wird.

Der Ausgangspunkt für diese ganze Untersuchung war der Text der himmlischen Worte bei der Tauferscheinung. Die Erzählung von der Taufe Jesu bietet aber noch einen viel umfassenderen Stoff zur Prüfung ihres Ursprunges und ersten Bestandes: das Verhältniß der

Erscheinung des Geistes in Taubengestalt zu der, wie der Märtyrer Justin beweist, uralten Vorstellung von der Feuererscheinung bei derselben Begebenheit, welche beide nicht zusammen entstanden sein können, sondern einander abgelöst haben müssen, beziehungsweise auch zuletzt künstlich verbunden wurden, sodann auch die Weigerung des Täufers und das bezügliche Zwiegespräch zwischen ihm und Jesus. Usener hat diese Dinge eingehend behandelt; man kann hier auch bei unbefangener Forschung nicht auf sofortige Uebereinstimmung rechnen in der Auffassung des einzelnen und der Bestimmung der geschichtlichen Folge. Was aber dabei sicher und glänzend sich ergiebt, das ist die Erkenntniß der lebendigen und freien Arbeit des Geistes in dem Wechsel der Darstellung, und damit auch die Erkenntniß der Idee, welche derselben zu Grunde liegt.

Wie der Ursprung und die Ausgestaltung der Taufgeschichte, so mußte auch diejenige Erzählung, welche jene nachher in Schatten gestellt hat, die Geburtsgeschichte in ihren Anfängen und Beweggründen, untersucht werden. Daß sie die jüngere ist, ließ sich leicht und sicher erweisen; dagegen erhebt sich hier die bedeutungsvolle Frage über die Heimath, den Boden, auf welchem sie gewachsen ist. Die Taufgeschichte erweist sich von selbst als ein Erzeugniß des jüdischen Christenthums. Sie entspricht den Forderungen, welche die jüdische Lehre an die Ausrüstung und Bestätigung des Messias, des göttlichen Boten stellt. Sie ist deshalb auch ein fester Bestandtheil in den Evangelienbildungen des Judenchristenthums geblieben. Anders verhält es sich mit der Geburtsgeschichte. Hier liegt der umgekehrte Fall vor, daß die judenchristlichen Evangelien sie nicht aufgenommen haben; das Judenthum selbst hat, wie wir schon aus Justin ersehen, im Gegensatz gegen die Lehre von der übernatürlichen Entstehung des Lebens an der natürlichen Menschheit des Messias mit aller Kraft festgehalten. Alle die Versuche, welche bisher gemacht wurden, jene Lehre dennoch aus alttestamentlichen Vorstellungen abzuleiten, sie gleichsam als die letzte Folge derselben erscheinen zu lassen, sind doch zuletzt unbefriedigend geblieben. Usener stellt sich entschieden auf die andere Seite. Der Glaube an die göttliche Entstehung des Lebens Jesu ist ihm das Erzeugniß einer aus dem Hellenismus stammenden Denkweise, die dann im Prophetenwort nur seine Bestätigung gesucht und gefunden hat. Es handelt sich dabei nicht um die einfache Uebertragung einer Vorstellung aus griechischer Mythologie, gegen welche sich ja leicht berechtigte Einwendungen erheben lassen. Der jüdische Monotheismus zieht im Bewußtsein die scharfe Grenze zwischen der Gottheit und dem Menschenleben; der Hellenismus kennt diese nicht; mit der menschlichen Anschauung der

göttlichen Welt ist auch das unmittelbare Eintreten des Göttlichen in das menschliche Leben in dieser oder einer anderen Form nahe gelegt und fast gefordert. Die beiden Geburtsgeschichten im Matthäus- und im Lukas-Evangelium gehen dann als freie Bildungen unabhängig neben einander her; es hat hier keine solche Entwicklung und Umbildung stattgefunden, wie bei der Taufgeschichte, und Usener weist mit Recht darauf hin, daß auch dies ein Zeichen ist dafür, daß dieses Stück den letzten Zuwachs zu den bereits fertigen Evangelien bildet. Für die Darstellung des Matthäus hat er insbesondere noch nachgewiesen, daß gewisse wesentliche Bestandtheile, die Sternerscheinung und der Kindermord auf hellenischen Ursprung führen.

Bilden so die Taufgeschichte und die Geburtsgeschichte zwei Stufen eines Fortschrittes in der geschichtlichen Begründung des Glaubens an das Göttliche in Christus, so geht doch, wie schon bei der Untersuchung der Worte in der Taufgeschichte sich ergab, die Geschichte der Verklärung auch dieser voraus; und wiederum vor dieser darf die Auferstehung als die erste Grundlage, der eigentliche Ursprung des Glaubens angesehen werden. Es entstand aber nun um so mehr die Frage, ob und inwieweit sich die Zeiten der Entstehung dieser Bilder bestimmen und die näheren Umstände und Ursachen derselben feststellen lassen. Usener ist dieser schwierigen Frage nicht ausgewichen; er hat in vielfach überraschender kühner Verwerthung nahe und ferne liegender Quellen theils Sicheres festgestellt, theils wenigstens Grund gelegt und den Weg zur weiteren Arbeit eröffnet. Die Frage ist in der That eine schwierige. Denn fast nur die Endpunkte sind als sicher zu bezeichnen, und diese liegen 80 bis 100 Jahre auseinander. Justin der Märtyrer, dessen große Apologie Usener wieder entgegen der jetzt herrschenden Ansicht in das Jahr 138 setzt, kennt den ganzen bezüglichen Stoff der Evangelien, nämlich ebensowohl die Geburtsgeschichte wie die Taufgeschichte. Dagegen darf man aus Röm. 1, 2f., wie Usener mit Recht geltend macht, sicher erschließen, daß der Apostel Paulus von beiden noch nichts weiß. Für ihn ist Jesus als Mensch der Abkömmling des Davidischen Geschlechtes, so wie ihn auch die Stammbäume unserer Evangelien angesehen haben, die später nur gezwungen mit der Geburtsgeschichte vereinigt wurden; den Beweis seiner Gottessohnschaft aber entnimmt er ausschließlich aus der Thatsache der Auferstehung, ohne etwas von der Anerkennung derselben bei der Jordantaufe zu wissen. Auf derselben Stufe stehen noch die älteren Quellen unserer Evangelien. Es ist deutlich zu sehen, daß diese Jesus als den Sohn Josephs annehmen; und der Täufer Johannes weiß nichts von der feierlichen Erklärung Jesu

zum Gottes-Sohn am Jordan, so wenig als die eigenen Jünger Jesu. Wir dürfen aus anderen Gründen diesen Bestand der evangelischen Quellen bis gegen das Ende der eigentlichen apostolischen Zeit ausdehnen. Dagegen müssen wir meines Erachtens ebenso annehmen, daß die Erzählung von der Jordantaufe doch vor dem Schlusse dieser Zeit noch aufgekommen ist. Das Evangelium, welches nachher die abgesonderten Judenchristen gebrauchten, und welches zumal in seiner älteren Fassung eine wahre Parallele des Matthäusevangeliums ist, ist zwar im einzelnen ebenso wie die Evangelien der Kirche mannigfaltig überarbeitet; aber in der Grenze seines Inhaltes ist es ohne Zweifel ein getreuer Spiegel jenes Bestandes, wie derselbe zur Zeit der Trennung war. Nun, dieses Evangelium hat die Jordantaufe, aber noch nicht die Geburtsgeschichte. Dieser damalige Bestand hat offenbar noch längere Zeit nachgewirkt. Denn auch in den anderen Schriften spätester Herkunft in unserem Kanon sind, wie 1 Joh. 5, 6 zeigt, als Grenzen der Geschichte Jesu einestheils die Taufe wie anderentheils der Tod angenommen. Es ist dies kein Beweis dafür, daß zur Zeit ihrer Abfassung die Geburtsgeschichte noch nirgends vorhanden gewesen wäre. Denn auch die Taufe ist in einer der spätesten Schriften, wie sich 2 Petri 1, 17 zeigt, nicht verwendet. Aber es ist ein Beweis, daß dieses neue Stück sehr langsam gegenüber jenem älteren Bestande zur Aufnahme kam. Wie es denn auch in zwei unserer kanonischen Evangelien keine Stelle fand, und in den beiden anderen sich leicht als letzte Zugabe erkennen läßt. Aber nicht nur dieses. Sondern wir können uns auch der Wahrnehmung nicht verschließen, daß diese Bildung der Geburtsgeschichte einerseits und der Fortschritt im Glauben an die Gottheit Jesu andererseits nicht im genauen Verhältniß der wechselseitigen Bedingung stehen, sondern vielmehr neben einander hergehen. Paulus, der noch keine andere geschichtliche Beglaubigung der Gottheit kennt, als die Auferstehung, hat doch schon einen Glauben an diese Gottheit gelehrt, für welchen auch die Geburtsgeschichte noch weit nicht ausgereicht hätte. Und die Schriften, welche in Christus den Logos Gottes sehen, haben sich mit dem Anfang der Jordantaufe begnügt. Die Geburtsgeschichte ist also von diesem Fortschritte nicht abhängig, sie geht als dichterische Bildung neben her. Und liegt nicht eben darin die beste Erklärung der Thatsache, daß es auch nachher so lange bei der Feier der Taufe als der wahren Epiphanie blieb, in welcher die Geburt nur mitbegriffen ist? Mit jener Thatsache ist nun auch zu rechnen gegenüber dem Wege, welchen Usener eingeschlagen hat, um zu einer Zeitbestimmung über den Ursprung der Geburtsgeschichte

zu gelangen. Er hat dieselbe gesucht durch Vergleichung der Entwicklung der Lehre von Christus in jenem Zeitraum. Nicht bei den sogenannten apostolischen Vätern; denn sie bieten nichts oder wenig, was hier zu verwenden wäre. Um so ergiebiger schien dagegen die Geschichte der Gnosis zu sein, deren reiche Entfaltung allen Haupterscheinungen nach in diese Zeit fällt. Da dieselben aber auch auf ihre Kenntniß der Taufgeschichte untersucht werden, so umfassen diese Untersuchungen das gesammte Gebiet der vorliegenden Frage.

Usener kommt hierbei zu dem Ergebniß, daß diejenigen älteren Gnostiker, welche die Erscheinung Christi rein doketisch betrachten (Marcion, Saturnin, Basilides) die Jordantaufe noch nicht kennen. Das Problem der Person Jesu ist für sie durch die einfache Erscheinung der Gottheit gelöst. Ebensowenig kannte sie Karpokrates, der auf anderem Boden stehend die judenchristliche Vorstellung von Christus als Mensch mit platonischen Gedanken verband. Hiermit kommen wir in die Zeit Trajans. Dem gegenüber trat die populäre Erklärung des höheren Wesens Jesu durch den Prophetengeist, und diese ist zuerst angeeignet durch Kerinthos, für den die Zeit 120 gewonnen wird. Die Geburtsgeschichte tritt dann in den Gesichtskreis der folgenden Gnostiker Ophiten, Valentin, ohne übrigens die Taufgeschichte zu verdrängen. Sie kommt in die jetzt fertigen Evangelien des Matthäus und Lukas um 130—35, und von da an entstehen unter diesem Einfluß eine Reihe von Vermittlungen zwischen jener altgnostischen rein doketischen Ansicht und den neuen Geschichtsstoffen. Es ist bekannt, wie unsicher alle unsere Quellen uns über die Zeitbestimmung der gnostischen Lehrer und Schulen lassen; damit ist von selbst gegeben, daß dieser Aufriß zugleich fortwährend sich mit Aufstellung und Beweis der Zeiten und Folge der einzelnen Erscheinungen zu beschäftigen hat. Ebenso schließt er eine gewisse Geschichte der Evangelien, das heißt ihres Abschlusses in sich.

Soweit es sich bei diesem geschichtlichen Aufriß nur um die späteren Gnostiker handelt, welche als solche durch ihre Abhängigkeit von Vorgängern bewiesen sind, trifft auch die Beziehung zu den spätesten Gebilden der evangelischen Geschichte zu. Man kann hier über die Deutung des einzelnen verschiedener Ansicht sein; die Thatsache selbst ist unbezweifelbar; diese Gnostiker haben auch ihre Lehrsätze und Phantasien nicht so frei geschaffen, daß sie erst von dem Boden derselben Fühlung mit jenem Geschichtsstoff gesucht hätten, sondern sie sind im Hervorbringen selbst schon abhängig. Ebenso zweifellos kann auch bei älteren Gnostikern im einzelnen Falle ihre Kenntnis sein, wie dies unstreitig bei Kerinthos in Ansehung der Taufe der Fall ist. Aber anders

verhält es sich nun mit denjenigen gnostischen Häuptern oder Schulen, in deren Lehre sich die Bekanntschaft mit der Jordantaufe oder der Geburtsgeschichte nicht nachweisen läßt; wir dürfen daraus doch nicht schließen, daß diese Geschichten zu ihrer Zeit noch nicht vorhanden waren; denn wir wissen nicht, welche Evangelien ihnen zur Verfügung standen. Noch mehr aber: die streng doketische Vorstellung von Christus fordert keineswegs Unkenntniß jener Dinge anzunehmen; sie kann auch die Ursache sein, daß dieselben nicht beachtet wurden. Und dies wird um so wichtiger, wenn wir mit Usener annehmen wollen, daß dieser reine Doketismus die Verneinung des menschlichen Wesens und Auflösung desselben in eine reine Erscheinung der Gottheit keineswegs erst ein späteres Erzeugniß ist, sondern schon in die ersten Zeiten der ganzen Bewegung gehört. In der That können wir es ihm nur danken, wenn er uns vollends brechen hilft mit der Meinung, daß die ganze Gnosis aus schwachen Ansätzen im kirchlichen Glauben und jüdischen Theologumenen langsam und schrittweise sich zu ihren entscheidenden Anschauungen entwickelt und von dem geschichtlichen Ausgang losgelöst habe — eine Meinung, welche sofort hinfällt, wenn man sich vollständig klar darüber wird, daß wir es nicht mit Theologie und Spekulation, sondern in erster Linie mit Religion zu thun haben, deren Heimath schon das zersetzte, vermischte und reflektirte Heidenthum ist, und welcher die christliche Idee nur neue Anregung und Stoff gegeben hat. Wie Usener sagt über den „Boden, der jene üppige Triebkraft des religiösen Denkens nährte: er ist eine Ablagerung von Religionsvorstellungen der orientalischen wie der hellenischen Welt, durchsetzt von dem Moder einer manches Jahrtausend alten Religion, einem wüsten Aberglauben aller Art. Zu dem altägyptischen Glauben gesellte sich der jüdische, hellenische, parthische, um die Mittel der Superstition zu vervielfältigen und zu verstärken. Das junge Christenthum brachte alle diese Elemente in eine Gährung, welche sich in den mannigfaltigsten Gebilden niederschlug, den gnostischen Systemen, dem Neuplatonismus, den Hermetischen Schriften". Bleiben wir bei den gnostischen Systemen. Wie viel diese zu Anfang aus dem jungen Christenthum aufgenommen haben, können wir zur Noth aus unseren Berichten zweiter, dritter und weiterer Hand entnehmen. Nicht aber daraus sicher entnehmen, was ihnen dasselbe sonst noch geboten hätte, was aber von ihnen übersehen oder abgewiesen wurde. Wie ein Probestein für diese Frage, das heißt für die Grenzen unseres Wissens oder doch die Schwierigkeit seiner Herstellung ist der Gnostiker Marcion zu betrachten, umsomehr als man sagen muß, daß er nicht etwa für uns besonders im Dunkel steht, sondern im

Gegentheil in vorderster Linie, soweit unsere Geschichtsquellen Licht geben. Usener hat gerade Marcion, dessen eigenes Evangelium weder die Jordantaufe noch die Geburt Jesu enthielt, zur Zeitbestimmung für das Aufkommen dieser Stoffe benutzt. Er hat sich dies erleichtert dadurch, daß er dem Gnostiker und seiner Lehre ein höheres Alter, als gewöhnlich geschieht, beimißt und nachzuweisen sucht. Aber alles hängt dann an der berühmten Frage über das Verhältniß des Evangeliums Marcions zu den kanonischen Evangelien und dem Lukasevangelium insbesondere. In klarer Erkenntniß der Bedeutung dieses Verhältnisses hat Usener sich alle Mühe gegeben zu beweisen, daß der Anfang des Evangeliums Marcions selbstständig und ursprünglich gegenüber dem Lukasevangelium sei, daß er uns auf ein altes paulinisches Evangelium hinweise. Er wird mit seiner Beweisführung kaum durchdringen. Ist diese aber nicht haltbar, so ist es um einen Eckstein des ganzen Gebäudes geschehen. Was dann? Der eingeschlagene Weg ist darum doch nicht aufzugeben. Es gilt nur einen neuen Versuch, auf demselben zum Ziel zu kommen.

Useners Arbeit hat ihn mitten in die Evangelienfrage hineingeführt. Nur von einem bestimmten Punkte aus; aber hier hängt alles zusammen, und so hat er doch eine Reihe der wichtigsten Aufgaben berührt. Da ist es nun von großem Werth, zu sehen, wie ein solcher Arbeit kundiger Mann, wenn er auch dieselbe auf anderen Gebieten zu thun gewöhnt ist, zu gleichen Ergebnissen gelangt, welche die Fachmänner im engeren Sinne gewonnen haben, und welche sich ihnen immer mehr befestigen. Außer dem einen, was in dem Hauptzwecke seiner Arbeit lag, der Beurtheilung des Alters der Eingangsstoffe unserer Evangelien, gehört hierher in erster Linie die Annahme eines ältesten Evangeliums, der Grundlage des Matthäus, als eines Buches der Sprüche, das wohl nicht ohne gewisse erzählende Ueberschriften der einzelnen Stücke, aber im ganzen weit entfernt noch von einer Erzählung des Lebens Jesu war. Es gehört hierher die Einsicht, daß bis noch zur Zeit Justins (150) nicht nur eine große Zahl verschiedener Evangelien im Umlauf war, sondern auch die an einem Ort gebrauchten einen äußerst beweglichen Text hatten. Ferner, daß das Hebräerevangelium, wie wir es kennen, auf eine ursprüngliche Gestalt zurückweist, aber doch schon im einzelnen eine Bearbeitung ist. Und vieles andere mehr. Ein Muster im Nachweise der Zusammensetzung und der Entstehung derselben ist die Beleuchtung der mehrfachen Anfänge und Ansätze in den ersten Kapiteln des Lukasevangeliums. Die Beurtheilung der Evangelien hat die Zeit längst hinter sich, in welcher man über die Echtheit

des Ursprungs, die Namen der Verfasser, die Herkunft von apostolischen Männern, im Sinne der Glaubwürdigkeitsfrage stritt. Wir sind auch über die Art der Vergleichung hinaus, bei welcher man nur die Zusammensetzung gegebener Vorlagen, das Nachschreiben und Abschreiben mit allerlei Zufälligkeiten im Auge hatte. Die jetzige Arbeit, wo sie überhaupt ernsthaft getrieben wird, hat das Ziel, diese Schriften im vollen Zusammenhang mit der Geschichte des urchristlichen Lebens und Geistes zu verstehen. Das ist es, was jene Kritik begann, die man mit dem Namen der Tendenzkritik zu brandmarken und zu vernichten meinte. Haben wir die ersten Anfänge hinter uns, so arbeiten wir doch fort im gleichen Sinn und für das gleiche Ziel. Und das geschieht mit dem Bewußtsein, daß die Arbeit wie jede wirkliche Geschichtschreibung Leben aus Leben gewinnt, daß sie wahrhaft aufbauend ist. Ich meine, auch Useners Leser müssen das empfinden.

Ein besonderes Stück des Werkes bildet endlich noch die Untersuchung der ältesten Geschichte des Taufsakramentes, welche gegenüber dem ursprünglichen Zweck der Handlung und der paulinischen Auffassung eine Umbildung dieser durch die aus der Jordantaufe abgeleiteten Vorstellungen annimmt. Auch hier weiter Ueberblick, eine Fülle feiner Bemerkungen, fruchtbarer Anregung.

Useners Werk ist eine Frucht der Gelehrsamkeit; sie trägt auch noch die Schale derselben an sich; nicht nur, was der Forscher gewonnen, sondern auch wie er es gewonnen, bietet er dem Mitarbeiter, bietet er jedem denkenden Leser. Aber die Arbeit ist mit Begeisterung geschehen; sie trägt an sich die Weihe wahrer Wissenschaft, die Weihe ihres Gegenstandes. Die Wärme des religiösen Gefühls begleitet die kühne Arbeit der Forschung. Den Glauben an die Sache hat er im Schlusse seines Vorwortes ausgesprochen: „Wichtiger und fühlbarer ist der Gewinn, den unsere Begriffe von Religion und Kirche aus solchen geschichtlichen Erkenntnissen ziehen. Wir sehen das Werden und lernen das Gewordene zugleich verstehen und würdigen. Vom abgestorbenen und absterbenden Besitz der Kirche, der zeitlichen Werth hatte, scheidet sich der unveräußerliche ewige Gehalt unserer Religion. Die ehrenwerthe Selbsttäuschung, welche das verkennt, wahrt nicht, was sie will, das Wohl der Kirche. Räumt Asche und Schlacken hinweg, und das erstickende Feuer wird zu heller Gluth auflodern."

Wilhelm Wattenbach.

Zum 22. September 1889.

Von

S. Löwenfeld.

Am 22. Juli 1842 fand in der großen Aula der Berliner Universität eine Doctorpromotion statt. Auf dem Katheder stand ein junger Philologe und wehrte die Angriffe ab, welche die Opponenten gegen die Abhandlung und die beigefügten Thesen richteten. Der Angegriffene war Wilhelm Wattenbach, und seine Opponenten nannten sich Georg Curtius, Martin Hertz und Theodor Becker, — lauter Philologen strengster Observanz, von welchen die drei letzten der einmal erwählten Wissenschaft Zeit ihres Lebens treu geblieben sind. Nachdem das Gefecht vorüber war, begaben sich die versöhnten Feinde, wie es ein guter, alter Brauch verlangt, wohl an einen Ort, wo es nicht gerade streng akademisch zugeht und tauschten bei einem frischen Trunk ihre Gedanken aus über das, was die Zukunft bringen werde. Und wer damals dem neuen Doctor geweissagt hätte, daß er seine Lorbeern einst auf dem Gebiete der mittelalterlichen Geschichte pflücken werde, den hätte Wattenbach selbst als Propheten weidlich ausgelacht, so recht aus vollem Halse, wie nur jemand lachen kann, der alle Aengste des Examens hinter sich hat. Zwar das Thema der Dissertation war ein historisches: „De quadringentorum Athenis factione" — es behandelte eine Episode aus der Geschichte Athens in der Zeit des Alcibiades, — aber die Abhandlung selbst bezeichnete sich als eine „Dissertatio inauguralis philologica", ihr Ausgangspunkt und die Kritik der Quellen war eine rein philologische — sie knüpfte an eine größere Arbeit Droysen's über „Die Vögel des Aristophanes" an —, von sieben Thesen waren sechs philologischer Art, und wem noch ein Zweifel darüber bleiben konnte, daß der Verfasser Philologe sei, der brauchte nur die letzte Seite aufzuschlagen und die ausführliche Vita zu lesen.

Mehr als einmal hat die historische Wissenschaft ihre großen Erfolge denen zu verdanken, die aus einem benachbarten Gebiet zu ihr kamen. Der Umschwung, der sich innerhalb der Geisteswissenschaften in unserm Jahrhundert vollzogen, hat dies ermöglicht, — ein Umschwung, der im letzten Grunde darauf beruht, daß seit Niebuhr, Eichhorn und Savigny die historische Betrachtungsweise an die Stelle der philosophischen getreten ist. Wollte man den Versuch machen, die verschiedenen Wissenschaften wie die Länder eines Erdtheils auf einer Landkarte darzustellen, so müßte man die Geschichte in die Mitte der Karte legen und ihre Grenzen heranführen bis dicht an die Gebiete der Philologie und der Rechtswissenschaften. So vollzieht sich der Uebertritt von einem Gebiet ins andere leicht.

Zu den Männern, die aus einem benachbarten Lande zur Geschichte kamen, gehört auch Wilhelm Wattenbach.

Wattenbach ist am 22. September 1819 zu Ranzau in Holstein geboren, im Hause seines mütterlichen Großvaters, des Kammerherrn August von Hennings, der seit einer Reihe von Jahren als Administrator der Grafschaft Ranzau in dänischen Diensten stand. Obwohl in hervorragenden amtlichen Stellungen, die seine ganze Kraft in Anspruch nahmen, fand er, der von den Humanitätsideen seines Jahrhunderts erfüllt war, noch Zeit und Neigung, eine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit zu entfalten; — allerdings ohne sonderliches Glück; denn ein großes Epos, „Olavides, herausgegeben und mit einigen Anmerkungen über Duldung und Vorurtheile begleitet“, ist vergessen; ein Journal, daß er in den neunziger Jahren gründete, wurde bald verboten, während ein neues kurz darnach begonnenes Unternehmen: „Genius der Zeit“, sich bis in den Anfang unseres Jahrhunderts trotz mancherlei Anfechtungen behauptet hat. Das einzige Buch, das ihn überdauert hat, trägt einen mehr wissenschaftlichen Charakter: „Ueber den gegenwärtigen Zustand der Europäer in Ostindien“, ein dreibändiges Werk, welches aus eifrigen Studien über den Gegenstand hervorgegangen ist. Soviel ist gewiß, daß Herr von Hennings ein Mann von ungewöhnlichen geistigen Fähigkeiten war und das biographische Denkmal wohl verdient hat, welches der dankbare Enkel dem Großvater errichtet hat (Allg. Deutsche Biogr.). Auch Wattenbachs Vater, Paul Christian, war ein merkwürdiger Mann. Dem Beispiel seiner Vorfahren folgend, welche soweit man Kunde hatte, sämmtlich Pastoren gewesen waren, begab er sich nach Göttingen um Theologie zu studiren. Dort aber zogen ihn die Naturwissenschaften in ihren Bann, namentlich die Vorlesungen Lichtenbergs, des bekannten Physikers und Humoristen. Doch dabei blieb er

nicht. Eine Reise, welche er als Begleiter eines reichen Hamburger Kaufmanns nach England machte, hatte den Erfolg, daß er sich selbst dem kaufmännischen Berufe widmete. Lichtenberg billigte seinen Entschluß vollkommen und schrieb ihm: „Nur dann, wenn mehr Köpfe von dem Gehalt des Ihrigen sich der Handlung widmen, kann der Kaufmann für uns werden, was er seit jeher für alle blühenden Staaten gewesen ist. Es freut mich unendlich, daß ich doch wenigstens zuweilen sehe, was sonst unerhört war, nämlich daß gute Köpfe sich nicht eigentlich einer der vier Facultäten widmen, um da zu versauren. Ihr Entschluß macht Ihnen die größte Ehre."

Wilhelm Wattenbach war erst fünf Jahr alt, als der Vater starb. Seine Jugenderziehung wurde also vorzugsweise von der Mutter geleitet, und mit ihr siedelte er nach Rundhof über, auf die Besitzung eines Oheims, um hier zusammen mit gleichalterigen Vettern den ersten Unterricht in den humanistischen Fächern zu erhalten. So vorbereitet bezog er das Gymnasium in Lübeck, wohin nun auch die Mutter und die anderen Geschwister ihren Wohnsitz verlegten. In dem kleinen Hause in der Bäckergrube entstand bald ein lebhafter Verkehr. Zu den häufigen Gästen der Wattenbachschen Familie gehörten u. a. Ernst Curtius und Marcus Niebuhr, der Sohn des großen Historikers, und zu den häufigsten: Emanuel Geibel. Den Anziehungspunkt bildeten die beiden Schwestern, Sophie und Caecilie, jene durch ihren Geist und ihr Wissen hervorragend, diese durch den Liebreiz ihrer Erscheinung bezaubernd. Geibel, der zu Caecilie eine leidenschaftliche Zuneigung gefaßt hatte, machte den kaum sechzehnjährigen Bruder Wilhelm zum Vertrauten seiner Herzensgeheimnisse und schrieb ihm die Lieder ins Album, von welchen er wünschte, daß die Schwester sie lese. Unter den Eindrücken, die der Gymnasiast durch Johannes Classen, einen vortrefflichen Ausleger der griechischen Classiker, empfing, reifte die entstandene Vorliebe für die Philologie allmählich zu dem Entschluß, sich vorzugsweise dem Studium des griechischen Alterthums zu widmen. Das bestimmte wohl auch die Wahl der ersten Universität, Bonn, wo Friedrich Welcker, der anerkannte Führer der Archäologen, eine segensreiche Lehrthätigkeit entfaltete. Gehörten auch den Fächern, die dieser Gelehrte vertrat, die nächsten Interessen des jungen Studenten, so war damit sein Studienkreis keineswegs begrenzt; der ganze Umfang der indogermanischen Sprachforschung erschloß sich ihm hier, indem er bei Lassen, dem Begründer der indischen Alterthumswissenschaft, sich mit Sanskrit und bei August Wilhelm von Schlegel mit deutscher Literatur beschäftigte. Aber es war nicht mehr als der gewöhnliche Tribut, den jeder Student der

Philologie darbringt, wenn Wattenbach auch Collegia über Logik und Geschichte hörte, jene bei Fichte, dem Sohne des großen Philosophen, diese bei Löbell. Der Aufenthalt in Bonn währte nur wenige Semester. Damals stand Karl Ottfried Müller, der als Nachfolger Welckers in Göttingen lehrte, auf der Höhe seines Ruhmes; erst vierzigjährig, aber als Lehrer wie als Gelehrter einer der Gefeiertsten in Deutschland. Die Reise nach Griechenland, die Müller schon seit Jahren plante, und die endlich im August 1839 angetreten werden sollte, veranlaßte manchen Studenten, die Uebersiedelung nach Göttingen zu beschleunigen; auch Wattenbach gehörte, wie er ausdrücklich angiebt, zu diesen. Mit guten Empfehlungen versehen trat er seinem Lehrer auch persönlich nahe. In Müllers Hause, dem Mittelpunkt des geselligen Verkehrs in Göttingen, fand er die hervorragendsten Gelehrten der Universität, und von dem Hausherrn selbst ging ein Zauber aus, dem sich niemand entziehen konnte. Wattenbach preist es als ein besonderes Glück, daß er noch das Colleg über Archäologie, das letzte, das Müller las, gehört habe. Von ihm ließ er sich auch ein Arbeitsthema geben, eben das, welches er in seiner Dissertation behandelt hat. Aber als er an die Arbeit ging merkte er, daß die philologische Vorbildung, die er bisher genossen, nicht dafür ausreiche, und diese stand für ihn gerade in Göttingen so sehr im Vordergrund, daß er während dreier Semester nicht eine einzige historische Vorlesung gehört hat. Es blieb nichts anderes übrig als das Versäumte nachzuholen, und er vertiefte sich in die griechische Geschichte. So dachte er die Rückkehr des verehrten Lehrers abzuwarten. Da kam plötzlich die Nachricht, daß Otfried Müller in Athen verschieden sei. Für Wattenbach gab es jetzt nichts mehr, was ihn in Göttingen hätte halten können; er ging nach Berlin. Auch hier ist es fast ausschließlich die Philologie, die ihn anzieht; er nennt als seine Lehrer aus dieser Zeit Boeckh, Bopp, Lachmann, Jakob Grimm und Rückert. Nur die Vorlesungen eines Historikers scheinen ihn zu interessiren: diejenigen Rankes. Es waren die Semester, in welchen Ranke in seinen Vorlesungen das Maximum seiner Hörerzahl erreicht hat (153, nach Dove in der Allg. Dtsch. Biogr.); aber an den historischen Uebungen dieses Meisters hat er sich nie betheiligt. Nichts deutet darauf hin, daß er damals schon einen Anschluß gefunden habe an die aus Rankes Seminar hervorgegangenen jungen Historiker, wie Waitz, Giesebrecht, v. Sybel, Dönniges, Köpke, Jaffé u. a., in deren Reihe er sich später stellen sollte. Sein Gebiet war vorläufig das des Alterthums, und die Ausarbeitung der Dissertation hielt ihn darin fest. Die Schwierigkeiten, mit welchen jeder erste Versuch zu kämpfen hat, blieben

auch hier nicht aus. Man glaubt in den Arbeiten der Vorgänger eine sichere Grundlage gefunden zu haben und sieht sich schnell genug getäuscht. Das tiefere Eindringen in den Stoff führt zu abweichenden Ansichten nnd zwingt, sich selbst eine neue Grundlage zu schaffen. In der bereits angeführten Abhandlung Droysens, Ueber die Vögel des Aristophanes, welche Wattenbach mit „wunderbarem Scharfsinn" geschrieben fand, war die Frage berührt, ob sich in Athen auch vor der Zeit des Clubs der Vierhundert geheime Verbindungen nachweisen ließen, — und im bejahenden Sinne beantwortet worden. Wattenbach war von der Beweisführung so captivirt, daß er unmittelbar an Droysens Ergebnisse seine eigenen Untersuchungen anknüpfen wollte. Aber allmählich, bei der Prüfung der einschlägigen Quellenstellen, gelangt er zu einem ganz entgegengesetzten Resultat, und seine Arbeit dehnte sich dadurch um ein Beträchtliches aus. Ich weiß nicht, wie die heutige Forschung sich zu der Frage stellt, ob sie Droysen oder Wattenbach, oder vielleicht keinem von beiden Recht gegeben hat, — genug, die Abhandlung wurde von der philosophischen Facultät angenommen, und ihr Verfasser erlangte glücklich den Doctorhut.

Während der Zeit, da Wattenbach als Kandidat des höheren Schulamts ein Jahr hindurch am Joachimsthalschen Gymnasium thätig war, müssen die Beziehungen zwischen ihm und Pertz sich angeknüpft haben. Das brachte eine entscheidende Wendung in seinem Leben hervor. Seitdem er als ordentliches Mitglied unter die Monumentisten aufgenommen war, war es mit der Lehrthätigkeit zu Ende, und theilweise auch mit der Philologie. Für lange Zeit verschwand das classische Alterthum seinen Blicken, und an dessen Stelle trat die mittelalterliche Welt.

Bei der Aufgabe, die ihm zunächst von Pertz gestellt wurde, — die Herausgabe der Chronik des Leo von Montecassino und seines Fortsetzers Petrus Diaconus — gewährte ihm die philologische Vorbildung den größten Vortheil. Von den Philologen haben die Historiker die Textbereitung gelernt. In der Anpassung der philologischen Grundsätze auf die mittelalterlichen Autoren liegt der große Fortschritt, den die Ausgaben der Mon. Germ. gegenüber den älteren darstellen. Handschriften gesammelt und verglichen — das haben auch die Herausgeber des vorigen Jahrhunderts; aber die Bewerthung der Handschriften, die Feststellung ihrer Genealogie und den Respect vor dem überlieferten Text — das hat die moderne Philologie den Historiker gelehrt. Ich meine nicht jenen Respect, der vor jedem I-Punkt eines mittelalterlichen Copisten demuthsvoll das Haupt neigt, sondern den Respect im Gegensatz

zur Willkür, welche unbekümmert um die redactionellen oder sprachlichen Differenzen zwei oder mehrere Texte aus den verschiedensten Zeiten anstandslos ineinander arbeitete. Gerade bei Leo von Montecassino kam es darauf an, die verschiedenen Redactionen auseinander zu halten; die Arbeitsweise des Autors, wie sie uns in dem noch erhaltenen Autograph entgegentritt, mußte auch in der Edition zur Erscheinung kommen. Es ist staunenswerth, mit welcher Sicherheit Wattenbach die Aufgabe gelöst hat, wie alle paläographischen Schwierigkeiten überwunden sind, in welchem Umfang die Quellenkritik, die Heranziehung der mittelalterlichen Historiker gehandhabt ist. Bemerkenswerth ist auch die Schnelligkeit, mit der Wattenbach arbeitete. In weniger als anderthalb Jahren war die Chronik, welche mehr als dreihundert Folioseiten einnimmt, druckfertig gemacht. Daneben mußte er, wie alle jüngeren Mitarbeiter, bei der Herstellung der Indices, der Glossarien und der Correctur hilfreiche Hand leisten. Dazwischen kehrte er manchmal, aber nur auf Stunden, zu seiner ersten Liebe zurück, und liefert für die von Schmidt herausgegebene Zeitschrift Referate über neue Erscheinungen auf dem Gebiete des Alterthums.

Die Stellung der Monumenta Germaniae im geistigen Leben der Nation war damals eine andere als jetzt. Die Naturwissenschaften dominirten noch nicht so wie heut, und die Philosophie, seit Hegels Tode in ihrer Allmacht beschränkt, mußte der Geschichte den ersten Platz neben sich einräumen, namentlich derjenigen Richtung, welche von dem Nationalwerk der Monumenta Germaniae ausging oder zu ihm hinführte; denn die Monumente standen im innigsten Zusammenhang mit den politischen Strebungen der Zeit. Pertz wußte sich seine Mitarbeiter zu wählen. Ueberblickt man ihre Namen und ihre Leistungen, so wird man an die glorreichen Zeiten der französischen Benedictiner gemahnt. Wattenbach wurde, seitdem er in der Ausgabe des Leo von Montecassino eine so vortreffliche Probe abgelegt hatte, mit Aufgaben betraut, die ihn für die nächsten Jahre zum vornehmsten Mitarbeiter an dem großen Werke erhoben. Eine dieser Aufgaben war die Herausgabe sämmtlicher österreichischer Klosterchroniken, welche vom Anfang des zwölften Jahrhunderts bis ins sechzehnte hinein mit immer neuen Fortsetzungen versehen wurden. Die Arbeit erforderte eine längere Reise, um überall auf die Handschriften zurückzugehen und bisher unbekannte Aufzeichnungen ans Licht zu ziehen; daneben sollte er für die Periode der staufischen und fränkischen Kaiser thätig sein, die zahlreichen Briefsammlungen genau untersuchen und die anderen Handschriften geschichtlichen Inhalts für spätere Benutzung vorläufig näher bestimmen. Das Ehrenvolle des Auftrags

erhöhte die Annehmlichkeiten der Reise; ein Sendbote der Monumenta Germaniae findet überall den besten Empfang. Das erfuhr Wattenbach schon in Wien, wo er Ende August geradeswegs von Berlin kommend eintraf. Der Baron von Münch-Bellinghausen gestattete ihm die ausgedehnteste Benutzung der Hofbibliothek und die anderen Beamten gaben sich die größte Mühe, ihm das Arbeiten zu erleichtern. Alsdann begann die Rundreise durch die österreichischen Stifter, nachdem der bekannte Geschichtsforscher Chmel, einer der eifrigsten Förderer der Monumente, ihn reichlich mit Empfehlungen versehen hatte: St. Florian, Kremsmünster, Seitenstetten, Göttweih, Zwettl, Raygern, Vorau; in dem Benedictinerstift Admont fand er die Gastfreundschaft noch ganz so, wie sie schon in Werken des zwölften Jahrhunderts gerühmt wird. Auch den Bibliotheken in Linz, Melk und Pesth wurde ein kurzer Besuch abgestattet; dann kehrte er nach Wien zurück, um das gewonnene Material zu verarbeiten. In den Abendstunden des Winters (1847/48) ging er den Anfängen des kirchlichen Lebens bei den slawischen Völkern nach. Er hatte nämlich in Heiligenkreuz eine Handschrift gefunden, welche wichtige Urkunden des neunten und zehnten Jahrhunderts enthielt. Sie nach Wien mitzunehmen, wurde gern gestattet. So konnte er denn die Mission der Slawenapostel Cyrill und Method einer neuen sorgfältigen Untersuchung unterziehen, und daraus entstand die kleine Schrift „Beiträge zur Geschichte der christlichen Kirche in Mähren und Böhmen", die in Wien, aber erst im Jahre 1849 erschien. Ein Vorgefühl davon, daß diese Arbeiten sehr bald eine Unterbrechung erleiden würden, brachte Wattenbach von seiner Rundreise durch die österreichischen Provinzen nach Wien mit. Ueberall hatte er Gelegenheit zu beobachten, wie eine tiefe Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen durch alle Klassen des Volkes zog; in Mähren befestigte sich ihm die Ueberzeugung, daß dieser Zustand der Dinge nicht lange mehr werde dauern können, und so kam es denn auch. Die Nachrichten von den Pariser Vorgängen und die Gerüchte über den kläglichen Stand der österreichischen Finanzen brachten die vorhandene Gährung zum Ueberschäumen. Im März kam die Revolution zum Ausbruch. Nachdem Metternich, gegen den der ganze Unwille des Volkes sich richtete, die Stadt verlassen hatte, schien die Ruhe allmählich wieder zurückzukehren; Wattenbach nahm nach diesen stürmischen Tagen die Arbeiten im Archiv sowohl wie in der Bibliothek wieder auf; aber es war bei der herrschenden Aufregung nicht immer leicht, die für den Forscher nothwendige Sammlung des Geistes zu finden. Im Mai waren die Zustände schließlich unerträglich geworden. Es ist bekannt, daß der

Kaiser heimlich Wien verließ, und daß der wahnwitzige Versuch gemacht wurde, eine Republik auszurufen. Auch aus Berlin kamen beunruhigende Gerüchte. Alles das störte Wattenbach um so mehr, als er selbst den lebhaftesten Antheil an den politischen Fragen nahm. Er zog es vor, seine Arbeiten zu unterbrechen, ging zwischendurch nach Berlin und vollendete sie im Lauf des nächsten Jahres wieder in Wien.

Wattenbach stand bereits im zweiunddreißigsten Lebensjahr als er sich (1851) an der Berliner Universität habilitirte. Es war damals für einen Docenten der Geschichte nicht leicht, sich Geltung zu verschaffen. Neben Ranke und Raumer über deutsche Geschichte oder Geschichte des Mittelalters zu lesen, war ein aussichtsloses Unternehmen, und nur die Wahl eines Gegenstands, der von jenen nicht behandelt wurde, gab Hoffnung auf einen kleinen Zuhörerkreis. Wattenbach kündigte für das erste Semester zwei Vorlesungen an und beide kamen zu Stande: „Quellenschriftsteller der deutschen Geschichte im Mittelalter" und als zweite: „Diplomatik und Handschriftkunde". Er füllte damit eine offenbare Lücke im Lectionsplan der Universität aus. Aus diesen Vorlesungen sind allmählich seine „Geschichtsquellen" und sein „Schriftwesen" herausgewachsen. Wenn ich recht unterrichtet bin, waren in jedem Colleg etwa sieben oder acht Hörer. Der erste, der sich meldete, war Ernst Dümmler*). In den folgenden Semestern las er außerdem über Geschichte Oesterreichs und deutsche Geschichte. In öffentlichen Vorlesungen behandelte er die Geschichte der deutschen Städte und die Bedeutung und Veränderung der königlichen und kaiserlichen Gewalt in Deutschland. Wohl die meiste Befriedigung gewährten ihm damals die historischen Uebungen, an welchen eine kleine, aber auserlesene Schaar sich betheiligte. Wattenbach bewohnte damals eine nicht zu große Stube in der Kanonierstraße; dort kamen die Hörer allwöchentlich an einem festgesetzten Abend zusammen, um mittelalterliche Historiker zu lesen und in freier Diskussion die auftauchenden Fragen zu behandeln, oder es wurden Vorträge gehalten oder Arbeiten besprochen. Unter den Theilnehmern befanden sich u. a. Dr. Höting, ein katholischer Priester, jetzt Bischof von Osnabrück, Julius Weizsäcker, damals noch protestantischer Vicar, ferner Hahn und Oelsner, die bekannten Mitarbeiter an den deutschen Jahrbüchern, und Ernst Dümmler, mit dem Wattenbach einige Jahre später eine innige Freundschaft geschlossen hat. Als Hospitant erschien regelmäßig Wilhelm Junkmann, bereits ein Vierzigjähriger, der in jener Zeit als Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses in

*) Bei dieser Gelegenheit spreche ich Herrn Geheimrath Dümmler für die werthvollen Mittheilungen über Wattenbachs Lebensgang meinen wärmsten Dank aus.

Berlin weilte; ein strenger Katholik, in Bonn und Münster vorgebildet. Die Diskussion nahm zuweilen einen sehr lebhaften Charakter an, wenn Junkmann die Thätigkeit Konrads von Marburg, des Ketzerrichters, vertheidigte oder die Behauptung aufstellte, Karl der Große habe eine verdienstliche That erfüllt, als er die ins Heidenthum zurückgefallenen Sachsen hinrichten ließ. Wattenbach pflegte dann der erfolglosen Diskussion ein Ende zu machen, indem er lächelnd bemerkte: „In diesem Punkte stimmen wir nicht überein, dafür aber in vielen anderen.“ Diese kleinen Scharmützel hinderten nicht, daß nach den Uebungen die ganze Gesellschaft in großer Eintracht in ein Bierlokal wanderte, meist zum „schweren Wagener“ in der Behrenstraße, in Wattenbachs Stammkneipe. In der Gesellschaft, die sich häufig dort zusammenfand, konnte man auch Kurt von Schlözer, den Bildhauer Kallide, Dr. Wetzstein, Consul in Damascus, Dr. Melchior Meyer und den Musikschriftsteller Gumprecht bemerken. Auch Julius Freese, der bekannte Uebersetzer von Lewes, und Emil Rößler erschienen dort als Gäste*).

Wattenbachs Docententhätigkeit dauerte vier Jahre. Auf Beförderung war bei der damaligen Kargheit der Mittel kaum zu rechnen. Zu Ranke konnte er in kein rechtes Verhältniß kommen, und in dessen Händen lag die Entscheidung wenigstens zum Theil. Die liberale Gesinnung des jungen Gelehrten war dem politisch und kirchlich streng conservativen Ranke in der Seele zuwider. Ranke witterte in ihm einen Demokraten. Wie damals so hat man auch später in der Heidelberger Zeit Unrecht gethan, Wattenbach als Demokraten zu verdächtigen; bei aller Entschiedenheit seines Liberalismus ist er doch nie zu den Extremen gegangen. Er ist viel zu fein organisirt, um nicht von den Uebertreibungen einer alle Geschichte verläugnenden Partei aufs Gründlichste abgestoßen zu werden; vorläufig aber litt er unter dem Verdachte, und er mußte daran denken, auf anderen Wegen seine Selbstständigkeit zu erringen.

Die Publicationen in den Monumenta Germaniae, der österreichische Reisebericht, die Abhandlung über die Briefsteller, die Beiträge zur Geschichte Böhmens und Mährens fielen in die Zeit, da der Aufschwung der geschichtlichen Studien in Oesterreich begann und lenkten die Augen der Wiener Kreise auf den jungen Gelehrten. Man dachte daran, ihn an die dortige Universität zu fesseln, ihm an dem Institut für österreichische Geschichtsforschung eine Stellung zu schaffen, wie sie nur wenige Jahre später für Theodor Sickel begründet worden ist.

*) Ich entnehme diese Notizen dem Necrolog auf W. Junkmann in der Voss. Zeitung vom 9. Nov. 1886.

Chmel gehörte zu denen, die ihn aufs Wärmste empfahlen. Aber am Ende wurde doch nichts daraus. Die Ursache liegt vielleicht in der freimüthigen Behandlung einer Frage, welche die Vorfahren des österreichischen Kaiserhauses betraf und ihn in eine heftige Polemik mit Chmel selbst verwickelte. Wattenbach hatte in den Anfängen der Berliner Lehrthätigkeit eine Abhandlung veröffentlicht über die sogenannten österreichischen Freiheitsbriefe — eine Reihe von Privilegien, welche den Fürsten jenes Landes von Julius Cäsar, Nero, Heinrich IV. und einigen anderen deutschen Kaisern angeblich verliehen waren. Hatte auch Petrarca über die Urkunden Cäsars und Neros den Stab gebrochen, so blieben doch die anderen bestehen. Es ist gar keine Frage, daß auf der Grundlage der ausgedehnten Rechte, welche darin verliehen waren, sich das österreichische Herzogthum allen Pflichten gegen das Reich entziehen und zu einer unabhängigen Stellung neben dem Reiche sich erheben konnte. Und diese Urkunden haben bis in unser Jahrhundert hinein als vollständig zu Recht bestehend gegolten. Ihre Bedeutung für die Entwickelung der österreichischen Monarchie gewährte ihnen das Privilegium der Unantastbarkeit. Damals war die Zeit noch garnicht fern, wo jeder Zweifel an der Echtheit sofort dem Vorwurf der unpatriotischen Gesinnung begegnete und unter Umständen auch „praktische Consequenzen“ nach sich zog; aber schließlich hat sich die historische Kritik siegreicher erwiesen als eine Jahrzehnte lang gepflegte Befangenheit, welche nichts mit patriotischer Gesinnung gemein hat. Selbst in Oesterreich wurden Zweifel laut; aber solange nicht ein regelrechter Angriff ausgeführt war, so lange konnte die Frage nicht als beseitigt gelten. Einige allerdings schienen die ganze Controverse immer wieder auf das politische Gebiet hinüberspielen zu wollen; zugleich regte sich eine Art Eifersucht gegen die kritischen Norddeutschen. Seitdem Böhmer sein gewichtiges Wort gesprochen, empfand Wattenbach die vollste Zuversicht, durch eine methodische Prüfung die Frage ein für alle mal entscheiden zu können. Gunst oder Ungunst einer Partei kümmert ihn wenig, nur das Verlangen treibt ihn, die historische Wahrheit nicht länger durch eine liebgewordene Lüge unterdrücken zu lassen. „Die Frage wird endgiltig entschieden werden — so heißt es im Eingang seiner Abhandlung — auf dem Gebiete der Wissenschaft, ohne daß Oesterreich die Macht hätte, es zu verhindern; und das starre Festhalten eines Kleinods, welches die ganze deutsche Wissenschaft für unechtes Glas erklärte, könnte weder Ehre noch Vortheil bringen.“ Der Beweis gelang vollkommen; alle Einsichtigen waren überzeugt, daß die betreffenden Privilegien aus der Reihe der Geschichtsquellen für das

elfte und zwölfte Jahrhundert zu entfernen seien. Aber Fälschungen blieben darum immer noch eine wichtige Quelle für die Zeit ihrer Entstehung. Man lernt die Wünsche, die Ansprüche gewisser Kreise und die Höhe einer Moral, welche in ihren Mitteln nicht wählerisch ist, aus ihnen kennen. Wattenbach hatte, einen Gedanken Böhmers ausführend und begründend, als den Urheber der Fälschungen den Herzog Rudolf IV. von Oesterreich, den Schwiegersohn Karls IV., bezeichnet. Rudolf, der nicht zu den sieben Kurfürsten gehörte und daher in der goldenen Bulle nicht bedacht war, suchte sich durch erschlichene Rechte dafür schadlos zu halten, so daß er, um seine Zwecke zu erreichen, selbst vor Fälschungen nicht zurückschrack. Dies steht mit den Eigenschaften seines Charakters vollständig in Einklang. Damit war die Polemik gegen Chmel eröffnet; denn dieser hatte, um den Vorwurf der Fälschung vom Habsburger Hause fernzuhalten, König Ottokar von Böhmen der Urheberschaft beschuldigt. Chmel erwiderte mit einem heftigen Ausfall gegen Wattenbach in dem zweiten Band der Monumenta Habsburgica und konnte sich noch jahrelang nicht beruhigen. Immer wieder kam er auf den Gegenstand zurück und immer wieder suchte er darzuthun, daß die Urkunden schon vor Rudolf IV. vorhanden gewesen seien. Ohne Erfolg. Die neueren österreichischen Historiker geben unumwunden zu, daß Böhmer und Wattenbach den wahren Ursprung der Fälschung festgestellt haben.

Unter solchen Umständen war es ein Glück, daß Wattenbach die Stelle eines Provinzial-Archivars in Breslau erhielt (1855). Zunächst fand er hier ein Feld, wo er seine diplomatischen und paläographischen Kenntnisse aufs Vortrefflichste verwerthen und erweitern konnte; alsdann bot der Verkehr mit den Lehrern der dortigen Universität — in erster Linie mit Theodor Mommsen — eine beständige geistige Anregung, und eine gut ausgestattete Bibliothek lieferte ihm das Material, um die in Berlin begonnenen Studien fortzusetzen. Das Archiv allerdings machte viel zu schaffen. Wattenbach war ganz allein, ohne Gehilfen thätig. Unter dem Directorat des Herrn von Lancizolle zeichneten sich die bewilligten Mittel nur durch ihre Knappheit aus, und von der Beamtenhierarchie, die man jetzt in den Archiven trifft, war dazumal noch keine Spur vorhanden. Die Arbeiten, die hier zu erledigen waren, kamen zugleich der Provinzial-Geschichte zu gute. Wattenbach wurde neben Röpell eine Hauptstütze des Vereins für schlesische Geschichte. Sieht man die Publicationen der Gesellschaft durch, so trifft man zahreiche Bände, die allein von Wattenbach oder in Gemeinschaft mit anderen Gelehrten gearbeitet sind.

In diese Zeit der glücklichen Schaffenskraft, welche durch eine behagliche, von den beiden Schwestern Sophie und Caecilie eingerichtete Häuslichkeit unterstützt wurde, fällt die Ausarbeitung seines hervorragendsten Werkes, über die Geschichtsquellen Deutschlands im Mittelalter. Im December 1855 hatte die historisch-philologische Klasse der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften als Preisarbeit eine kritische Geschichte der Historiographie bei den Deutschen bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts verlangt. Es ist sicher, das Georg Waitz, der hier auch als Preisrichter mitwirkte, die Aufgabe gestellt hat. Zwanzig Jahre lang hatte er sich selbst mit dem Gedanken einer solchen Geschichte der deutschen Historiographie getragen, war aber über die dürftigsten Grundzüge, die er in Vorträgen und kleineren Aufsätzen entwickelte, nicht hinaus gelangt. Jetzt, da seine Verfassungsgeschichte und die akademische Wirksamkeit in Göttingen ihm jede Aussicht benahm, seinen Plan zu verwirklichen, wollte er wenigstens die Veranlassung geben, daß das Buch von einem anderen geschrieben werde. Wir machen uns nur schwer eine Vorstellung, welche Mühe es damals kostete, sich in dem Labyrinth der Quellen zurecht zu finden. Wir finden fast jeden Autor, den wir brauchen, in einem der dreiundfünfzig Monumenten-Bände, und wollen wir über seine Zeit, seine Glaubwürdigkeit, seinen literarischen Werth, seine Stellung in der Historiographie etwas wissen, so schlagen wir die „Geschichtsquellen" auf. Zu der Zeit, als Wattenbach an die Arbeit ging, waren erst acht Scriptores-Bände erschienen; da mußte man sich mühsam die Schriftsteller aus den alten mangelhaften Ausgaben zusammensuchen. Von einer Würdigung als Geschichtsquelle oder als literarisches Denkmal war da fast nirgends die Rede. Das Bedürfniß nach einem orientirenden Werk wurde lebhaft empfunden, nur fehlte der Muth, es zu befriedigen.

Wattenbach hatte schon als Monumentist zunächst zur eigenen Orientirung Materialien für eine Geschichte der Historiographie gesammelt. Erst die von der Göttinger Akademie gestellte Aufgabe veranlaßte ihn, an die Arbeit zu gehen und seine Vorlesungen über Quellenkunde weiter auszuführen. In weniger als einem Jahre war das Werk vollendet. Es erhielt den Preis. Wenn man heut das Urtheil nachliest, welches Waitz in großer Ausführlichkeit über das Buch abgegeben hat, so wird man sich eines Staunens nicht erwehren können; er findet so vieles auszusetzen, daß selbst sein Lob einen bitteren Beigeschmack bekommt. Seine Ausstellungen sind, das kann man heute dreist erklären, in den meisten Punkten unzutreffend, und es ist sicher, daß Waitz sein Urtheil schließlich nach demjenigen berichtigt hat, welches

die Wissenschaft über das Buch fällt. Nur muß hervorgehoben werden, daß Waitzens Tadel keineswegs hervorging aus einer kleinlichen Nörgelsucht, sondern höchstens aus einer gewissen Einseitigkeit. Die Vorstellung, die er von einer Geschichte der deutschen Historiographie sich gemacht und in jahrelangem Nachdenken befestigt hatte, bildete den Maßstab, den er als Preisrichter anlegte. Aber Wattenbachs Buch paßte so gar nicht in den Rahmen dieser Vorstellung hinein, und das irritirte Waitz. Wattenbach leistete unendlich mehr, als die Societät gefordert und erwartet hatte. Schon der äußere Umfang der Arbeit, verglichen mit dem Umfang der Zeit, welche zwischen der Einlieferung und der Preisverkündigung lag, liefert den Beweis dafür. Und nun gar erst der Inhalt! Nur so begreift man es, wenn Waitz mit einem leisen Tadel selbst die Ausdehnung der Arbeit über die Quellen der Nachbarländer (Italien, Frankreich, England, Dänemark u. s. w.) trifft. Der Tadel verwandelt sich von einem höheren Standpunkt aus in ein großes Lob. Eine Geschichte der Historiographie, wie sie verlangt wurde, verhält sich zu den Geschichtsquellen, welche Wattenbach einlieferte, wie sich die Karte eines Erdtheils zum Globus verhält. In Betreff der Form hatte Waitz auszusetzen, daß die Arbeit „eine mehr so zu sagen populär belehrende als streng wissenschaftlich gehaltene Behandlung des Gegenstandes“ biete. Das allgemeine Urtheil hat auch hier anders entschieden. Es preist die Leichtigkeit und Gefälligkeit der Darstellung als einen besonderen Vorzug des Buches. Die Rücksicht auf die Form war von vornherein bedingt durch die Absicht, nicht bloß ein gelehrtes Repertorium zum Nachschlagen, sondern eine lesbare Darstellung der historischen Literatur in ihrem Zusammenhang mit dem politischen und geistigen Leben der Nation zu liefern. Um diesen Zweck zu erreichen, scheint die Sprache sogar an vielen Stellen mit Reflexionen gebildet zu sein; es wäre auch sonst kaum zu erreichen gewesen, dem trockenen Stoff eine Form zu geben, welche auch ein ästhetisches Gefühl vollkommen befriedigt.

Das Buch erschien mit einer Widmung an Ernst Dümmler und Emil Rößler, einen alten Wiener Freund, damals Dozenten der Rechtsgeschichte in Göttingen, versehen im Jahre 1858 und fand die günstigste Aufnahme. Johann Friedrich Böhmer, doch gewiß einer der competentesten Beurtheiler, ist des Lobes voll. Bei jeder sich darbietenden Gelegenheit hebt er das Verdienstliche dieser Leistung hervor. „Was wir so lange entbehrt — schreibt er an Johannes Janssen — ist uns von Wattenbach vollständiger, zusammenhängender und auch anziehender und reichhaltiger dargereicht, als man es für den ersten Wurf hätte für

möglich halten mögen. Ein wie viel deutlicheres Bild erhält man jetzt von dem ganzen Entwicklungsgang der Historiographie als man bisher besaß. Dabei bin ich durchaus der Ansicht, daß Wattenbach gut gethan hat, sich nicht weiter auf die Culturgeschichte im allgemeinen einzulassen, weil er dadurch vom Specialthema zu weit abgeleitet worden wäre. Fühlt man ja doch bei der Lectüre überall heraus, daß sein Gegenstand nur ein Ast ist eines Hauptstammes, nur eine Seite der Gesammtbildung, die nun auch rückwärts, von dieser Seite her, reichliches Licht gewinnt. Auch ein schönes Verständniß der kirchlichen Verhältnisse, des religiösen Einflusses auf die Bändigung und Erziehung unserer Vorfahren muß man doch im Allgemeinen dem Verfasser nachrühmen, wenn man auch bedauert, hin und wieder ganz ungehörige Ausdrücke zu finden." Diese Klage Böhmers, der, obwohl Protestant, eine leidenschaftliche Hinneigung zur katholischen Kirche empfand, kehrt auch sonst noch wieder und bezieht sich auf einige wenig respectvolle Bemerkungen über Traditionen und Einrichtungen der katholischen Kirche; Wattenbach hat hier eine ausgesprochene Neigung zur Ironie nicht immer unterdrückt. So heißt es in einem Briefe an Roth von Schreckenstein: „Ich lese soeben das neue Werk Wattenbachs über Deutschlands Geschichtsquellen; es ist so viel schönes Verständniß kirchlicher Verhältnisse darin, daß es einem leider als sonst thut eine Grenze zu finden, wo dieses Verständniß aufhört. Ein solches Werk war in der That längst ein Bedürfniß und wird nun auch fruchtbar werden."

Böhmers Prophezeiung ist ganz in Erfüllung gegangen; nur wenige Bücher haben so wie die „Geschichtsquellen" auf die Erforschung des Mittelalters befruchtend eingewirkt. Auf dieser Grundlage erst konnte sich die reiche Literatur der Quellenuntersuchungen entfalten, die ihrerseits wieder geradezu umgestaltend auf die „Geschichtsquellen" eingewirkt haben. Will man den Umschwung, der sich auf diesem Gebiete vollzogen hat, ermessen, so braucht man nur die erste und die letzte Auflage zu vergleichen. Der ursprüngliche Umfang ist um das Dreifache gewachsen, und von den älteren Kapiteln sind wenige ohne durchgreifende Aenderungen in die neuen Auflagen hinübergenommen worden. Das Beispiel, das hier gegeben war, bot die unmittelbare Veranlassung, daß Ottokar Lorenz die historische Literatur des ausgehenden Mittelalters in gleicher Weise zur Darstellung brachte. Weit über die Grenzen Deutschlands hinaus hat das Beispiel gewirkt; in Ungarn, Polen, Frankreich, England entstanden ähnliche Werke oder wenigstens Ansätze dazu.

Wattenbach durfte nach den Erfolgen der letzten Jahre zuversichtlich auf eine Rückkehr zur akademischen Thätigkeit hoffen. Waren auch

die Wiener Erwartungen gescheitert, so eröffneten sich neue Aussichten in Deutschland selbst. In Jena war der Lehrstuhl der Geschichte, derselbe, den Schiller einst eingenommen, unbesetzt, und Wattenbach wurde unter denen genannt, die bei einer Berufung in erster Linie in Betracht kamen. Nicht er, sondern Adolf Schmidt erhielt damals die Professur (1860). So mußte er denn noch zwei Jahre beim Archiv aushalten, bis ein Ruf aus Heidelberg an ihn erging. Er sollte der Nachfolger Kortüms werden, und wie dieser über alte und mittlere Geschichte lesen. Abgesehen von den wissenschaftlichen Vortheilen, welche die neue Stellung verhieß, war die Aussicht auf einen Verkehr mit zwei der hervorragendsten Vertreter seines Faches, Gervinus und Häußer, verlockend genug. Wattenbach nahm den Ruf mit Freuden an. Seine beiden Schwestern gingen mit ihm und sorgten auch in Heidelberg für eine anmuthende Häuslichkeit. Im Hause von Gervinus wurde Wohnung genommen, und mit Häußer verband ihn bald die innigste Freundschaft.

Die Stille der wissenschaftlichen Arbeit wurde schnell genug durch die politischen Ereignisse unterbrochen; im Heidelberger Lehrkörper waren die deutschen Parteien in allen ihren Schattirungen vertreten; alle Strömungen und Strebungen der Zeit fanden hier ihren Ausdruck. Nur einmal schienen alle Wünsche in ein gemeinsames Ziel zusammenzulaufen. Das war in den Tagen, als eine wahrhaft nationale Bewegung zu Gunsten der von Dänemark vergewaltigten Elbherzogthümer durch das deutsche Volk ging. Aber die Einmüthigkeit verschwand, als das Ministerium Bismarck die Schleswig-Holsteinschen Angelegenheiten in einer anderen Weise als die meisten gehofft hatten, zu ordnen unternahm. Man verstand Bismarcks Schritte nicht, weil man seine Ziele nicht kannte; man sah einen jedes Rechtes spottenden Gewaltact, wo doch die frische Kraft des preußischen Staatswesens mit elementarer Macht daran ging, der Unnatur der deutschen Verhältnisse ein Ende zu machen. An alle diese Fragen, welche in Heidelberg mit der größten Leidenschaftlichkeit erörtert wurden, hatte Wattenbach noch ein ganz persönliches Interesse insofern, als er selbst ein Holsteiner und ein eifriger Anhänger des Herzogs von Augustenburg war. Auch ihn haben, ähnlich wie Georg Waitz, die Maßnahmen der preußischen Regierung gegen den Augustenburger mit Schmerz erfüllt; auch ihn haben, wie so viele der besten und edelsten Patrioten, Zweifel an der Gerechtigkeit der preußischen Politik beschlichen; aber in das Lager der Gegner ist er nie gegangen, weil er von Preußens Berufe ebenso überzeugt war, wie diejenigen seiner Collegen, welche in den kritischen Tagen

von 1866 für die Neutralität Badens mit aller Energie eintraten, wie Bluntschli, Knies, Goldschmidt, Wundt u. A. Niemals ist seine nationale Gesinnung auch nur ins Schwanken gerathen, niemals haben sich seine liberalen Anschauungen, wie ich mit Absicht hervorhebe, zu jenem Radicalismus verirrt, den selbst die vollendeten Thatsachen nicht klüger machen als er früher war.

Unter den Forschungen, welchen Wattenbach während der Heidelberger Zeit oblag, stehen die paläographischen in erster Reihe. Nicht bloß die Geschichte der Schrift, — alles was mit dem Schriftwesen in irgend einem Zusammenhang stand, wurde in den Bereich der Untersuchung hineingezogen. Die Vorarbeiten dazu gehen bis in die Zeit zurück, da Wattenbach seine erste Ausgabe für die Monumente besorgte. Es war damals noch garnicht lange her, daß man die ersten Versuche machte, die paläographische Disciplin als eine selbständige zu behandeln. Mabillon hatte, als er sein berühmtes Werk „De re diplomatica" veröffentlichte, die Entwicklung der Schrift fast ausschließlich aus den Urkunden dargestellt, und die gelegentliche Heranziehung von Handschriften konnte ihm weder von der Mannichfaltigkeit der Formen noch von dem verschlungenen Gang der Bücherschrift eine richtige Vorstellung geben. Von den Fesseln seiner Methode haben sich auch die Verfasser des großartigen „Nouveau Traité de Diplomatique", und selbst in unserem Jahrhundert Natalis de Wailly nicht befreien können, der im Auftrag Guizots einen Auszug aus diesem Werke herstellte. Während auf der einen Seite die Diplomatik — das war eine Folge der großen politischen und socialen Veränderungen um die Wende unseres Jahrhunderts — ihre praktische Bedeutung verlor und den Charakter einer Hilfswissenschaft der Geschichte annahm, erkannte man andererseits die große Bedeutung der Handschriftenkunde für die philologische und historische Kritik. Die Paläographie emancipirte sich von der Diplomatik und stellte sich allmählich ebenbürtig neben sie. Ich glaube keinen Widerspruch zu finden, wenn ich behaupte, daß das Wattenbachs Verdienst ist. Man wird die Bemühungen Kopps, Eberts und Hoffmanns von Fallersleben auf diesem Gebiete keineswegs unterschätzen, man wird hervorheben, daß, um nur von Deutschen zu reden, Pertz, Mommsen, Sickel und Zangemeister ganz hervorragende Paläographen sind, daß namentlich Jaffé als Practiker wie als Theoretiker Ausgezeichnetes geleistet hat, — aber man wird es anerkennen müssen, daß die Anleitung und das Schriftwesen die ersten und einzigen Bücher sind, durch welche die Paläographie zum Range eines selbständigen Faches erhoben, zunftmäßig geworden ist.

Die wenigen autographirten Blätter, die Wattenbach seinen Hörern in Heidelberg in die Hand gab, sind daher von grundlegender Bedeutung. Allerdings, sie haben nur noch eine ganz geringe Aehnlichkeit mit der letzten Auflage der Anleitung, aber die Grundlinien waren schon damals gezogen. Wenn man die einzelnen Auflagen mit einander vergleicht, so sieht man, wie der wachsende Umfang des Buches dem wachsenden Umfang des Wissens entspricht. Es imponirte den Hörern nicht wenig, wenn Wattenbach in den Anfängen des Heidelberger Aufenthalts mit der Offenheit, die immer ein Zeichen der solidesten Gelehrsamkeit ist, bekannte, daß er dieses oder jenes Wort nicht entziffern könne, über diesen oder jenen Punkt selbst nichts wisse*). Aber gerade in jenen Jahren hat Wattenbach die Meisterschaft auf dem paläographischen Gebiet erreicht. Erst allmählich erlangt das Auge jene Schärfe, welche nöthig ist, um die fast unmerklichen Wanderungen und Wandlungen der Buchstaben wahrzunehmen, erst allmählich der Geist jene Fähigkeit, die gewonnenen Beobachtungen systematisch zu ordnen und aus ihnen die Kriterien für die Zeit und Heimath der Handschriften aufzustellen. Der Standpunkt, den Wattenbach bei diesen Untersuchungen einnahm, war ein freier, man möchte sagen, universeller, und er schützte ihn stets vor der Gefahr, der so manche ältere und neuere Paläographen erlegen sind: in jeder graphischen Unart eine charakteristische Eigenthümlichkeit zu erblicken. Das Schriftwesen des Mittelalters schwebt ihm stets als ein Ganzes vor Augen, dessen Gestaltung bis in alle Einzelheiten hinein bedingt wird durch den Gang der allgemeinen Cultur. Man muß Wattenbach dabei gesehen haben, wie er sich in die Schriftzüge eines alten Pergamentes versenkt; man hat sofort das Gefühl, daß hier der Blick nicht am Buchstaben hängt, sondern daß vor seinem Geiste die Vergangenheit lebendig wird, daß aus den vergilbten Blättern ihm das Bild einer längst vergangenen Zeit immer klarer und klarer entgegentritt. Aus dieser Betrachtungsweise der Schriftzüge entstand das Buch über das Schriftwesen. Unendlich enger als in unserer Zeit der Druckerpressen waren im Alterthum und Mittelalter die Beziehungen zwischen dem Schriftwesen und der Literatur. Man weiß ja, daß das Schicksal manches Buches dadurch entschieden worden ist, daß kein Material zur Hand war, welches die Erhaltung verbürgte, kein Schreiber, der es copirte, kein Händler, welcher es vertrieb, keine Bibliothek, die es unter ihr schützendes Dach nahm. Man braucht nur daran zu erinnern, daß man Ciceros De republica

*) Freundliche Mittheilung des H. Prof. Geiger.

zerstört hat, um auf die neu bearbeiteten Blätter Augustins Commentar zu den Psalmen zu schreiben, daß die Institutionen des Gajus unter dem Hieronymus, der Livius unter Gregors Moralien, aber auch Pauli Korinther Briefe unter einer Ilias, eine Septuaginta unter einem Sophokles verschwinden mußte. Alles, was über diese Dinge bei den Schriftstellern zu lesen ist, hat Wattenbach gesammelt — Einzelheiten, nichts als Einzelheiten, aber mit so feinem Verständniß geordnet, daß sie in ihrer Totalität eine Wirkung üben wie ein Mosaikbild von Salviati. Als eine Illustration zu diesen Büchern gab Wattenbach in Gemeinschaft mit Karl Zangemeister eine systematisch geordnete Sammlung von Proben aus den ältesten Kapital- und Uncial-Codices heraus. Das Studium dieser Schriftgattung hat hierdurch zum ersten Male eine sichere Grundlage gewonnen.

Ueberall wurde Wattenbachs Name neben dem der bedeutendsten Forscher genannt; doch waren es über den engen Kreis der Fachgelehrten hinaus nur verhältnißmäßig wenige, die ihn aus seinen Büchern kannten. Die Gegenstände seiner bisherigen Arbeiten waren sehr exclusiver Natur. In der Heidelberger Zeit aber entfaltete er eine erstaunliche Thätigkeit auf den verschiedenartigsten Gebieten. In dieser Zeit entstand neben jenen großen Arbeiten eine lange Reihe von Abhandlungen, Vorträgen, Aufsätzen, Reisebeschreibungen, durch welche Wattenbach auch dem größeren Kreis der Gebildeten näher trat. Aus den Vorlesungen über die alte Geschichte ging die kleine Schrift „Ninive und Babylon" hervor, ein Versuch, in gemeinverständlicher Weise darzulegen, auf welchem Wege die Entdeckung und Entzifferung der Keilinschriften gelungen ist, und wie sich die Geschichte des assyrischen und babylonischen Reiches nach den Resultaten der jungen Assyriologie darstelle. Der historisch-philosophische Verein bot ihm vielfache Gelegenheit, für die Gegenstände, mit welchen er gerade beschäftigt war, auch das Interesse weiterer Kreise rege zu machen. Alle Montage versammelte sich im Gartensaal des Museums eine ansehnliche Gesellschaft, Mitglieder der Universität und Männer des praktischen Lebens, um über das engere Gebiet der Fachwissenschaft hinaus Anregung zu geben und zu empfangen. Das Mitgliederverzeichniß enthält Namen wie Bartsch, Bluntschli, Hansrath, Helmholtz, Goldschmidt, Nippold, Oncken, v. Treitschke, Wundt und Zeller. Nicht weniger als sechsundzwanzigmal hat Wattenbach hier gesprochen, eine Zahl, die seit der Gründung des Vereins nur von drei Mitgliedern übertroffen worden ist. Die außerordentliche Gabe des populären Vortrags machte ihn auch zu einem der beliebtesten Redner im Arbeiterbildungsverein; hier widmete er u. a.

seinem Freunde Ludwig Häusser einen schönen Nachruf. In Vorträgen schildert er zunächst auch die Eindrücke, die er auf seinen weiten Reisen empfing. Nur wenige Gelehrte haben so vieler Menschen Städte gesehen wie Wattenbach; die Wanderlust, die während der Breslauer, nur durch kümmerlichen Urlaub unterbrochenen Archivzeit gewaltsam zurückgedrängt wurde und auch aus seinem Interesse für Botanik Nahrung sog, trieb ihn jetzt jedes Jahr, sobald die Ferien wiederkehrten, in die Ferne. Sein Gefährte war in der Regel sein Bruder August, ein weit gereister Mann, der früher lange in Indien gelebt und jetzt in London seine Heimath gefunden hat. So lernte Wattenbach allmählich alle Länder Europas mit Ausnahme Rußlands kennen, und das Jahr 1867 führte ihn sogar nach Algier. Zu eingehenden Studien reichte die Zeit nicht aus, aber die vorher erlangte Vertrautheit mit der Geschichte des Volkes vermittelte die Bekanntschaft mit Land und Leuten schneller als es sonst der Fall zu sein pflegt. Dazu kam, daß persönliche Beziehungen zu hervorragenden Männern des Landes ihm zuweilen Einblicke in Verhältnisse gestatteten, die sonst aufs Aengstlichste vor den Augen gewöhnlicher Sterblicher gehütet werden. Noch unter dem lebendigen Eindruck des Gesehenen entstanden alsdann, zuerst in Vorträgen und in weiterer Ausführung in selbständigen Schriften, jene Schilderungen aus Algier, Spanien, Portugal, Schweden, Siebenbürgen, deren Reiz eben so sehr in der leichten, gleichsam weltmännischen Ausdrucksweise wie in der schlichten Art der Belehrung liegt. Aber auch Heidelberg kam darüber nicht zu kurz. Der Stadt, die ihm durch einen herzlichen Verkehr mit den hervorragendsten Männern, wie Zeller, Häusser, Treitschke, Wundt zur zweiten Heimath geworden war, trug er den Zoll der Dankbarkeit dadurch ab, daß er sich in die Geschichte ihrer Vergangenheit versenkte und den ersten Spuren des Humanismus an der Heidelberger Hochschule mit liebevollem Eifer nachging. Die Aufsätze, welche in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins erschienen, haben damals nicht die Beachtung gefunden, die sie verdienen. Erst in diesen Tagen hat ein junger Germanist von Neuem auf ihre Bedeutung aufmerksam gemacht*). Sie zeigen zunächst für ein eng begrenztes lokales Gebiet, wie die auf der Grundlage der Antike gewonnene Bildung den Kampf aufnimmt mit der scholastischen Tradition, wie als erster humanistischer Lehrer Heidelbergs Peter Luder zu betrachten sei; man gewinnt aus ihnen die Ueberzeugung, daß das erste Auftreten des Humanismus in Deutschland beinah um ein Jahrzehend älter ist als die Literarhistorie gemeiniglich annimmt.

*) Max Herrmann, Albrecht von Eyb. Berl. Dissert. 1889.

Seit dem Tode Philipp Jaffés (Ostern 1870) war der Lehrstuhl für historische Hilfswissenschaften an der Berliner Universität verwaist. Daß sich die Berufung Wattenbachs fast drei Jahre hinzog, hatte zum Theil seinen Grund in dem allgemeinen Mißtrauen, welches die norddeutschen Regierungen gegen die süddeutschen Liberalen hegten; schließlich aber wurden alle Bedenken überwunden, und Wattenbach erhielt die Professur, die in eine ordentliche umgewandelt war. Den Abschied von Heidelberg erleichterte die Aussicht, in der Hauptstadt des neuen deutschen Reiches einen unendlich größeren Wirkungskreis zu finden als bisher; zunächst in Bezug auf die Lehrthätigkeit. Heidelberg gehörte von jeher zu den Universitäten, in welchen das gesungene Wort mehr gilt als das gesprochene, und wenn das letztere noch dazu von einer Disciplin ausgeht, die ihrer Natur nach sich nur an einen kleinen Bruchtheil der Studentenschaft wendet, dann mag man öfter seinen einzigen Trost in dem alten Satze finden, daß schon drei ein Collegium bilden. In Berlin wurde das anders. Man hört zwar öfter die Ansicht, daß auch Berlin keine Universität sei, in der viel gearbeitet werde, daß die Hauptstadt dem jugendlichen Geiste zuviel Zerstreuung biete; — das ist eines von den vielen Vorurtheilen, die nicht auszurotten sind. Wattenbach fand hier, nicht bloß wenn er über allgemeine Geschichte des Mittelalters oder Quellenkunde las, sondern auch in dem Colleg über Paläographie, ein volles Auditorium. Noch ist allerdings nicht überall die Erkenntniß zum Durchbruch gelangt, daß eine paläographische Vorbildung für jeden, den seine Studien auf Handschriften oder Urkunden führen, nothwendig ist. Wäre das der Fall, so würden unendlich viele Fehler vermieden werden, und die fürchterliche Qual, Altes immer wieder von Neuem edirt zu sehen, würde schließlich ein Ende nehmen. Schon macht sich eine Wendung zum Besseren bemerkbar. Findet man doch jetzt sogar Mediciner in paläographischen Collegien, nachdem die Beschäftigung mit der Geschichte der Medicin einen neuen Aufschwung genommen hat.

Auch das Victoria-Lyceum bemühte sich, Wattenbach als Lehrer zu gewinnen. In einer Reihe von Vorträgen behandelte er die Geschichte des römischen Papstthums, selbstverständlich nur die wichtigsten Momente hervorhebend. Es war die Zeit, wo der Culturkampf die Geister aufs Heftigste erregte. Wattenbach verfolgte in seinen Vorträgen das Ziel, eine tiefere Erkenntniß der großen Gegensätze an der Hand der Geschichte herbeizuführen — eine Aufgabe, die um so schwieriger wurde, als ein umfassender und das Nachdenken anstrengender Gegenstand auf die Geduld einer Lyceumsschülerin zugeschnitten werden mußte. Als die

Vorträge im Druck erschienen, erregten sie in katholischen Kreisen heftigen Anstoß. Es geht in der That ein scharfer Wind durch diese Blätter. Wie sehr man aber in jener Zeit auf protestantischer Seite nach einem Buche verlangte, in welchem das Wissenswertheste aus der Geschichte des Papstthums enthalten ist, zeigte die Nothwendigkeit eines zweiten Abdrucks, nachdem der erste kaum der Oeffentlichkeit übergeben war.

Aber auch in rein wissenschaftlicher Beziehung erweiterte sich der Wirkungskreis ums Doppelte. Die immer neuen Auflagen der Anleitung und mehr noch der Geschichtsquellen machten eine unausgesetzte Verarbeitung der über Erwarten zahlreichen Publikationen erforderlich. Sein Buch hatte selbst die Schleusen geöffnet, aus welchen sich eine wahre Sturmfluth quellenkritischer Untersuchungen über ihn ergoß. Es gehörte die ganze Kraft eines Mannes dazu, um diese Massen zu bewältigen, um aus dem Hin- und Herwogen der Meinungen zu einem selbstständigen und bestimmten Urtheil zu gelangen. War auch die Unruhe auf dem paläographischen Gebiete nicht im Entferntesten so groß wie dort, so darf man darum nicht glauben, daß die neuen Auflagen der „Anleitung" mühelos zu Stande kamen. Die meiste Arbeit liegt hier, wenn ich so sagen soll, hinter den Coulissen. Der Leser sieht nur das Resultat, ohne zu ahnen, mit welchen Schwierigkeiten die Feststellung desselben in den meisten Fällen verbunden war. Daneben aber machten die Monumenta Germaniae ihre Rechte geltend. Als Mitglied der Centraldirection, wie sie nach dem Rücktritt Pertzens zur Fortführung des großen Unternehmens 1875 begründet war, übernahm Wattenbach die Leitung der Briefe, der fast wichtigsten Abteilung neben den Geschichtschreibern, und die Redaction des neuen Archivs*). Unmittelbar daran schloß sich die Fortsetzung der „Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit", Uebersetzungen der wichtigsten Quellenschriftsteller, welche dem weiteren Kreise der Gebildeten zugänglich gemacht werden sollten. Es kann an dieser Stelle eben so wenig wie früher Erwähnung geschehen all' der größeren und kleineren Arbeiten, Mittheilungen, Notizen, die Wattenbach jahraus, jahrein in den verschiedensten deutschen Zeitschriften veröffentlichte, oder der kleineren und größeren Funde, deren Verwerthung er neidlos andern gönnte. Aber undankbar wäre es, nicht der großen Thätigkeit zu gedenken, die er der neuen Ausgabe der Papstregesten Jaffés gewidmet hat, — ein Zeichen zugleich der Treue, die er einem

*) Nach Waitz' Tode hat W. die Direction der Mon. Germ. zwei Jahre hindurch geführt.



unglücklichen Freunde über das Grab hinaus bewahrte und die sich auch in der Vollendung anderer seiner Arbeiten kundgab*).

Also Arbeit genug. Doch fand sich noch Zeit zur Pflege einer edlen Geselligkeit. In Berlin fand Wattenbach einige von den alten Freunden wieder, und zu den alten gesellten sich neue. An die glückliche Lübecker Jugendzeit erinnerte Ernst Curtius, von den Breslauer Freunden war Mommsen da, von den Heidelbergern Zeller, seit 1876 auch Heinrich von Treitschke, und seit einem Jahre gesellte sich zu ihnen Dümmler. Schmerzlich vermißt wurde in dem Kreise Wattenbachs geistvolle Schwester Sophie, die in Heidelberg gestorben war. Nur Cäcilie begleitete den Bruder nach Berlin; sie hatte die Sechzig bereits überschritten, war aber immer noch von einer merkwürdigen Lebhaftigkeit und Anmuth. In Studentenkreisen sprach man viel von ihrem Verhältniß zu Geibel, und sie erschien uns von dem eigenthümlichen Zauber umgeben, den nur die Poesie weben kann. Noch erinnere ich mich deutlich des tiefen Eindrucks, den sie auf mich machte, als ich sie das erste Mal sah und sprach. Zehn Jahre lang hat sie hier dem Bruder treu zur Seite gestanden. Die Räume, die durch ihren Tod eine zeitlang verwaist waren, belebten sich von Neuem, als Wattenbach sich 1884 mit seiner Cousine, Fräulein Marie von Hennings, vermählte. Man war nicht wenig überrascht, als man eines Tages erfuhr, daß er, ein Junggeselle im fünfundsechzigsten Lebensjahr, sich entschlossen habe, in den Stand der Ehe zu treten. Aber die Ueberraschung verwandelte sich für alle diejenigen, welche das Glück hatten, in dem jungen Heim verkehren zu dürfen, in die Ueberzeugung, daß ein guter Stern in der Stunde geleuchtet habe, in der das Herz die Entscheidung traf.

In voller geistiger und körperlicher Frische feiert Wattenbach seinen siebzigsten Geburtstag. Zu den zahlreichen Ehren, die ihm, entsprechend den wissenschaftlichen Erfolgen, zutheil geworden sind, wird dieser Tag neue hinzufügen. Manche Körperschaft, deren Mitglied und Zierde er ist, wird ihre Wünsche in kunstvollen Adressen und Diplomen niederlegen; Freunde und Verehrer werden einzeln oder gemeinsam mit Geschenken nahen, wie sie die Liebe spendet. Daneben aber erscheint die große Schaar derer, die aus seinen Vorlesungen oder aus seinen Büchern reiche Belehrung geschöpft haben; sie bringen als einzige Gabe ein Herz voll Verehrung und Anhänglichkeit. Giebt es für einen Gelehrten und Universitätslehrer ein Geschenk, welches mehr erfreuen könnte als dieses?

*) So der Mon. Alcuiniana, zugleich mit Dümmler, und des Verzeichnisses der Kölner Handschriften.

Die letzte Herzogin von Celle.

Von

Dr. Adolf Köcher.

Unter den prunkenden Monumenten der Celler Fürstengruft stehen zwei schmucklose Särge von Zinn. Kein Denkmal in dem bildwerkreichen Kirchenchore, der sich darüber wölbt, nimmt auf diese Särge Bezug, keine Inschrift kündet die Namen derer, die unter der schlichten Hülle ruhn. Nur mündliche Ueberlieferung bezeugt der Nachwelt, daß hier die letzte Herzogin von Celle und ihre Tochter, die Gemahlin des Königs von England und Kurfürsten von Hannover, Mutter einer preußischen Königin, inmitten fürstlicher Pracht so unfürstlich beigesetzt sind.

Dieser Gegensatz ist kein Werk des Zufalls. Indem der Erbe des cellischen Hauses, König Georg I. von England, seiner Schwiegermutter und seiner Gemahlin die standesgemäße Ausstattung ihrer Ruhestätten versagte, wollte er sie als unebenbürtige Eindringlinge kennzeichnen, die dem stolzen Geschlechte, dessen Name und dessen Gruft ihnen zu theil ward, darum doch nicht gleich zu achten seien. In Wahrheit hat er damit nur sich selbst ein seinen Haß und seinen Hochmuth anklagendes Denkmal gesetzt. Denn jener geflissentliche Gegensatz erreicht das gerade Gegentheil der beabsichtigten Wirkung. Unwillkürlich drängt sich das Interesse von dem Pompe des erlauchten Geschlechts hinweg, und haftet an den kunst- und namenlosen Särgen der geächteten Frauen; man fragt nach Schuld und Unschuld und verlangt authentische Aufklärung aller Höhen und aller Tiefen ihres tragischen Geschicks.

Die oberflächliche und obscöne Neugier hat sich vornehmlich an die Katastrophe der Tochter gehalten. Ein reineres und tieferes Interesse bietet der in dramatisch abgemessener Verwicklung und Lösung auf- und niedersteigende Lebensgang der Mutter dar, der Herzogin Eleonore

aus dem Hause Desmier d'Olbreuze*). Eine dem wahren und wesentlichen Zusammenhange der Dinge nachgehende Skizze dieses in die politischen Kämpfe des welfischen Fürstenhauses tief verflochtenen Frauenlebens dürfte um so eher auf ein nachempfindendes Interesse hoffen, je reicher dasselbe sich ausgelebt hat im Hoffen und Helfen läuternder Liebe, im Wühlen und Wirken bohrenden Hasses, in leidenschaftlich erstrebter Erhöhung und demütig ausharrender Entsagung.

Ich beginne mit einer Exposition der persönlichen Strebungen und Verhältnisse, aus denen die uns fesselnden Verwicklungen im Hause Braunschweig-Lüneburg aufgekeimt sind.

Als der dreißigjährige Krieg zu Ende ging, war dieses früher so heillos zerspaltene Fürstenhaus nur noch in zwei Linien getheilt. Das Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel war in den Händen der ältern Linie, die der fromme und gelehrte Herzog August, der Stifter der Wolfenbüttler Bibliothek, repräsentirte. Die geistige Regsamkeit des Vaters lebte zwar in dem schwachmüthigen Rudolf August, der ihm nachfolgte, nicht fort, steigerte sich aber in Anton Ulrich, der dem regierenden Bruder erst als Statthalter, dann als Mitregent zur Seite stand, zu einem ruhelos umhertastenden und oft wenig skrupulösen Ehrgeiz. Der größte Theil der heutigen Provinz Hannover machte das Erbe der jüngern Linie aus, die der kriegsberühmte Herzog Georg als Eventualerbe aller älteren Brüder begründete. Sein Testament bestimmte zwar, daß der seinen Söhnen anerbende Landschaftencomplex immer in zwei selbständige Fürstenthümer zerfallen sollte. Allein die allgemeine Entwicklung der Zeit drängte auch hier auf Ueberwindung der Theilherrschaften, auf Vereinigung des ganzen Territorialbestands in der Hand des Erstgeborenen hin. Solches Ziel aber zu erkennen, zu erstreben und durchzusetzen war nicht möglich ohne Kampf. Indem die jüngere Linie darüber mit der ältern zerfiel, wurde sie noch heftiger in sich selbst entzweit.

Von den vier Söhnen des Herzogs Georg blieb nur der älteste, Christian Ludwig, vom Erbschaftshader verschont. Als er nach Eröffnung des cellischen Erbtheils von dem Wahlrechte, das ihm vermöge

*) Sowohl die Werthlosigkeit der fabulosen älteren Litteratur als auch den sichern Gehalt der authenthischen Quellen unserer Kunde habe ich anderwärts klargestellt. Auf Grund meiner Forschungen hat zuerst ein Verwandter des Hauses Desmier d'Olbreuze, der Vicomte Horric de Beaucaire, ein umfassendes und zutreffendes Lebensbild der Eleonore entworfen (Une mésalliance dans la maison de Brunswick. Paris, Oudin-Fischbacher 1884) und zugleich eine Anzahl neuer Quellen, insbesondere die Relationen der französischen Agenten am cellischen Hofe, ans Licht gebracht (in den Archives historiques de la Saintonge et de l'Aunis, t. XIII).

des väterlichen Testaments zustand, Gebrauch machte und sich die reichere Herrschaft in Celle erkor, folgte ihm auf dem hannoverschen Throne Georg Wilhelm neidlos nach. Diesem aber, dem zweitgeborenen, ist das Leben durch die dynastische Selbstsucht seiner jüngern Brüder um so saurer gemacht, je weniger er in sich selbst die Widerstandsfähigkeit eines zielbewußten und energischen Willens fand.

Georg Wilhelm*) war eine edel angelegte Natur, frohmuthig, arglos, offen und treu. Seine Herzensgüte und menschenfreundliche Milde blieb der Erinnerung später Geschlechter in romanhaft ausgesponnenen Anekdoten lebendig. Eine gewinnende Liebenswürdigkeit und echt fürstliche Noblesse zeichneten das glänzende Auftreten des stattlichen Mannes aus. Er hatte Lust an den Waffen und Sinn für Heldenthum, und patriotische Affecte gaben seiner Seele Schwung und Festigkeit in großen Momenten. Allein der frühe Tod des Vaters raubte dem lebensfrischen Jüngling die seinen Jahren und Neigungen unentbehrliche Zucht, und so wurde ihm der Segen eines leicht empfänglichen Gemüths zum Verhängniß seines Lebens.

Seine besten Jahre verflossen in unausgesetzten, nur durch kurze Pausen unterbrochene Wanderfahrten, die ihn vornehmlich in Holland und Italien heimisch machten. Er blieb dadurch vor den rohen Sitten, die der große Krieg über Deutschland brachte, bewahrt und eignete sich die feineren Formen und Lebensgenüsse des fremdländischen Wesens an. Allein die ernstern Eindrücke verrauschten in der Seele Georg Wilhelms ohne nachhaltige Wirkung. Nur der Tand und Genuß des Auslands blieb ihm als Ziel und Inhalt des Lebens begehrenswerth.

Die Regierung von Hannover, die ihm 1648 zufiel, vermochte ihn nicht zu fesseln. Jeder ernsten Beschäftigung abhold, schlug er seine Regentenpflichten leichten Herzens in den Wind. Schon im dritten Jahre seiner Regierung wurde ihm der Zwang seines fürstlichen Berufs und die Enge des reizlosen, pedantischen Lebens der Heimath unleidlich. Vergebens waren alle Bitten und Vorstellungen, eine übermächtige Sehnsucht zog ihn nach Italien. Nachdem aber die Schranke einmal durchbrochen war, folgte eine italienische oder holländische Reise der andern, und kein Appell an Pflicht und Reputation führte den Herzog auf die rechte Bahn zurück. „Venedig steht mir je länger um so besser an", antwortete er ein über das andere Mal seinem Hofmarschall, „ich möchte wünschen, daß ich dem Marschall könnte Lust machen, hierher

*) Ich beziehe mich für die folgende Charakteristik auf meine Geschichte von Hannover und Braunschweig, Theil I.

zu kommen, damit er mir von so vielen Wieder nach Hause zu kommen nicht schreibe."

Was ihn aber in Italien und Holland fesselte, war nicht Kunst und Wissenschaft, nicht Staats- und Kriegswesen; es waren gesellschaftliche Genüsse, die dort exquisite Nahrung fanden. In Bällen und Opern, Karten und Weibern ging das Interesse des Herzogs auf. Geldgierige Abenteurer und Dirnen umschwärmten ihn, wo er erschien, und Cavaliere von gleicher Gesinnung bildeten seinen „fliegenden Hof".

Auch in der Heimath war er fortan nur auf das Vergnügen bedacht. „Je toller je besser", seufzte seine Mutter; „man spricht hier von nichts als von der Jagd", klagte seine Schwägerin und rieth ihrem Bruder, als sie ihm einen Besuch Georg Wilhelms ankündigte: „unterhalte ihn von Deinen Jugendsünden und von den Damen, die einst Dein Wohlgefallen erweckt haben, aber berühre nicht Staatsgeschäfte; hat auch Georg Wilhelm viel Geist und Urtheil, so wendet er es doch nur auf seine Späße und kleinen Vergnügungen an". Und ein ander Mal: „es ist kaum begreiflich, wie man ein Fürst sein und nur auf Jagd und Liebelei sinnen kann".

Die Nemesis blieb nicht aus. Ihr Werkzeug aber wurden die jüngern Brüder des pflichtvergessenen Landesherrn, der eine wollend, der andere durch die Entwicklung der Dinge gezwungen. Und die Wurzel der Conflicte war die Ehe und Erbschaftssorge.

Da nämlich die Ehe des cellischen Herzogs Christian Ludwig kinderlos blieb, der dritte der Brüder aber, der vorsichtig abwägende und rücksichtslos zugreifende Johann Friedrich, zur katholischen Kirche übertrat, so suchten die calenbergischen Landstände ihren Herzog sowohl zum Verzicht auf das cellische Erbe wie zur Verheirathung zu bestimmen. Georg Wilhelm gab wenigstens dem einen Wunsche nach und erkor sich eine der schönsten, geistvollsten und stolzesten Prinzessinen zur Braut, die Pfalzgräfin Sophie, eine Tochter jenes unglücklichen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, der in der Schlacht am weißen Berge mit der böhmischen Königskrone zugleich die pfälzische Heimath verlor, und der Elisabeth Stuart, Tochter Königs Jacob I. von England. Kaum aber war die Verlobung in Heidelberg vollzogen, so schlug Georg Wilhelm die Straße nach Venedig ein und sank in die Sünden seiner leichtfertigen Vergangenheit zurück. Er entweihte und bereute sein Verlöbniß; um aber nicht ehrlos zurückzutreten, bot er sein Herzogthum dem jüngern Bruder Ernst August als Preis, damit dieser in die Bresche treten und die Pfalzgräfin heimführen möchte.

Ernst August war dem ältern Bruder treu zugethan und in cheval-

lereskſer Leichtlebigkeit sein Ebenbild, dabei aber auch ein guter Rechner, der sich allezeit auf seinen Vortheil verstand. Als jüngster Prinz ohne Aussicht auf die Nachfolge im Herzogthum, ging er bereitwillig auf den Heirathshandel ein. Allein derselbe dynastische Gesichtspunkt drängte sich auch dem ebenfalls auf seine Apanage angewiesenen und zur Erbfolge nächstberechtigten Johann Friedrich auf. Indem er sich seinerseits zur Werbung um die Pfalzgräfin bereit erklärte, protestirte er gegen die Abtretung des Herzogthums an den jüngsten Bruder. Georg Wilhelm war empört, mußte aber sich fügen. Er wählte daher einen andern Weg. Indem er sich durch Brief und Siegel zu steter Ehelosigkeit verband, bestimmte er die calenbergischen Landstände, die Apanage Ernst Augusts so zu erhöhen, daß dieser als Eventualerbe des Herzogthums eine Familie zu gründen vermöchte.

Solcher Gestalt wurde die Braut von dem einen Bruder dem andern verhandelt.

Die Prinzessin Sophie aber verstand in selbstbewußter Sicherheit der Lebensführung allezeit die Affecte des Herzens nach den Rathschlägen des Verstandes zu regeln. Es kam ihr auf eine gute Versorgung an. Sie entschloß sich daher schnell, die Hand des jüngern für die des ältern einzutauschen. Im Herbst 1658 wurde sie mit Ernst August vermählt, und die lediglich aus Gründen persönlicher Politik geschlossene Ehe entwickelte sich schnell zu einem beide Gatten beseligenden Herzensbunde.

Indessen die Gemeinsamkeit des Hofhalts, die das junge Paar mit Georg Wilhelm im Schlosse von Hannover verband, der tägliche Verkehr Georg Wilhelms mit der Schwägerin, welche die Auserkorene seines Herzens gewesen war, rief in dem entzündlichen Gemüth des aller Selbstbeherrschung baaren Mannes die alte Liebe, die nicht rostet, wieder wach. Er verfolgte sie mit seiner Leidenschaft und erweckte die Eifersucht des Bruders. Und Sophiens Stellung wurde um so unerquicklicher, je nachsichtiger sie die Thorheit des einen und den Argwohn des Andern ertrug.

Indem sie die Ausbrüche beider in ihrem Herzen verschloß, rettete sie die Eintracht der Brüder und opferte ihr Eheglück auf. Sie schenkte dem Gatten ein Kind nach dem andern, aber es wollte ihr nicht gelingen, das Unkraut der Galanterie und der Eifersucht mit der Wurzel auszureuten.

Sie empfand es daher als eine Erlösung, als der Tod des Bischofs von Osnabrück ihren Gemahl auf Grund der Stipulationen des westfälischen Friedens zur Nachfolge in diesem Stifte berief. Die Ueber-

siedlung nach Iburg trennte das fürstliche Paar vom Hofe Georg Wilhelms, und wenn auch die Leidenschaft des letztern nicht ganz erlosch, so trat damit doch ein Wandel ein. Sophiens Unglück war es, daß er sich zu spät vollzog. Denn die Eifersucht ihres Gemahls schlug in Gleichgültigkeit und in Untreue um. Georg Wilhelm aber häufte das Maß des Kummers, den er über die stolze Sophie durch die Auflösung seiner Verlobung und die Zerstörung ihres ehelichen Glücks gebracht, indem er auch den einzigen Ersatz, den er dafür geboten hatte, die durch seinen Eheverzicht gesicherte Erbfolge ihrer Kinder im Herzogthum durch die unwandelbare Leichtfertigkeit seiner ungezügelten Leidenschaften und unüberlegten Entschlüsse bedrohte.

Diese verhängnißvollen Neigungen und Handlungen verursachte eine junge Dame aus Frankreich, die aus der Stellung einer Hofdame und Maitresse zu der Würde einer regierenden Herzogin von Celle emporstieg, Eleonore Desmier d'Olbreuze.

In den Augen der ahnenstolzen Fürstinnen, deren Rang sie sich gewann, war und blieb Eleonore allezeit ein elender Emporkömmling. „Es wäre eine Ehre für sie gewesen, den Kammerdiener meines Gemahls zu heirathen", schrieb einmal die Herzogin von Orleans. Und allerdings dem deutschen Reichsfürstenstande war Eleonore nicht ebenbürtig, wie sehr sich auch in der Folge der combinatorische Forscherfleiß dienstbeflissener Gelehrten bemühte, ihren Stammbaum bis an Karl den Großen anzuknüpfen. Allein ihre Herkunft war doch auch nicht so niedrig, wie in der Folge der Haß und die Eifersucht ihrer Feindinnen ausgesprengt hat.

Das Haus Desmier, dem sie entstammte, zählt zu den alten Geschlechtern des in Poitou ansässigen Adels. Die jüngere Linie schloß sich der protestantischen Kirche an und ließ sich durch keine Verfolgung in ihrem Glauben beirren. Nicht weit von La Rochelle, dem Hauptbollwerk der Hugenotten, lag das Lehngut Olbreuze, nach dem sich Eleonorens Vater, Alexander Desmier, zubenannte. Ihre Mutter gehörte einem nicht minder alten und angesehenen Geschlecht derselben Landschaft an. Als viertes Kind dieser Ehe kam Eleonore am 3. Januar 1639 auf dem Schlosse Olbreuze zur Welt.

Von ihren Anfängen wissen wir nichts weiter, als daß die zärtlichen Eltern auf die Erziehung des schönen hoffnungsvollen Kindes, dessen anmuthige Heiterkeit und gewinnendes Wesen sie entzückte, eine ungewöhnliche Sorgfalt verwandten und jede Gelegenheit wahrnahmen, die Tochter in die Kreise des höheren Adels einzuführen, um ihrer Zukunft die günstigsten Chancen zu erschließen. Und diese Hoffnung schlug

nicht fehl. Die Freundschaft des Hauses de la Tremoille öffnete Eleonoren sogar die Pforten des Königshofs. Nachdem sich zuerst die alte Herzogin von Thouars ihrer angenommen, fand sich deren Schwiegertochter, die Prinzessin von Tarent, zu ihr hingezogen, denn Eleonorens Schönheit und Anmuth, ihr offener Kopf und ihr übersprudelnder Frohsinn gewannen ihr alle Herzen. Als Hofdame ihrer Gönnerin kam sie an den Hof Ludwigs XIV. und fand hier ihre Verehrer. Zu ihrem Glück aber fühlte sich der protestantische Prinz von Tarent dort zurückgesetzt und trat in den Dienst der Republik der Niederlande ein. Eleonore, ihrer Gönnerin treu, siedelte mit dorthin über.

Die Niederlande waren in der Epoche des westfälischen Friedens die Zuflucht englischer Emigranten, die politische und militärische Schule des deutschen Fürstenstands und der vergnügliche Tummelplatz reisender Cavaliere und Abenteurer aus aller Welt. Auch die braunschweig-lüneburgischen Fürsten, insbesondere Georg Wilhelm, wählten sich oft dieses Reiseziel. Dem Fräulein von Olbreuze gebrach es in diesen Kreisen an neuen Anbetern nicht. Allein sie wartete vorsichtig ihrer Zeit. Auch als sie der Zufall auf einer Reise nach Cassel, der Heimath der Prinzessin von Tarent, einer geborenen Landgräfin von Hessen, mit den fürstlichen Brüdern des Hauses Braunschweig zusammenführte, und nicht nur der rasch entzündliche Georg Wilhelm, sondern auch der besonnene Joh. Friedrich von ihren Reizen bestrickt ward, hielt sie klug zurück. Sie schlug die von Georg Wilhelm erwirkte Einladung aus, Hofdame der Herzogin Sophie zu werden, ließ sich aber mit Joh. Friedrich in einen sorgsam abwägenden Briefwechsel ein. Georg Wilhelms Leidenschaft wuchs mit dem Widerstande, den er fand. Er eilte der d'Olbreuze in die Niederlande nach, und ihre Reize bezauberten ihn um so nachhaltiger, je sorgfältiger er seine Absichten verhehlen mußte, um nicht Argwohn und Anstoß zu wecken.

Ueber dieser Leidenschaft vergaß er seine brüderliche Pflicht und sein dynastisches Interesse, als das hoffnungslose Siechthum Christian Ludwigs, des ältesten Bruders, die Eröffnung der cellischen Erbfolge in nahe Aussicht stellte. Weder die Bitten des todtkranken Bruders, ihn noch einmal wiederzusehen, noch die Mahnungen der Minister, seine Erbansprüche zu sichern, fanden bei Georg Wilhelm Gehör. Joh. Friedrich machte sich diese Gelegenheit zu nutze, gewann die einflußreichsten Räthe und Offiziere Christian Ludwigs und bemächtigte sich, sobald derselbe am 15. März 1665 hingeschieden war, durch einen Staatsstreich der Stadt Celle und aller festen Plätze und Aemter des Herzogthums. Als Georg Wilhelm vom Haag zurückkehrte, blieb ihm

nichts übrig als mit den Waffen sein besseres Recht zu erstreiten. Beide Brüder rüsteten und riefen Alliirte herbei, und die religiösen Gegensätze, die Europa entzweiten, schienen sich an diesem Bruderkriege von neuem entzünden zu sollen. Denn während die katholische Welt, Frankreich voran, ihre Stimme für den Convertiten erhob, rührte sich auf der andern Seite Schweden und Brandenburg für die protestantische Sache. Solche Aussicht aber bestimmte beide Brüder zur Nachgiebigkeit. Indem Joh. Friedrich auf Celle verzichtete, überließ ihm Georg Wilhelm mit Calenberg zugleich auch noch das bisher mit dem cellischen Theil verbundene Grubenhagen. So wurde der Erbfolgestreit im September 1665 geschlichtet.

Mit dem Frieden aber und der Thronfolge in Celle kehrte dem Herzog Georg Wilhelm die Sehnsucht nach der Geliebten zurück, die er in Holland hatte so plötzlich verlassen müssen. Er wünschte dieselbe an seinen Hof zu ziehen, um sie ganz zu besitzen. Ernst August bot dazu die behülfliche Hand, und gern willfahrte die Herzogin Sophie dem Befehle ihres Gemahls. Sie lud das Fräulein von Olbreuze noch einmal an ihren Hof.

Daß Ernst August alles that, um dem Bruder gefällig zu sein, wer nähme daran Anstoß? Von jeher und jetzt wieder im Erbfolgekrieg hatten beide fest zusammengehalten, und Ernst August war vom Bruder für das Opfer, das er ihm durch Aufstellung eines eigenen Truppenkorps gebracht hatte, mit der Abtretung der Grafschaft Diepholz belohnt.

Was aber bestimmte die Gemahlin Ernst Augusts, ihre Hand zu einem so delicaten Engagement zu bieten? Zunächst das dynastische Interesse ihrer Kinder. Denn in dem Concubinat Georg Wilhelms mit der Tochter eines nicht ebenbürtigen Adelsgeschlechts lag eine neue Bürgschaft der Ehelosigkeit, zu der sich derselbe durch Brief und Siegel verpflichtet hatte, um seine Lande an Ernst August und dessen Nachkommenschaft zu vererben. Der tiefste Beweggrund der Herzogin aber lag in ihrem persönlichen Verhältniß zu Georg Wilhelm. Hatte derselbe doch durch die wieder wach gewordene Leidenschaft seiner alten Liebe ihr junges Eheglück zerstört. Mit Freuden mußte sie es begrüßen, daß seine Neigung jetzt einer andern zugewandt war. Vielleicht kehrte ihr infolge davon das Glück der jungen Ehe zurück. Sie entsandte also eine ihrer Hofdamen nach Herzogenbusch, um die d'Olbreuze abzuholen.

Eleonore d'Olbreuze hatte den ersten Antrag, der ihr von Iburg übermittelt war, ausgeschlagen, weil dem Herzog Georg Wilhelm in

Folge seiner venetianischen Extravaganzen der Ruf der Unbeständigkeit voranging. Auch jetzt erwog sie besonnen die Mißlichkeiten des ihr so nachhaltig wiederholten Ansinnens. Aber Georg Wilhelm hatte ja alles für sie im Stich gelassen, seine Treue war zweifellos. Sie nahm das Geschenk an, das ihr derselbe sandte, und folgte der Einladung nach Iburg.

Hier trafen sich die Liebenden. Ernst August und Sophie vermittelten dann ihre Verbindung in einer alle Betheiligten sichernden Form. Indem Georg Wilhelm die dem Bruder gemachte Zusage steter Ehelosigkeit aufrecht erhielt und Eleonoren durch einen von Ernst August und Sophie mit unterzeichneten Revers ewige Treue und eine Jahresrente von 2000 Thlr., die nach seinem Tode verdreifacht werden sollte, zusicherte, bewog er sie zu dem Gelübde, ihm ewig angehören zu wollen, ohne Stand und Namen einer Gattin zu beanspruchen. Unter dem Titel „Frau von Harburg“ wurde sie seine Genossin.

Die Sitte der Zeit entschuldigte das Unwürdige dieses Verhältnisses. Wie viel Herzeleid und Fluch dieser Fehltritt nach sich ziehen sollte, ahnte niemand in der Freude über die nun allseitig gesicherte Erbfolge in dem fürstlichen Hause. Und doch lag gerade hierin die größte Gefahr eines Verhältnisses, das in der Heiligkeit der Ehe das tiefste Fundament der sittlichen Ordnung verletzte.

Freilich von der wüsten Maitressenwirthschaft, die nach dem Vorgange Ludwigs XIV. bald auch das hannoversche Haus vergiftete, hob sich das durch echte Liebe vertiefte und geläuterte Verhältniß Georg Wilhelms zu Frau von Harburg vortheilhaft ab. „Was man auch sagen mag, schrieb dieselbe einem Freunde ihres Hauses, daß ich mich über die Ceremonie hinweggesetzt habe, in der Kirche vor einem Priester zu stehen, so wüßte ich es doch nicht zu bereuen; denn ich bin die glücklichste Frau auf der Welt, und es ist ja doch nur die Treue, die das Wesen der Ehe ausmacht.“ Selbst in streng kirchlichen Kreisen glaubte man dies traute Verhältniß einer vor Gottes Augen Gnade findenden Ehe gleich achten zu dürfen. Die Geburt einer Tochter, Sophie Dorothee (Sept. 1666) besiegelte mit all dem Hoffen und Sorgen, das sie wach rief, die Innigkeit dieses Liebesbundes. Zum ersten Male fand Georg Wilhelm im eigenen Hause wirklich sein Heim. Hatte bisher kein Gebot der Pflicht den Flatterhaften zu fesseln vermocht, so erblaßten jetzt die Lockungen der Fremde vor dem Sonnenscheine des häuslichen Glücks. Frau von Harburg gewann so dem Lande die schätzbare Wohlthat, daß der Herzog und sein bisher draußen vergendetes Geld im Lande blieb. Ein Denkmal dieser umwandelnden Wirk-

samkeit ist das stolze Schloß von Celle, dem Georg Wilhelm die heutige Gestalt gab, indem er die außer der Ostfronte jetzt vorhandenen drei Flügel im italienischen Stil erbaute. Mit dem wachsenden Einfluß der Französin mehrte sich allerdings der fremdländische Anhang, der dem Hofe Georg Wilhems von jeher zu eigen war. Der Zudrang französischer Glücksritter, die damals die deutschen Höfe umschwärmten, war nirgends so groß als in Celle. Indessen die politische Einwirkung dieser Hofgesellschaft paralysirte der feste Anschluß an Ernst August, mit dem Georg Wilhelm auf das engste verbunden blieb; im Winter kam der Iburger Hof herüber nach Lüneburg, wo Georg Wilhelm alles aufbot, um durch Theater, Bälle und Spiel die Familie des Bruders zu fesseln. Das rauschende Festgetümmel schien der Ausdruck des tiefsten und befriedigsten Einvernehmens aller Betheiligten zu sein.

Indessen am Hof und im Herzen Georg Wilhelms rangen stets zwei Strebungen mit einander. In der Politik behielt einstweilen die antifranzösische Partei die Oberhand. Als Ludwig XIV. die Welt durch seinen Angriff auf Holland aufstörte, zog Georg Wilhelm mit Ernst August auf den Elsasser Kriegsschauplatz, wohnte mit ihm der rühmlichen Schlacht an der Konzer Brücke bei und nahm alsdann hervorragenden Antheil an der Vertreibung der mit Frankreich alliirten Schweden aus den deutschen Stiftslanden.

Ob und wie Eleonore zu dieser Politik Stellung nahm, wissen wir nicht. Die Früchte derselben aber fielen ihrem Ehrgeiz in den Schooß. Sie erlangte dadurch die Erhebung in den Reichsfürstenstand.

Nach den Memoiren der Herzogin Sophie hat sie dies Ziel planmäßig erstrebt. Und es spricht dafür nicht nur der Mangel jedes entgegenstehenden Zeugnisses, sondern auch die innere Wahrscheinlichkeit, wie groß auch der Antheil anderer an diesem ihrem Bestreben war. Es ist sehr natürlich, daß die erste Anregung aus Eleonorens Familie kam. Einer ihrer Brüder erschien in Celle, um den Herzog zur Eheschließung mit der Schwester zu vermögen. Georg Wilhelm wies freilich, seines dem Bruder verpfändeten Wortes steter Ehelosigkeit gedenkend, diesen ersten Antrag zurück. Aber wer bürgte für seine Standhaftigkeit, wenn die Versuchung an ihn herantrat? Die Herzogin Sophie hatte dies an sich selbst erfahren. Wie hätte es anders sein können, als daß sie von diesem Augenblick an die ehrgeizige Dame aus Poitou mit dem tiefsten Mißtrauen verfolgte? Sie hatte gehofft, durch Eleonoren den Schwager vor einer legitimen Ehe und ihre eigene Familie vor einer Gefährdung der verheißenen Nachfolge zu bewahren. Sie mußte es daher als eine

unerträgliche und unverzeihliche Anmaßung empfinden, wenn diese Französin hohen und höheren Rang erstrebte, ihre Vermählung mit dem Herzog und die Legitimirung ihres Kindes durchsetzte, und wenn so die Unebenbürtige einer Pfalzgräfin, einem Königskinde an die Seite und einer erlauchten Nachkommenschaft in den Weg trat. Sophies Memoiren sind von dieser Verbitterung erfüllt: aus jeder Zeile bricht der empörte Stolz und die zitternde Muttersorge in gehässiger Nachrede gegen die emporstrebende Rivalin hervor. Mochte auch Georg Wilhelm seinem Worte treu bleiben, der Krieg zwischen den beiden Frauen war von dem Augenblicke an, wo sich Eleonorens Zukunftspläne an das Licht wagten, für alle Zukunft erklärt.

Unversöhnlich aber wurde der Haß, als nach kurzer Frist jene Absicht der Standeserhöhung mit größerer Energie wieder aufgenommen ward. Alle Quellen stimmen darin überein, daß Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel lebhaften Antheil daran nahm. Anton Ulrich hatte eine zahlreiche Familie und wenig Geld, dazu einen Hang zur Intrigue. Die Tochter Georg Wilhelms aber war eine reiche Erbin, durch die Vorkehrungen ihres Vaters wurde ihr voraussichtlich ein reiches Allodial- und Kapitalvermögen sicher gestellt. Und konnte nicht vielleicht trotz aller entgegenstehenden Verträge auch das Herzogthum selber ihr zufallen, wenn sie legitimirt und für eine ebenbürtige Reichsfürstin erklärt ward? Zur Legitimirung bedurfte man des Kaisers, der Kaiser aber, den der Hinblick auf die spanische Erbschaft in steter Spannung mit Frankreich hielt, konnte seine Zustimmung nicht versagen, wenn Georg Wilhelm fest gegen Frankreich blieb. Der leitende Minister des Herzogs aber, Kanzler Schütz, war ein durchaus kaiserlich gesinnter Mann. Wir werden daher den Memoiren Sophiens darin Glauben schenken, daß Kanzler Schütz mit Herzog Anton Ulrich eifrig zusammenwirkte, als dieser eine Verlobung seines ältesten Sohnes mit der Tochter Georg Wilhelms in das Auge faßte und daher auf eine Standeserhöhung derselben drang. Konnte es anders sein, als daß die Mutter des Kindes solche Pläne mit Freuden begrüßte und mit Eifer unterstützte? Mit der Tochter mußte ja auch sie selbst steigen.

Das erste war nun, daß Georg Wilhelm im vollsten Einvernehmen mit seinem Bruder und Erben Ernst August der Tochter und der Mutter in der Grafschaft Wilhemsburg an der unteren Elbe eine standesmäßige Ausstattung schuf (1672). Sodann (1674) erwirkte er ein Kaiserliches Patent, welches die Mutter und die Tochter zu Reichsgräfinnen mit dem Titel von Wilhelmsburg erhob, und der Tochter für den Fall, daß sie sich in ein altfürstliches Haus vermählen würde,

Titel und Wappen einer geborenen Herzogin von Braunschweig-Lüneburg zuerkannte. Ernst August ging auch hierauf ohne besondere Schwierigkeiten ein.

Um so unangenehmer berührte ihn der bald folgende dritte Antrag, in eine Ehe seines Bruders mit Gräfin Eleonore zu willigen. Indessen fand er es doch bedenklich, schlechthin Nein zu sagen. Er begnügte sich auszubedingen, daß ihm und seinen Söhnen die Nachfolge in Celle auch für den Fall garantirt würde, wenn aus dieser Ehe ein Sohn entspränge. Sophie aber vermochte ihren Groll nicht mehr im Busen zu bergen. Sie zitterte vor der Möglichkeit einer Enterbung ihrer Kinder durch einen Sohn der verhaßten Rivalin und sie tauschte daher mit dieser wie mit Georg Wilhelm selbst sehr gereizte Briefe aus. Indessen sie mußte sich fügen, als Ernst August die begehrten neuen Garantien seines Erbfolgerechts erlangte. Am 22. August 1675 unterschrieben Georg Wilhelm, Eleonore, Ernst August und Anton Ulrich den Ehereceß, wonach die Gräfin Eleonore zwar nicht als Herzogin von Braunschweig. aber doch als rechte Gattin des Herzogs anerkannt ward. Im December wurde dann ihre Tochter Sophie Dorothea mit dem Prinzen August Friedrich von Wolfenbüttel, dem ältesten Sohne Anton Ulrichs, verlobt. Als hiermit für die Tochter auf Grund des kaiserlichen Patents der Fürstenrang gewonnen war, beantragte Anton Ulrich denselben nunmehr auch der Mutter einzuräumen. Dazu aber ließen sich Ernst August und Sophie nicht bewegen, und ihr Widerspruch wirkte wenigstens so viel, daß die Gräfin dem Herzoge nur zur linken Hand angetraut ward. Indessen die Thatsache an und für sich, die im April 1676 durch die Einschließung der Gemahlin des Herzogs in das Kirchengebet dem Lande verkündigt ward, hatte zur Folge, daß fortan der ganze Hof, auch der kaiserliche Gesandte, Eleonore mit dem herzoglichen Titel beehrte. Und das Stillschweigen Georg Wilhelms sanktionirte die neue Würde.

Zwischen dem Celler und Iburger Hofe griff infolgedessen eine vollständige Entfremdung Platz. Je mehr sich aber Ernst August von dem bisher so aufrichtig verehrten und so vorsichtig geleiteten Bruder zurückzog, um so breiter wurde der Einfluß, den Eleonore auf Georg Wilhelm gewann. Er fing an auch in politischen Fragen der Gattin Gehör zu gewähren. So hatte Eleonore das Ziel ihres Strebens erreicht. Sie war aus einer Hofdame und Maitresse eine regierende Herzogin des heiligen römischen Reichs geworden.

In der Regierung des Herzogthums drängte die Frauenhand das Staatsinteresse bald hinter die Befriedigung persönlicher Sympathien

zurück. Ihr Einfluß ging auch von einer reinen Familienfrage aus. Es fiel nämlich im französischen Kriege (Aug. 76) der junge Erbprinz von Wolfenbüttel, der Bräutigam der Prinzessin Sophie Dorothea, und es dauerte nicht lange, so meldeten sich neue Bewerber von allen Seiten an. Gern hätte Anton Ulrich seinem zweiten Sohn die „reiche Beute" zugewandt. Allein man bedurfte seiner nicht mehr. Wir hören, daß der Herzog von Modena und der König von Schweden werben ließen, und wir wissen, daß ein französischer Diplomat seinem Könige empfahl, die Hand der Prinzessin für einen französischen Prinzen in Aussicht zu nehmen. Das letzte wäre Eleonore das liebste gewesen, sie hätte für solchen Preis selbst den unvermeidlichen Uebertritt der Tochter zur katholischen Kirche nicht gescheut. Was konnte also der Französin, die der deutschen Sprache nie mächtig ward, das deutsche Staatsinteresse werth sein? Freilich auch Georg Wilhelm hatte vor Jahren einmal seine Hoffnung auf Frankreich gesetzt, und seine Tochter, als von ihrer Legitimirung noch keine Rede war, durch Ludwig XIV. in Frankreich naturalisiren lassen. Jedoch Ernst August und Kanzler Schütz hatten ihn nachher zum Bruch mit Frankreich bestimmt. Eine französische Heirath wäre also jetzt mit einem schroffen Parteiwechsel verbunden gewesen. Indessen das Zerwürfniß Georg Wilhelms mit Ernst August und der damals eintretende Tod des Kanzlers Schütz bahnten der französischen Diplomatie den Weg, und die Verwandtschaft Eleonorens mit dem Grafen d'Estrades, Frankreichs Vertreter auf dem Nymweger Friedenskongreß, bot diesem willkommenen Anlaß, mit der klugen und entschlossenen Herzogin eine vorsichtig vorwärts dringende Korrespondenz anzuknüpfen: so ergab sich das eigenthümliche Schauspiel, daß die emporgekommene Dame über den Kopf des Herzogs und seiner Minister hinweg in das Getriebe der europäischen Politik eingriff und eine Annäherung der cellischen Regierung an Frankreich erwirkte. Französische Agenten stellen sich in Celle ein, um diese Fäden aufzunehmen, endlich erscheint, um dieselben zusammenzuschürzen, ein Gesandter des französischen Königs, Graf Rebenac. Die Hauptschwierigkeit der Verständigung lag in der von Frankreich geforderten Rückgabe der den Schweden abgerungenen Gebiete. Indessen der Hader der Sieger über die Theilung der Beute, der Aerger Georg Wilhelms über seine Alliirten erleichterte wieder das Spiel. Die Hauptsache aber war, daß Graf Rebenac das Familieninteresse des cellischen Hauses in Widerstreit gegen das Staatsinteresse zu setzen verstand. Auf die Verfeindung der Höfe von Celle und Iburg spekulirend, stellte er Georg Wilhelm die Alternative, entweder den ungleichen Kampf mit Frank-

reichs Uebermacht auf sich zu nehmen, um eine Eroberung zu behaupten, die doch seinen Leibeserben vermöge des Vertrags mit Ernst August jedenfalls einmal verloren gehen müßte, oder aber gegen den Verzicht auf solche unfruchtbaren Prätensionen reiche französische Subsidiengelder einzutauschen, die ihm und seiner Familie ausschließlich zu gute kämen. Diese Erörterung traf den wunden Punkt, Georg Wilhelm machte im Januar 1679 seinen Separatfrieden mit Frankreich. Ludwig XIV. aber ehrte die Urheberin dieses Umschlags, die Herzogin Eleonore, durch Ueberreichung eines prächtigen Angebindes in einer so schmeichelhaften Form, daß Georg Wilhelm darin eine Genugthuung für alle von dem Stolze der Herzogin Sophie erlittenen Kränkungen fand. Eleonore stand auf der Sonnenhöhe ihres Lebens. „Sie besitzt jetzt, schrieb Rebenac seinem König, über ihren Gemahl mehr Einfluß als je . . . Der Herzog weiht sie in jedes Vorhaben ein, und es giebt wenig Geschäfte, an denen sie nicht den vornehmsten Antheil nimmt."

Allein im Vollgefühl des Gelingens verlor sie die kühle Besonnenheit, der sie diese dominirende Höhe der Lebensstellung verdankte. Nachdem nämlich so eben noch der schwedische Kronprinz für Sophie Dorothee in Aussicht genommen war, wurde die Hand derselben auf einmal dem verfeindeten Iburger Hofe, dem ältesten Sohne Ernst Augusts und Sophiens, angetragen. War es die wiedererwachende brüderliche Zuneigung zu Ernst August, die dem Herzog Georg Wilhelm diesen verhängnißvollen Gedanken eingab, oder steckte etwa eine politische Absicht seines leitenden Ministers Bernstorff dahinter? Fest steht jedenfalls, daß der Antrag des Jahres 1679 aus der freien Initiative des cellischen Hofes entsprang. Und es ward das Verhängniß Eleonorens, daß sie demselben nicht vom ersten Augenblick an zuwider war, sondern in momentaner Verblendung sogar ihre Hand zur Beförderung dieses Vorhabens bot, das ihrem gekränkten Stolze zwar für den Augenblick in der Demüthigung der Iburger Feindin die vollste Genugthuung versprach, in der Folge aber das bitterste Herzeleid über sie heraufführen sollte. Es geschah wenigstens auf ihre Veranlassung und unter ihrer Aegide, daß damals unter dem Titel Avanture historique ein anonymes Büchlein erschien, das in der pseudonymen Erzählung ihres Lebenslaufs darauf ausging, die Geringschätzung zu überwinden mit der der Iburger Hof auf die Emporgekommene herniedersah*).

Niemand wurde von diesem Vorhaben peinlicher berührt als die ahnenstolze Sophie, sie hätte am liebsten ihren Sohn auf der Stelle

*) Vgl. darüber meine Abhandlung in der Zeitschrift des Histor. Vereins für Niedersachsen, 1878, S. 25 ff.

mit einer Tochter des hannoverschen Herzogs Johann Friedrich, der aber nicht darauf einging, vermählt. Und dieser Sohn hatte mit der Muttermilch die Verachtung der Celler Tante und Cousine in sich eingesogen. Beide bäumten sich auf gegen die „alliance d'Olbreuze“. Ernst August indessen erwog das Loos seiner unversorgten Kinder für den Fall, daß er vor dem zu beerbenden Bruder stürbe, und fand die „bittere Pille“ wenn sie nur tüchtig „vergoldet“ würde, keineswegs so ungenießbar. Allein an dem Maaße der begehrten Vergoldung scheiterte die Unterhandlung. Und da der inzwischen erfolgende Tod Johann Friedrichs den Herzog Ernst August auf den hannoverschen Thron berief und seine Familie sicher stellte, so verlor die cellische Erbschaft ihren ersten und wichtigsten Reiz.

Gleichwohl blieb der Antrag nicht ohne Folgen. Die schweren Tractaten, die sich daran knüpften, stellten die seit Jahren gestörte Eintracht der beiden Brüder wieder her, indem Ernst August gegen erneute Verbürgung seiner Nachfolge in Celle die herzogliche Würde Eleonorens und ihr und ihrer Tochter Erbrecht auf Georg-Wilhelms Allodialvermögen anerkannte. Die Aussöhnung der Brüder überwand wenigstens äußerlich auch die Verfeindung der Frauen. Die beiden Höfe traten wieder in regen Verkehr mit einander; Jagden, Spiele und Feste wechselten wieder in kaum unterbrochener Folge; Eleonore sah sich sogar von Sophie ausgezeichnet.

Es war sehr natürlich, daß der gutherzige Georg Wilhelm in der Freude über die Wiederherstellung des Bruderbunds auf den Gedanken zurückkam, auch die Kinder durch eine Ehe auf ewig an einander zu binden. Er insinuirte seinen Wunsch dem hannoverschen Hofe durch Vermittlung eines französischen Diplomaten und steigerte bereitwillig die Summe, die er zur Aussteuer der Tochter hinzu legen wollte, um die Zustimmung des noch immer widerstrebenden Bruders zu erkaufen. Indessen die Befürwortung dieser Verlobung durch die französische Diplomatie hörte auf, sobald sich zeigte, daß die Rechnung, den Herzog Ernst August durch die Freundschaft Georg Wilhelms auf Frankreichs Seite herüberzuziehen, in das Gegentheil sich verkehrte. Waren es nun die Einflüsterungen des französischen Gesandten, oder war es der sichere Takt des unbefangenen Frauengemüths, der Eleonorens Sympathie für das in einem Moment der Verblendung gebilligte Vorhaben abkühlte? Es war jedenfalls ein Akt der Besonnenheit, daß sie jetzt der Verwirklichung des Heirathsplans widerstrebte. Sie machte dem französischen Gesandten kein Hehl daraus, daß ihr zwei andere Bewerber um die Hand der Tochter, ein Ostfriesischer und ein Nassauer Prinz, willkommener

wären. Und auch Georg Wilhelm nahm Anstoß an den übertriebenen Geldbedingungen, die der hannoversche Hof erhob. Er ließ sich den Antrag des Prinzen Heinrich Casimir von Nassau, Erbstatthalters von Westfriesland, gefallen und entsandte den Vicomte de Villiers, um mit den Ständen von Westfriesland und Groeningen die Aussteuer des Prinzen fest zu stellen. Und dieser letztere war (im Sept. 1682) des Gelingens bereits so sicher, daß er in Paris und Amsterdam den Hochzeitsschmuck bestellte.

Wie schlug da auf einmal das Gebahren des hannoverschen Hofes um! Unwillkürlich mußten sich angesichts dieser fremden Tractaten wieder alle die frühern Sorgen um das cellische Erbe beleben. Die bisherige Lauheit machte daher einer eilfertigen Betriebsamkeit Platz. Als im August 1682 der cellische Hof in Hannover zu Gaste war, gab es ein Hasten auf allen Seiten. Täglich lag man Georg Wilhelm an und bot die Schwester Eleonorens, die Prinzessin Reuß, zur Hülfe auf. Selbst die Herzogin Sophie scheute sich nicht das Jawort der Rivalin zu erbetteln. Es geschah, daß sie sich in einer Nacht dreimal erhob, um Eleonoren aufzusuchen. Ein Resultat wurde nicht erreicht. Georg Wilhelm nahm den Entwurf des Ehereceffes, den ihm der Minister von Platen im Moment des Aufbruchs überreichte, uneröffnet nach Celle mit.

Da auch dieser Entwurf die hannoverschen Forderungen, an denen Georg Wilhelm Anstoß nahm, nicht herabstimmte, so hoffte Eleonore noch immer auf ein Zerschlagen des ganzen Projects. Allein da auf der andern Seite die Stände Westfrieslands nicht auf die von Georg Wilhelm für den Prinzen von Nassau geforderte Summe eingingen, Ernst August dagegen auf den jetzt täglich zwischen den cellischen und den hannoverschen Ministern stattfindenden Conferenzen seine Forderung ein wenig herabstimmte, so gab Georg Wilhelm leicht nach. Am 24. October 1682 kam der Ehecontract zu stande. Die reiche Mitgift der Prinzessin und die durch ihre Hand verstärkte Bürgschaft der Nachfolge in Celle war also von Ernst August nicht für genügend erachtet; Georg Wilhelm mußte außerdem seinem Bruder eine jährliche Rente von 50 000 Thlr. zuwenden, dazu seitens der Landstände eine innerhalb 6 Jahren abzuzahlende Heirathssteuer von 150 000 Thlr. und endlich noch die ganze Summe der Subsidien, welche ihm die Krone Spanien und die Generalstaaten vom letzten Kriege her schuldeten. Um solchen Preis wurde die Hand des hannoverschen Erbprinzen Georg Ludwig für Sophie Dorothee erkauft. Eleonoren blieb nichts übrig als gute Miene zum bösen Spiel zu machen, dem französischen Gesandten aber entging nicht, daß die Freude, die sie zur Schau trug, nur eine simulirte war.

Am 2. December um 10 Uhr Abends, nach dem Souper, fand im Celler Schloß die Trauung des jungen Paars im tiefsten Geheimniß statt. Nur die beiderseitigen Eltern und einige höhere Offiziere wohnten diesem Akte bei. Es war, als scheue das stolze hannoversche Haus das Tageslicht einer in seinen Augen so ungleichen Ehe.

Eine kleine Hoffestlichkeit am folgenden Tage und am 19. der feierliche Einzug der Vermählten in Hannover war der einzige Tribut der Huldigung, den man dieser mésalliance gönnte. Und doch bezeichnete diese Ehe eine Epoche in der Geschichte des Landes. Indem sie die Einheit der beiden Theilherrschaften für die Zukunft verbürgte, wurde sie das Fundament der auf diese Einheit gegründeten Primogenitur, die ganz gleichzeitig durch das von Georg Wilhelm approbirte Testament Ernst Augusts festgesetzt ward.

Der Bruderbund schloß sich wieder so eng zusammen wie nur je zuvor. Die beiden Höfe blieben fortan im regsten Verkehr und überboten einander, denselben durch eine stetige Folge von Lustbarkeiten zu würzen. Ebenso stetig aber wuchs auch die neue Herrschaft Ernst Augusts über die politischen Entschließungen des ältern Bruders.

Eine Zeit lang mußte derselbe noch die Herrschaft mit Eleonoren theilen. Wir sehen z. B. bei einem Conflict Georg Wilhelms mit der Stadt Hamburg, daß selbst der Kurprinz von Brandenburg das sicherste Mittel, um alle Mißstände zu heben, in der von ihm angerufenen Vermittlung der Herzogin fand. Insbesondere aber bewährte sich Eleonorens politische Autorität in der Auflösung der von ihr selbst gestifteten französischen Allianz. Dieselbe war allerdings schon durch die Réunionen Ludwigs XIV. aufgelockert worden. Zum völligen Bruch aber führte die Aufhebung des Edicts von Nantes, die brutale Verfolgung der Hugenotten, der Landes- und Glaubensgenossen der cellischen Herzogin. Nach dem ausdrücklichen Zeugniß des französischen Gesandten, der den Celler Hof verlassen mußte, war es nicht die Initiative Georg Wilhelms, sondern die Entrüstung seiner Gemahlin, welche die Freundschaft mit Frankreich zerriß. Sah sie doch ihre nächsten Angehörigen durch die Brutalitäten des französischen Königs bedroht. Und ebenso war es ihr Werk, daß Georg Wilhelm den flüchtenden Hugenotten ein Asyl in Celle schuf. Nächst dem Kurfürsten von Brandenburg hat vielleicht kein anderer deutscher Fürst so viele Refugiés aufgenommen wie Georg Wilhelm. Diese Protection der Hugenotten war Eleonorens letzte politische That. Im übrigen sah sie sich mehr und mehr durch den neuen Einfluß der hannoverschen Freundschaft verdrängt.

Seinen schroffsten Ausdruck fand dieser Wandel der Dinge in dem

schnöden Verfahren des hannoverschen Hofs gegen die ihm aufgedrungene Prinzessin Sophie Dorothee. War ihre Stellung in Hannover infolge der unauslöschlichen Verachtung, mit der ihre Schwiegermutter auf sie herniedersah, von Anfang an eine schiefe, so mußte sie vollends unhaltbar werden, nachdem durch die Geburt zweier Kinder der Zweck dieser Ehe, die Vereinigung von Celle und Calenberg, aufs neue verbürgt und durch die 1692 erfolgende Erhebung Ernst Augusts zum Kurfürsten endgültig gesichert war. Was brauchte man jetzt den Eindringling noch besonders zu schonen? Der Kurprinz Georg Ludwig trug der ihm aufgezwungenen Gemahlin die von der Mutter ererbte Antipathie mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit entgegen und ging dem Wandel seines Vaters nach, indem er sich einer Maitresse nach der andern in die Arme warf. Muß man die Kurfürstin Sophie bewundern ob der überlegenen Sicherheit, mit der sie jederzeit das stolze und bekümmerte Herz zu meistern verstand, so kann man doch der jungen Prinzessin keinen Vorwurf daraus machen, daß sie nicht die gleiche Kraft der Selbstbeherrschung besaß. Da ihr das Leben in Hannover durch den Haß ihrer Schwiegermutter und die Lieblosigkeit ihres Gemahls verleidet ward, geschah es, daß sich die Vereinsamte von einem verwegenen Lüstling, dem Grafen Königsmark, umgarnen ließ. Trotz der Warnerstimme ihrer Vertrauten, eines Fräuleins von dem Knesebeck, ließ sie sich mit dem Grafen in eine skandalöse Intrigue ein. Der Gegenstand dieser Intrigue steht zwar nicht mit unbedingter Sicherheit fest, aber die Fragmente der Untersuchungsacten machen es sehr wahrscheinlich, daß eine Flucht aus dem Lande geplant ward*). Indessen das Vorhaben wurde entdeckt, Königsmark wurde am 1. Juli 1694 im tiefsten Geheimniß beseitigt, und die Prinzessin in Haft genommen. Ernst August und Georg Wilhelm kamen sofort überein, die Ehe ihrer Kinder zu scheiden und die Kurprinzessin auf Lebenszeit in ein einsames Schloß zu verweisen. Um aber vor der Welt den Schein zu retten, wurde der wahre Sachverhalt in den officiellen Darlegungen vollständig entstellt, und auch der außerordentliche Gerichtshof, den man sehr vorsichtig zusammensetzte, im völligen Dunkel über den Thatbestand der Schuld gelassen. Der ganze Ehescheidungsproceß war ein erbärmliches Scheinverfahren. Indem man der jedes treuen Berathers beraubten Prinzessin die schriftliche Erklärung abgewann, niemals zu dem Gemahl zurückkehren zu wollen, zwang man die Richter, auf Scheidung der Ehe zu erkennen und durch ihr Erkenntniß zugleich

*) Vgl. meine Aufsätze über die Prinzessin von Ahlden in H. v. Sybels Histor. Zeitschrift N. F. XII.

der Prinzessin, als dem schuldigen Theil, die Wiederverheirathung zu verbieten.

Sophie Dorothee wurde darauf in das einsame Amtshaus von Ahlden verbannt, um hier in lebenslänglicher Haft ihre eigenen und die Fehltritte ihrer Eltern zu büßen.

Daß Georg Wilhelm ihr allein die ganze Schuld beimaß und den Fluchtversuch ihr niemals verzieh, erhellt aus seiner Zustimmung zu dem ganzen Strafverfahren und aus der Thatsache, daß er sie nie wieder eines Blickes gewürdigt hat. Nur die Mutter blieb der Tochter unwandelbar zugethan, ihre Besuche in Ahlden waren der einzige Trost, den man der Unglücklichen vergönnte.

Daß Eleonore derselben nichts weiter zu erwirken vermochte, zeigt, daß ihr früherer Einfluß auf den Gemahl durch diese Katastrophe gebrochen ward. Selbst der Tod Ernst Augusts (1698) änderte hieran nichts, obgleich Sophie Dorothee davon den Anlaß nahm, die Gnade ihres einstigen Gemahls und seiner Mutter reuemüthig zu erflehn. Der sonst so weiche und wandelbare Georg Wilhelm fügte sich jetzt unentwegbar den erbarmungslosen Erwägungen der Politik. Er blieb mit der Gemahlin in inniger Liebe vereint, folgte aber dessen ungeachtet in den politischen Fragen nur noch dem Rathe des alleinherrschenden Ministers von Bernstorff, obgleich dieser mit Eleonoren vollständig zerfallen war. Der Umschlag war so hart, daß die einst dominirende Herzogin jetzt nöthig fand, für den Todesfall des Gemahls eines mächtigen Protectors sicher zu sein. Sie ließ Ludwig XIV. bitten, ihr und der Tochter für diesen Fall ein Asyl in Frankreich zu bieten. Allein der ketzerverfolgende König machte den Uebertritt zur katholischen Kirche zur Vorbedingung solcher Gewähr. Dazu jedoch konnte sich Eleonore, wie connivent sie auch öfter schien, dennoch nicht entschließen.

Die Fürsorge für die verfolgten Glaubensgenossen blieb ihr im Gegentheil der beste Trost und der stärkste Antrieb, geduldig auszuharren in jedem Wechsel des Geschicks. Hatte einst ihre politische Autorität den Refugiés das Land eröffnet, so wandte jetzt ihre Fürsprache denselben eine eigene Kirche in Celle zu; durch ihre Unterstützung wurde die Anstellung eines reformirten Pastors ermöglicht, und den ärmern Flüchtlingen eine erträgliche Zuflucht bereitet. Bis nach Frankreich hinein erstreckte sie ihre helfende Hand, ihre diesbezüglichen Correspondenzen sind ein erhebendes Zeugniß ihrer aufopfernden Herzensgüte. In Frankreich freilich richtete sie nicht viel aus. Die antifranzösische Stellung ihres Gemahls im spanischen Erbfolgekriege zog ihr sogar eine

Confiscation ihrer durch Erbschaft beträchtlich angewachsenen Güter in Frankreich zu, die erst nach Jahren rückgängig gemacht ward.

Unter solchen Umständen war keine Rede mehr von einer Uebersiedlung nach Frankreich, als Georg Wilhelm im Jahre 1705 starb. Eleonore schlug ihren Wittwensitz in Lüneburg auf und fand den Frieden ihres Lebensabends in dem Troste, den sie nach wie vorher ungehindert durch ihre Briefe und Besuche der Tochter brachte, und in dem werkthätigen Mitleid, mit dem sie jeder Noth sich annahm. Auch mit dem hannoverschen Hofe blieb sie auf leidlichem Fuß. Sie wohnte in Hannover der Vermählung ihrer Enkelin mit Friedrich Wilhelm von Preußen bei und empfing in Lüneburg sogar von ihrer alten Feindin, der Kurfürstin Sophie, Besuch. Sie überlebte dieselbe und sah deren Sohn den Königsthron von England besteigen, den gemeinsamen Enkel als Prinzen von Wales. 1717 legte sie, um die weiten Reisen nach Ahlden zu kürzen, ihre Residenz nach Celle zurück. Am 5. Februar 1722 hat sie die Augen geschlossen. Die Tochter aber folgte dem Beispiel der Mutter in Ergebung und Mildthätigkeit, bis sie der Tod im Jahre 1726 erlöste.

Durch die Macht des Unglücks geläutert, in Entsagung und Erbarmung die tragische Schuld der Jugend sühnend, so gingen beide zur Ruhe ein.

Die Strategie des Perikles

erläutert

durch die Strategie Friedrichs des Großen.

Von

Hans Delbrück.

II.

---

6. Der Kriegsplan des Perikles.

Das Ziel des peloponnesischen Krieges mußte nach Duncker sein, Athen „zur Obmacht über Sparta und an die Spitze des gesammten Hellas zu bringen“ (S. 419). Wäre dieser Satz richtig, so hätte Athen unzweifelhaft keine andere als die Niederwerfungs-Strategie annehmen dürfen. Unmöglich konnte durch bloße Ermattung das gesammte Hellas je zur Unterwerfung gebracht werden können. Athen hätte in großen Schlachten und zwar Landschlachten die feindlichen Streitkräfte physisch und moralisch so herabbringen müssen, daß sie keinen Widerstand mehr leisten konnten. Auch das hätte noch nicht genügt. In dem Augenblick, wo, wenn es denn gelang, Athen sich jenem Ziel genähert hätte, würden unzweifelhaft auch die bisher neutralen Staaten, Argos und Achaja, den Unterliegenden beigesprungen sein. Ja auch die Selbstständigeren der athenischen Verbündeten, wie die Akarnanier würden in solcher Lage vermuthlich zum Feinde übergegangen sein. Denn auch sie wünschten keineswegs direct unter die athenische Herrschaft zu kommen. Wie sehr sie sich der eventuell von dieser Seite drohenden Gefahren bewußt waren, zeigt, daß sie auf die Occupation der Stadt Ambrakia, ihrer alten Feindin, verzichteten, als sie sie leicht hätten haben können, weil sie meinten, daß die verbündeten Athener ihnen doch noch unbequemere Nachbarn werden könnten, als bisher die Ambrakioten. Es ist deshalb garnicht denkbar, daß Athen mit seinem geringen Kern an

eigener Macht Hellas sich etwa so hätte einverleiben können, wie Rom in jahrhundertelangem Kampf Italien. Wir wissen von keinem athenischen Staatsmann, der je einen solchen Gedanken gehegt hätte. Duncker selbst nimmt an, daß die Athener an Landmacht ihren Gegnern bei Weitem nicht gewachsen gewesen seien — wie in aller Welt, sollten sie denn diese nicht etwa bloß in einzelnen Schlachten überwinden, sondern so niederwerfen und niederhalten, daß die stolzen Rivalen sich definitiv Athen unterordneten? Es ist ein völliger Ungedanke, etwa wie wenn man von Friedrich dem Großen verlangen wollte, er hätte den Siebenjährigen Krieg benutzen sollen, ein einiges deutsches Reich unter preußischer Führung zu schaffen.

Wenn also die Unterwerfung von ganz Hellas das Ziel Athens nicht war und nicht sein durfte, so müssen wir, ehe wir an die Besprechung des Kriegsplanes gehen, feststellen, welches denn nun dieses Ziel war. Denn es ist nach Clausewitz (6. Kap. d. 8. Buches) „eine unzulässige und selbst schädliche Unterscheidung, daß ein großes kriegerisches Ereigniß oder der Plan zu einem solchen eine rein militärische Beurtheilung zulassen soll; ja es ist ein widersinniges Verfahren, bei Kriegsentwürfen Militärs zu Rathe zu ziehen, damit sie rein militärisch darüber urtheilen sollen, was die Kabinette zu thun haben; aber noch widersinniger ist das Verlangen der Theoretiker, daß die vorhandenen Kriegsmittel dem Feldherrn überwiesen werden sollen, um danach einen rein militärischen Entwurf zum Kriege oder Feldzuge zu machen“.

Das Ziel des Krieges war für Athen kein anderes, als die Erhaltung und Anerkennung seiner Seeherrschaft. Wenn der peloponnesisch-böotische Bund in vergeblichem Ringen und empfindlichen Rückschlägen sich überzeugt hatte, daß er nicht im Stande sei, die athenische Stellung zu erschüttern und Frieden anbot unter Bedingungen, die eine gewisse Bürgschaft der Dauer in sich trugen, dann war der Zweck Athens erreicht. Es ist eine Situation analog derjenigen Preußens im Siebenjährigen Krieg. Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten — damit war die Aufgabe der Epoche erfüllt. Eine unbedingte Bürgschaft dauernden Friedens giebt ein solcher Kriegesabschluß nicht. Eine solche Bürgschaft giebt überhaupt nur die völlige Unterjochung des Gegners. Wo diese nicht zu erreichen, nicht einmal anzustreben ist, besteht die Kunst des Staatsmanns allein darin, ein möglichst für Alle erträgliches Machtgewichts-Verhältniß zu schaffen und zu erhalten. Die Spartaner, Korinther, Megarer, Thebaner wollten das Uebergewicht Athens brechen. Athen wollte sie lehren, daß sie das nicht vermöchten. Wie groß würde der athenische Staatsmann dastehen, dem das gelang, und der Athen

nur noch einmal drei solche Olympiaden verschafft hätte, wie von 444 bis 432! Athen hätte in dieser Zeit gerüstet bleiben müssen wie vorher, vielleicht seine Rüstungen noch verstärken und sich auf früheren oder späteren Neuausbruch des Krieges gefaßt machen. Dadurch wird ein blühendes Culturleben nicht verhindert. In diesem Zustand lebt Europa seit mehreren hundert Jahren. Wo die völlige Vernichtung des Gegners einmal nicht möglich ist, da ist eine Periode stolzen Waffenstillstandes das einzig erstrebbare Ziel. Die Analogie mit dem Frankfurter Frieden und unseren heutigen Verhältnissen liegt auf der Hand.

Aus dieser Fassung des politischen Zweckes des Krieges ergiebt sich nun ein positiver Richtpunkt für die einzuhaltende Strategie noch nicht. Denn sowohl mit Niederwerfungs- wie mit Ermattungs-Strategie vermag man zu einem solchen Ziel zu gelangen. Einige große Landsiege hätte die Athener am allerschnellsten in die Lage versetzt, den gewünschten Frieden zu erhalten. Aber auch die Ermattungs-Strategie ist offenbar nicht ausgeschlossen. Diese ist es, die Perikles gewählt hat. Er empfahl den Athenern drei negative Grundregeln: keine große Landschlacht zu wagen, das platte Land von Attika nicht zu vertheidigen, keine weiteren Erwerbungen während des Krieges zu machen; positiv aber, den Krieg mit der Flotte zu führen, den Feind durch Einfälle in sein Gebiet von der Küste aus zu schädigen und die Gelegenheiten im Kriege wahrzunehmen*). Von vorn herein steht fest, daß eine solche Strategie in Ansehung des Zweckes des Krieges nicht ausgeschlossen war. Unsere Untersuchung schreitet fort zu der Frage, ob sie auch die nothwendige war.

Am sichersten würden wir gehen, wenn es möglich wäre, das Maximum der auf beiden Seiten verfügbaren Streitkräfte festzustellen. Pflugk-Harttung hat das versucht und ist zu dem Schluß gekommen, daß Athen bis zu 200000 Mann aufstellen konnte und damit auch zu Lande den Gegnern gewachsen war. Die Zahl ist nicht nur falsch, sondern auch absurd. Den Fehler in der Berechnung (doppeltes Zählen der Bundesgenossen) hat Pöhlmann aufgedeckt**); wegen der Absurdität darf man nicht zu strenge ins Gericht gehen. Der Zahlensinn ist von der modernen Kritik noch fast garnicht ausgebildet; die Wissenschaft hilft ja noch immer den Griechen die Perserheere von Hunderttausenden,

*) Das liegt in dem „τοῦ πολέμου οἱ καιροὶ οὐ μενετοί“ Thuc. I, 142 im Zusammenhang mit dem vorhergehenden Capitel.

**) Hist. Zeitsch. Bd. 55 S. 272. Pflugk-Harttung hat sich dagegen in Münch. Allg. Zeit. 1886 Nr. 206 zu vertheidigen gesucht, aber nichts Positives zur Widerlegung Pöhlmanns beigebracht. Vgl. dazu jetzt auch Ad. Bauer im Jahresber. f. Alterthumswissensch. 60. Bd. (1889. III) S. 124, der mir erst während der Correctur zugegangen ist. Bauer weist darauf hin, daß Harttung auch die Rudersklaven als Krieger mitzählt.

wenn nicht Millionen Kriegern zu erschlagen. Wie hoch nun aber die athenische Heeresmacht im äußersten Fall wirklich gebracht werden konnte, das läßt sich ebenso wenig mit Sicherheit bestimmen wie die Zahl ihrer Gegner. Zwei wichtige Zahlen sind allerdings überliefert. Die Peloponnesier sollen mit 60000 Mann, was $^2/_3$ ihrer Gesammtmacht war, in Attika eingefallen sein und die Athener sollen ein Feldheer von 13000 Hopliten, 1600 Bognern und 1200 Reitern gehabt haben. Die erste Zahl aber, wenn auch kein directer Grund vorliegt sie zu bezweifeln, ist doch auch keineswegs wirklich beglaubigt — Zahlen Plutarchs geben niemals ein unanfechtbares Zeugniß —; die Angaben über die athenische Streitkraft, Thucydides entstammend, sind gewiß richtig, aber so außerordentlich verschieden ausgelegt*), daß wir doch eigentlich nur wenig daraus entnehmen können. Wie verhalten sich die Theten und Kleruchen zu diesen Zahlen? Wie viel darf ihnen aus Metöken, Söldnern und Bundesgenossen noch zugesetzt werden? Es ist fast verlorene Mühe, alle diese Lücken mit Muthmaßungen und Schätzungen ausfüllen zu wollen. Nur so viel ist klar, daß was man auch ab- oder zuzählen mag, die Zahlen 13000 + 1600 + 1200 als eine Art Werth-Mittelpunkt stehen bleiben müssen. Wären die Athener z. B. im Stande gewesen unter Anspannung aller Kräfte 50000 Mann in's Feld zu stellen, so hätte Thucydides den Perikles unmöglich von 15800 sprechen lassen können, indem er den Athenern die Größe ihrer Macht vor die Augen stellen wollte. Auch die an sich richtige Zahl würde in diesem Fall ein falsches Bild gegeben haben, gegen das die Empfindung jedes Hörers reagirt hätte. „Unser Staat ist sehr mächtig; wir können 15800 Mann in's Feld stellen" — thut seine Wirkung, wenn der Hörer dazu bei sich denkt „und noch einige Tausend Mann Bundesgenossen und Söldner mehr." Es verfehlt aber seine Wirkung, wenn er denken muß: „das wäre auch recht was: wir können ja thatsächlich mehr als das Dreifache aufstellen". Wer es bezweifelt, daß große Abweichungen auch nach der günstigen Seite eine solche Wirkung hervorbringen, den bitte ich einmal eine Volks-Versammlung oder ein Parlament bei ähnlicher Gelegenheit zu beobachten.

Ihre Bündner konnten die Athener immer nur in sehr geringem Maße zu Kriegsdiensten heranziehen**). Darauf beruhte das gegen-

*) Ich habe sie eingehend behandelt in meinen „Perser- und Burgunderkriegen" S. 309.

**) Duncker macht gelegentlich die Annahme, daß die Bündner immer ebenso viel zu stellen pflegten, wie die Athener selbst. Bezeugt ist das nicht und ich zweifle nicht, daß schon diese Leistung bei Weitem nicht erreicht ist.

seitige Verhältniß. So wenig Friedrich der Große die allgemeine Wehrpflicht einführen konnte, so wenig konnten die Athener, etwa nach Art der Römer, ihren Bundesgenossen eine ausgedehnte, persönliche Kriegspflicht auferlegen. Dazu war ihre Herrschaft eine viel zu lose; entsprungen nicht aus einer endlich als unvermeidliches Schicksal nach furchtbarem Ringen hingenommenen Waffenentscheidung, sondern aus freiem Vertrag und kluger, hier und da durch Gewalt unterstützter, diplomatischer Umwandelung; erträglich für die Bundesgenossen, so lange sie nur zu zahlen hatten und dafür in Frieden Handel und Wandel nachgingen; zur Explosion aber treibend, sobald für athenisches Interesse eigene kriegerische Anspannung eingesetzt werden sollte. Nur in sehr geringem Maße konnten daher und haben thatsächlich die athenischen Bundesgenossen, vermuthlich meist durch Söldner, directe Kriegsleistungen übernommen. Pflugk-Harttung*) gebraucht einmal die Wendung „nicht Attika, sondern der athenische Bund führte Krieg". Ich möchte diesen Satz nahezu umkehren: allein Athen führte den Krieg und zwar um seine „Tyrannis" über den Bund aufrecht zu erhalten. Die sogenannten Bundesgenossen (mit den bekannten Ausnahmen) führten nicht den Krieg, sondern lieferten nur Athen die Mittel dazu. Ueberspannte Athen seine Forderungen an sie, verlangte es etwa gar, daß sie, wie es die Peloponnesier und Böotier thaten, in Masse ausrückten, um vielleicht fern von der Heimath, Schlachten zu schlagen, so war nicht blos passiver, sondern sicher bald auch einmüthiger activer Widerstand die vorauszusehende Folge. Durch die Mobilisirung selbst hätte man ihnen ja die Waffen in die Hand gegeben und das Gefühl der Kraft geweckt.

Ich möchte deshalb — mit allem Vorbehalt — die Vermuthung aussprechen, daß einige 20000 Mann das Höchste waren, was die Athener activ in's Feld stellen konnten. Darunter verstehe ich die gesammte felddienstfähige Mannschaft Athens, eingeschlossen die Bürger auf der Flotte, Metöken, die nächsten Kleruchien, Söldner und Bundesgenossen, so weit letztere für eine Land-Campagne in Griechenland verwendbar waren. Da hiervon wieder die nothwendigste Flottenbesatzung in Abzug zu bringen ist, so würden für eine Feldschlacht an den Grenzen Attikas nach meiner Rechnung die Athener höchstens 20000 Mann in Reih' und Glied haben stellen können. Andere Forscher nehmen aber erheblich höhere Zahlen an.

Die Gegner Athens sollen mit 60000 Mann in Attika eingefallen

*) Zeitschr. f. österreich. Gymn.-Wesen 1887. 4. H. S. 244.

sein. Die Zahl erscheint mir, wie auch schon Anderen, reichlich hoch. 60 000 Krieger würden mit dem Troß gewiß gegen 100 000 Menschen, vielleicht noch mehr ausmachen, eine Masse, die sich kaum mehr auf einer Straße bewegen kann und nur sehr schwer zu verpflegen ist. Im vorigen Jahrhundert wurde von den militärischen Theoretikern die Lehre ausgebildet, daß ein Normal-Heer 40 000 Mann stark sein solle und nicht mehr, da eine größere Zahl durch Unbeweglichkeit und Verpflegungsschwierigkeit mehr Nachtheil als Vortheil bringe. Nur 12 Tage dauerte 1476 der Feldzug von Murten vom Beginn der Belagerung bis zur Schlacht; das eidgenössische Heer sammelte sich nur etwa 2½ Meilen von Bern und wuchs allmählich auf etwa 25 000 Mann. Aber kaum ist das Heer zusammen, so drängt der Berner Rath die „Herren im Feld" zur Schlacht, denn „es sey kum moglich, die Lut in die Har zu spißen". (Rathsprotokoll vom 21. Juni 1476.) Friedrich hielt es für unmöglich im April 1757 aus dem reichen Sachsen in das bevölkerte, fruchtbare Böhmen einbrechend für seine 58 000 Mann so viel Vorräthe mitzuschleppen, um auch nur einige Wochen davon zu leben; erst die Erbeutung der feindlichen Magazine gab seiner Offensive das nöthige Rückgrat. Das Heer des Xerxes habe ich, um diese Zahl hier des Vergleichs halber zu erwähnen, geglaubt auf höchstens 45 — 55 000 Combattanten anschlagen zu dürfen.

Es giebt aber auch einige Momente, welche ein peloponnesisch-böotisches Heer von 60 000 Mann wohl vermuthen lassen.

Thucydides sagt, daß zur Invasion in Attika zwei Drittel der Streitmacht jedes Staates aufgeboten seien; das würde also auf eine Gesammt-Leistungsfähigkeit des Bundes von 90 000 Mann führen und diese Zahl steht in ganz gutem Verhältniß zu der Annahme, daß die Athener aus eigenen Kräften 15 800 und mit den Metöken etwa 19 000 Mann stellen konnten. Böotien allein wird annähernd ebensoviel haben stellen können, wie Attika*). Auf Sparta mit Arkadien, Elis, Korinth, Sikyon, Phlius, Epidaurus, Trözen, Hermione, Halieis, Megara wird man das Zwei- bis Dreifache, also 50 — 60 000 Mann rechnen dürfen. Dazu dann noch die Phocier und Lokrer. Die Angabe des Thucydides würde also wirklich auf die Annahme eines Invasionsheeres von 50 — 60 000 Mann führen, wenn die Staaten immer ihre Zweidrittel voll gestellt haben. Auch in dieser Rechnung sind aber eine ganze Reihe unsicherer Factoren, namentlich daß wir für die factische Ausdehnung der Dienstpflicht auf die unteren Bevölkerungs-

*) Duncker S. 415.

klassen keinen Anhalt haben. Nicht einmal in Athen sind wir darüber sicher, geschweige bei den Anderen*).

Wir verzichten also auf eine sichere Feststellung der absoluten Zahlen. Die Hauptsache aber wissen wir darum doch. Wir wissen, daß die Staaten der spartanischen Symmachie die persönliche Dienstpflicht annähernd ähnlich anspannten, wie die Athener selbst**), diese aber ihre Bündner nur in sehr geringem Maße heranzogen. Daraus folgt unmittelbar, daß jene eine sehr große numerische Ueberlegenheit gehabt haben müssen. Diese Relation, nicht die absoluten Zahlen sind hier das entscheidende.

Auch Duncker (S. 415) erkennt ausdrücklich an, daß die spartanische Symmachie an Landmacht Athen sehr erheblich überlegen gewesen sei. Auf der Flotte ersetzten die Athener den Mangel an Kriegern durch Ruderer, die nur Sklaven zu sein brauchten. Hier halfen ihnen die Tribute ihrer Bundesgenossen. Sklaven aber sind keine Hopliten.

Ich rekapitulire: Pflugk-Harttungs Ansicht, daß die Athener im Stande gewesen seien, ihren Gegnern zu Lande mit annähernd gleichen Kräften entgegenzutreten, ist weder von Duncker noch von irgend einem anderen Forscher angenommen worden und steht mit offenbaren thatsächlichen Verhältnissen in Widerspruch. Es ist also an der älteren Ansicht festzuhalten, daß die spartanische Symmachie eine, wenn auch nicht zahlenmäßig festzustellende, doch sehr erhebliche Ueberlegenheit über die Athener zu Lande besaß. Damit ist die Niederwerfungs-Strategie für die Athener verboten. So wenig Friedrich der Große

*) Duncker will das Invasionsheer auf etwa 40000 Hopliten schätzen (IX, 425).
Egelhaaf hat die athenische gesammte Feldmacht auf 29000, die der Gegner auf 126000 berechnen wollen. Pflugk-Harttung (Zeitschr. f. österr. Gymnas.-Wesen 1887 S. 214) hat dagegen eingewandt, daß es bei solchem Kräfteverhältniß eine Hirnverbranntheit von Athen gewesen wäre, den Krieg herbeizuführen. Ich halte die Berechnung Egelhaafs weder in ihren Grundlagen noch in ihren Resultaten für richtig — aber wenn sie richtig wäre, so brauchte man Pflugk-Harttungs Folgerung darum doch noch nicht zuzugeben. Sie wäre richtig, wenn Athen in dem Kriege den positiven Zweck den Gegner zu unterwerfen gehabt hätte; es hatte aber nur den negativen Zweck den Gegner abzuwehren und ihm den Angriff zu verleiden. Das war auch bei enormem Mißverhältniß der Landstreitkräfte möglich: wenn nämlich die Athener im Stande waren Land-Entscheidungen auszuweichen und mit ihrer Waffe, der Flotte, den Gegner empfindlicher zu schädigen als er sie.

Herbst im Philologus Bd. 38 S. 539 schätzt das Invasionsheer nur auf 35800 Hopliten. Auch das ist möglicherweise richtig. Gegen Herbsts Art der Berechnung aber habe ich viel einzuwenden. Er legt die Herodotischen Zahlen über Platää zu Grunde. Erstens aber haben diese Zahlen keinen Anspruch auf Zuverlässigkeit. Zweitens focht gleichzeitig ein Heer bei Mykale. Drittens kann in fünfzig Jahren die Bevölkerung ebensowohl zurückgehen als sich verdoppeln und verdreifachen.

**) Thucyd. I, 141.

seine Feldzugspläne jemals anlegen durfte auf einen Marsch nach Wien, so wenig Perikles auf eine Eroberung von Theben, Korinth und Sparta oder auch nur auf eine der drei Städte. Die Niederwerfungs-Strategie setzt, wie Caemmerer*) sagt „in irgend einer Weise eine wirkliche und zwar bedeutende Ueberlegenheit voraus, sei es der Zahl, der Bewaffnung, der Organisation oder der Qualität an Führung und Truppen". Kein Epaminondas, Alexander, Cäsar hätte so wenig wie ein Friedrich oder Perikles das Mißverhältniß der Zahl der beiderseitigen Krieger bloß durch seine Person auszugleichen vermocht.

Doppelpolige Strategie war also das für Athen gebotene System.

Das scheint zunächst eine rein doctrinäre Unterscheidung. Denn doppelpolige Strategie kann ebensowohl mit der Kühnheit und Energie eines Friedrich wie mit dem Kleinmuth und der Unbehülflichkeit eines Daun betrieben werden. Auch große Landschlachten sind selbst unter den Verhältnissen des peloponnesischen Krieges durch das strategische System noch keineswegs ausgeschlossen. Trotzdem haben wir mit der Feststellung der „Art der Strategie" ein Moment von der größten Wichtigkeit gewonnen: das ist die psychologische Reaction, welche erfahrungsmäßig das System der doppelpoligen Strategie auf den Feldherrn ausübt. Es ist für das richtige Urtheil nicht weniger als das Pendel an der Wanduhr: nimmt man das Pendel heraus, so wird die Uhr toll und geht durch. Wir haben es an unserem Kapitel über Friedrich den Großen gesehen: auf keine andere Weise als durch das Einhängen jenes Pendels ist aus der Parodie zur Wahrheit zurückzugelangen. Um dieses Werthurtheiles, wenn man will um dieses einen Satzes willen habe ich die ganze friedericianische Analogie in unsere Untersuchung eingeführt. Wer sich nicht erst an einem Beispiel, wo wir vermöge unserer vollständigeren Information klar sehen, die ganze Wucht des Gedankens der doppelpoligen Strategie klar gemacht hat, dem wird es schwer gelingen, für eine so unsicher überlieferte Zeit und Persönlichkeit, wie die Perikleische, zu einer richtigen Werthschätzung der Erscheinungen zu gelangen.

Mit dem so gewonnenen theoretischen Maßstab in der Hand betrachten wir nunmehr zunächst die Forderungen, die die neueren Forscher an die Perikleische Strategie gestellt haben und die sie nicht erfüllt hat.

Duncker kennt vier verschiedene Operationen, zwischen denen nach seiner Meinung Perikles die Wahl gehabt hätte und von denen er eine

*) Friedrichs d. Großen Feldzugsplan f. d. Jahr 1757. S. 32.

oder die andere als entschlossener Feldherr nothwendig hätte ausführen müssen.

Die Athener hätten auf die erste Kunde von dem Friedensbruch der Thebaner in raschem Zuge die Stadt Megara einschließen, die Pässe des Geraneia-Gebirges besetzen und befestigen müssen. „Mauern zogen den hellenischen Heeren fast unüberwindliche Schranken. Sicherte Athen damit seine Hauptfront nach Süden, so mußte es andererseits den Kithäron und den Parnes gegen die Böotier sperren. Platää und die Kette der attischen Kastelle Eleutherä, Oenoë, Panakton, Phyle, Aphidna, Oropos, Rhamnus, gaben der attischen Vertheidigung hier ausreichende Stützpunkte. Wagte Athen das Vorgehen zur Geraneia nicht, gab man den großen Vortheil dieser Schutzmauer freiwillig aus der Hand, die Linie der Kerataberge und des Ikarion von Eleusis nach Aegosthenä hinüber maß nicht mehr als vier deutsche Meilen, sie war nicht länger als die Mauerlinien der Stadt und des Peiraeus, und gab, gut befestigt, eine stattliche Defensivposition, welche die Vereinigung der Feinde von Süden und Norden her vereitelte und Attika nach dieser Seite auch gegen überlegene Streitkräfte deckte".

Angenommen die Athener hätten diesen Plan befolgen können, so hätten sie damit das passivste aller Kriegssysteme angenommen. Sie hätten ihre ganze Streitkraft verbraucht, die Landesgrenzen zu decken. Auch auf der zweiten, engeren Linie ist es, wohl verstanden, nur der eine Flügel des Cordons, der vier Meilen lang ist, der andere ist doppelt so lang. Eine zwölf Meilen lange Grenze zu decken, dazu gehört eine Armee, für die Offensive wäre nichts übrig geblieben. Die Grenz-Armee aber hätte Jahr aus Jahr ein auf ihrem Posten bleiben müssen. Der Feind sind die Bürgeraufgebote der unmittelbaren Nachbargebiete. Sie können zu Hause bleiben und ihrem Erwerb nachgehen und dennoch plötzlich an jedem einzelnen Punkt des Cordons mit einer sehr bedeutenden Macht erscheinen. Binnen wenigen Tagen kann, wenn durch solchen Ueberfall einmal ein Thor geschaffen ist, eine Armee stärker als die ganze Besatzung des Cordons nachfolgen. Die Peloponnesier aber hätten sich diese Mühe garnicht zu geben brauchen. Sie hätten die Athener nur einige Jahre lang auf ihrem Posten stehen zu lassen und zuweilen durch einige Demonstrationen in Athem zu halten brauchen, um sie wirthschaftlich zu ruiniren. Denn die Masse des athenischen Heeres bestand aus Bürgern, die wohl auf Wochen, aber nicht auf Jahre dem bürgerlichen Erwerbsleben entzogen werden konnten. Demosthenes hat zwei Generationen später den Athenern vorgerechnet, daß wenn ein athenisches Heer nur 30 Tage im Lande selbst ein Lager be-

ziehe und von dorther seine Verpflegung nehme, ohne daß der Feind im Lande stehe, dadurch das Landvolk einen größeren Verlust erleide, als die gesammten Kosten eines Krieges gegen Philipp betrügen*).

Aber angenommen, das Alles wäre nicht so; angenommen, die Athener hätten ihre Linien so befestigt, daß sie, sagen wir mit der Hälfte oder selbst einem Viertel ihrer Streitmacht zur Besatzung ausgekommen wären, daß sie wirthschaftlich die Erhaltung eines solchen stehenden Heeres hätten ertragen können — wie oft sind in der Weltgeschichte solche Linien mit Glück vertheidigt worden? Ich will noch nicht einmal das Beiwort „berüchtigt" gebrauchen, mit dem moderne Militärschriftsteller Cordon-Aufstellungen und Linien zu belegen pflegen. Es hat Fälle gegeben, wo sie doch mit Glück angewendet worden sind. Ich nenne namentlich die Aufstellung der Oesterreicher im Jahre 1778, wo Friedrich der Große Monate lang vor der 8 Meilen langen Linie von Hohenmauth bis Josephstadt lag, ohne sie anzugreifen und endlich umkehrte. Aber in dieser Linie steckten 100000 Mann. Wo sonst „Cordon"- oder „Linien"-Stellungen glücklich behauptet worden sind, ist es wohl immer nur geschehen, wenn der Gegner aus irgend einem Grunde keine Neigung zu einer großen Entscheidung hatte. Man lese, was Clausewitz (12. Cap. d. 6. Buches), was Blume (Strategie S. 220), was auch Bernhardi an vielen Stellen seiner Werke durchaus treffend über dieses System der Vertheidigung sagen. „Ich erinnere hierbey, sagt Friedrich in den „Generalprincipien" (27. Articul), daß man sich niemahls auf die Berge verlassen, sondern sich des Sprichwortes erinnern muß, nach welchem der Soldat passiren kann, wo eine Ziege passiret". Gelingt es dem Feind an einem einzigen Punkt einen Posten zu überrumpeln oder zu umgehen und die Aufstellung zu durchbrechen, so ist er im Rücken aller anderen Posten, ehe sie es bemerken und kann sie abschneiden. Kamen die Böotier an irgend einem Punkte über den Kithäron, so war die athenische Besatzung der Geraneia verloren. Selbst zur See mit den Schiffen von Korinth und Sikyon hätten die Athener umgangen werden können, wenn sie nicht eine sehr starke Flotte dauernd unmittelbar vor den feindlichen Häfen postirten. Die zweite, kürzere Linie über Aegosthenä ist dieser letzteren Gefahr nicht mehr ausgesetzt, dafür aber von so viel geringerer natürlicher Stärke und wie schon gesagt, immer noch im Ganzen 12 Meilen lang. Wenn je, so hat hier der Satz gegolten, „wer Alles decken will, deckt Nichts". Perikles hat das gewußt, Duncker und Pflugk-Harttung anscheinend nicht**).

*) Citirt bei Gilbert, Beiträge zur inneren Geschichte Athens S. 99.

**) Daß die Athener vor der Schlacht von Tanagra (458) den Spartanern that-

Der zweite Vorschlag Dunckers ist, daß die Athener, ehe die Peloponnesier zur Stelle waren, Böotien angriffen. „Mit allem, was irgend zur Hand, mußte Böotien überfluthet, die Freiheit der böotischen Städte proclamirt, die verbündeten Thessaler aufgefordert werden von Norden her einzubrechen .... Mit seiner Gesammtmacht, den Rüstigen aus allen Altersklassen, und den Rittern ausrückend, konnte Athen mit doppelter Zahl der Streiter überraschend erscheinen, was von den Gegnern gesammelt war, auf Theben zurückwerfen, in den böotischen Städten die Parteigänger Athens, die Gegner Thebens wieder zur Regierung bringen .... Jetzt hatte es Athen in der Hand, mit Einem raschen Schlage den böotischen, d. h. den thebanischen Bund zu sprengen und wenn nicht sich des starken Gegners im Norden vollständig zu entledigen, doch seine Kraft zu brechen."

Dieser Vorschlag hat eine deutliche Aehnlichkeit mit dem Verlangen, Friedrich der Große habe im Jahre 1756 Oesterreich niederwerfen sollen, ehe die Russen und Franzosen auf den Platz kamen. Ich hoffe nachweisen zu können, daß wie es schon für Friedrich ein Fehler gewesen wäre, sich einen solchen Gewaltstoß zuzutrauen, es ein noch viel größerer Fehler für die Athener gewesen wäre.

Zunächst sind in Dunckers thatsächlichen Voraussetzungen mehrere offenbare Fehler. Duncker nimmt an, daß die Athener mit doppelter Uebermacht in Böotien erscheinen konnten. Das geht nicht auf das Verhältniß der überhaupt vorhandenen Streitkräfte, da unmittelbar darauf (S. 423) gesagt ist, daß Athen der Zweidrittelmacht der Böoter, Lokrer, Phocier in gleicher Zahl entgegenzutreten vermochte, und an anderer Stelle (S. 64; ähnlich S. 367) sogar angenommen wird, daß der böotische Bund „an Bevölkerungszahl nicht hinter der Attikas zurückblieb, in gymnastischer Ausbildung seiner Hopliten sich mindestens mit Athen messen konnte, an Zahl und Uebung seiner Reiterei den Athenern entschieden überlegen war".

Die „doppelte Uebermacht" vorher kann also nur auf die größere Schnelligkeit der Mobilisirung zurückgeführt werden. Diese anzunehmen ist aber ganz unerlaubt. Zu einem Kampf in unmittelbarer Nähe

sächlich die Geraneia, wie wenigstens zu vermuthen, gesperrt haben, beweist natürlich nichts gegen die obige Ausführung. Der Feldzug war nicht direct gegen Athen gerichtet, das aufgebotene Heer klein, Megara auf Seiten der Athener. Was auch der politische Grund des Feldzuges gewesen ist, auf dem Hinmarsch wünschten die Spartaner sicherlich keinen Conflict mit den Athenern; auf dem Rückmarsch hatten sie nicht nur die Besatzung der Pässe, sondern namentlich einen Flanken-Angriff im Marsch seitens des athenischen Heeres zu fürchten. Als dieses erst geschlagen war, war den Spartanern auch die Geraneia nicht mehr gesperrt.

ihrer Stadt waren die griechischen Hopliten immer mobil. In zwei Tagemärschen konnten alle Böotier und die meisten Phocier und viele Lokrer dazu bei Theben versammelt sein. Was in aller Welt zwang die Bündner eine entscheidende Schlacht vor der vollen Versammlung ihrer Macht anzunehmen? Wenn sie sich gar noch weiter zurückzogen und die Athener sie verfolgten, so kam sicher mittlerweile ein Heer von Megarern und Peloponnesiern den Athenern in den Rücken. Einige Seiten vorher (S. 388) hat es Duncker selbst gesagt, daß die Spartaner binnen wenigen Tagen ihre gesammte stets kriegsbereite Mannschaft in's Feld zu schicken vermochten. Wenn die Athener sich nicht sehr eilten, heimzugelangen, so konnte das ganze Heer abgeschnitten und von doppelter Ueberlegenheit eingeschlossen werden.

Duncker verlangt, daß von der anderen Seite die Thessalier in Böotien einfielen. Warum in aller Welt konnten diese schneller auf dem Platz sein als die Peloponnesier? Von diesen wird hier angenommen, sie hätten vier Wochen zur Mobilmachung gebraucht — warum denn die Thessalier weniger?

Angenommen aber wieder, alle diese Einwände gälten nicht, die Athener wären völlig überraschend gekommen; die Böotier wären so unklug gewesen mit halbversammelten Kräften eine Schlacht zu wagen und zu verlieren — dann, erst dann wären wir bei einer Entscheidung analog derjenigen über Friedrich den Großen im Herbst 1756. Friedrich hätte nicht möglicherweise, sondern sicherlich die Oesterreicher mit doppelter Uebermacht anfallen können; er hätte sicherlich einen großen Sieg erfochten — dennoch loben wir ihn, daß er sich nicht zu so hohem Unterfangen hinreißen ließ, weil er damit auf eine Bahn gekommen wäre, auf der er endgültig niemals siegen konnte, sondern zu Grunde gehen mußte. Denn einmal eine Niederlage erlitten an der Donau, das wäre für ihn der völlige Untergang gewesen, wie für Karl XII. die Schlacht bei Pultawa. Zum wirklichen dauernden Frieden hätte ihn auch der größte, so erraffte Sieg dennoch nicht geführt, aber das einmal angenommene Kriegssystem hätte sein ganzes Schicksal an vielleicht einen einzigen Unglücksfall, wie solche im Kriege immer wieder vorkommen, geknüpft. Hier ist es, wo das, was ich die psychologische Reaction der doppelpoligen Strategie nenne, einsetzt. Sie hat in König Friedrich garnicht einmal den Gedanken eines Entscheidungs-Feldzuges in den Jahren 1756 und 1757 aufkommen lassen. Man mache sich das nur einmal vollständig klar; wir wissen es jetzt aus Friedrichs intimsten Aeußerungen: er hat nicht etwa die Idee eines, wie wir es einmal bezeichnen wollen, napoleonischen Feldzuges gefaßt, geprüft und

als unausführbar verworfen, sondern er hat eine solche Idee überhaupt garnicht in sich aufkommen lassen, weil er wußte, daß ein dauernder Erfolg für ihn auf diesem Wege nicht zu erreichen war. Wir wissen nicht, wie sich die Gedanken in Perikles gebildet haben: das Resultat aber ist dasselbe, wie die Lage Athens dieselbe war. Mit dem moralischen Erfolg des supponirten Sieges in Böotien wäre es vielleicht gelungen in einigen böotischen Städten Athenerfreunde an's Ruder zu bringen. Aber die Uebermacht der Peloponnesier blieb darum doch bestehen und binnen Kurzem hätte Athen vor der Frage gestanden, ob es seine neuen Freunde in Böotien einem ebenso traurigen Untergange preisgeben wolle, wie es nachher den Platäern geschah, oder die große Landschlacht gegen die Peloponnesier wagen. Eins wie das andere hätte für Athen eine Niederlage eingeschlossen, sehr viel größer, als ein in einem glücklichen Ueberfall, man möchte sagen, erschlichener erster Sieg je werden konnte. Die Schlacht bei Delion hat nachher auch praktisch gezeigt, wie richtig Perikles diese Verhältnisse beurtheilt hat. Diese Schlacht allein würde als ein positiver Beweis nicht genügen; denn eine einzelne Schlacht oder ein einzelner Feldzug kann einmal durch widrige Zufälle verloren gehen. Die Betrachtung der gesammten Lage aber bestätigt das Urtheil dieser Schlacht und sie wurde geschlagen in einem Feldzug, der sich noch bei Weitem nicht ein so hohes Ziel steckte, wie es hier Duncker hinstellt.

Die Chancen eines Sieges in Böotien also waren minimal, die Gefahr ungeheuer und selbst die Vortheile eines etwaigen Sieges wogen nicht die leicht daraus erwachsenden Nachtheile auf, besonders wenn man bedenkt, daß es sich um ein demokratisches Staatswesen handelt, in dem noch leichter als anderswo Erfolg zu unbesonnenen Schritten verleitet.

Der dritte Vorschlag Dunckers ist, daß die Athener auf attischem Boden mit dem Feinde schlagen sollten. „War es denn so gewiß, daß man geschlagen wurde, geschlagen wurde, wenn die Feldherren dafür sorgten, daß vor der Vereinigung der Peloponnesier und Böotier geschlagen wurde? Athen besaß doch den Vortheil zwischen ihnen zu stehen.“ Ja selbst eine Niederlage wäre besser gewesen, als die kampflose (Pflugk-Harttung sagt „feige“) Räumung des eigenen Gebiets. — Mit der Tapferkeit dieses letzten Satzes will ich nicht streiten. Ich will nur darauf aufmerksam machen, daß wenn die Athener solchen Heroismus für angebracht hielten, sie doch auch thatsächlich ihre ganze Heeresmacht zusammenbringen und bis auf's äußerste streiten mußten. Unter einem Verlust von 3—4000 Mann wären sie nicht davon

gekommen; bei einigem Unglück, wenn ein größerer Haufen abgeschnitten wurde, hätten sie auch leicht die Hälfte ihrer 15 800 felddienstfähigen Bürger einbüßen können*). Für ein Mittel, den Krieg siegreich zu beenden, vermag ich solche Art Schlachten nicht anzusehen, selbst nicht mit der Erläuterung Pflugk-Harttungs (S. 84): „Gerade eine der stärksten Seiten der elastischen sanguinischen Athener bestand ja darin, sich nach verlorenen Schlachten wieder aufzuraffen; diese Eigenthümlichkeit hätte ein guter Feldherr sicher benutzt."

Was nun den ersten Rath Dunckers betrifft, zu schlagen, ehe die Peloponnesier und Böotier vereinigt waren, so hing solches doch wohl weniger von der athenischen als von der gegnerischen Führung ab. Da nach Dunckers eigener Annahme selbst der schwächere dieser Theile, die Böotier mit ihren Nachbarn den Athenern gewachsen waren, so vermag ich Perikles nicht zu tadeln, weil er sich die Kunst nicht zutraute, hier den günstigen Moment zu einem Siege herauszufinden. Zu alledem kommt, daß nach des Thucydides ausdrücklicher Angabe (II, 18) die Peloponnesier über Oenoe in Attika einbrachen, womit jede Möglichkeit die Böotier vor der Vereinigung mit ihnen zu schlagen, ausgeschlossen ist.

Wer sich nach alle Dem klar gemacht hat, daß eine Landschlacht, sei es in Attika, sei es in Böotien, den Athenern nothwendig verderblich und deshalb um jeden Preis vermieden werden mußte, der wird bei der Aufzählung all' der Nachtheile, die aus der Räumung des flachen Landes entsprangen, dem Zusammendrängen in der Stadt, der Schädigung gerade der Gegner des Perikles**), endlich der Pest sich hüten müssen, den Eindruck zu erwecken, als ob es doch noch hätte Mittel geben müssen, diese Nachtheile zu vermeiden. Ganz umgekehrt: je schmerzlicher der Schaden, je größer die Versuchung, desto bewundernswerther die Klarheit des Blicks, die Größe der Entschlußkraft, welche trotz Jammer und Gefahr das Unvermeidliche erkannte, that und festhielt.

Der vierte Vorschlag Dunckers (in seiner eigenen Aufzählung der dritte) stellt sich zur Hälfte auf den Boden des Perikleischen Planes, läßt die Räumung des platten Landes von Attika vorläufig gelten, verlangt aber eine ganz andere Art der Offensive. Die Offensive der

*) Bei Delion kämpften 7000 athenische Hopliten gegen ebensoviel böotische. Die Schlacht begann erst am späten Nachmittag und der Einbruch der Nacht beendigte daher bald die Verfolgung und rettete die Masse der Flüchtigen. Dennoch verloren die Athener fast 1000 Hopliten. Hiernach habe ich für die supponirte Duncker'sche Schlacht mit etwa 20 000 Mann ohne die besonderen günstigen Umstände von Delion den oben präsumirten Verlust angesetzt. Die Stadt Ambrakia verlor bald darauf fast ihre gesammte waffenfähige Bürgerschaft in einem Feldzug in unmittelbarer Nachbarschaft der Stadt.

**) Landwehr, Philologus 47, 122.

Athener, die in Unterbindung des gegnerischen Handels und Angriffen auf die feindlichen Küstengebiete bestand, sollte gesteigert werden zu „einem Stoß in das Herz Spartas". Ein starkes attisches Heer mußte mit den Messeniern von Naupaktus nach Messenien übergeführt, durch Ueberfall oder energischen Sturm ein Hafenplatz in Besitz genommen und dann die Heloten zur Freiheit aufgerufen werden. In hellen Haufen würden sie den Befreiern zugeströmt und dadurch das spartanische Heer sammt allen Bündnern im Peloponnes festgehalten sein. Das wäre die wahre Antwort auf die Invasion Attikas gewesen; der Gegenstoß, „der nicht fehl gehen konnte und mit auch nur leidlichem Nachdruck verfolgt, bald zum Ziel führen mußte". (S. 422.)

In diesem Bilde ist zunächst auffallend als ein Zeichen, wie der Verfasser mit einer Art leidenschaftlicher Verblendung plädirt, statt objektiv zu prüfen der „energische Sturm", mit dem die Athener sich eines Hafens bemächtigen sollen. Unmittelbar vorher, wo umgekehrt bewiesen werden soll, wie leicht die Athener die Geraneia hätten halten können, haben wir erfahren, daß „Mauern damals den hellenischen Heeren fast unüberwindliche Schranken zogen" und bald ist erzählt, daß das gewaltige Invasionsheer in Attika nicht im Stande war, ein einziges der kleinen Grenzkastelle zu nehmen und wie endlich Platää jedes gewaltsamen Angriffs spottete.

Der Vorschlag selbst geht weit über Alles hinaus, was auch die Nachfolger des Perikles in dem Verlaufe des ganzen Krieges jemals versucht haben. Niemals haben sie daran gedacht, ein „starkes attisches Heer" nach Messenien hinüberzuschaffen, um hier gestützt auf eine Erhebung der Hörigen Krieg im großen Styl zu führen. Wie sollten sie auch der großen Macht, der sie nicht einmal in ihrem eigenen Gebiet entgegenzutreten wagten, in deren Lande die Spitze bieten können, wohin sie doch immer nur einen Theil ihrer Streitkräfte schicken konnten? Den Spartanern hätte hier so gut wie in Attika, im Nothfall das ganze peloponnesisch-böotische Heer zu Gebote gestanden. Hätten die übergelaufenen Heloten, vorausgesetzt, daß wirklich so sehr viele kamen, die Differenz ersetzen können zwischen einem athenischen Heer in Attika und über See? Nicht einmal auf der Höhe ihres Selbstvertrauens, nach dem unerhörten Erfolge von Sphakteria, als sie die Messenier von Naupaktus zur Besetzung nach Pylos hinüberführten, haben die Athener sich zu solchen Gedanken verstiegen. Dunckers Vorschlag ist nicht viel besser, als wenn Jemand 1812, als die Preußen in ihrem Lande Napoleon nicht zu widerstehen wagten, ihnen gerathen hätte, ein Heer in die Vendee zu schicken.

Alle diese Vorschläge sind Phantome, zu widerlegen nicht um ihrer selbst willen, sondern nur weil sie von einem so angesehenen Gelehrten wie Duncker vorgetragen worden sind. Erst jetzt nähern wir uns dem ernsthaften Problem.

Wir haben gesehen, daß die Entscheidung einer großen Schlacht weder in Böotien, noch in Attika, noch in Messenien gesucht werden durfte.

Sie konnte also überhaupt nicht gegeben werden: die Athener konnten sie nicht herausfordern zu Lande, die spartanische Symmachie nicht zur See. Damit ist die negative Seite des Perikleischen Kriegsplanes gerechtfertigt.

Bezüglich der positiven Seite müssen wir die Fragen mehr auf die Ausführung stellen, als den Plan. Weder hier noch jemals ist es der Plan, der die Größe des Feldherrn macht. Auch schon nach der negativen Seite hin werden es viel mehr als die Einsicht des Perikles, die ihre Substanz bildenden Charaktereigenschaften sein, die wir bewundern, die Entschlossenheit, mit der, was nicht zu halten war, das platte Land von Attika, freiwillig preisgegeben wurde; der Muth der Verantwortung, mit dem in dem demokratischen Staate der Feldherr die Volksversammlungen unterdrückte, damit die thörichte Menge sich und das Gemeinwesen nicht unbesonnen in's Verderben stürze. Die letzte und entscheidende Frage bleibt, ob nun unter des Perikles Leitung auch activ der Krieg thatsächlich so geführt wurde, daß dem Feind aller mögliche Abbruch geschah, daß trotz der Unthunlichkeit großer Entscheidungen doch die kriegerische Energie nicht litt, daß der größere Verlust und damit die Wahrscheinlichkeit der früheren Ermattung auf der feindlichen Seite war und nicht auf der athenischen.

Nur einen besonderen Punkt dieser activen Kriegführung nehmen wir vorweg und behandeln ihn unter dem Gesichtspunkte des „Planes", weil vor Allem die richtige Auffassung der Bedeutung des Kriegsmittels selbst in Frage steht und klar gestellt werden muß. Es ist die Frage, warum Perikles das Mittel, das sich im Verlauf des Krieges so sehr wirksam erwiesen, nämlich die dauernde Besetzung fester Punkte an der feindlichen Küste, speciell in Messenien, auch abgesehen von der Duncker'schen Vorstellung der Landung eines „starken Heeres", nicht sofort in's Werk gesetzt hat.

Dieses Mittel hat Perikles nicht ergriffen. Wir müssen festzustellen suchen, wie stark dessen Wirksamkeit gewesen sein würde und wie sich die sonstigen Unternehmungen der Athener unter Perikles' Führung dazu verhalten.

Um die Bedeutung der Besetzung von Pylos recht zu würdigen, ist es nöthig, das Ereigniß von Sphakteria zunächst zu eliminiren. Dieser Erfolg war ein Zufall, zu dem die Besetzung von Pylos wohl die Gelegenheit gegeben hat, der sich aber im Uebrigen neben ihr her entwickelte. Auch das Gelegenheit-Geben zu solchen Zufällen ist im Kriege ein großes Verdienst, liegt aber nicht in der Sache selbst. Wir müssen also Beides von einander trennen und betrachten den Werth der Besetzung eines solchen Küstenplatzes wie Pylos an sich.

Pflugk-Harttung (S. 73) sagt, die Spartaner hätten die Besetzung von Pylos „geradezu als Staatsgefahr betrachtet, mit der Gesammtmacht suchte man die Athener zu vertreiben, die in Attika Eingefallenen zogen sich sofort zurück, die Behörden begaben sich persönlich an Ort und Stelle". Diese Schilderung giebt den Bericht der Quellen nur sehr ungenau wieder. Ausgelassen ist zunächst, daß die Spartaner anfänglich garkein Gewicht auf die Nachricht legten. Sie feierten gerade ein Fest und glaubten die Athener ohne Schwierigkeiten wieder vertreiben zu können, sobald sie nur wollten (Thuc. IV, 5). Daß die in Attika eingefallenen Peloponnesier sich zurückzogen, ist richtig, aber nicht bloß um Pylos willen geschehen. Sie waren, wie Thucydides ausdrücklich hinzufügt und Pflugk-Harttung ausläßt, sehr früh diesmal in Attika eingebrochen, hatten Mangel an Nahrungsmitteln und litten unter der sehr ungünstigen Witterung. Wäre Agis bloß um der Abwehr der Mannschaft des Demosthenes willen umgekehrt, so müßte er sehr strenge beurtheilt werden. Denn so viel streitbare Krieger waren immer noch im Peloponnes, um auf der Stelle mit zehnfacher Ueberlegenheit über die allerhöchstens 1000 Eingedrungenen herzufallen. In Attika wird aber nicht mehr viel zu verwüsten gewesen sein; in der Heimath selbst winkten Lorbeeren, dazu keine Verpflegung und schlechtes Wetter: Alles das wirkte zusammen, daß das Invasionsheer schleunigst umkehrte*).

Die Behörden begaben sich endlich nicht, wie es nach Pflugk-Harttung scheinen möchte, sofort an Ort und Stelle, sondern erst als das Unglück der Einschließung von Sphakteria gemeldet wurde (Thucyd. IV, 15).

*) Müller-Strübing in den Fleckeisenschen Jahrbüchern Bd. 123 S. 660 hat die Ansicht ausgesprochen, auch das Heer des Archidamos im ersten Kriegsjahr sei auf die Meldung von der athenischen Flotte heimgekehrt. Schon Duncker IX, 434 Anmk. hat dies zurückgewiesen. Noch treffender und völlig schlagend Herbst im Philologus Bd. 46 S. 566 ff. Hätten die Athener auf eine so einfache Weise die Invasionsheere immer wieder loswerden können, so hätten sie leicht kriegführen gehabt; sie hätten nur in dem Augenblick, wo die Feinde sich auf dem Isthmus sammelten, ihre Flotte auslaufen zu lassen brauchen. Müller-Strübing stellt sich die Verpflegung eines großen Heeres noch zu leicht, oder vielmehr noch nicht schwer genug vor.

Was die Spartaner von Pylos zu fürchten hatten, waren Plünderungszüge der Besatzung, denen das Kastell immer einen sicheren Zufluchtsort darbot, ferner eine große Verführung und Erleichterung für die Heloten überzulaufen, endlich die Anregung zu einem Helotenaufstand. Solcher Aufstand ist in sehr verschiedenen Intensitäts-Graden denkbar: vom Kriege mit Feldschlachten unter Hülfe fremder Heere herab bis zu kleinen Räuberbanden im Gebirge; um wieder moderne Beispiele zu gebrauchen: von den Spaniern gegen Napoleon bis zu den Briganten Franz II. von Neapel. Wie groß die Wahrscheinlichkeit und die Kraft einer Bewegung in Messenien gewesen wäre, ist der Kern der Frage. Die Vorstellung eines messenischen Krieges, wie ihn die Spartaner vierzig bis dreißig Jahr früher durchzukämpfen gehabt hatten, ist es ja, die Duncker zu der Idee eines athenischen Invasionsheeres in Messenien verleitet hat. Diese Vorstellung ist aber unrichtig. Solche Bewegungen wiederholen sich nicht so leicht und ganz falsch ist es, aus der Besorgniß und den Vorkehrungen der Spartaner etwa zu schließen, daß die Gefahr auch wirklich sehr groß und sehr nahe gewesen sein müsse. Jeder Staat trifft fortwährend gegen tausend Gefahren Vorkehrungen, die eben durch diese Vorkehrungen aufhören Gefahren zu sein. Im Kriege rechnet man unausgesetzt mit Möglichkeiten, die nur äußerst geringe Wahrscheinlichkeit haben, nur, um nicht durch Vernachlässigung eine wirkliche Wahrscheinlichkeit entstehen zu lassen. Die preußischen Truppen besetzten 1864 zum Schutze gegen dänische Landungen die pommersche Küste. Die Athener kehrten vom Schlachtfeld bei Marathon nach ihrer Stadt zurück, um einer Ueberrumpelung durch die Perser entgegen zu treten. Darum wären solche Unternehmen seitens der Dänen oder Perser doch wahnwitzig gewesen. Funfzehn Jahre sind die Athener im Besitze von Pylos geblieben und haben es mit den eifrigsten Feinden der Spartaner, den naupaktischen Messeniern besetzt; trotzdem ist eine Erhebung niemals, nicht einmal im Jahre 418, als die Spartaner mit dem peloponnesischen Sonderbunde und den Athenern unter Alcibiades im Kriege waren, versucht worden. Gegen diese Thatsachen kann der Hinweis, daß wieder ein halbes Jahrhundert später doch noch eine Revoltirung der Messenier gelungen ist, nicht durchschlagen. Als im Jahre 369 Messene gegründet wurde, lag der spartanische Kriegsstaat gebrochen am Boden; es existirte eine Landmacht, die der spartanischen gewachsen und überlegen war. Epaminondas zog nach Gutdünken durch das Eurotasthal, wie im peloponnesischen Kriege die Könige Archidamus oder Agis durch Attika. Diese Verschiedenheit muß man im Auge behalten, um zu verstehen,

daß weder Perikles, noch Demosthenes, noch Alcibiades konnten, was später Epaminondas konnte. Diejenige Heloten-Bewegung, mit der man im Peloponnesischen Kriege wirklich rechnen mußte, war kein allgemeiner Freiheitskampf, sondern eine Anregung zu Widersetzlichkeiten, Rachethaten, Verschwörungen im Kleinen, die bei üblem Ausgang mit der Flucht nach Pylos endigten. Solch' stiller Guerillakrieg im eigenen Lande, die Vorsichtsmaßregeln, die doch immer gegen größere Unternehmungen verzweifelter Tollköpfe getroffen werden mußten*), der directe materielle Verlust von entflohenen Arbeitern, Alles das machte den Spartanern die Festsetzung der Athener in Pylos sehr empfindlich. Weiter aber darf man nicht gehn, wie auch nach dem ersten großen Zusammenstoß Pylos eine besondere Rolle nicht weiter gespielt hat. Die abgefallenen Heloten in Koryphasion (Pylos) capitulirten auf freien Abzug — das ist Alles was Xenophon**) über die Rückeroberung des Platzes durch die Spartaner berichtet. Es ist ein Ereigniß nicht des großen, sondern des Parteigänger-Krieges. Nur hierauf und hiermit durften die Athener in Messenien rechnen, so lange die spartanische Symmachie zusammenhielt und durch ihre ungeheuere Ueberlegenheit der Landmacht ihren Druck allenthalben ausübte.

Damit haben wir das Kriegsmittel genauer umschrieben, dessen Nicht-Anwendung dem Perikles ganz besonders zum Vorwurf gemacht wird. Ob der Vorwurf begründet ist, müssen wir untersuchen in dem Zusammenhang des Krieges, wie ihn Perikles in Wirklichkeit geführt hat. Zunächst haben wir gesehen, daß es sich nicht um einen prin-

*) Hierzu soll nach Thucydides IV, 80 auch die hinterlistige Ermordung von 2000 Heloten gehört haben. Trotz meiner Thucydides-Orthodoxie gestehe ich, daß ich diese Geschichte nicht glaube. Auch der klarste kritische Kopf hat einmal eine schwache Stunde, wo er sich Etwas weismachen läßt.

**) Hellenika I, 2, 18. Ausführlicher Diodor. Grote schließt aus der beiläufigen Art der Erwähnung bei Xenophon, daß dieser lakedämonische Quellen benutzt habe. Das scheint mir ein Fehlschluß zu sein. Die Rückeroberung des Platzes war immerhin ein Sieg, und eigene Siege pflegt man nicht zu verkleinern. Xenophon erwähnt es beiläufig, weil es wirklich keine so sehr große Bedeutung hatte.

VII, 26 erzählt Thucydides, wie Demosthenes auf der Fahrt nach Sicilien noch einen anderen Platz in ähnlicher Weise an der lakonischen Küste befestigte und besetzte „ἵνα δὴ οἵ τε Εἵλωτες τῶν Λακεδαιμονίων αὐτόσε αὐτομολῶσι καὶ ἅμα λῃσταὶ ἐξ αὐτοῦ, ὥσπερ ἐκ τῆς Πύλου, ἁρπαγὴν ποιῶνται“. Damit haben wir eine ganz authentische Charakterisirung der Bedeutung, welche diese Orte hatten — immer abgesehen von dem besonderen Ereigniß von Sphakteria. Die Forschung steht aber vielfach so unter dem Bann dieses Ereignisses, daß sie nicht davon frei machen kann. Müller-Strübing in Fleckeisens Jahrb. Bd. 127 hält es für unmöglich, daß Demostehenes sich um der „Anlegung eines Räubernestes“ willen aufgehalten habe und geheimnißt einen anderen wunderbar großartigen Kriegsplan hierin. Herbst (Philol. 46, 579) hat ihn mit ebensoviel Gelehrsamkeit wie gesundem Urtheil widerlegt.

cipiellen Gegensatz zu dem Perikleischen Kriegsplan, sondern um nichts als um eine Modalität in der Ausführung dieses Planes handelt.

Ich glaube hiermit den Perikleischen Plan als Plan, als Idee gerechtfertigt zu haben. Wichtiger aber als der Plan ist die That, die Ausführung.

7. Die drei ersten Feldzüge des Peloponnesischen Krieges (431—429).

Es giebt, wie wir sahen, eine Schule, welche für alle Zeiten und Verhältnisse nur eine einzige, stets und allein richtige Strategie gelten lassen will. Wir sind nach Clausewitz' Anleitung ausgegangen von einer natürlichen Doppeltheit der Strategie und haben damit die Möglichkeit kriegsgeschichtlicher Analogien sehr eingeschränkt. Nicht ohne Weiteres darf aus der Aehnlichkeit zweier kriegsgeschichtlicher Momente eine Analogie construirt werden; erst ist aus der Gesammt-Situation zu entscheiden, ob auch dieselbe „Art" der Strategie zu Grunde zu legen ist. Als völlig unanwendbar hat sich uns da für den Peloponnesischen Krieg die moderne napoleonische Kriegsweise herausgestellt; mehr und mehr aber hat der Fortgang unserer Untersuchung gezeigt, daß er in dieselbe Art gehört, wie die Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts und aus diesen haben wir speciell vor allen den energischsten, den Siebenjährigen zum Vergleich herangezogen.

Diese Verwandtschaft noch deutlicher zu machen, ist es Zeit, die wesentlichste Verschiedenheit zu besprechen, um so mehr, da auf der Oberfläche mehr die Verschiedenheiten als die Aehnlichkeiten liegen. So oft ein neuer Zug der Aehnlichkeit hervortrat, wird der Leser im Stillen den Vorbehalt gemacht haben: trotz Allem liegt doch der Haupt-Eindruck des Siebenjährigen Krieges in seinen gewaltigen Schlachten; diese sind es, die uns das Heldenthum und die Feldherrn-Größe des Preußenkönigs verbürgen: wo sind die entsprechenden Thaten des Perikles?

In dieser Frage ist zweierlei zu unterscheiden: die Bedeutung der Friedericianischen Schlachten an sich und die Bedeutung für die Persönlichkeit des Königs.

Die Bedeutung der Schlachten Friedrichs ist nicht, daß sie den Krieg entschieden haben. Da man Lowositz als eine eigentliche Schlacht kaum rechnen darf, so haben von den sieben Feldzügen nur in vieren Schlachten stattgefunden. In den beiden letzten Jahren 1761 und 1762 ist es zu wirklichen Schlachten nicht mehr gekommen. Der Krieg ist also beendigt worden nicht vermöge der Niederwerfung eines der beiden Gegner durch Schlachten, sondern vermöge der eintretenden Er-

mattung. Man könnte sich denken, daß Friedrich von Anfang an nach der Art der beiden letzten Jahre den Krieg geführt hätte und er wäre dabei materiell sogar besser gefahren. Wie dem aber auch sei: die Schlachten bleiben bestehen, aber da sie für das Ergebniß des Krieges nicht das Entscheidende gewesen sind, so heben sie die Analogie mit dem Peloponnesischen Kriege nicht auf und es ist klar, daß der Ursprung der Verschiedenheit nicht in der Subjektivität der Feldherren, sondern in den verschiedenen Verhältnissen zu suchen ist. Die Kriegsmacht Friedrichs war derjenigen seiner Gegner im Wesen gleich, nur schwächer. Deshalb konnte er es versuchen, durch geschickt geführte schwere Schläge den Feinden den Krieg schneller zu verleiden, als es durch das bloße Ausdauern zu erwarten war. Zwischen den Athenern aber und ihren Gegnern tritt das Moment hinzu, daß die beiderseitige Stärke verschiedenen Elementen angehört. Auf dem Lande sind die Einen, auf der See die Anderen so überaus viel schwächer, daß, wie wir sahen, jeder Versuch einer Schlacht-Entscheidung von vorn herein ausgeschlossen war.

Der zweite Theil unserer Frage ging auf die Bedeutung der Schlachten für die Persönlichkeit des Feldherrn. Für Friedrich geben sie uns die Garantie, daß seine Entschlüsse, auch wo sie der Entscheidung ausweichen, nicht aus Mangel an Charakterkraft, sondern aus Verstandesgründen entsprungen sind. Wer Prag, Leuthen und Torgau geschlagen hat und erst recht Kollin und Kunersdorf, der ist überhaupt ein Mann ohne Furcht. Wo haben wir diese Garantie für Perikles? Diese Frage werden wir später zu beantworten haben und knüpfen, indem wir sie hier fallen lassen, wieder an an den letztgefundenen Satz, daß vermöge der verschiedenen Natur der beiderseitigen Streitkräfte im Peloponnesischen Kriege eine Schlacht-Entscheidung überhaupt nicht zu erreichen war. Wodurch sollte denn nun der Krieg entschieden werden?

Da waren zunächst die unblutigen Mittel, Unterbindung des Handels und Verwüstung von Land. Perikles hat den Athenern auseinandergesetzt, daß sie auf diese Weise größeren Schaden thun, als erleiden würden. Es ist für uns schwer, das heute nachzurechnen. Die Verwüstung eines Landes ist keine so ganz leichte Sache. So weit das Feuer reicht, ist sie zwar einfach, aber Getreidefelder, Bäume, Weinberge zu vernichten kostet Zeit und Mühe. Im Mittelalter nahm man Mäher mit in's Feld, um die feindlichen Getreidefelder abzumähen, so z. B. Herzog Leopold von Oesterreich im Sempacher Krieg. Einen einzigen mittelstarken Baum zu fällen braucht man selbst mit den besten Instrumenten einige Stunden. Die Peloponnesier, die mehrere Wochen

in Attika blieben, hatten Zeit und Muße gründlich zu verfahren, aber sie mußten doch das Gros ihres Heeres stets schlagfähig zusammenhalten, um einem Ausfall der Athener zu begegnen. So ist es gekommen, daß sie im ersten Feldzug doch nur einen Theil von Attika durchzogen und in den späteren Jahren immer noch etwas zu verwüsten vorfanden*). Daß die Athener ihnen immer von Neuem die Felder bestellt haben, ist doch wohl kaum anzunehmen**); der Hauptgegenstand der Zerstörung waren also die Häuser, Bäume und Weinberge. Fielen nun umgekehrt die Athener in eine feindliche Küstenlandschaft ein, so werden sie sich immer sehr beeilt haben, wieder an Bord zu kommen, damit nicht der Landsturm sich sammele und ihnen mit Uebermacht auf den Leib gehe, ihnen vielleicht gar den Rückweg abschneide. Die Verwüstung wird also hier immer ziemlich oberflächlich geblieben sein. Diese Expeditionen hatten aber ihrerseits wieder den großen Vortheil des Ueberraschenden und werden deshalb hauptsächlich auf einen viel kostbareren Gegenstand als die Immobilien, auf Menschen und Vieh gerichtet gewesen sein. Die Peloponnesier hatten von vorn herein eine ganz bestimmte und begrenzte Sphäre ihrer Feindseligkeiten. Bei den Athenern hing Alles davon ab, mit wie großer Macht, wie viel kluger Berechnung, Schnelligkeit, Kühnheit, Vielfältigkeit sie ihre Züge ausführten. Bringt man endlich in Anschlag, daß die Athener neben Attika noch Euböa hatten und durch die Occupirung von Aegina sofort einen sehr ansehnlichen Ersatz für die Verluste auf Attika schufen, daß umgekehrt die Zusammenpferchung der Bevölkerung in der Stadt höchstens sechs Wochen im Jahr dauerte, so muß man dem attischen Staatsmann trotz der seiner Rede naturgemäß innewohnenden Tendenz doch wohl zustimmen.

Mochte nun aber diese oder jene Partei bei den wechselseitigen Verwüstungen den Kürzeren ziehen, eine Heerführung, die überhaupt

*) Müller-Strübing hat ebenfalls schon darauf hingewiesen, daß Verwüstung eines Landes eine mühselige Sache sei und die Arbeit der Menge von leichtbewaffneten Sklaven zuertheilt, die ein griechisches Heer begleiteten. Ich habe in meinen „Perser- und Burgunderkriegen“ die Vorstellung von der Masse dieser „Leichtbewaffneten“ bekämpft; jeder Mann mehr ist auch ein Esser mehr. Wenn die Peloponnesier so gar viele Sklaven mit ins Feld nahmen, so steigerten sie dadurch die Verpflegungs-Schwierigkeit und Kostspieligkeit des Feldzuges sehr und über das Land ausbreiten durften sich auch die Sklaven nicht, um sich nicht einem Ueberfall auszusetzen. Vgl. Thuc. III, 1.

**) Thucyd. IV, 6 (als Agis aus Attika abzieht) darf nicht auf die Unreife des Getreides in Attika bezogen werden. Wenn man zum Krieg auszog, ehe das Getreide reif war, so waren die Vorräthe allenthalben gering; deshalb war die Ausstattung des Heeres mit Proviant gleich beim Auszug mangelhaft gewesen. Daß die Peloponnesier von attischem Getreide leben wollten und doch kamen, ehe dieses reif war — das darf man ihnen doch wohl nicht zutrauen.

nicht weiter dachte, würden wir mit Recht gering achten; am meisten freilich die spartanische, welche auf diese Weise ihren Zweck, die Auflösung des athenischen Seebundes überhaupt nicht erreichen konnte, aber auch die athenische. Diese hätte ja vielleicht ihren nächsten Zweck, Abwehr des Angriffs der Continentalen endlich erreichen können, aber wenig kriegerischen Sinn würde man ihr dennoch mit Recht zum Vorwurf machen.

Wir haben in unserem theoretischen Capitel gesehen, wie Friedrich der Große sich die Frage vorgelegt hat, was er einem Feinde, der durch die Wahl unangreifbarer Stellungen Feldschlachten unmöglich machte, anhaben könne. Er nahm sich vor, über seine Detachements herzufallen. Ein analoges Mittel war auch im peloponnesischen Kriege anwendbar und ist im Laufe der Dinge thatsächlich zur Anwendung gekommen: man schuf (in Akarnanien) einen Neben-Kriegsschauplatz, wo mit Theilkräften gefochten wurde in solchen Verhältnissen, daß die Athener das Landgefecht wagen durften anzunehmen.

Ein weiteres Mittel war die bereits besprochene dauernde Besetzung fester Punkte an der feindlichen Küste, speciell in Messenien.

Endlich erscheint nicht ausgeschlossen die Eroberung oder Ueberrumpelung der feindlichen Küstenstädte: Epidaurus, Hermione, Gytheion, vielleicht auch Megara oder Trözen.

Diese letzteren Unternehmungen, ebenso wie die Verwüstungs-Expeditionen mußten nicht nur um ihrer selbst willen, sondern auch ganz besonders um der Zufälle willen unternommen werden, die sich aus ihnen entwickeln und zu kriegerischen Actionen ausgenutzt werden konnten.

Die entscheidende Frage ist nun: wäre es richtig gewesen, alle diese Mittel gleichzeitig und sofort mit Beginn des Krieges in Anwendung zu bringen, um einen möglichst starken Eindruck zu machen? Dem ist nicht so. Die größte Macht in der Ermattungs-Strategie bleibt immer die Zeit und daher eines ihrer Grundgesetze die Oekonomie der Kräfte. Soviel man auch in einem ersten Feldzug mit den angegebenen Stratagemen erreicht hätte, zur Unterwerfung oder zum Frieden würde man den Feind doch nicht gebracht haben. Es ist eine analoge Erscheinung wie das Vermeiden der Winterfeldzüge in der doppelpoligen Strategie des 17. und 18. Jahrhunderts. So groß ihre Wirksamkeit sein könnte, so unternimmt man sie doch nicht, weil zuletzt das Aufbrauchen der eigenen Streitkräfte noch schädlicher erscheint. Wir haben oben gesehen, wie außerordentlich günstige Verhältnisse im Jahre 1756, nach Pirna, dem König Friedrich ein Winterfeldzug in Böhmen

geboten haben würde. Und dennoch ist er nicht einmal theoretisch auf einen solchen Gedanken verfallen*). Unter demselben Gesetz stand die Kriegführung der Athener im Jahre 431: die Kriegsmittel mußten unter allen Umständen auf einen sehr lang dauernden Krieg berechnet werden; demgemäß mußte die Kriegführung nach einer verständigen Abwägung sich selbst gewisse Grenzen stecken. Eine formale Regel für das Zuviel und Genug, nach der der Feldherr oder nachher die Kritik die Leistung abmessen könnte, giebt es nicht. „Der Pfad der Ueberlegung läßt sich", wie Clausewitz es in dem Capitel „Oekonomie der Kräfte" (3. B. 14. Cap.) ausdrückt, „durch Grundsätze und Ansichten selten bis zu einer bloßen Linie einengen. Es bleibt immer ein gewisser Spielraum. So ist es aber in allen praktischen Künsten des Lebens. Für die Schönheitslinien giebt es keine Abszissen und Ordinaten, Kreis und Ellipse werden nicht durch ihre algebraischen Formeln zu Stande gebracht." Der feinere Takt des Handelnden muß das Rechte zu treffen suchen.

Die Athener waren beim Ausbruch des eigentlichen großen Krieges noch mit der Belagerung von Potidäa beschäftigt. 3000 Hopliten standen hier und eine Anzahl Trieren**). Nun rüsteten sie noch zwei Geschwader aus, eins von 30 Trieren unter Kleopomp, eines von 100 Trieren, zu denen noch 50 der Kerkyräer und andere Verbündete stießen, unter Karkinos; diesem wurden 1000 Hopliten und 400 Bogenschützen mitgegeben. Die beiden Flotten verwüsteten das feindliche Küstengebiet, nahmen einige kleine Küstenstädte, besiegten in je einem Treffen die Truppen, die sich ihnen in kleiner Anzahl entgegenzustellen wagten, während sie vor der Ansammlung eines größeren Heeres auf die Schiffe zurückgingen, und gewannen endlich ohne Kampf die Insel Kephallenia für den attischen Bund. Dem Karkinos mißlang ein Angriff auf die messenische Küstenstadt Methone. Zum Schluß des Feldzuges fiel das ganze athenische Feldheer in Megaris ein und verwüstete es in derselben Art, wie die Peloponnesier Attika verwüstet hatten.

Die Kritiker haben gegen die Leistungen dieses Kriegsjahres zwei Einwände erhoben. Erstens vermissen sie, daß feindliche Küstenorte dauernd in Besitz genommen wurden. Pflugk-Harttung nimmt an, daß Karkinos — von Perikles — den Befehl gehabt habe, sich nirgends am Peloponnes festzusetzen. Duncker schweigt hierüber und läßt nur Kar-

*) Friedrich spricht darüber im 28. Artikel der „General-Principien" und rechtfertigt die Winter-Feldzüge, die er trotz seines generellen Abrathens selber unternommen habe „mehr als kein General in diesem Seculo gethan hat".

**) Daß die ursprünglichen 70 die ganze Zeit dageblieben seien, scheint Holzapfel mit Recht zu verwerfen. Beiträge z. griech. Geschichte 1888.

kinos selbst „jeder Ahnung entbehren, um was es sich handle". Mir scheint nichts natürlicher, als daß die Athener im ersten Jahr an eine Festsetzung im feindlichen Lande noch nicht gedacht haben; als Karkinos versuchte Methone zu erobern, hat er schwerlich beabsichtigt, es zu behalten. Die Vorstellung, daß die Athener von einem solchen Platz aus den Krieg in großem Styl hätten führen können, haben wir als ein Phantom zurückgewiesen. Die Occupation wäre eine Modalität des kleinen Krieges gewesen: aber eine wirksamere, als sie Karkinos sonst übte? Im Allgemeinen muß man doch annehmen, daß ein Feind, der bald hier bald da unvermuthet von der See einfällt, gefährlicher und schädlicher ist, als von einem festen Punkt aus, wo er immer nur auf ein sehr kleines Gebiet wirken kann. Ließ Karkinos von seinen 1400 Mann Landtruppen die Hälfte irgendwo stehn, so mußte er allenthalben anders seine Züge sehr beschränken und sich immer sehr schnell wieder zurückziehen. Stellen wir uns vor, daß er zum Schluß, als er nach Hause zurückkehrte, für den Winter irgend eine solche Besatzung etablirt hätte, so hätte das gewiß bedeutende, auch moralische Wirkung gethan, aber es war auch sehr theuer. Noch stand das große athenische Heer, ohne daß ein Ende abzusehen war, vor Potidäa. Ehe diese Mannschaft, der fünfte Theil der gesammten felddienstfähigen Bügerschaft, nicht wieder frei war, wäre es den Athenern gewiß als eine unvernünftige und unökonomische Ueberanspannung der Kräfte erschienen, noch ein zweites Corps dauernd im Felde zu erhalten. Fünf Jahre sind vergangen, ehe Jemand auf einen solchen Gedanken gekommen ist und es erscheint mir durchaus verständlich und im Einklang mit allen Erfahrungen der Kriegsgeschichte, daß dieser Gedanke sich erst allmählich im Laufe des Krieges selbst bildet, als die ersten natürlichen Mittel, die Landungen verbraucht, die Gegenden, die dazu am meisten geeignet, ausgeraubt und vermuthlich nicht mehr angebaut und von den Bewohnern verlassen waren. Ob Karkinos, weil ihm der Angriff auf Methone mißglückte, wie Pflugk-Harttungs militärischer Blick durchschaut hat, „vom Landkriege absolut nichts verstand", will ich dahingestellt sein lassen. Für Perikles genügt es mir, die Meinung begründet zu haben, daß, wenn er, wie wahrscheinlich, nicht den Befehl dauernder Occupirung eines Küstenplatzes gab, hierin ein strategischer Fehler nicht zu erkennen ist.

Die zweite Forderung, die die Kritiker stellen, ist, daß Perikles, statt die „militärische Promenade" nach Megaris zu machen, noch jetzt die Geraneia hätten besetzen und die Stadt belagern sollen. „Von der See- und Landseite aus hätte er sie einschließen, und, wenn er sie nicht

berennen wollte, den Winter hindurch eingeschlossen halten und aushungern sollen." Ueber die Besetzung der Geraneia und das verschiedene Maaß, mit dem Duncker mißt, wenn es sich um den Widerstand handelt, den damals Mauern der „Berennung" entgegensetzten, haben wir bereits gesprochen. Um die Stadt im Winter aushungern zu können, muß man annehmen, daß sie nicht genügende Vorräthe bis zur nächsten Ernte in ihren Mauern gehabt habe; eine Annahme gegen alle Wahrscheinlichkeit, denn die Landleute mit allen ihren Vorräthen hatten sich doch unzweifelhaft in die Stadt geflüchtet. Man muß ferner annehmen, daß doch wenigstens die Hälfte der felddienstfähigen athenischen Bürgerschaft das ganze Jahr im Felde hätte liegen können; eine Voraussetzung, die selbst, wenn politisch und wirthschaftlich möglich, doch den athenischen Kriegsschatz in einem Zuge erschöpft haben würde. Man muß endlich annehmen, daß die spartanische Symmachie zur Rettung ihres Bundesgliedes keine Hand gerührt haben würde. Duncker meint „schwerlich wäre den Spartanern gelungen, ihre Bündner zum zweiten Mal in diesem Jahr zum Auszug zu bringen". Ich bin der umgekehrten Meinung. Ich glaube, erstens, daß es nicht richtig ist, historische Urtheile auf ein solches „schwerlich" aufzubauen und wenn es denn einmal sein soll, so glaube ich, daß schwerlich die Spartaner eine Fehlbitte gethan haben würden, wenn sie ihren Bündnern schrieben: „der Gott hat die Athener verblendet und in unsere Hand gegeben. Die gesammte böotische Kriegsmacht übersteige den Kithäron; an demselben Tage seien die Peloponneser auf dem Isthmus. Wenn es den Athenern wirklich gelingt uns alle Pfade über die Geraneia zu versperren, so werden wir sie zur See mit Korinthischen Schiffen umgehen. Wir werden dann das athenische Belagerungsheer von allen Seiten mit fünffacher Ueberlegenheit einschließen und vernichten. Mit einem Schlage werden wir den Krieg und alle unsere Leiden beendigt und die Tyrannis der Athener gebrochen haben*)."

*) Außerdem erhebt Duncker noch die Anklage (S. 431): „Wie überlegen die vereinigten attischen und thessalischen Reiter der böotischen Reiterei waren, auch sie wurden nicht ernsthaft verwendet; statt unablässiger Umschwärmung des feindlichen Lagers, Hinderung der Proviantirung kam es nur zu einem Gefecht bei Phrygia am Ostfuß des Aegaleos, in welchem die böotische Reiterei geworfen wurde." In Wirklichkeit sagt Thucydides, nachdem er schon vorher von einem nachtheiligen Gefecht athenischer Reiter berichtet (II, 19), in wörtlicher Uebersetzung (II, 22): „Reiter sandte er unablässig hinaus, damit nicht Streifereien vom feindlichen Heer in die Aecker nahe der Stadt geschähen und Schaden anrichteten; und es kam auch zu einem kurzen Reitergefecht bei Phrygia zwischen einer athenischen Reiterabtheilung und Thessalern gegen böotische Reiter, in welchem die Athener und Thessaler nicht im Nachtheil waren, bis sie Kehrt machten, als den Böotern die Hopliten zu Hülfe kamen. Es fielen von den Athenern und Thessalern nicht viele. Ihre Todten holten sie noch an dem-

Von den beiden Vorschlägen der Kritik haben wir den einen als recht verfehlt erkannt, den anderen, die Besetzung eines Küstenplatzes, zwar an sich nicht für unthunlich, aber keineswegs als geboten und nothwendig. Thätigkeit und Oekonomie der Kräfte scheinen mir daher in angemessener Weise beide beobachtet und vereinigt. Das erhellt noch mehr, wenn man die Leistungen der Gegenpartei vergleicht. Die spartanische Symmachie brachte ein gewaltiges Heer zusammen, aber auf nicht länger als fünf Wochen. In dieser Zeit verwüstete es einen Theil, vielleicht noch nicht einmal die Hälfte von Attika; dann ging es wieder auseinander. Es hatte nicht eins der attischen Grenz-Castelle zu nehmen vermocht. Den ganzen Sommer hindurch geschah garnichts weiter. Im Herbst liefen die Korinther mit 40 Trieren und 1500 Hopliten aus gegen Akarnanien und Kephallenia, ohne etwas Wesentliches auszurichten. Hier glaube ich, kann die Kritik in der That einsetzen und die Frage aufwerfen, ob nicht die Spartaner, wenn sie denn einen Zug nach Thracien für ganz unmöglich hielten, wenn ihnen der Gedanke dauernder Festsetzung in Attika noch ganz fern lag, wenigstens nach Akarnanien hätten eine große Offensive unternehmen müssen. Auf athenischer Seite sehe ich keinen Grund zum Tadel und kann der Kritik, die mit stolzer Miene mehr verlangt, nur erwidern, daß bei doppelpoliger Strategie, was auch geschehe, immer noch Dies oder Jenes zu finden ist, was hätte auch noch gethan werden können. Zu widerlegen ist dann solche Forderung weiter nicht. Man kann nur achselzuckend entgegenhalten, daß die Kritik eben leicht ist und die Kunst schwer.

Die Ereignisse des zweiten Kriegsjahres sind kurz folgende: die Peloponnesier fallen von Neuem in Attika ein; in Athen bricht die Pest aus; Perikles führt eine große Flotte mit 4000 Hopliten und 300 Reitern nach Argolis; er macht einen Angriff auf Epidaurus, der schon zu gelingen scheint, aber im letzten Augenblick doch noch scheitert; er verwüstet die Küstengegenden, nimmt ein spartanisches Städtchen Prasiä und kehrt nach Athen zurück. Mit derselben Flotte fährt darauf Hagnon nach Potidäa, um das Belagerungscorps zu verstärken und die Stadt endlich mit Gewalt

selben Tage ohne Vertrag. Am folgenden Tag stellten die Peloponnesier ein Siegeszeichen auf." Also nicht die Böoter, sondern die Athener wurden geworfen. Es kam nicht „nur" zu einem Gefecht, sondern unablässig (ἀεὶ) war die Reiterei draußen. Die Ueberlegenheit der athenischen Reiterei ist ein freier Zusatz. Danach bemesse man den Werth des Dunckerschen Urtheils. Die „Umschwärmung" des feindlichen Lagers will ich dabei nicht wörtlich nehmen. Das wäre natürlich in dem gebirgigen, rings eng umgrenzten Lande eine völlige Absurdität. Der Reiter, der sich den Rückweg zur Stadt abschneiden ließ, war verloren. Wer die Natur einer solchen Cavallerie-Operation kennen lernen will, der studire den Untergang der Sohr'schen Husaren-Brigade bei Versailles am 1. Juli 1815.

zu nehmen. Aber alle Versuche sind vergeblich. Durch die Pest um ein Viertel geschwächt, kehrt Hagnon nach Athen zurück. Nach dem Einfall der Peloponnesier sind die Athener durch die Verheerung ihres Landes und die Pest so weit herunter, daß sie Gesandte nach Sparta schicken und um Frieden bitten. Er wird ihnen abgeschlagen. Auf eine ermuthigende Rede des Perikles stehen sie von diesen Versuchen ab. Sie ruhen aber nicht eher, als bis sie den Perikles, dem sie die Schuld an dem Kriege zuschreiben, mit einer Geldstrafe belegt haben. Bald nachher aber wählen sie ihn wieder zum Feldherrn.

Wir haben oben die Unternehmungen aufgezählt, auf die die Athener zur Schädigung ihrer Feinde verfallen konnten. Von allen erscheint der Versuch, eine feindliche Stadt zu erobern, die so groß war, einen eigenen Staat zu bilden, als die bei weitem bedeutendste und wirksamste. Jetzt wird sie in's Auge gefaßt. Epidaurus hatte noch die besondere Eigenschaft auf dem Wege nach Argos zu liegen. Argos war bis dahin neutral; tauchte aber einmal die Möglichkeit eines Bündnisses mit Argos und damit, etwa bei einer Spaltung in der spartanischen Symmachie, eines wirklichen Landkrieges auf, so war der Besitz von Epidaurus für Athen von nicht geringer Wichtigkeit. Wäre diese Eroberung gelungen, jeder Erfolg in Akarnanien, jeder noch so intensive Verwüstungszug, jede Besetzung eines messenischen Küstenplatzes wäre verschwunden dagegen. Mit dem Besitz von Epidaurus, welcher Trözen, Hermione, vielleicht gar Sikyon ein ähnliches Schicksal in Aussicht stellte, hätte Athen zwar gewiß noch nicht den Frieden, aber doch eine Friedensmahnung für alle Peloponnesier erlangt, die sich unausgesetzt geltend machte. Warum, mag man fragen, hat Perikles sich nicht gleich im ersten Feldzug zu einem so kräftigen Schlage entschlossen? Wir wissen es nicht. So wenig wir wissen, auf welche Umstände Perikles seine Hoffnung auf Ueberrumpelung der befestigten Stadt baute. War es ihm gelungen, verrätherische Einverständnisse anzuknüpfen, die im ersten Jahr noch fehlten? Oder galt das Unternehmen für so überaus verwegen, daß kein anderer Feldherr es sich zutraute und es im ersten Jahr also unterblieb, weil Perikles die Stadt Athen selbst nicht verlassen durfte, um die Bürgerschaft im Zaum zu halten? Natürlich nur während das Feldheer der Epidaurier selbst in Attika stand, konnte man an den Ueberfall ihrer Stadt denken. Im zweiten Jahr werden in Athen die unvernünftigen Ausfall-Gedanken nicht mehr so gefährlich gewesen sein und Perikles konnte deshalb in diesem Jahr die Stadt verlassen.

Schon hofften sie Epidaurus zu nehmen, aber es gelang ihnen

nicht, sagt uns Thucydides. Vorauf geht der Satz, daß sie das Gebiet verwüsteten. Duncker fügt dem hinzu: „Wahrscheinlich wäre man weiter gekommen, wenn man ohne die Verwüstung den ersten Augenblick, die Ueberraschung verwerthet hätte.“ Eine Kritik, die wohl etwas zu billig ist, um richtig zu sein. Dazu braucht man kein General zu sein, um zu wissen, daß, wenn man überrumpeln will, man nicht vorher als Signal auf dem Wege die Häuser ansteckt. Ist wirklich die Verwüstung des Landes dem Ueberfall der Stadt voraufgegangen, so ist natürlich der Zusammenhang ein anderer: irgend eine Kriegslist, ein Hinterhalt, Versuch des Miteindringens mit Verfolgten oder dergleichen ist im Spiel gewesen. Wozu aber darüber grübeln? Wir wissen es nicht. Wir wissen nicht, ob durch irgend einen Fehler seitens des Perikles oder eines Untergebenen, eine falsche Berechnung oder einen bösen Zufall das Unternehmen gescheitert ist. Es kommt auch nicht darauf an. Nehmen wir ruhig an, es ist durch einen Fehler des Perikles selbst gescheitert: das Wesentliche besteht dennoch: daß nur ein Feldherr von hohem Wagemuth und echtem strategischen Unternehmungsgeist sich des Versuchs einer solchen That unterfangen konnte. Wie leicht konnte es geschehen, daß es einer Abtheilung, die glücklich hineinkam, dann doch noch erging, wie vor einem Jahr den Thebanern in Platää! Daß die Epidaurier im Straßenkampf die Oberhand behielten, sie abschnitten und vernichteten! Man bedenke immer, daß Epidaurus eine Stadt ist mit einem größeren Gebiet als Megara. Nur ein Feldzug in der ersten Periode des peloponnesischen Krieges erscheint noch großartiger angelegt, das ist der Doppelangriff auf Böotien im Jahre 424. Aber für ein solches Unternehmen existirten im Jahr 430 die Vorbedingungen noch nicht und auch dieser Feldzug ist den Athenern mißlungen; er zog ihnen die Niederlage von Delion zu. Perikles machte nach dem mißglückten Versuch auf Epidaurus noch einige Landungen an der Küste von Argolis und Kynurien zum Zweck der gewöhnlichen Verwüstungen und kehrte dann nach Athen zurück. In der Stadt, wie auf der Flotte wüthete die Pest. Hier setzt nun Pflugk-Harttung mit folgender Kritik ein: „Da die Menschen doch verkamen, hätten sie mit den Waffen in der Faust auf den Peloponnes geworfen werden können, um auch dorthin nicht nur den Krieg, sondern mit allen Mitteln den gefährlichsten Verbündeten Athens die Pest, ins Land zu schleudern und in ihrer ganzen Wuth möglichst überall hin zu verbreiten — man sah ja, daß die Krankheit ansteckend wirkte. Die dumpfe Verzweiflung hätte bei geschickter Führung zur gesteigerten Thatkraft werden können.“ Es ist in der That bedauerlich, daß Perikles die hier geschilderte Kunst,

gesteigerte Thatkraft zu erzeugen, nicht ausgeübt hat. Welch ein Beispiel hätte er damit allen späteren Feldherren gegeben! Wie anders hätte Napoleon im Jahr 1813 dagestanden, wenn er statt seine 500000 Mann in Rußland todtfrieren zu lassen, ihre Verzweiflung in Thatkraft verwandelt und ihnen einen ehrlichen Tod auf dem Schlachtfelde gegönnt hätte! Sterben mußten sie ja doch — hätte nun jeder Franzose nur noch einen Russen mit ins Grab genommen, so hätte auch der Kaiser Alexander kein Heer mehr gehabt und Napoleon wäre Weltherrscher geblieben. Ja zum zweiten Mal hätte er sich mit diesem einfachen Mittel retten können, wenn er die Krieger, die ihm auf dem Rückzug von Leipzig an der Pest dieser Epoche, dem Nervenfieber starben, mit dem Säbel in der Faust in den Feind geführt hätte! Daß die rettenden Gedanken der Menschheit doch so spät offenbart werden! Pflugk-Harttung sagt uns in seiner Vorrede „daß er durch den Krieg gegen Frankreich, an dem er theilnahm, praktische, durch die Lektüre militärischer Werke einige theoretische Kenntnisse in der Wissenschaft des Krieges erlangt" habe. Woher mag er wohl den Gedanken von der Erzeugung gesteigerter Thatkraft durch die verzweifelte Pest entnommen haben? Aus seiner Lectüre militärischer Werke kann er nicht stammen, denn militärische Werke, in denen dergleichen zu lesen wäre, giebt es nicht. Wir haben oben schon den Satz von ihm kennen gelernt, daß ein Feldherr die Eigenthümlichkeit seines Volkes, sich nach verlorenen Schlachten wieder aufzuraffen, benutzen müsse. Auch diesen Gedanken habe ich noch in keinem militärischen Werke weder des Alterthums noch der Neuzeit gefunden. Er muß aus derselben Quelle stammen: klärlich eben der in der Einleitung vom Verfasser selbst angegebenen anderen, der praktischen, dem Kriege von 1870, an dem er Theil nahm. Der kriegerische Kritiker hat offenbar 1870 in Frankreich die Journale der Partei des Krieges bis aufs Messer gelesen. Hier erfuhr man, was ein tapferes Volk leisten könne, wenn es nur wahre Feldherrn habe. Hier wurde täglich das Gesetz des wahren strategischen Heldenmuthes verkündigt, daß die Pariser aus ihrem Hunger ihre Thatkraft schöpfen, und im Massen-Ansturm mit dem Säbel in der Faust den Einschließungsring sprengen müßten. Hunger, Frost, Pest im Leibe: was müssen solche Krieger — unter richtiger Führung natürlich — nicht leisten! Wenn das Volk von Einem sagt, der hat den Teufel im Leibe, so meint es gewiß nichts anderes. Und wie haben die französischen Generale die Eigenthümlichkeit ihres Volkes, sich nach verlorenen Schlachten wieder aufzuraffen, zu benutzen gewußt! Immer wieder ließen sie sich schlagen! Dies sind die erhabenen Vorbilder, von denen auch die historisch-mili-

tärische Kritik ihren Maßstab zu entnehmen und als unerbittliche Richterin die Feiglinge, die hinter ihnen zurückbleiben zu verurtheilen hat! Der Stümper — der Perikles!

Verhehlen wir aber nicht: es giebt für Pflugk-Harttung eine Entschuldigung. Wenn er auch nicht gerade solche Ausdrücke gebraucht, und nicht verlangt, daß Perikles auch den Feinden die Pest, die die Athener so sehr plagte, hätte einimpfen sollen: im Grunde sagt Duncker doch sehr Aehnliches wie Pflugk-Harttung. Auch bei Duncker findet man leider den Satz (S. 450): „Sollte nun aber einmal gestorben sein, so war es doch besser den Schlachtentod als diesen elenden Tod an der Pest zu finden.“

Ich mache mich darauf gefaßt, daß die Leser in meinem Capitel „Friedrich der Große als Feldherr“ die Farbe doch etwas gar zu stark aufgetragen gefunden haben. Ich hoffe, daß je weiter sie in der Lectüre fortgeschritten sind, sich dieser Tadel mehr und mehr abgeschwächt hat und habe nicht den geringsten Zweifel, daß jetzt Jedermann sagen wird, es sei gar keine Parodie, sondern eine einfache Imitation, beinah ein Plagiat.

Wenn man in der Kriegsgeschichte von einer Thatkraft spricht, die durch die höchste Verzweiflung gesteigert worden sei, so meint man solche Fälle, wo Aussicht vorhanden war, sich durch die gesteigerte Energie von dem Leiden zu befreien; man wird hauptsächlich belagerte Städte, mit der Unterjochung bedrohte freiheitsliebende Völker, also Vertheidigungen im Auge haben. Auch hier giebt es aber gewisse Grenzen, die enger sind als man so im Allgemeinen meint. Es kommt vor, daß Besatzungen erstürmter Plätze sich endlich, statt bis zum Schluß zu fechten, widerstandslos hinmorden lassen. Die tapfere französische Armee von 1870 war durch Einschließung und Entbehrungen in wenigen Wochen in Metz so weit herunter, daß die Generale nur noch die Garde für gefechtsfähig erklärten. Ja, die Beispiele sind nicht selten, daß Truppen, die in der Gefangenschaft der sichere Tod erwartete, sich dennoch ergeben haben. Von den Schweizern war es bekannt, daß sie ihre Gefangenen nicht verschonten: dennoch findet man im 14. und 15. Jahrhundert immer wieder Fälle, daß feste Plätze vor ihnen capitulirten, und die schweizerische Besatzung von Granson ihrerseits ergab sich Karl dem Kühnen, obgleich nichts sicherer war, als daß ihrer als Strafe für ihre gräßlichen Unthaten bis auf den letzten Mann der Tod von Henkershand harre*). Auch die Capitulation des athenischen Heeres in

*) Daß ihnen Schonung versprochen sei, ist eine Erfindung. Vgl. meine „Perser- und Burgunderkriege“.

Sicilien unter Nikias gehört wohl hierher. Alles dieses sind Truppen in der Defensive. Die Offensive wird durch körperliche oder moralische Leiden unbedingt gebrochen. Kein Führer, nicht einmal bei disciplinirten Soldaten, geschweige bei einem Bürgerheer, ist im Stande mit hungernden, frierenden, moralisch gedrückten und verängstigten Truppen Offensiv-Operationen zu machen, die Initiative, Entschluß, Zuversicht erfordern.

Plutarch berichtet, daß der Angriff auf Epidaurus wegen der Pest gescheitert sei und Egelhaaf hat die Nachricht acceptirt. Ich glaube nicht, daß man das thun darf. Plutarchs Nachricht ist als Zeugniß werthlos; es mag eine eigene Combination des Autors sein. Nach den Worten des Thucydides ist ein wirklicher Versuch der Ueberrumpelung gemacht worden („πρὸς τὴν πόλιν προσβαλόντες ἐς ἐλπίδα μὲν ἦλθον τοῦ ἑλεῖν"); wenn man einmal so weit war, so konnte die Krankheit schwerlich noch eine Rolle spielen. Man müßte denn annehmen, daß plötzlich in der Sturmkolonne eine so große Anzahl zugleich von der Krankheit befallen wurde, daß die Uebrigen den Muth verloren.

Wie dem auch sei, als sicher dürfen wir annehmen, daß die Rückkehr der Expedition nach Athen durch nichts anderes als durch die Pest veranlaßt wurde, die die Mannschaft fortwährend decimirte.

Für die weiteren Ereignisse ist die Kritik übel daran, dadurch, daß sie keine Sicherheit mehr hat über die Stellung und den Einfluß, den Perikles noch besaß und übte. Er ist angeklagt, verurtheilt, nicht mehr zum Strategen gewählt, dann doch wieder gewählt, an die Spitze des Staates gestellt, erkrankt und am Ende des dritten Kriegs-Sommers gestorben. In welchen Zeiträumen aber sich diese Dinge vollzogen haben, wissen wir nicht. Grote nahm an, daß die Rehabilitation schon ganz kurze Zeit nach der Verurtheilung stattgefunden, so daß Perikles noch etwa ein Jahr Athen geleitet und auch für den dritten Feldzug als der Verantwortliche anzusehen sei. Andere, namentlich Duncker nehmen an, daß er erst wenige Wochen vor seinem Tode wieder in's Amt getreten sei (Anf. August 429).

Für die Beurtheilung des Perikles scheint es demnach, mag man die Leistungen Athens in dieser Epoche loben oder tadeln wollen, geboten, von ihnen abzusehen. Umgekehrt wird jeder Forscher je nach seinem Gesammt-Urtheil über Perikles und seiner sachlichen Auffassung des Feldzuges von 429, sich entscheiden, ob er etwas von dem Geiste des Mannes in dem Feldzuge verspürt oder nicht. Um nach dieser Seite unsere Untersuchung zu vervollständigen, wollen wir auch unsere kritische Betrachtung bis zum Feldzug von 429 fortführen.

Die Flotte, mit der Perikles von seiner Expedition, die statt zu einer großen Eroberung zu führen, zu einem gewöhnlichen Verwüstungszuge herabgesunken war, heimkehrte, wurde sofort unter einem anderen Feldherrn wieder abgeschickt zur Verstärkung des Belagerungsheeres vor Potidäa. Warum?

Nach Pflugk-Harttung existirt ein rationeller Zusammenhang überhaupt nicht. Perikles hat das Gefühl gehabt „daß etwas gethan werden müsse, er wisse aber nicht was". „Die leitenden Männer in Athen müssen offenbar den Kopf verloren, nicht mehr recht gewußt haben, was sie thaten."

Auch Duncker giebt keinen eigentlichen Causal-Zusammenhang. Er läßt in Folge des „kläglichen Ausgangs" der großen Armada den Sturm gegen Perikles losbrechen*). „Die Stimmung war von so heißer Erbitterung, daß die Flotte, welche soeben eingelaufen war, sofort wieder in See gehen mußte, um bessere Thaten zu verrichten." Warum aber ging sie gerade zur Verstärkung nach Potidäa? Wenn die Athener wirklich mit den Erfolgen der Armada unzufrieden waren, warum schickten sie sie nicht an die Küste Lakoniens zurück?**)

Wenn wir uns einmal auf's Rathen legen wollen, so scheint folgende Construction die natürlichste. „Nach dem zweiten Einfall der Peloponnesier" also zu derselben Zeit, als Perikles mit der Armada zurückkehrte, gewannen seine Gegner in Athen die Oberhand und beschlossen, die Spartaner um Frieden zu bitten. Wenn sie das thaten, konnten sie nicht gleichzeitig sie angreifen; es war aber sehr wichtig, daß beim Friedensschluß Potidäa wieder in athenischen Händen war. Deshalb der Beschluß, womöglich Potidäa nicht durch die langwierige Aushungerung, sondern mit verstärktem Belagerungsheer durch förmlichen Angriff zu nehmen. Vielleicht hat auch eine unbestimmte Hoffnung, daß in eine so entfernte Gegend die Pest dem Heere nicht folgen werde, mitgewirkt.

---

*) Duncker sagt S. 453 Anmk. „Plutarch, Perikl. 35 hebt als Hauptgrund der Erbitterung gegen Perikles das Scheitern vor Epidaurus hervor." Das ist unrichtig. Plutarch erzählt den Mißerfolg vor Epidaurus „.... ἀπέτυχε διὰ τὴν νόσον· ἐπιγενομένη γὰρ οὐκ αὐτοὺς μόνον ἀλλὰ καὶ τοὺς ὁπωσοῦν τῇ στρατιᾷ συμμίξαντας προσδιέφθειρεν. ἐκ τούτου χαλεπῶς διακειμένους τοὺς Ἀθηναίους πρὸς αὐτὸν" κτλ. Daß sich das „ἐκ τούτου" speciell auf den Mißerfolg vor Epidaurus bezieht, ist nicht nöthig. Etwas Anderes ist, ob nicht Perikles, wenn er hier einen großen Erfolg davongetragen, die Mißstimmung überwunden hätte.

**) Besonders Gytheion scheint Duncker ein vorzügliches Object für eine athenische Expedition. Wenn wir das heute erkennen, daß Gytheion besonders exponirt war — sollte es zu viel vermuthet sein, daß auch die Spartaner es erkannt und deshalb durch besondere Vorsichtsmaßregeln gesichert haben?

Unter diesem Gesichtspunkte erscheint der Beschluß folgerichtig und zeigt rein militärisch betrachtet keinesfalls Schwäche, eher Entschlossenheit. Der Ausgang aber war ihm ungünstig. Potidäa zu nehmen gelang nicht; die Pest aber ließ das Heer auch hier nicht los.

Für unsern Zweck hat die Frage nur insoweit Interesse, als es sich darum handelt, ob Perikles das Unternehmen mit zu verantworten hat und ob in ihm eine indirecte Verurtheilung seines voraufgehenden Feldzuges liegt. Diese letztere Frage ist völlig zu verneinen; die erste muß mit stärkerer Neigung zur Verneinung dahingestellt bleiben.

Nach der Rückkehr der Verstärkungs-Flotte von Potidäa, welche nach der allgemeinen Annahme im Juli erfolgte, wurde in diesem Jahr (430) überhaupt keine offensive Unternehmung mehr von den Athenern in's Werk gesetzt. Gelegenheit dazu wäre wohl gewesen. Denn die Peloponnesier griffen mit 100 Trieren und 1000 Hopliten die Insel Zakynth an und die Ambrakioten das amphilochische Argos. In beiden Fällen erwehrten sich die Angriffenen ihrer Feinde auch ohne die Hülfe der Athener. Ohne darüber etwas Bestimmtes behaupten zu wollen, scheint doch die Möglichkeit nahe zu liegen, daß die Athener plötzlich mit einer Flotte erschienen und sei es den peloponnesischen Trieren, sei es den Ambrakioten ein Treffen lieferten.

Im Herbst stationirten die Athener eine Flotte von 20 Schiffen unter Phormion in Naupaktus, um den korinthischen Meerbusen zu schließen. Diese Maßregel erscheint so natürlich, daß man fragt, warum sie nicht vom ersten Tage des Krieges an getroffen wurde; den Handel der peloponnesischen Städte zu unterbinden, war doch eines der wichtigsten Kriegsmittel Athens. Eine positive Antwort darauf ist nicht zu geben. Vor Allem muß man immer an die Kosten denken. Jedes Schiff kostete allein an Besoldung monatlich etwa ein Talent, 20 Schiffe auf ein Jahr also 240 Talente. Das ist mehr als die Hälfte der gesammten jährlichen Bundessteuer [460 Talente*)]. Ohnehin werden sich peloponnesische Handelsschiffe nicht mehr viel herausgewagt haben und die Flotte in Naupaktus wurde wohl nicht bloß wegen der Blokade,

*) Nach den neusten Untersuchungen von Busolt im Philologus Bd. 41 und Beloch im Rhein. Mus. Bd. 39 war der thatsächliche Eingang, wenigstens nach der Annexion Aeginas, noch erheblich geringer, etwa 400 Talente jährlich. Aus den Zöllen und anderen Quellen mag die Gesammt-Einnahme auf die in den Thucydides-Handschriften angegebenen 600 Talenten gebracht worden sein. Während des Archidamischen Krieges haben die gesammten Kriegskosten, wie mir Beloch richtig zu berechnen scheint, jährlich im Durchschnitt gegen 1500 Talente betragen; in den letzten Jahren etwas weniger. Vgl. aber hierzu jetzt Bauer in dem cit. Jahresber. S. 128.

sondern weil sich hier in der Gegend ein wichtiger Nebenkriegsschauplatz zu bilden anfing, aufgestellt.

Im dritten Jahr (429) unternahmen die Athener garkeine Offensive. Sie unterhielten, nachdem Potidäa endlich capitulirt hatte, ein Heer von 2000 Hopliten und 200 Reitern in der Chalkidike, um hier ihre Autorität wieder vollständig herzustellen, erlitten aber bei Spartolus eine Niederlage und thaten nichts, die Scharte wieder auszuwetzen. Das geschlagene Heer kehrte nach Athen zurück. Im Herbst gestalteten sich die Verhältnisse ungemein günstig für die Athener. Der thracische König Sitalkes brach als ihr Bundesgenosse mit einem gewaltigen Heer in Macedonien und in die Chalkidike ein. Die Athener aber waren statt mit Schiffen, Soldaten und Proviant, nur mit Gesandten und Geschenken zur Stelle, so daß Sitalkes ohne dauernden Erfolg wieder abzog.

Auf dem akarnanischen Kriegsschauplatz unternahmen die Peloponnesier eine große Offensive zu Lande und zu Wasser. Sie wurden zu Lande von den Akarnanen und zur See in zwei Schlachten von dem athenischen Geschwader unter Phormion besiegt. Von dem Ruhm dieser Siege gebührt jedoch nichts der strategischen Oberleitung in Athen. Diese beging vielmehr den Fehler, der Verstärkung, die Phormion erbat und deren er dringend bedurfte, einen Nebenauftrag zu ertheilen, eine unterwegs auszuführende Landung auf Kreta, in Folge deren sie zu spät kam. Nur der ungemeinen Entschlossenheit und Geschicklichkeit Phormions war es danken, daß er dennoch sich behauptete und sogar einen vollständigen Sieg erfocht.

In diesem Jahr begannen die Peloponnesier die Belagerung Platääs. Die Platäer fragten in Athen an, ob sie einen Neutralitäts-Vertrag, der ihnen angeboten wurde, abschließen oder sich vertheidigen und auf die Hülfe Athens rechnen sollten. Die Athener sagten in feierlicher Weise ihre Hülfe zu, ohne je einen Schritt dafür zu thun und ohne daß man auch nur absehen könnte, wie eine solche Hülfe möglich gewesen wäre.

Um den verschiedenen strategischen Charakter der einzelnen Abschnitte in den drei ersten Kriegsjahren richtig zu würdigen, muß man die beiden Thatsachen, daß die Athener in den Seeschlachten im korinthischen Meerbusen siegten und ebenso, daß das Unternehmen gegen Epidaurus scheiterte, eliminiren. Denn an dem Verdienst jener Seesiege hatte die strategische Oberleitung in Athen keinerlei Antheil und daß das Unternehmen gegen Epidaurus nicht gelang, nimmt ihm von seinem strategischen Werth sehr wenig.

Unter richtiger Berücksichtigung dieser Umstände erkennt man bald, daß die dreijährige Periode in zwei deutlich getrennte Abschnitte zerfällt von je anderthalb Feldzügen. Der erste Abschnitt, bis zur Expedition des Hagnon nach Potidäa reichend hat das Gepräge einer entschlossenen, einheitlichen Leitung: Potidäa wird mit einem bedeutenden Heer eingeschlossen, zwei große Flotten beunruhigen und schädigen ringsum alles feindliche Land, die wichtigen Inseln Zakynth und Kephallenia werden dem athenischen Bündniß zugeführt, ein Landfeldzug legt das Gebiet von Megara wüste, um ein Weniges und eine Stadt wie Epidaurus wäre in der Hand der Athener gewesen. Auch der zweite Abschnitt zeigt keineswegs Zaghaftigkeit: der Versuch Potidäa mit Gewalt zu nehmen, ist energisch genug; vielleicht muß man diesen Anlauf aber noch zum ersten Abschnitt rechnen. Die dauernde Stationirung der Flotte in Naupaktus, die Fortsetzung des Kampfes in der Chalkidike, das Ausgreifen nach Kreta, das Hülfsversprechen an Platäa sind Alles keine Beschlüsse des Kleinmuths: keiner dieser Beschlüsse aber ist in sich folgerichtig durchgeführt und bildet mit den anderen zusammen eine Einheit. Vortrefflich war die Flotte in Naupaktus, aber sie mußte eintretenden Falls unterstützt werden: die abgesandte Hülfe kommt zu spät. Das Heer in der Chalkidike, vielleicht von Anfang an zu schwach, erleidet eine Niederlage: sofort wird es, statt verstärkt zu werden, zurückgezogen und als der mächtige Alliirte, Sitalkes erscheint, sind keine Athener da, um seine Kraft zu benutzen und im richtigen Augenblick wieder zu zügeln. Das Versprechen an Platäa stand im Widerspruch mit der strategischen Grundidee des Krieges. Nicht minder die Expedition nach Kreta, wohin durchaus kein Grund vorlag während des Krieges die athenische Machtsphäre auszudehnen.

Sollte es Zufall sein, daß diese beiden Abschnitte der Kriegführung getrennt werden durch den Sturz des Perikles? Sie werden freilich auch getrennt durch die Pest, und diese genügt gewiß vollauf, die negative Erscheinung zu erklären, das fast vollständige Erlahmen der Offensive. Sie genügt aber nicht das Versprechen an Platäa, die Expedition nach Kreta, die schwankende Politik in Thracien zu erklären.

Zu beweisen ist es freilich nicht, daß Perikles an all Diesem unschuldig ist. Er ist ja noch einmal zum Strategen gewählt worden; die „Athener übergaben ihm Alles“, sagt ausdrücklich Thucydides. Spätestens im August 429 hat er sein Amt von Neuem angetreten und gerade in diese Zeit fällt die Expedition nach Kreta. Im October oder schon im September ist Perikles gestorben.

Diejenigen, welche den Thucydides in Verdacht haben, daß er dem Perikles zu Liebe seine Darstellung gefärbt habe, nehmen an, daß er gerade deshalb den Tod und die Charakteristik seines Helden unmittelbar an die Verurtheilung angeschlossen habe, um ihn außer Berührung mit den Fehlern des nächsten Jahres, das er doch noch mit erlebt und für die er mit verantwortlich war, zu bringen.

Diejenigen, deren Geist durch solchen Argwohn nicht verwirrt ist, erkennen leicht, daß Thucydides mit seinem Helden an jener Stelle abschloß, weil Perikles, obgleich ihm die Athener noch einmal „Alles übergaben", doch zu einer eingreifenden Wirksamkeit nicht mehr gelangt ist; die Erklärung giebt uns Plutarch*): nur ganz kurz hat, wie wir sahen, Perikles sich noch einmal in seinem leitenden Amte befunden und er starb „nicht plötzlich und an der acuten Pest, sondern an einer schleichenden Krankheit, die in mannichfachem Wechsel sich lange hinziehend Körper und Geist allmählich untergrub".

Weshalb hat uns Thucydides das nicht selbst gesagt und sich dadurch gegen falschen Verdacht gedeckt? Weil der echte aus den Tiefen der Wahrheit geborene Geist des Geschichtschreibers sein Werk schafft nach den inneren Gesetzen seiner Kunst und den Verdacht, gegen den er sich schützen soll, zu tief unter sich sieht, um sich mit ihm zu befassen.

*) Schon Gilbert, Beiträge zur inneren Geschichte Athens S. 121 hat den Zusammenhang ebenso aufgefaßt.

(Schluß folgt.)

Politische Correspondenz.

Frankreich. — Rußland und die Balkanstaaten. — England.

Berlin, Ende September 1889.

Am 22. September sind die Wahlen zur französischen Deputirtenkammer vollzogen worden, um die sich ein langer, doch nicht allzulanger Vorbereitungskampf bewegt hat. Das Ministerium Tirard-Constans traf seine Vorbereitungen gleich, nachdem es ins Amt getreten. Die eine Vorbereitungsmaßregel war die Abschaffung des Listenskrutiniums und die Wiederherstellung der Arrondissementswahl. Eine andere, vielleicht wirksamere Maßregel war das Gesetzverbot der mehrfachen Kandidatur derselben Persönlichkeit. Die Franzosen, diese unermüdlichen Revolutionäre, haben dabei einen erstaunlichen Sinn für Ordnung und Sauberkeit. So haben sie denn in ihrem Wahlgesetz bestimmt, daß wenn jemand sich um einen Abgeordnetensitz in einem Arrondissement bewerben will, er bis zu einem bestimmten Tag seine Kandidatur bei dem Präfekten anmelden muß. Wenn dies geschehen, wird die Kandidatur amtlich angeschlagen. Alle Stimmzettel für eine nicht angemeldete oder zu spät angemeldete Kandidatur sind von vornherein ungültig. Eine ungesetzliche Kandidatur, z. B. die eines Bewerbers, der bereits in einem andern Arrondissement kandidirt, darf von dem Präfekten garnicht zugelassen werden. Auch die Schlauheit würde einem Bewerber nichts helfen, wenn er seine Kandidatur gleichzeitigen verschiedenen Arrondissements anmelden wollte; denn damit würde er nur Gefahr laufen, daß sein Name als der eines ungesetzlichen Bewerbers noch nachträglich überall gelöscht würde.

Die Boulangisten hatten das Verbot der mehrfachen Kandidatur sogleich als einen schweren Schlag empfunden. Denn ihren General hätten sie in einer Zahl von Arrondissements noch immer ohne Mühe durchgebracht, die Kreaturen des Boulangismus aber präsentiren sich gar zu schlecht als Volksvertreter. Dennoch beschloß die Partei, den Kampf auf diesem Felde aufzunehmen und darauf zu verzichten, durch mehrfache, dann aber ungültige Wahlen den Schein eines Plebiszits hervorzubringen.

Je näher der Wahltag herankam, mehrten sich die Anzeichen eines Sieges der bestehenden Republik. Alle Parteien trugen offiziell die größte Siegeszuversicht zur Schau, aber wer nicht verpflichtet zur Komödie war, hütete sich

vor all zu sicherm Prophezeien, eingedenk der Regel, daß in Frankreich meist das Unwahrscheinliche geschieht. Diesmal hat sich die Regel indes nicht bewährt. Man wird ungefähr die Kammer von 1885 wieder bekommen, mit 200 Monarchisten, 100 Radikalen und 270 Republikanern. Das Unglück der vorigen Kammer war, daß die Entscheidung bei den Radikalen lag und daß diese der Laune fröhnten, die gemäßigt republikanischen Ministerien eins nach dem andern mit Hülfe der Monarchisten zu stürzen. Diesmal nun ist in die 200 Monarchisten eine unbedeutende Abschattung gekommen durch eine kleine Zahl von Erwählten, die nichts als Boulangisten sind, d. h. die noch einigermaßen auf den Stern ihres Generals vertrauen und deshalb noch in kein anderes Lager übergegangen sind. Da nicht weniger als 185 Nachwahlen erforderlich sind in Arrondissements, wo am 22. September kein Kandidat die absolute Majorität erhalten, so wird angenommen, daß die Nachwahlen den Monarchisten oder Revisionisten soviel Stimmen liefern werden, als ihnen jetzt noch an 200 fehlen. Dies sind nur einige 40 Stimmen. Man rechnet also, daß 140 Nachwahlen zu Gunsten der Republikaner ausfallen. Aber nun entsteht die wichtige Frage: wieviel von den nahezu 400 Republikanern sind Radikale, wieviele Opportunisten? Befinden sich darunter auch nur 100 Radikale, so haben diese es doch wieder in der Hand, in Gemeinschaft mit den 200 Revisionisten die Ministerien zu stürzen. Die Wahrscheinlichkeit dieser kläglichen Eventualität wird indes selbst von unparteiischen Beobachtern bestritten. Man rechnet keineswegs auf die Vernunft der Radikalen, aber man behauptet, daß ihre Zahl gegen die Zahl der vorigen Kammer sich beträchtlich vermindern werde. Es wird aber noch eine andere Wahrscheinlichkeit in Aussicht gestellt, deren Eintreten für Frankreich noch weit glücklicher wäre. Es wird angekündigt, daß der patriotische Theil der Monarchisten, hauptsächlich derer aus dem orleanistischen Lager, mit den Opportunisten für die Herstellung einer konservativen Republik zusammenwirken werde. Hier an dieser Stelle ist dies wiederholt und längst als die einzig rettende Eventualität für Frankreich bezeichnet worden. Das klägliche Benehmen des Grafen von Paris, der sich nicht schämte, seine Anhänger unter das Banner Boulangers zu rufen, scheint bewirkt zu haben, daß die Orleanisten endlich ihr Prinzip einer liberal konservativen Regierungsmethode höher halten, als die zufällige Anknüpfung dieses Prinzips an eine Familie, deren Haupt sie nachgerade mit Beweisen seiner politischen Unfähigkeit überschüttet hat. Der Graf von Paris wußte offenbar, daß er nie den Muth finden würde, mit seiner Person an die Spitze eines gewaltsamen Umschwungs zu treten. In diesem Bewußtsein machte er den kläglichen Versuch, mit seinen Anhängern hinter Boulanger herzulaufen, um durch die Bresche, die dieser gelegt, in die Festung zu gelangen, dann aber sich als den Sieger krönen zu lassen. Dieser Versuch scheint den schlauen Grafen um den letzten Rest des Vertrauens bei seiner Partei gebracht zu haben, das er noch genoß.

Wenn es nun, wovon wir aber noch sehr weit entfernt sind, infolge der

erwähnten Parteiwandlungen zur Befestigung der Republik durch ein konservativ republikanisches Regiment käme, mit welchen Augen würden wir Deutsche dies ansehen dürfen? Nach der Ansicht des Verfassers dieser Correspondenzen: nur mit günstigen Augen. Denn aus humanen, aus europäischen und selbst aus deutschnationalen Gründen haben wir nur Ursach, den Franzosen alles Gute zu wünschen, sofern sie nur darauf verzichten wollen, ihr höchstes Gut in der Erniedrigung Deutschlands zu suchen. Daher entsteht die Frage, ob es der konservativen Republik gelingen kann, nach und nach in die Bahnen der Aussöhnung mit Deutschland einzulenken. Naturgemäß wäre dieses Einlenken insofern, als alle Abenteurer, welche die höchste Gewalt in Frankreich usurpiren wollen, sich des Versprechens der Revanche als Lockspeise bedienen. Der Instinkt des französischen Volkes in seiner Mehrheit aber ist friedlich trotz alledem und alledem. Es käme also darauf an, daß die Republik sich für die Aussöhnung mit Deutschland erklärte, um nicht mehr mit allerlei Abenteurern als die schwächere Konkurrentin um ein gemeinsames Ziel dazustehen. Die Mehrzahl der Franzosen würde vielleicht aufathmen, wenn sie die ungeheure Last der Revanchebereitschaft abwerfen und dabei noch die großen Vortheile einer auf vielen Gebieten für Frankreich so fruchtbaren Aktion mit einem befreundeten Deutschland gewinnen könnte. Wer möchte nicht einmal einen Augenblick wenigstens sich mit Möglichkeiten beschäftigen, deren Eintritt für Europa die erfreulichste Thatsache des ausgehenden Jahrhunderts bilden würde? Aber die Unwahrscheinlichkeit verbergen wir uns nicht. Der moralische Muth, den seitens einer französischen Regierung die Erklärung fordern würde: die Revanche ist eine Thorheit! wird sich sobald nicht finden, obgleich dieser Muth sich mit dem Beifall der Mehrheit der Franzosen belohnen würde für das Wagniß, sie von einem schicksalvollen Vorurteil zu befreien.

Die Hauptnahrung der Revanchehoffnung ist die panslavistische Politik. In der panslavistischen Kriegskasse ist auch der geheimnißvolle Ursprung der dem brave général so reichlich zugeflossenen Gelder zu suchen. Was hat der Panslavismus gerade von Boulanger zu hoffen? Ist die Führung dieses Generals etwa eine Verheißung des Sieges? Das denken wohl die russischen Generale nicht, aber sie denken und wissen, daß Boulanger der Mann wäre und für jetzt der einzige Mann, Frankreich Hals über Kopf in den Krieg zu stürzen, unbekümmert um die Folgen. Diese Eigenschaft macht den brave général für die Russen zur werthvollsten Persönlichkeit unter allen französischen Prätendenten.

Man erwäge folgende Umstände. Zuweilen erscheint in den Zeitungen das Gerücht, das Bündniß zwischen Frankreich und Rußland sei abgeschlossen. Darauf kommen Stimmen, welche die Thatsache leugnen, andere Stimmen aber fragen verwundert, wozu das Bündniß nöthig sei, da weder in Rußland noch in Frankreich jemand zweifelt, daß die Russen den angreifenden Franzosen sofort zu Hülfe kommen würden und umgekehrt.

Das Bündniß wäre dennoch eine Thatsache von großer Bedeutung. Es würde nämlich bedeuten, daß man in Paris und Petersburg über den combi-

nirten Angriff einig geworden ist. Solange man das nicht geworden, ist allerdings ein Bündniß überflüssig und im Osten wie im Westen wartet ungeduldig die Kriegspartei, wann die Collegin am andern Ende Europas endlich zum Losschlagen kommt. Jede der beiden Kriegsparteien und noch mehr die andern Personen im Lande, die auch ein Wort bei der Sache zu reden haben, findet aber, daß die Freundin am andern Ende den Anfang machen sollte. So bleibt einstweilen der Friede. In Frankreich nun ist Boulanger der einzige Prätendent, der den Panslavisten den Gefallen thun würde, sogleich loszuschlagen. Hinc illae lacrimae: um die Niederlage Boulangers nämlich bei den Panslavisten. Es ist in der That noch etwas mehr, was den Panslavisten entgeht, wenn sie den Franzosen nicht die Verantwortung des Anfangs zuwälzen können, als die Nöthigung auf den Kaiser, den Befehl zum Krieg zu geben. Dieses Mehr aber ist die Entscheidung der Frage: wer bezahlt die Kosten, wenn die Sache schief geht? Beginnt Frankreich und erleidet wiederum Niederlagen, so wird sich Rußland ins Mittel legen, aber nur diplomatisch, es wird die Friedensbedingungen für Frankreich mildern, aber als selbstverständlich betrachten, daß Frankreich die Rechnung bezahlt. Wenn umgekehrt die Russen gleich im Anfang Unglück haben, so wird Frankreich für Rußland thun, was es diplomatisch thun kann, aber es wird sich nicht beeilen, seinerseits in den Kampf einzutreten. Darin liegt die Wichtigkeit der Frage: wer soll anfangen? Der Anfänger läuft nicht nur die erste Gefahr, sondern die ganze Gefahr, während der nur zur subsidiären Hülfe, und auch zu dieser nur moralisch verpflichtete Freund abwarten kann, was der unvorsichtige Freund vermag, um nach siegreich bestandener Probe diesem Freund die gemeinsame Jagd anzubieten.

* * *

Während Rußland die Aufstellung seiner Heere im Westen unablässig weiter betreibt, liegt der wichtigere Theil seiner politischen Aktion auf der Balkanhalbinsel. Dies ist sehr gut verständlich. Wenn es zum Kampf gegen die verbündeten Centralmächte kommt, so ist für Rußland nichts wichtiger, als eine ineinandergreifende Offensive der verbündeten Heere gegen das russische Kriegstheater in Polen von vornherein zu vereiteln. Darum hat Rußland viel Geld und viel Agenten aufgeboten und mit Erfolg aufgeboten, um seine Partei in Serbien zur Herrschaft zu bringen. Die Königin Natalie scheint für die russischen Pläne, nachdem dieselben eine andere Gestalt gewonnen, ein Hinderniß gewonnen zu sein. Daher wurden der Dame dringende Vorstellungen, selbst durch den Mund eines Großfürsten gemacht, jetzt nicht nach Belgrad zu gehen. Aber der Eigensinn russischer Damen von einem gewissen Naturell ist unbezähmbar. Die schöne Natalie kommt nach Belgrad, vielleicht um auf dem geträumten Schauplatz ihres Ehrgeizes für immer in Dunkel zu versinken. Denn jetzt ist der Fürst Nikolaus von Montenegro, und in Reserve dessen Schwiegersohn Karageorgiewitsch, der russische Prätendent nicht nur für Serbien, sondern für das slavische Balkanreich, welches Montenegro, Dalmatien, Bosnien, Kroatien, Slavonien, das ungarische Banat und Serbien um-

fassen soll. Eine zweite Satrapie will im Osten der Balkanhalbinsel die russische Politik sich durch die Zusammenfassung des jetzt getheilten walachischen Volksstammes errichten. Das undankbare Bulgarien soll eine letzte Bedenkzeit erhalten, ob es den russischen Zwecken dienstbar werden will, wenn nicht, soll es zwischen Großrumänien und Großserbien getheilt werden. Zu Großrumänien würde vor allem das von dem rumänischen Volksstamm bewohnte Südostungarn gehören. In Serbien hat soeben bei den Wahlen zur ersten, nach Milans Verfassung gebildeten Skupschtina die russische Partei gesiegt. Nun denke man sich, daß die serbische Regierung aus ihrer feindlichen Haltung gegen Oestreich kein Hehl macht und gleichzeitig ihr ganzes Heer unter die Waffen ruft, daß sie feindlich gegen Bulgarien auftritt und was dergleichen Möglichkeiten mehr sind. Man denke sich ähnliche Vorgänge in Rumänien, daß ja schon ein russisches Ministerium hat. Was soll dann die östreichische Regierung thun? Soll sie in Serbien, vielleicht in dessen Nachbarschaft einschreiten? Dann ist sie es, die ein südliches Kriegstheater schafft. Soll sie Gewehr bei Fuß stillstehen, während eine feindliche Waffenmacht im Süden sich vermehrt? Bei dieser Waffenmacht in der Flanke wird man das ungarische Heer schwer zur Offensive nach Polen dirigiren können. Wie nun gar, wenn sowohl im ungarischen Banat mit seiner serbischen Bevölkerung, als im walachischen Theil von Ungarn Aufstände ausbrechen? Wie wenn die Kroaten zur Unterstützung ihrer Brüder in Ungarn einrücken?

Es sind dies Eventualitäten, die keineswegs fern liegen. Sie scheinen ausreichend, um dem österreich-ungarischen Heer ein ineinandergreifendes Operiren mit dem deutschen Heer unmöglich zu machen. Deutschland wird gefaßt sein müssen, die Russen, wenn es zum Kampfe kommt, allein zu verarbeiten und gleichzeitig im Westen, so gut es gehen wird, die Franzosen fern zu halten. Das alles ist nicht geschrieben, um Besorgniß einzuflößen, noch weniger, um Operationspläne aus dem Publikum hervorzulocken. Nur dies scheint sehr nützlich, die Gedanken der gebildeten Deutschen daran zu gewöhnen, daß die Katastrophe, wenn sie ausbricht, eine schier unerschöpfliche Mannigfaltigkeit von Eventualitäten in sich birgt. Da wo die politischen und militärischen Geschäfte Deutschlands geleitet werden, weiß man das sehr wohl und man wird schwerlich von irgend einer Eventualität überrascht werden. Es ist gut, wenn auch die öffentliche Meinung nicht überrascht wird, damit sie nicht verzagt und, wie die Verzagenden immer thun, anklagt, wenn eine gefährliche Wendung eintritt; damit sie vollends nicht verzagt, wenn eine Wendung eintritt, die mehr den Schein der Gefahr vor sich herträgt, als ihren Ernst bringt.

Die Russen haben ihrem Dragomiroff die vereinigten Generalgouvernements Kiew und Odessa unterstellt. Es wird dort eine Südwestarmee gebildet mit der Bestimmung, nach Befinden gegen Galizien oder im Anschluß an die gegen Oesterreich aufgebotenen Balkanvölker zu operiren. Nach einer mehr als merkwürdigen, aber unzweifelhaft richtigen Mittheilung der Kölnischen Zeitung hat der General Obrutscheff, der sich neuerdings, nachdem der Kriegs-

minister Wannowski mehrere Monate in Frankreich geweilt, dorthin begeben, vom Kaiser Alexander die äußerste Beschleunigung der russischen Kriegsvorbereitungen, auch durch Vervollständigung des strategischen Eisenbahnnetzes, gefordert. Der Finanzminister hat Aufschub verlangt, der Kaiser hat beiden Rathgebern Recht gegeben, dann aber das Vorgehen nach den Rathschlägen Obrutschefss angeordnet.

* * *

Der Strike der Dockarbeiter im Londoner Hafen ist beendigt und zwar wie es scheint, ganz zu Gunsten der Arbeiter, denn der erhöhte Lohnsatz für die Stunde, den sie verlangten, ist ihnen bewilligt worden und auch der Beginn der Erhöhung vom 4. November ab, anstatt wie die Dockgesellschaften wollten, vom 1. Januar ab. Wir wollen die Einzelheiten dieses Kampfes nicht wiederholen, obwohl sie merkwürdige Zwischenfälle boten, z. B. das über die Gebühr gepriesene Eingreifen des Erzbischofs Manning. Wir beachten diesen Kampf hauptsächlich, weil er einige wichtige Symptome der socialen Bewegung unserer Zeit verdeutlicht hat. Das ist vielleicht der merkwürdigste Charakterzug unserer Zeit, daß sie von zwei gleich mächtigen, aber sonst anscheinend ganz ungleichartigen Arbeiten erfüllt ist. Zuerst von der Arbeit einer neuen und womöglich harmonischen Vertheilung der politischen Macht, einer Arbeit, die hervorgerufen wird nicht durch den unmittelbaren Drang nach jener Harmonie, sondern durch den Drang der bisher wider die Natur der Dinge bevorzugten Mächte, den Löwenantheil der Macht theils wiederzugewinnen, theils zu verstärken. Dies ist die eine große Arbeit unserer Tage. Die andere Arbeit ist — so wie wir das Wesen derselben verstehen, nicht nach den Bezeichnungen, die ihr von Freunden und Feinden gegeben werde — das Streben, denjenigen Theil der bürgerlichen Gesellschaft, den die fortdauernden Erwerbsschwankungen derselben bald einmal hungernd auf das Pflaster werfen, bald einmal zu übermenschlichen Anstrengungen gegen schlechten Lohn verurtheilen, bald einmal durch geringe Erleichterung des Drucks zur Sorglosigkeit verführen, diesen Theil gegen die Unbilden des unbeständigen Wetters der Weltwirthschaft zu schützen. Die Versicherung kann einigermaßen Schutz gewähren gegen die Folgen der Invalidität, aber nicht gegen die Folgen chronischer Arbeitslosigkeit. Denn die guten Zeiten sind, gerade wie in der physischen Natur das gute Wetter, lokal und zeitlich viel zu beschränkt. Wenn es überhaupt eine Lösung der sozialen Frage giebt, so muß sie zuerst in der Beseitigung oder Verminderung der Erwerbsschwankungen gesucht werden, zweitens aber in der besseren Vertheilung der Genüsse wie der Entbehrungen des Wirthschaftslebens auf alle Theilnehmer. Natürlich darf die gerechte und gute Vertheilung nicht in der mechanischen Gleichheit der Antheile gesucht werden, vielmehr in der richtigen Anpassung der Antheile an die Leistungen.

Sehr falscher, aber nicht merkwürdigerweise wird die Hauptaufgabe beständig in der Reform des Verhältnisses zwischen Arbeitern und Unternehmern gesucht. Da liegt die Hauptschwierigkeit gar nicht. Wenn der erste Theil der Aufgabe,

die Beseitigung der Erwerbsschwankungen gelöst wäre, dann würde der zweite, die Richtigstellung des Verhältnisses zwischen Arbeitern und Unternehmern kaum noch Schwierigkeiten machen.

Daß die Sache sich den Augen der Menschen lange Zeit umgekehrt darstellt, ist nur zu natürlich. Sind es doch die Leidenden, die Besserung Verlangenden, welche zuerst die Aufgabe formuliren. Diese aber sehen den Feind in dem Unternehmer, der sie bald ausbeutet, bald aufs Pflaster wirft. Dennoch muß man einräumen, daß die Diagnose des sozialen Leidens längst richtig gestellt ist, und daß sie auch unter der revolutionären Sozialistenpartei schon lange populär geworden. Die Diagnose lautet: die Leidensursache ist die regellose Production, deren Erzeugniß die rücksichtslose Conkurrenz ist. Hier aber hat die sozialistische Weisheit ihr Ende. Das Heilmittel einer allgemeinen Revolution, welche den demokratischen Arbeiter-Weltstaat hervorbringen soll, der für alle Menschen auf der Erde das gleiche Quantum mäßiger Arbeit und reichen Genusses herstellt, kann nur der Wahnsinn dictiren. Es veranlaßt höchstens zu der Frage, wie eine Anzahl in gewissen Grenzen vernünftiger Menschen sich an einem solchen Trugbild des Wahnsinns bald erhitzen, bald trösten kann. Mit dieser Frage, so anziehend sie ist, beschäftigen wir uns jetzt nicht. Wir kehren zurück zu dem Strike der Londoner Dockarbeiter als zu einem vielfach belehrenden Versuch, das Verhältniß einer bestimmten Arbeiter- und einer bestimmten Unternehmerklasse im Sinne menschlicher Würde und menschlicher Wohlfahrt zu reformiren.

Dieser Strike hat von befangenen Beurtheilern, die von der Angst vor der Sozialdemokratie immer gepeitscht werden, die Auffassung erfahren, als hätten seine Führer bezweckt, die Führung der englischen Arbeiterwelt aus den Händen der in den Gewerkvereinen — trade unions — organisirten Arbeiteraristokratie in die Hände der Sozialdemokraten zu spielen. Wenn nun vollends ein paar sozialdemokratische Blätter sich dieses gelungenen Strikes freuen, oder gar sich seiner Veranstaltung rühmen, so ist das Bischen Unterscheidungsvermögen der Angstmänner todtgeschlagen und für sie der unwiderlegliche Beweis erbracht, daß die Sozialdemokratie einen Triumph erfochten hat.

Mit der Furcht, die an allen Gliedern zittert, ist nicht zu disputiren. Gönnen wir den Herren einen stärkenden Trunk und lassen sie sonst frieren.

Der Strike war nicht in erster Linie auf einen höhern Lohnsatz gerichtet, obwohl auch dieser verlangt und erreicht worden ist. Weil vorläufig nur dies eine Ziel erreicht worden, welches nicht das wesentliche ist, könnte man zweifeln, ob der Strike gelungen ist. Doch im Kriege giebt es ja Schlachten, die als Siege betrachtet werden, obwohl sie keine Entscheidung liefern.

Der Strike war in erster Linie gegen das sogenannte sweating system gerichtet. Dieses System ist trotz seines abschreckenden Namens nichts Anderes, als die Ausbildung einer naturgemäßen, ja unentbehrlichen Funktion des wirthschaftlichen Lebens, nur in entarteter Weise. Worin besteht die Erscheinung des sweating system? Darin, daß gewisse Unternehmer, Makler, kleine Kapi-

tallsten, die mit den Arbeitern umzugehen und die Lage des einzelnen Arbeiters vortrefflich zu beurtheilen wissen, für irgend eine Kollektivleistung die nöthigen Arbeitskräfte zusammenbringen und dingen. Der sweater sagt zum Dockaufseher: für die und die Arbeit zu dem und dem Ladegeschäft, zu leisten in der und der Zeit, stelle ich Dir die Kräfte gegen die und die Summe. Der sweater weiß von jedem Arbeiter, weil er unter ihnen lebt, wann dieser um Tod und Leben Geld braucht und wieviel er braucht. Allenfalls giebt er auch kleine Vorschüsse. Er hat keinen Strike zu fürchten, denn er weiß, daß seine angeworbenen Leute gleich verhungern, wenn sie den Kontrakt, der morgen oder übermorgen abläuft, nicht halten wollten. Nöthigenfalls kann er auch den einen oder den andern Arbeiter, dem er etwa Vorschuß gegeben, einstecken lassen; er hat es ja nicht mit Tausenden zu thun. Man erkennt hieraus, daß der sweater — er heißt so, weil er die Arbeiter bis zum letzten Schweißtropfen auspreßt — ein nothwendiges, nur entartetes Mittelglied ist zwischen den großen Unternehmern mit ihren Centralbeamten und den zahlreichen einzelnen Arbeitern. Das System ist beiläufig sammt seinem Namen in Amerika entstanden und findet übrigens eine Analogie in den sogenannten Faktoren der Fabriken, welche die Arbeit an die Familien zur häuslichen Herstellung verdingen, so wie in den Wirthschaftsinspektoren der großen Güter, welche ebenfalls die ländlichen Arbeiter zu begrenzten Leistungen dingen, und in manchen andern ähnlichen Erscheinungen. Das Eigenthümliche des sweating-system ist nur, daß der sweater ganz für eigene Rechnung und auf eigene Gefahr operirt.

Gegen dieses System also war der Strike gerichtet, denn indem die Arbeiter einen festen Lohnsatz für die Stunde verlangten, sollte ihnen kein sweater mehr diesen Lohnsatz verringern. Aber die Leute vergaßen, daß damit das Werk nur halb gethan ist. Denn der feste Lohnsatz wird immer wieder vor der Macht der Verhältnisse zerrinnen, wenn für den unbeweglichen Lohnsatz nicht die Gleichheit und Sicherheit der verhältnißmäßigen Arbeitsleistung verbürgt werden kann. Der sweater kann nur beseitigt werden, wenn er ersetzt wird. Der Ersatz aber kann nur durch eine Solidarität der Leistung gewährt werden, und die Solidarität der Leistung kann nur erreicht werden durch geschlossene, mit korporativen Disciplinarrechten ausgestattete Arbeitergilden, die aber dann auch innerhalb gewisser Arbeitsgebiete Monopole haben müssen, die wenigstens soweit reichen, um, wenn nicht die Konkurrenz verschiedener Gilden, doch die Konkurrenz vereinzelter Arbeiter auszuschließen.

So haben sich denn an den scheinbaren Sieg des Strikeverbandes der Dockarbeiter ganz naturgemäß solche Erscheinungen geknüpft, wie die folgenden. Die Dockgesellschaften konnten während des Strikes ihr Bedürfniß an Arbeitskräften bei weitem nicht befriedigen, immerhin fanden sie einen unzureichenden Ersatz aus der verkommensten und niedrigsten Arbeiterklasse, Schwarzbeine, blacklegs genannt, weil sie barfuß herumlaufen. Nun verlangten die zur Arbeit zurückkehrenden Striker die Entlassung der blacklegs, während die Dockgesellschaften ihnen vielmehr, so gut wie den Strikern, den erhöhten Lohnsatz be-

willigten. Aber mit Recht fürchten die Verbandarbeiter, daß die Konkurrenz der blacklegs ihnen den Lohnsatz bald wieder herunterdrücken muß. Sie haben indeß vorläufig aufgegeben, auf der Entfernung der blacklegs zu bestehen, nach der Klugheitsregel, daß man nicht alles auf einmal wollen muß.

Dies ist die Lage dieser überaus merkwürdigen und, ob zwar lokalen, doch generell symptomatischen Bewegung*). Trotz des augenblicklichen Stillstandes kann man die Bewegung in keiner Weise als abgeschlossen betrachten, sondern muß früher oder später auf neue Kampferscheinungen gefaßt sein.

Wir wollen schließlich nur noch einige merkwürdige Züge hervorheben. Die kleine Schaar, welche der sweater für kurze Zeit gedungen hat, kann keinen Strike machen, denn im Handumdrehen findet der sweater tausendfachen Ersatz. Wenn aber 100,000 Arbeiter gleichzeitig den Docks und Werften fern bleiben, dann bekommt die Sache ein anderes Gesicht. Ferner: die kleine Schaar, die der sweater gedungen, kann sich untereinander nicht gegen die Folgen der Arbeitslosigkeit, gegen Hunger und Krankheit schützen. Unter 100,000 Arbeitern aber giebt es nicht nur Mitglieder, die der gemeinsamen Sache einige Geldopfer zu spenden imstande sind, sondern die 100,000 Arbeiter finden auch Unterstützung, materielle Unterstützung, aus allen Gesellschaftsklassen, sowie von ihren bereits organisirten Genossen, die über Korporationsvermögen verfügen, und diese Genossen haben reiche Spenden geliefert bis aus den fernsten Provinzen des englischen Weltreiches. Diese Thatsache wirft ein gutes Licht auf die Behauptung, der Strike habe eigentlich bezweckt, den organisirten Arbeiterschaften die Führung zu entreißen. In Wahrheit hat es sich darum gehandelt, eine zahlreiche, bis jetzt unter den Fluch der Vereinzelung gebeugte Arbeiterklasse diesem Fluch zu entreißen.

Wir wiederholen, das Unternehmen ist noch lange nicht zu Ende geführt, wir werden noch manche Wechselfälle desselben zu verfolgen haben. w.

Die Steuerreform.

Zur Reform der directen Steuern in Preußen. Gegen die Selbstdeklaration. Von E. von Eynern, Mitglied des Abgeordnetenhauses. Barmen 1889. D. B. Wiemann. 74 S.

Noch vor der Eröffnung der neuen Parlamentssession hat der Abgeordnete von Eynern durch die obengenannte Schrift die Steuerreform-Debatte wieder

*) Anmerk. d. Red. Die regelmäßigen Leser der Preuß. Jahrbücher wissen, daß ich persönlich mit diesen auch schon im vorigen Heft angedeuteten Anschauungen des verehrten Herrn Mitarbeiters nicht übereinstimme. Ich sehe durchaus nicht eins der wesentlichsten Momente der socialen Frage in der „besseren Vertheilung der Genüsse und Entbehrungen“. Ich finde auch nicht, daß der Londoner Dock-Streik Erscheinungen gezeigt hätte, die sich von den großen Streiks früherer Jahre und Jahrzehnte wesentlich unterschieden. Ich kann deshalb an diesen Streik auch nicht die Hoffnung knüpfen, daß er für die Lösung der socialen Frage etwas anderes leisten werde, als es die andern Streiks und Streik-Vereine (die trade-unions) gethan haben. Wie viel das ist, habe ich in der Pol. Cor. des Juli-Heftes dargelegt. Delbrück.

in Fluß gebracht. Das war um so richtiger, als innerhalb der Regierungskreise offenbar die Meinungen noch keineswegs völlig geklärt und gefestigt sind und einer verständigen Einwirkung von außen noch zugänglich sein dürften. Die räthselhaften Vorgänge in der vorigen Session, die Ankündigung eines Gesetzes mit Selbstdeklaration in der Thronrede, die Nicht-Einbringung dieses Gesetzes, der plötzliche Schluß des Landtages, die Nachrichten über Demissionsabsichten des Herrn Finanzministers zeigen deutlich, daß hinter dem schützenden Wall des Amtsgeheimnisses heftige Kämpfe stattgefunden haben und wohl noch stattfinden. Man sollte deshalb Alles thun, damit die öffentliche Meinung schon jetzt deutlich genug Stellung nimmt, um bei jenen inneren Auseinandersetzungen berücksichtigt zu werden.

Daß es praktisch unmöglich ist, die Bedürfnisse eines modernen Staats allein aus einer Einkommensteuer zu bestreiten, wird jetzt wohl allgemein zugegeben; daß die Einkommensteuer aber „eigentlich", oder „theoretisch", oder „ideell" die gerechteste und beste aller Steuern sei, ist darum doch noch ein weit verbreiteter Glaube. Beide Sätze sind unverträglich miteinander. Wenn die Einkommensteuer die beste und gerechteste aller Steuern wäre, so müßte sie praktisch als solche durchführbar sein. Daß diese Praxis zugestandenermaßen nicht erreichbar ist, beweist, daß die Theorie von der Vorzüglichkeit der Einkommensteuer falsch ist. Es genügt aber nicht, den Fehler einer Theorie auf diese Weise praktisch darzuthun, sondern man muß auch in der Theorie selbst den Punkt des Irrthums aufzeigen.

Aus drei Gründen ist die Einkommensteuer eine schlechte und ungerechte Steuer. Erstens ist sie nicht anwendbar auf die unteren Klassen der Gesellschaft, weil diese nur in ganz kleinen Raten Steuern zu zahlen fähig sind. Da nun aber die unteren Klassen die große Masse des Volks ausmachen und deshalb auch einen sehr großen Theil der Steuerlast tragen müssen, so muß auch ein sehr großer Theil des Steuerbedürfnisses auf indirektem Wege beigeschafft werden. Die Einkommensteuer ist also von vornherein auf die mittleren und höheren Gesellschaftsschichten zu beschränken.

Auch für diese ist zweitens die Einkommensteuer nicht eine durchaus gute und gerechte Steuer, weil der Begriff des Einkommens kein fester, sondern ein elastischer ist. Steuerkraft nach dem Einkommen gemessen, heißt einen Gummifaden zur Meßkette nehmen. Die große Mehrzahl der Einkommensteuerzahler besteht aus Kaufleuten, Industriellen und Landwirthen. Bei allen drei Berufsarten sind die Einnahmen einem starken Wechsel unterworfen. Will man einen Durchschnitt nehmen, etwa 3 Jahre, so ist das zu wenig, da oft drei schlechte Jahre auf einander folgen. Nimmt man 10 Jahre, so ist das zu viel, da in solchem Zeitraum sich die Verhältnisse oft gänzlich ändern, ein armer Mann reich wird, ein reicher Mann so viel ärmer, daß er unmöglich noch die Steuern für den vor 10 Jahren genossenen Reichthum bezahlen kann. Noch flüssiger als die Veränderlichkeit ist aber das Moment der Risikoprämien, Abschreibungen, Rücklagen, Meliorationen und Geschäftsunkosten. Es giebt ab-

folut keinen objectiven Maßstab dafür, was eine Melioration ist, wie schnell Maschinen amortisirt werden müssen, wie viel ein vorsichtiger Kaufmann in guten Jahren reserviren muß, um es in schlechten zuzusetzen, wie weit die Geselligkeit geht, die um ihrer selbst willen unterhalten wird, wie weit die die zur nothwendigen Repräsentation und deshalb zu den Geschäftsunkosten gehört. Von Lotterie- und Börsengewinnen weiß selbst der Theoretiker nicht zu sagen, ob sie Einkommen sind oder nicht. Zahllose Kapitalbesitzer haben im letzten Jahr Papiere, die sie mit 80 oder 100 gekauft haben, zu 200 oder 300 verkauft. Immer wieder werden Häuser und Landgüter die zu x in der Erbschaft angerechnet oder gekauft sind zu anderthalb mal x oder 2 mal x nach einer Reihe von Jahren verkauft. Was ist von diesen großen Einnahmen Einkommen?

Endlich drittens, selbst wenn der objektive Begriff des Einkommens praktisch zu genügender Festigkeit gehärtet werden könnte, so ist doch auch von der subjektiven Seite, der der Steuerfähigkeit dieser Maßstab falsch. Leute von ganz demselben Einkommen haben eine hundertfach verschiedene Steuerfähigkeit. Es ist ein Unterschied, ob das Einkommen fundirt ist, oder bloß aus persönlichem Arbeitsverdienst (Gehalt, Honorar &c.) herrührt. Es ist ein noch viel größerer Unterschied in den Familien- und socialen Verhältnissen, in denen der Steuerträger lebt. Der eine hat zehn Kinder und arme Verwandte, der andere ist ein alleinstehender Junggesell. Der eine ist ein Graf, der einen alten Familienbesitz mit Schloß und Wald erhalten und die Provinz repräsentiren soll, der andere ist ein reichgewordener Maurermeister, dessen Bedürfnisse befriedigt sind, wenn er Abends in der Stammkneipe seine altgewohnte Weiße trinkt: Jener muß sich mit seinen 10000 Thalern jährlich an allen Ecken und Enden einschränken; dieser vermehrt an jedem Quartalstage mit Wohlbehagen den Vorrath seiner Depositen. Soll die Einschätzungscommission etwa zwischen Beiden einen Unterschied machen? Ein Landgerichtsrath, der seinen Kindern dieselbe Bildung zu geben sich verpflichtet fühlt, die er selbst genossen, ist in ganz anderen Verhältnissen als ein großer Handwerker mit demselben Einkommen, der seine Söhne mit 15 Jahren in die Lehre giebt. Für die Steuer-Commission sind Beide gleich steuerkräftig.

Weder der Begriff des Einkommens noch die persönlichen Verhältnisse der Steuerzahler sind also genügend feste Objectivitäten, um die Einkommensteuer als eine durchaus gute und gerechte erscheinen zu lassen. Verwerfen wir sie darum vollständig? Keineswegs, denn dann müßten wir eine bessere und gerechtere Steuer aufzuzeigen vermögen. Eine solche Steuer aber giebt es nicht. Sie sind alle ungerecht, denn sie sind alle einseitig und mit Zufällen behaftet. Das gerechteste Steuersystem ist deshalb dasjenige, welches möglichst viele Steuerarten gleichzeitig, jede einzelne aber in geringem Grade anwendet. Dann ist zu hoffen, daß die Ungerechtigkeiten und Einseitigkeiten in der Menge sich ausgleichen, daß wer hier zu stark getroffen wird, dort verschont bleibt. Also neben den directen Steuern indirecte; neben der Einkommensteuer Grund-, Gebäude-, Gewerbe-, Vermögens-, Erbschafts-, Stempelsteuer.

Die meisten dieser Steuern haben wir. Der Zustand aber ist ein höchst unbefriedigender. Die öffentliche Meinung empfindet, daß in unserem Steuersystem etwas nicht in Ordnung ist, aber den Grund des Mißbehagens sucht sie an einer falschen Stelle. Beherrscht von dem Vorurtheil der Gerechtigkeit der Einkommensteuer ist sie auf den Satz gerathen, daß der Fehler in der Mangelhaftigkeit der Einschätzung liege. Sofort ist auch das Heilmittel bei der Hand: die Fassion. Diesen Namen „Fassion" sollte man, beiläufig bemerkt, allgemein einführen. „Selbst-Einschätzung" ist falsch, da es sich nicht um „Einschätzung", sondern um eine „Angabe" handelt. „Selbstdeklaration" ist sehr unbeholfen.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Angehörigen der deutschen Staaten, in denen die Fassion oder ein der Fassion nahekommendes System der Veranlagung eingeführt ist, damit zufrieden sind. Aber diese Befriedigung beruht zum Theil auf Täuschung und würde, selbst wenn sie völlig berechtigt wäre, keineswegs ohne Weiteres den Schluß der Uebertragbarkeit auf Preußen zulassen. Dieser Punkt ist es, den Herr von Eynern besonders ausführlich und höchst instruktiv und treffend behandelt. Unter Herbeischaffung eines großen Materials aus den verschiedensten Staaten entrollt der Autor ein höchst anschauliches Bild der Wirkung dieses Steuersystems in den verschiedenartigsten Modalitäten. Wir können deshalb unsern Lesern nicht warm genug das Studium der Eynern'schen Schrift empfehlen. Die Punkte, wo wir ihm nicht beistimmen, werden wir hervorheben, in der Hauptsache aber, nämlich in der Schilderung der großen moralischen Nachtheile und Gefahren, die die Fassion mit sich bringt, stimmen wir ihm durchaus zu. Allenthalben, wo das System fungirt, hat es diese moralischen Schäden gezeitigt, nicht nur auf dem Wege bewußter Lüge, sondern namentlich auf dem Wege sophistischer Selbsttäuschung bei der Berechnung des Einkommens und der erlaubten Abzüge.

Wo soll denn nun in Preußen die Reform einsetzen? Wo liegt der Fehler? Nicht in dem falschen System der Einschätzung liegt er, sondern in der Höhe der Steuer. Die Steuer beträgt in manchen Orten 3 % (die bloße Staatssteuer); in anderen 6 %, 9 %, 12 %, ja von einem kleineren Ort werden 21 % angegeben, nämlich neben den 3 % Staatssteuern noch das Sechsfache als Communalsteuer. Nun wird Niemand glauben, daß die Leute dort wirklich 21 % ihres Einkommens zahlen. Die Lösung ist ganz einfach, daß je höher der Communalzuschlag ist, desto schlechter geschätzt wird. Die National-Zeitung theilte kürzlich als verbürgt mit, daß an vielen Orten grundsätzlich wegen der hohen Communalzuschläge nur zur Hälfte eingeschätzt werde. So werden aus den unerschwinglichen 15 oder 18 % die noch erträglichen 7½ oder 9 %. Glaubt man solchen Zuständen mit der Fassion beikommen zu können? Völlige Täuschung! „Einkommen" ist eben kein fester Begriff und wem es an's Magere kommt, der findet immer das Mittel, das Messer abzustumpfen, indem er mit einiger Dialektik das nöthige Stück „Einnahmen" als „Nicht-Netto-Einkommen" in Abzug bringt. Keine menschliche Kraft bringt es fertig,

daß in zwei Gemeinden, von denen die eine 1 %, die andere 6 % Zuschläge erhebt, gleichmäßig eingeschätzt wird.

Es giebt nur ein einziges Mittel zu einer leidlich gleichmäßigen und richtigen Schätzung durch die ganze Monarchie zu gelangen: das ist eine allenthalben gleiche, nicht zu hohe Steuer. In diesem Fall ist es sogar ziemlich gleichgültig, ob man Fassion hat oder nicht. Zu 3 % und nicht mehr würde die große Mehrzahl der Bürger freiwillig ganz gut und gern selbst deklariren; Mancher vielleicht aus Eitelkeit noch zu hoch. Die subjectiven Verschiedenheiten kommen bei der geringen Höhe nicht mehr in Betracht. Bei 6 % werden schon sehr viele Unterschleife geschehen. Bei 9 und 12 % würde selbst die Ehrlichkeit in Versuchung kommen und nach Ausflüchten suchen.

Herr von Eynern möchte die Staats-Einkommensteuer ganz abschaffen und dem Staate als Ersatz eine Erbschafts-, eine Capitalrenten- und eine verbesserte Gewerbesteuer geben. Damit hätte man allerdings die Wurzel der meisten Uebel, die Gleichartigkeit von Staats- und Communalsteuer an der stärksten Stelle durchschnitten. Aber es ist doch viel gegen den Plan einzuwenden. Er erfordert als nothwendige Ergänzung der Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer die Kapitalrentensteuer. Diese aber ist eine höchst unerquickliche Sache. Kapital in diesem Sinne zerfällt in drei Hauptgruppen: Hypotheken (eingeschlossen Prioritäten); öffentliche inländische Schuldverschreibungen; ausländische Papiere. Besteuert man die erste Gruppe, die Hypothek, so ist die höchste Gefahr, daß die Steuer auf den Schulder abgewälzt wird, der verschuldete Grundbesitzer also einfach doppelt Steuer zahlt. Die Besteuerung der zweiten Gruppe ist leicht; sie wirkt wie eine kleine Convertirung. Macht der Staat oder die Commune aber einmal neue Schulden, so müssen sie sie einfach so viel höher verzinsen. Die dritte Gruppe, die auswärtigen Papiere sind nur durch Fassion zu erreichen und diese Fassion ist kaum zu controlliren und auch praktisch nicht so ganz einfach. Wer 4%ge Consols besitzt, sie verkauft um 6%ge Mexikaner dafür eintauscht, wird sagen, daß er nun keineswegs so viel wohlhabender sei, sondern daß die 2 % mehr eine Risiko-Prämie bilden, die nicht zu versteuern ist. Wer von einem 3½%gen Papier zu einem 7%gen übergeht, wird in derselben Weise die ganze Hälfte als Risiko-Prämie abziehen. Dagegen ist kaum etwas zu machen.

Eine unlösbare Schwierigkeit bilden endlich die Actien. Sie gehören prinzipiell nicht zum „Kapital" im Sinne dieser Steuer. Denn sie sind ja nur Eigenthumsantheile an irgend welchen Realitäten, die als solche schon ihre Grund- und Gewerbesteuer zahlen. Praktisch aber gehen Actien, Prioritäten und Staatspapiere so nebeneinander her, daß es fast unmöglich erscheint, die einen zu besteuern und die anderen nicht.

Zu einem natürlicheren Resultat kommt man, wenn man das Eynern'sche Princip beibehält, aber umgekehrt: daß nämlich der Staat Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer den Gemeinden überläßt und ihnen bestiehlt, dafür ebensoviel Zuschläge zur Klassen- und Einkommensteuer fallen zu lassen. Allmäh-

lich muß dann dahin gestrebt werden, daß die Gemeinden gar keine Klassen- und Einkommensteuer, sondern nur (etwa durch Octroi zu ergänzende) Realsteuern erheben. In demselben Maß wie man sich diesem Ziel nähert, wird die Einkommensteuer durch Wegfall der Zuschläge niedriger und gleichmäßiger werdend, natürlicher und richtiger werden.

Daß die Realsteuern die wahren Communalsteuern sind, sollte eigentlich nicht mehr besonders gesagt zu werden brauchen. Einkommensteuern eignen sich nicht zu Communalsteuern, weil Einkommen sehr häufig nicht an dem Platze verzehrt wird, wo es producirt ist. In einem Ort ist die Fabrik, die der Gemeinde in Schul-, Armen-, Wege-, Polizei-Sachen die schwersten Lasten auferlegt — an einem anderen sitzt der Eigenthümer oder die Actionäre, die den Gewinn der Fabrik ziehen. Ein Landgut wird bewirthschaftet von einem Pächter, der die Pacht, oder von einem Besitzer, der starke Hypothekenzinsen an einen Fernwohnenden zu zahlen hat; das andere von einem Besitzer, der außer dem Gutsertrag noch reiche Dividenden anderswoher zieht. Im nächsten Jahr kann auf beiden Gütern das umgekehrte Verhältniß sein. Auf solche Verhältnisse ist kein gesundes Communalsteuersystem aufzubauen. Der Gemeinde gehören die Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuern, unabhängig von den Personalien der jeweiligen Insassen und Inhaber. (Vgl. hierüber die eingehende Darlegung Preuß. Jahrb. Bd. 60 S. 116.)

Um nun die vom Staat aufzugebenden 90 Millionen an Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer zu ersetzen, stehen folgende Mittel zur Verfügung.

Erstens die von Herrn von Eynern mit Recht dringend empfohlene Erbschafts- und Schenkungssteuer. In Preußen bringt diese Steuer bisher etwas über 5 Millionen, 19 Pfennige auf den Kopf. In Elsaß-Lothringen bringt sie 1,25 Mk. auf den Kopf. In England bringt sie 128, in Frankreich 120 Millionen Mark. Mit Leichtigkeit wären in Preußen 40 Millionen auf diesem Wege jährlich zu erheben.

Zweitens steht zur Verfügung das Geld der lex Huene, im letzten Jahr 29 ½ Millionen Mark.

Drittens würde die Einkommensteuer, befreit von dem Gewicht der Communal-Zuschläge mit oder ohne Fassion leichtlich 15—20 Millionen mehr bringen als bisher.

Viertens bleibt der gesunde Kern der Kapitalrentensteuer, nämlich die Conversion. Wir haben schon neulich (Juli-Heft S. 113) in anderem Zusammenhange nachgewiesen, daß die preußischen Steuerzahler den Rentenbesitzern jährlich nicht weniger als 48 Millionen Mark zum Geschenk machen und zwar in der Hauptsache nicht den kleinen, sondern den großen Rentenbesitzern. Durch das künstliche Hochhalten des Zinsfußes hat man es bereits dahin gebracht, daß die 4 procentigen und die 3 ½ procentigen Consols im Curse fast gleich stehen d. h. das, was die solideste aller Anlagen sein sollte, ist zu einem Speculationsobject geworden; nicht nach dem Zinsfuß, sondern nach der Conversions-Wahrscheinlichkeit richtet sich der Curs. Wenn der Staat diesem unna-

türlichen Zustande ein Ende machte und wenigstens die Hälfte seines jetzigen Geschenkes zurückhielte, also einige 20 Millionen, so wäre mit den anderen genannten Quellen das Bedürfniß reichlich gedeckt. Man brauchte nicht zu der chicaneusen Capitalrentensteuer zu greifen, könnte durch Ueberweisung der Realsteuern an die Gemeinden diesen und allen Steuerzahlern die wünschenswerthe Erleichterung schaffen und erhielte durch Construction der Gewerbesteuer als Communalabgabe auch für diese Steuer die richtige Basis.

Was dieser Reform im Wege steht, ist theoretisch das doctrinäre Vorurtheil, welches das Heil von der Fassion erwartet und verlangt und praktisch der Egoismus der verschiedenen Interessenkreise, namentlich der Agrarier, euphemistisch ausgedrückt, der Wunsch, denjenigen Klassen und Gegenden, die sich für am meisten belastet erklären, auch die größte Erleichterung zu gewähren, ihnen das Meiste zukommen zu lassen. Daher der ganz sinnlose Gedanke einer Ueberweisung der halben Grund- und Gebäudesteuer an die Gemeinden, wodurch die organischen Fehler des Steuersystems in nichts gebessert, nur gewissen Klassen eine Zuwendung gemacht werden würde. Am allerschönsten ist aber das Verlangen, daß nach Ueberweisung der Realsteuern an die Gemeinden, diese statt die Zuschläge zu der Klassen- und Einkommensteuer die Zuschläge zur Grund- und Gebäudesteuer fallen lassen sollen. Das erinnert an die Logik des berühmten Satzes: ich esse gern und trinke gern; dafür will ich aber auch nachher meine Ruhe haben. Auf diese Fragen, die praktische Durchführung der Steuerreform und die Taktik des Kampfes mit den Interessengruppen werden wir später und noch oft einzugehen haben. D.

Notizen.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Arendt. Der Streit um die deutsche Emin-Pascha-Expedition. Gesammelte Aufsätze aus dem deutschen Wochenblatt von Dr. Otto Arendt, Mitglied des Hauses der Abgeordneten, Schriftführer des deutschen Emin-Pascha-Comitees. Berlin, Walther und Apolant. 50 Pf.

Baumann. Platons Phädon, philosophisch erklärt und durch die späteren Beweise für die Unsterblichkeit ergänzt. Von Dr. J. Baumann, Professor in Göttingen. Gotha, Perthes.

Bothmer. Die Reform des adeligen Erbrechts. Ein Beitrag zur nothwendigen Ergänzung des neuen bürgerlichen Gesetzbuchs. Herausgegeben von Graf H. v. Bothmer. Dresden, Richard Bertling.

Bücher. Die besten Bücher aller Zeiten und Litteraturen. Ein deutsches Gegenstück zu den englischen „Listen der 100 besten Bücher" . . zur Berathung des lesenden Publicums zusammengestellt. Frdr. Pfeilstücker, Berlin, Bayreutherstr. 1.

Elben. Vorderöstreich und seine Schutzgebiete im Jahre 1524. Ein Beitrag zur Geschichte des Bauernkriegs. Von Dr. Arnold Elben. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Frommel. D. K. K. Münkel's nachgelassene Schriften nebst einem Lebensbilde des Entschlafenen von D. Dr. Otto Mejer, Präsidenten d. Kgl. Landes-Konsistoriums. Herausgegeben von D. Max Frommel, Generalsuperintendenten in Celle. Mit einem Porträt von D. Münkel. Linden-Hannover, Carl Manz.

Gebhard und Geibel. Führer durch das Gesetz betr. der Invaliditäts- und Altersversicherung v. 22. Juni 1889, sowie Anleitung für die Anwendung desselben. Mit vollständigem Text des Gesetzes. Von Hermann Gebhard und Paul Geibel, Mitgliedern des Reichstages. Altenburg, Stephan Geibel. Preis 1 Mk., für 100 Exemplare 90 Mk.

Heidemann. Die Reformation in der Mark Brandenburg. Von Julius Heidemann. Berlin, Weidmann.

Kettler. Was wird aus unseren Töchtern? Von Frau J. Kettler. Weimar, Frauenberuf-Verlag. 50 Pf.

Kuhlenbeck. Giordano Bruno's Reformation des Himmels, lo spaccio della bestia trionfante. Verdeutscht und erläutert von Ludwig Kuhlenbeck, Dr. jur. Mit zwei Sternkarten und einem Lichtdruck. Leipzig, Rauert und Rocco.

Mejer. Kulturgeschichtliche Bilder aus Göttingen. Von D. Otto Mejer, Linden-Hannover, Carl Manz.

Müller-Guttenbrunn. Die Lectüre des Volkes. Von Adam Müller-Guttenbrunn. Volksausgabe von Heft IX der Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft Gegen den Strom. Pr. 12 Kreuzer. Wien, Carl Graeser.

Pfundheller. Peter von Cornelius und der campo santo in Berlin. Von H. Pfundheller, Prediger an St. Jacobi zu Berlin. Berlin, Weidmann.

Pierson. Preußische Geschichte von William Pierson. Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Gebrüder Pätel.

Rosenzweig. Der politische und religiöse Charakter des Flavius Josephus. Populärwissenschaftlicher Vortrag von Dr. Adolf Rosenzweig. Berlin, Stuhr.

Sievers. Waterloo. Historie in fünf Aufzügen. Von Otto Sievers. Braunschweig, Benno Goeritz. 2 Mk.

Sievers. Demetrius. Geschichtliches Trauerspiel in vier Aufzügen. Mit Benutzung des Schillerschen Bruchstücks bis zur Verwandlung im zweiten Aufzug. Von Otto Sievers. Braunschweig, Benno Goeritz. 2 Mk.

Schmoller. Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im deutschen Reich. 13. Jahrgang. Herausgegeben von Gustav Schmoller. Viertes Heft. Leipzig, Duncker und Humblot.

Sybel. Ludovici de Sybel de Platonis prooemiis academicis academicum prooemium. Marpurgi. Robert Friedrich.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Die Strategie des Perikles

erläutert

durch die Strategie Friedrichs des Großen.

Von

Hans Delbrück.

III.

(Schluß.)

---

8. Ursprung und Einleitung des Peloponnesischen Krieges.

Der feste Punkt, von dem die Kritik auszugehen hat, mußte in dem Kriege selbst gefunden werden. Erst von hier aus lassen sich nun auch über die einleitenden Vorgänge richtige Werthurtheile gewinnen.

Der Peloponnesische Krieg hatte seinen letzten Grund in der Uebermacht Athens, welche die anderen selbständigen Staaten mit Furcht erfüllte. Den nächsten Anstoß zum Kriegsausbruch aber gaben Korkyra, Potidäa und Megara.

Korkyra, das selbst über eine erhebliche Seemacht verfügte, lag in Streit mit Korinth und erbat die Hülfe Athens. Verweigerte Athen die Hülfe, so war Gefahr, daß Korkyra vollständig überwältigt werde und Korinth im Westen eine maritime Stellung gewinne, die Athen in dem unzweifelhaft nahenden großen Kriege sehr gefährlich werden konnte. Trat aber Athen auf die Seite Korkyra's, so gerieth es in Conflict mit Korinth und provozirte damit auf der Stelle den großen allgemeinen Krieg. In diesem Dilemma schlossen die Athener kein Schutz- und Trutz-, sondern ein bloßes Defensiv-Bündniß mit Korkyra. Sie sandten ihm zunächst 10 Trieren zu Hülfe und als die Korinther trotzdem mit einer großen Flotte zum Angriff schritten, sandten die Athener 20 weitere Schiffe. Diese Letzteren trafen gerade ein, als die Korinther im Begriff waren, die Korkyräer in der Seeschlacht von

Sybota zu überwältigen. Die Dazwischenkunft der Athener verhinderte das Aeußerste; ihrerseits aber gingen die Athener nicht zum Angriff vor, sondern ließen die Korinther ungefährdet den Rückzug antreten. So hatten auch schon jene ersten zehn Schiffe in der Schlacht die Korkyräer anfänglich nur indirect durch Manöver unterstützt und erst als die Noth aufs höchste gestiegen war, activ eingegriffen.

Duncker erklärt dies Verfahren für „umsichtig und klug, wenn auch nicht weitsichtig" (S. 318). Auch der Mittelweg, den Athen einschlug, scheint ihm schon ein „gewagter Schritt" (S. 317). Für das Richtigste aber hätte er es mit Pflugk-Harttung gehalten, wenn die Athener sofort 100 Trieren abgesandt hätten, weil dann die Korinther den Kampf überhaupt nicht gewagt haben würden. Pflugk-Harttung erkennt darin, daß das nicht geschah „wieder als Grundzug jenes Zurückweichen des Perikles vor jeder energischen Handlung". Perikles hatte die allzufeine Berechnung, daß die beiden Seemächte der Korinther und der Korkyräer sich gegenseitig aufreiben sollten und diese „überfeine athenische Politik, die dadurch bedingte Unsicherheit hat alles verdorben".

In dieser Darstellung ist unerfindlich, in wiefern durch den Verlauf der Dinge etwas „verdorben" worden sein soll. Der peloponnesische Krieg ist zwar nicht aufgehalten, aber auch nicht beschleunigt worden, und der Wunsch, Korkyra und Korinth sich gegenseitig ruiniren zu lassen, ist recht schön in Erfüllung gegangen: beide hatten sich erheblich geschwächt; die Korkyräer freilich noch mehr, aber das machte bei der unverhältnißmäßigen maritimen Ueberlegenheit Athens nichts aus. Nicht darauf war es den Athenern angekommen, die korkyräische Flotte in möglichster Stärke für sich zu gewinnen, sondern die Kraft Korkyras nicht dem Feinde zuwachsen zu lassen. Wäre Athen sofort mit 100 Schiffen auf dem Kriegsschauplatz erschienen, so hätten die Korinther die Seeschlacht nicht gewagt und ihre Flotte unversehrt erhalten. Was hätte Athen dann für einen Vortheil gehabt? Jetzt war sie erheblich reducirt; das war Athens Wunsch, und der Verlust Korkyras für Athen wenigstens kein Schade.

Nun hat die Ueberlieferung aber noch ein Moment, das wir bisher übergangen haben. Wir erfahren, daß zwei Volksversammlungen gehalten werden mußten, daß in der ersten die Korinther nahe daran waren durchzudringen (mit der Bitte, daß Athen sich neutral verhalten möge) und erst in der zweiten, statt des Schutz- und Trutz-Bündnisses das bloße Defensiv-Bündniß mit den Korkyräern angenommen wurde. Duncker hat hieraus in Combination mit anderen Nachrichten geschlossen, daß Perikles eine starke Opposition zu überwinden gehabt

habe und daß das Defensiv-Bündniß einen Vermittlungs-Antrag vorstelle. Perikles würde also eigentlich das volle Bündniß gewollt haben und damit vereinigt sich sehr gut, daß er noch im letzten Augenblick 20 Trieren Verstärkung nachschickte. Nur um zwölf Stunden kamen diese zu spät; wären sie rechtzeitig gekommen, so hätte sicherlich die Seeschlacht gar nicht stattgefunden oder die Korinther hätten eine Niederlage erlitten. Perikles hat also für das, was verfehlt wurde, was hätte mehr erreicht werden können, keine Verantwortung, da er nicht in voller Freiheit handelte. Nach seinen Ideen hätten, wenn wir die weiteren Consequenzen der ihm untergelegten Ansicht ziehen, die Athener sich nicht mit der bloßen Rettung der Korkyräer begnügt, sondern sobald ihre Verstärkung ankam, die Schlacht wieder aufgenommen und die korinthische Flotte womöglich vernichtet.

Die Möglichkeit dieses Zusammenhanges ist nicht wohl zu bestreiten, wir hätten damit eine Politik, so verwegen und rücksichtslos, wie sie nur je eines Themistokles Geier- und Falkenblick erspäht hat. Die ganze Persönlichkeit des Perikles aber macht mir einen anderen Zusammenhang wahrscheinlicher. Ich halte es doch sehr für möglich, daß er von Anfang an nichts anderes als das Defensiv-Bündniß empfohlen hat, aber aus anderen Motiven, als die, die für die Athener endlich den Ausschlag gaben. Der alte Satz, daß wer die Menge leiten will, sich nicht einbilden darf, sie durch die eigentlich letzten, wahren Motive zu leiten, wird uns ja in unseren Tagen besonders deutlich gemacht. Perikles würde, wenn unsere Vermuthung richtig ist, eine Rechnung gemacht haben, die sich nachher nicht erfüllt hat. Man sieht, wir schreiben keine sogenannte Rettung. Die Korkyräische Verhandlung fand statt zwei volle Jahre vor dem wirklichen Beginne des Krieges (ich rechne vom Juni 433 bis zur ersten Invasion des Archidamus Juni 431). Gewiß sah Perikles schon damals den „Krieg vom Peloponnes" heraufziehen. Dennoch empfahl er das bloße Defensiv-Bündniß, um Korkyra vor dem wirklichen Untergang zu sichern und doch den Krieg womöglich, wie man heute sagt, zu „localisiren". So erhitzt wie die Leidenschaft einmal war, war friedliche Beilegung aussichtslos. Wie es aber der Charakter dieser griechischen Kantone mit sich brachte: wenn die Leidenschaft sich erst in einem tüchtigen Gefecht einmal entladen hatte, so gab man Worten des Friedens eher Gehör. Diese Rechnung hat diesmal getrogen. Die Korinther haben sich mit ihrem Siege von Sybota nicht zufrieden gegeben; andere Reibungs-Stellen geriethen auch gerade in's Glimmen und so hat sich der allgemeine Krieg doch an dieser korkyräischen An-

gelegenheit entzündet. Kein Bewunderer des Perikles aber braucht es zu verhehlen, daß seine Rechnung hier — wenn anders er wirklich so gedacht hat — nicht eingetroffen ist.

Ueber die Pflugk-Harttung'sche Kritik braucht man sich auf der anderen Seite auch nicht zu wundern. Jede Politik die einen Mittelweg nimmt, ist der Gefahr ausgesetzt von einem Eiferer in einem geringschätzigen Ton charakterisirt zu werden. Denn ob dieser Mittelweg wirklich aus wohldurchdachten Verstandesgründen, oder aus Schwächlichkeit eingeschlagen ist, ist so mit einem bloßen militärischen Augenhinwerfen nicht zu unterscheiden. Daß auch einmal, nach Clausewitz' Ausdruck, die „halbe Maßregel die treffendste Klugheit" sein kann, ist immer leicht zu bestreiten und schwer einzusehen. In welchen Ausdrücken müßte man aber von Friedrich dem Großen in der Epoche der ersten Schlesischen Kriege reden, wo er ebenfalls einen Mittelweg zu halten suchend, immer wieder ansetzte und immer wieder zurückzog, wenn man jedes Nicht-Stimmen in seiner Rechnung im Tone des Vorwurfs behandeln wollte? Auch der Siebenjährige Krieg hatte, wie wir sahen, seinen letzten Grund in einem falschen Calcül. In dieser Thatsache ist, wie allenthalben, unser parodistisches Capitel um kein Haar breit über die Wahrheit hinausgegangen; so wenig wie darin daß Preußen von der Macht, von der es in den Krieg hineingezogen wurde, nachher nicht in der erwarteten Weise unterstützt worden ist: England hat Preußen in der höchsten Noth im Jahre 1757 im Stich gelassen und die dringend begehrte englische Flotte in der Ostsee zum Schutz gegen die Russen niemals gewährt. Aehnlich hat Korkyra Athen nachher im Lauf des Peloponnesischen Krieges verlassen.

Alle solche Fehlnisse sind aber für den Staatsmann keineswegs Unverzeihlichkeiten, dürfen nicht einmal im Tone des Tadels vorgetragen werden. Perikles konnte 433 noch nicht wissen, ob der Kriegsausbruch sich noch zwei oder drei oder mehrere Jahre hinziehen würde. Jedes Jahr weiteren Friedens war aber ein unschätzbarer Gewinn und es wäre nicht das schlechteste Zeugniß für die Gesinnung wie für die politische Gewandtheit des großen Mannes, daß er die feine Linie fand, welche noch weiter die Friedenshoffnung mit den unabweisbaren politischen Interessen Athens (der Erhaltung Korkyras gegen Korinth) verband und sich auch taktisch eignete die athenische Volksversammlung auf ihr hinzuleiten.

Man sieht in wie verschiedene Möglichkeiten man gerathen kann, wenn man über das, was wirklich überliefert ist, hinaus, sich in Wahrscheinlichkeits-Constructionen ergeht. Ueberliefert ist nur, daß die

Athener nach einigem Schwanken das bloße Defensiv-Bündniß schlossen, in der Hoffnung, daß die Korinther und Korkyräer sich gegenseitig aufreiben sollten. Was Perikles dabei dachte und that, wissen wir nicht. Da haben wir nun die drei Möglichkeiten gefunden,

erstens, daß jenes wirklich ganz und gar seine Politik war, die, ohne daß man sie gerade als tiefsinnig bezeichnen kann, doch so ziemlich ihren Zweck erreichte;

zweitens, daß er weit darüber hinausgehend ein volles Bündniß schließen wollte, um vielleicht die Korinthische Seemacht völlig zu vernichten, seinen Plan aber nicht durchsetzte;

drittens, daß er durch die Mittelstellung diesen Krieg localisiren, den allgemeinen Krieg hinausschieben wollte. Das wäre ihm mißlungen, darum aber nicht minder fein und groß.

In unmittelbarem Zusammenhang mit dem korkyräischen Bündniß steht ein anderer politisch-militärischer Schachzug, welchen Duncker wenigstens von den Gegnern des Perikles geradezu als „Tollkühnheit" charakterisiren läßt. Das ist nun zwar sehr übertrieben, auch der Thatbestand nicht einmal ganz sicher, aber die Aeußerung gerade aus diesem Munde doch wohl bemerkenswerth. Es handelt sich um Bündnisse, welche Athen mit den unteritalisch-sicilischen Städten Rhegium und Leontini schloß (433/32). Wir kennen diese Bündnisse aus einer gelegentlichen späteren Erwähnung bei Thucydides und aus den Original-Urkunden, zwei Inschrift-Fragmenten. Duncker nimmt an, daß in diesen Bündnissen der Ansatz zu der späteren großen Expedition nach Sicilien gegeben sei; gerade deshalb habe Thucydides, um seinen Helden ja von jeder Verantwortung für dieses verderbliche Unternehmen zu entlasten, den Abschluß des Bündnisses an der richtigen Stelle übergangen. Das ist in jeder Beziehung zu viel geschlossen; wir wissen nicht, wie weit die Verpflichtungen gingen, die die Athener mit dem Bündniß übernahmen, ob es ein Bündniß auf die Dauer, auf Zeit, auf einen bestimmten Fall, mit beschränkter oder unbeschränkter Hülfeleistung war. Wir wissen nicht wie Perikles dazu stand; H. Droysen*) hat eine größere Combination auf die Voraussetzung aufgebaut, daß die Verträge gegen den Willen des Perikles durchgesetzt wurden. Dies Letztere scheint mir ausgeschlossen; sie passen vortrefflich in die Ideen des Perikles, sobald man nur darauf verzichtet, den Gedanken einer Ausbreitung der atheuischen Seeherrschaft in jene Gegenden hineinzulegen. Die Hoffnungen der spartanischen Symmachie,

*) Athen und der Westen. 1882.

Athen auch maritim bekämpfen, also eigentlich die einzigen rationellen Sieges-Hoffnungen stützten sich auf die dorischen Städte im Westen, namentlich Syrakus. 500 Trieren hofften sie im Verein mit diesen ihren politischen Freunden zusammen aufzustellen. Der vorausschauende Blick des Perikles hatte das erkannt und in derselben Linie der Politik, in der er dafür sorgte, daß Korkyra nicht in's feindliche Lager gedrängt werde, sorgte er auch dafür, daß die Hoffnungen auf die Seemacht des Westens zu Schanden wurden. Es war dazu nöthig, daß Athen die antisyrakusische Partei jener Region unterstützte, nicht in der Art, daß es selbst um die Vorherrschaft in diesen Meeren in die Schranken trat, aber doch so weit, daß es die selbständigen Mächte in ihrer Selbständigkeit schützte und ihrem Antagonismus gegen Syrakus, der dessen Macht niederhielt, bestärkte und unterstützte. Das und nicht mehr werden die Verträge mit Leontini und Rhegium enthalten haben. Dem entspricht, daß nicht sofort, aber im Jahre 427, als die athenerfreundlichen Städte auf Sicilien in Noth geriethen, sie den mächtigen Protector um Hülfe baten und ihnen diese Hülfe mit 20 Trieren gewährt wurde. Die Gewißheit dieser Zuflucht im Nothfall wird schon vorher der antisyrakusischen Partei den Rücken gestärkt haben. Nach Thucydides (III, 86) wünschten die Athener mit ihrer Expedition den Peloponnesiern die Getreidezufuhr aus Sicilien abzuschneiden und einen Vorversuch zu machen, ob sie die Dinge in Sicilien in ihre Hand bekommen könnten (τὰ ἐν Σικελίᾳ πράγματα ὑποχείρια γενέσθαι). Der Ausdruck ist wohl absichtlich etwas unbestimmt, entsprechend den Vorstellungen der Athener; soweit darin ein wirkliches Herrschaftsstreben liegt, wäre es über die Absichten des Perikles hinausgegangen; vor Ausdehnung der athenischen Herrschaft während des Krieges hat er seine Mitbürger ausdrücklich gewarnt. Aber darum ängstlich seinen Staat von jenen Händeln gänzlich fern zu halten, war er sicherlich auch nicht gewillt. Gewiß war es ein großes Wagniß, die Feindschaft eines Staates wie Syrakus herauszufordern in dem Augenblick, wo das Kriegsgewitter vom Peloponnes heraufzog: aber die Peloponnesier erwarteten von dort her Hülfe: sofort ging Perikles mit kühnem Muthe der Gefahr entgegen, sie in ihrer eigenen Heimath zu bekämpfen.

Gleich nach der Schlacht von Sybota ergriffen die Athener im Hinblick auf die aufsteigende Gefahr eine Vorsichtsmaßregel, die wie das so häufig eintritt, den Ausbruch zuletzt nicht verhinderte, sondern beschleunigte. Sie forderten von einer ihrer Bundesstädte, der sie nicht trauten, Potidäa, den Abbruch der Beziehungen zu ihrer Mutterstadt Korinth, die Niederlegung der Stadtmauer nach der Seeseite und

Geißeln. Zwei Vorwürfe werden der athenischen Politik in diesem Vorgehen gemacht: daß sie solche Forderungen stellte, ohne die Ausführung durch eine Expedition auf der Stelle zu sichern und daß sie, als nun Potidäa, statt sich zu unterwerfen, abfiel, wiederum mit der Absendung eines genügenden Executionsheeres so lange zögerte, daß die Korinther mittlerweile 2000 Mann Verstärkung in die abgefallene Stadt werfen konnten.

Ueber den sachlichen Fehler ist kein Wort zu verlieren. Es ist völlig einleuchtend, daß die Athener einen äußerst kostspieligen und langwierigen Nebenkrieg vermieden hätten, wenn sie schneller zur Hand gewesen wären und Potidäa, ehe es abfiel, wehrlos gemacht hätten. Auch in Athen werden schon kluge Leute genug gewesen sein, die als das Unglück geschehen war, mit tiefsinnig-geheimnißvoller Miene angaben, wie es hätte vermieden werden können und warum es so gekommen wäre. Da uns über die Genesis des Fehlers durchaus nichts überliefert ist, so hat auch hier die gelehrte Phantasie für alle Zeit freien Spielraum und Pflugk-Harttung ist nie zu widerlegen, wenn er den Grund darin findet, daß „es an Muth gebrach“ und daß „wieder die Zauderpolitik alles verdorben“ hat.

Da meine Phantasie zuletzt aber wohl dasselbe Recht hat wie die anderen, so bitte ich um Erlaubniß auch die meine schalten lassen zu dürfen und beispielshalber — ohne andere beschränken zu wollen — einmal folgende Construction vorzutragen.

Als der erste Befehl an Potidäa gerichtet wurde, schien die Gefahr eines Abfalls, wenn auch nicht ausgeschlossen, doch noch nicht so sehr groß. Der Befehl war auch nicht so peremptorisch gehalten, daß die Potidäaten nicht den Versuch gemacht hätten, noch zu verhandeln in der Hoffnung eine Milderung durchzusetzen. Jeden Befehl an einen Bundesstaat gleich durch die starke Hand einer Armee ausführen zu lassen, wäre zwar ein sehr sicheres, aber ebenso kostspieliges Mittel gewesen. Zu wenig Soldaten sind schlimmer als garkeine; es muß gleich ein ganzes Corps sein; dieses Corps muß so lange dableiben, bis die Mauer wirklich niedergelegt ist, was vermuthlich einige Wochen in Anspruch nimmt. Ja selbst die Niederlegung ist noch kein absoluter Schutz, denn wenn die Steine in der Nähe bleiben, so ist sie schneller wieder aufzubauen als abzureißen, bei einiger Vorsicht und Energie sicherlich in kürzerer Frist als die Nachricht nach Athen gelangen und eine neue Flotte zur Stelle sein kann. Freiwillig erlangte Nachgiebigkeit ist deshalb in jeder Beziehung vortheilhafter, als die momentan erzwungene. Man bot also alles auf, um in Gutem zum Ziel zu kommen.

Als nun die Potidäaten sich der Ausführung des Befehls wirklich zu entziehen suchten, erkannten die Athener, daß Gewalt angewendet werden müsse und gaben einer Expedition unter Archestratos, die sie gegen Perdikkas von Macedonien abschickten, den Auftrag unterwegs die Execution gegen Potidäa zu vollstrecken. Als Archestratos vor Potidäa anlangte, schloß es ihm die Thore; es hatte den Abfall von Athen bereits vollzogen. Archestratos fühlte sich zu schwach, Perdikkas und Potidäa zugleich zu bekämpfen und wandte sich im Bunde mit Philipp, einem Bruder des Perdikkas, und Derdas, Fürsten der Elimioten gegen jenen.

Auch jetzt sahen die Athener die Gefahr noch keineswegs als sehr groß an. Ihre Feindschaft mit Macedonien war keine unversöhnliche; auf die eine oder andere Weise setzte man sich wohl bald wieder mit Perdikkas auseinander. Ob der große peloponnesische Krieg schon so unmittelbar bevorstehe, war noch nicht zu erkennen. Wurde er noch einmal aufgeschoben, so hätten sich die Potidäaten endlich doch wohl noch ohne Gewalt gefügt. Da machten die Korinther einen ganz unerwarteten Vorstoß. Sie sammelten ein Heer von nicht weniger als 2000 Mann unter Aristeus und sandten es den Potidäaten zu Hülfe. Natürlich hatte man in Korinth schon im Voraus von dem bevorstehenden Abfall gewußt und Maßnahmen danach getroffen. Sie kamen den Athenern wirklich zuvor*), hatten sie überlistet. Wenn etwa noch Aussicht auf einen Umschwung, auf Athenerfreunde in Potidäa selbst gewesen war — jetzt war es vorbei und sofort stach nunmehr ein Heer und eine Flotte in See, die fähig war, mit Gewalt die Autorität Athens wiederherzustellen. Aristeus mit den Potidäaten wurde in offener Feldschlacht geschlagen und die Stadt eingeschlossen.

Der Vollständigkeit halber will ich auch noch die Möglichkeiten anführen, die Duncker zur Erklärung der Verzögerungen an die Hand giebt. Nach seiner Darstellung fallen die Processe, welche die Opposition gegen den Perikles erregte, gegen den Phidias, Anaxagoras, Aspasia grade in diese Zeit. Schon bei den Verhandlungen mit Korkyra hatten die politischen Gegner ja dem Perikles das Concept zu verrücken gesucht. Duncker hält es also für möglich, daß entweder diese inneren Frictionen oder die Verhandlungen mit Philipp und Derdas über den Kriegsplan das Vorgehen der Athener verzögert hätten. Suchten wir

*) Ich lege auf die Conjectur „ἐπιπαριόντας“ statt „ἐπιπαρόντας“ (Thuc. I, 61) geringen Werth. So weit wir die Dinge kennen, erscheint sie allerdings als die sachgemäßere; aber wir kennen die Verhältnisse zu wenig im Einzelnen, um nicht „ἐπιπαρόντας“ auch für möglich zu halten, ohne daß die Athener der Vorwurf der Lässigkeit trifft.

unsere Aufgabe darin, den Perikles von allen Fehlern rein zu waschen, so hätten wir uns mit diesem Hinweis begnügen können. Wir führen es jedoch nur an, als einen Fingerzeig auf die zahllosen Möglichkeiten, die in diesen Dingen mitgespielt haben können, ohne daß uns irgend etwas darüber erhalten ist*).

Etwa gleichzeitig mit diesen letzten Ereignissen gerieth Athen auch mit Megara in Grenz- und Nachbarstreitigkeiten, in Folge deren Athen über den trotzigen Kleinstaat eine Verkehrs-Sperre verhängte. Unter allen Beschwerden gegen Athen nahm diese, „das megarische Psephisma" endlich die erste Stelle ein. Die Bundesversammlung in Sparta trat zusammen, von allen Seiten wurden die Klagen gegen Athen vorgebracht, Gesandtschaften gingen hin und her, um Forderungen zu stellen und die Aufhebung oder Aufrechterhaltung des megarischen Psephisma war endlich das Pünktchen von dem die Entscheidung abhing. Wenn die Athener nur hierin nachgeben wollten, erklärten die spartanischen Gesandten, so würden sie den Frieden behalten.

Ich habe oben zwar nicht behauptet aber doch supponirt, daß Perikles danach gestrebt habe, den Frieden solang als möglich zu erhalten. Athen hatte keinerlei politischen Grund, den Krieg zu beschleunigen oder gar ihn zu provociren. Es hatte bei dem Kriegsplan des Perikles auch keinen militärischen Grund dazu; nirgends hatte es, sei es die Absicht, sei es die Möglichkeit, durch „Präveniresspielen", durch irgend einen plötzlichen Offensivstoß einen großen entscheidenden Vortheil zu erringen. Jetzt kam noch dazu, daß es in den Krieg mit Potidäa verwickelt war; es wäre von dem größten Vortheil gewesen, wenn man den allgemeinen Krieg noch etwas hinausgezögert und erst diese Stadt überwältigt hätte; sie hätte sich vielleicht freiwillig ergeben, wenn sie sah, daß ihr vom Peloponnes keine Hülfe wurde.

Hier ist ein Probirstein für staatsmännische Entschlossenheit. Wenn in dem damaligen Leiter der atheuischen Politik die geringste Anlage zu ängstlicher Vorsicht vorhanden war: jetzt mußte sie hervortreten. Es gab in Athen Stimmen genug, welche riefen, doch nicht um des me-

*) In Herbst's sonst vortrefflicher Abhandlung Philologus Bd. 46 S. 490 ff. kann ich dem Räsonnoment S. 535 nicht zustimmen, daß Athen, grade weil es in nächster Zeit den Einfall der Peloponnesier voraussah, und deshalb seine Flotte gebrauchte, die Aufnahme des Kampfes mit Potidäa vermieden habe. Ich rechne umgekehrt: je näher man den großen Krieg vor sich sah, desto nöthiger war es, mit der größten Schnelligkeit gegen Potidäa vorzugehen. Bei dem Perikleischen Kriegsplan kam es nicht so sehr darauf an, ob man alle Kräfte gleich beisammen hatte oder nicht. Das langsame Vorgehen gegen Potidäa ist mir deshalb eher ein Symptom, daß Perikles den Krieg noch hinausschieben zu können meinte.

garischen Psephisma willen sich in einen großen Krieg zu stürzen. In der Volksversammlung traten Redner auf und riethen, doch in dieser Kleinigkeit nachzugeben. Perikles war es, der widersprach und in dem vollen Bewußtsein, daß er damit den Krieg votire, die Ablehnung der Forderung der Spartaner durchsetzte.

Warum? Die Sache scheint nicht so ganz einfach zu sein, denn es sind verschiedene gelehrte Vermuthungen darüber aufgestellt worden. Perikles Stellung im Innern war bedroht, hat man gesagt; nach Art anderer, älterer und neuerer Tyrannen suchte er die Bewegung nach außen abzulenken. Ein solcher Gedankengang paßt auf einen wirklichen Gewaltherrscher, der seine Executivmittel durch die Kriegsrüstung und Kriegsstimmung zu verstärken strebt. Er paßt auch auf einen Volksführer, der durch große, glänzende Erfolge seinen Namen mit neuem Schimmer zu umgeben, seine Autorität zu befestigen hofft. Er paßt aber nicht auf einen Volksführer, der einen Kriegsplan im Kopf hat, wie damals Perikles. Wer die Absicht hatte, den Athenern als erste Folge des Krieges die Preisgabe ihres Landes zuzumuthen, wußte auch, daß ein solcher Krieg seine eigene Stellung nicht befestigen, sondern in ihren Grundfesten erschüttern müsse.

Umgekehrt haben Andere in der Beschleunigung des Krieges ein Opfer gesehen, daß Perikles seinem eigenen Genius und seiner Vaterstadt brachte. Er wußte, daß kein Anderer wie er im Stande sein würde, die Athener den Krieg in rechter Weise führen zu lassen; er war über 60 Jahre alt: so begann er ihn, so lange es noch Tag war. Auch diese Vermuthung ist psychologisch schwerlich richtig. Rechnet ein Mann von 60 Jahren, sonst noch kräftig und gesund, so mit seinem nahen Tode? So daß er auch nicht um ein Jahr länger zögern zu können meinte? Daß er eine ungeheuere Entscheidung deshalb sofort zu provociren für nöthig halten sollte? Daß nicht einmal die Bewältigung Potidäas abgewartet werden konnte?

Was sagen denn nun aber die dazu, die in Perikles den Stümper, den Zaghaften, den Feigling zu sehen gewohnt sind? Pflugk-Harttung hat sich den Kopf nicht weiter darüber zerbrochen. In Duncker ist doch eine Ahnung davon aufgegangen, daß hier ein Widerspruch vorhanden sei. Ungefähr wie jener Militär-Schriftsteller, der, als er entdeckt, daß die Ideen Friedrichs des Großen über Kriegführung mit den seinigen nicht stimmen, sich begnügt sie „unbegreiflich" zu finden, so meint Duncker an dieser Stelle (S. 398) „Des Perikles Politik war eigener Art und nicht leicht zu verstehen". Mit dieser Räthselwendung ist Duncker über den Abgrund hinüber: der Krieg war nicht unvermeid-

lich, hören wir von ihm; er war in diesem Augenblicke sicher zu vermeiden: Perikles, der Aengstliche, Unentschlossene vermeidet ihn nicht, sondern fordert ihn heraus.

Es ist merkwürdig genug, daß man nach dem Grunde gesucht hat, da ihn uns Perikles selbst mit runden deutlichen Worten ausgesprochen. Vollständig wollte er die spartanische Forderung nicht ablehnen; zu einem Schiedsgericht auf dem Grunde gleichen Rechtes sollte sich Athen bereit erklären, aber die einfache Unterwerfung unter die spartanische Forderung solle abgelehnt werden, weil sie nichts als die Einleitung zu neuen Forderungen sein werde, die endlich doch zum Kriege führen würden*). Diese neuen Forderungen hätten doch erst abgewartet werden können, meint darauf Duncker; Athen hatte größere Demüthigungen und Concessionen schon unter Perikles Leitung auf sich genommen. Ganz richtig: aber um etwas dadurch zu erreichen. Was aber hätte man durch diese Nachgiebigkeit erlangt? Glaubt man wirklich, daß man mit einer demüthigen Verbeugung die Kriegsgeister beschworen hätte?**) Daß die Korinther, Thebaner, die Kriegspartei in Sparta selbst nicht gerade auf Grund dieser Concession die Forderung einer neuen und immer neuer durchgesetzt hätten, bis der Krieg endlich da war? Daß der Ueberfall von Plataä dadurch verhindert worden wäre? Nicht einen Tag länger Frieden hätte sich Athen auf diese Weise erkauft, denn von jenen Verhandlungen bis zum wirklichen Kriegsausbruch ist immer noch eine geraume Zeit vergangen. Wie aber hätte die athenische Staatsleitung dagestanden, welche so kurzsichtig Demüthigungen über die Stadt ergehen ließ, die die Autorität bei den Bundesgenossen schwächten, das eigene Zutrauen der Bürger zu der Festigkeit und dem Muth ihrer Führer erschütterten? Was würden erst gar die modernen Kritiker über einen solchen Perikles sagen?

Nie sind staatsmännische Weisheit und Entschlossenheit schöner vereinigt gewesen, als in diesem Manne, der bis zum letzten Augenblick — ich denke bis zu der Nachricht von dem Zuge des Aristeus — mit fester

*) Duncker (S. 391) erklärt: „Das Anerbieten des Austrages durch Schiedsspruch für völlig illusorisch", da bis zu dieser Entscheidung „Potidäa längst gefallen, die Noth in Megara viel höher gestiegen sein" konnte. Sparta habe die Aushungerung eines Bundesstaates unter seinen Augen nicht weiter gehen lassen können. Dieses Urtheil steht mit offenkundigen Thatsachen im Widerspruch. Potidäa hat sich noch über 2 Jahre gehalten und man wird in Sparta doch wohl gewußt haben, daß es gut verproviantirt war. Megara hat den peloponnesischen Krieg viele Jahre lang ausgehalten ohne ausgehungert zu werden. Ein Schiedsspruch aber konnte in wenigen Wochen, höchstens Monaten gefällt sein.

**) Sehr gut hierüber Ad Bauer, Philologus 46, 464.

Hand den Frieden wahrte, und als der Krieg dennoch kam, mit derselben festen Hand das Steuer herumwarf und ohne Zaudern und Zagen das Schiff hinausführte in die Wogen, dem Unwetter entgegen.

Anmerkung.

Ueber Manches in diesem Capitel würde man mit größerer Bestimmtheit reden können, wenn die Chronologie sicherer wäre. Es finden sich aber in dem Text des Thucydides einige Widersprüche, verschuldet sei es nun durch Schreibfehler, sei es durch Glosseme, sei es durch Ueberarbeitung, zu deren Ausmerzung es uns trotz der Hülfe einiger Inschriften an einem sicheren Anhalt gebricht. Ich will die oft durchgearbeiteten Einzelheiten nicht wiederholen und mich begnügen die hauptsächlichsten Daten und Ansichten tabellarisch zusammenzustellen. (S. nebenstehende Tabelle.)

Für mich hat folgende Datirung die größte Wahrscheinlichkeit:

Leukimme	Frühjahr 434
Korkyräisches Bündniß	Juni/Juli 433
Sybota	Mai 432
Befehl an Potidäa	Juni 432
Abfall von Potidäa	Anf. August 432
Absendung des Kallias	September 432
Megarisches Psephisma	September 432
Schlacht bei Potidäa	Anf. October 432
Ueberfall von Platää	Anf. April 431
Invasion	Letztes Drittel Juni 431

9. Der samische Feldzug. 440/439.

Pflugk-Harttungs Darstellung des samischen Feldzuges ist bereits von Duncker in wichtigen Punkten richtig gestellt worden. Daß Samos selber eine sehr bedeutende Macht repräsentirte, daß es gleichzeitig mit Persien und Sparta anknüpfte, daß die Belagerung von Perikles mit großer Energie betrieben wurde, daß die Capitulations-Bedingungen keineswegs auf Unvollständigkeit des Sieges deuten, das ist Alles bei Duncker im Gegensatz zu Pflugk-Harttung bestimmt betont und gut begründet. Den Haupt-Vorwurf, den Pflugk-Harttung Perikles macht, daß er nämlich mit der Hälfte seiner Flotte der phönicischen bis nach Karien entgegenging, kehrt Duncker um in ein entschiedenes Lob und der ganze Ton der Darstellung athmet bei ihm ebenso viel Anerkennung, wie bei Pflugk-Harttung Geringschätzung.

In einem wesentlichen Punkt jedoch, in der Darstellung der Seeschlacht von Tragia hat sich Duncker zwar nicht dem Pflugk-Harttung'schen Ton, aber doch seiner Feststellung des Thatbestandes angeschlossen. Hierüber ist noch Einiges zu sagen.

Die athenische und samische Flotte stießen zusammen, als diese von Milet zurückkam, wohin sie eine Expedition gemacht hatte; die Athener

	Schlacht von Leukimme.	Abschluß des korkyräisch-athenischen Bündnisses.	Schlacht bei Sybota.	Befehl an Potidäa.	Abfall Potidäas.	Absendung des Kallias.	Schlacht bei Potidäa.	Megarisches Psephisma.	Ueberfall Plataäs.	Invasion in Attika.
Grote.	434	Frühjahr 432	Frühjahr 432	Frühjahr 432	Mitte Sommer 432		432	Vor 432	Ende März 431	Mitte Juni
Curtius.	Herbst 435 oder Frühjahr 434		Frühjahr 432	432	432	432	432	Sommer 432	4./5. April	Ende Juni
E. Müller, De tempore etc.	Ende April 434	Juli—August 433	etwa 10. Mai 432	Mai 432	Juni 432	Ende Juli 432	Ende Aug. oder Sept. 432		5.—7. April	etwa 25. Juni
Müller-Strübing.			September 433		Ende Sept. oder Anf. Oct. 432		December 432		1. Juni	21. August
Wilamowitz.	435	August 433	September 433		Juli 432	August 432	Ende Sept. 432		Anf. März	Ende Mai
Lipsius.			September 433		October 433		Nov. 433		April	Juni
Duncker.	435	Juni 433	Erst. Drittel September 433	Oct. 433	Mitte bis Ende Mai 432	Ende Juli 432	Mitte Oct. 432	Nov. 433 und Frühjahr 432	1./2. April	Ende Juni
Herbst.		Juli—August 433	etwa 10. Nov. 433	December 433	etwa 10. August 432		Anf. Oct. 432		4. April	24. Juni
Holzapfel.	Anf. Sommer 434	433	11.—13. Mai 432	Mitte Juni 432	Anf. Juli 432	August 432	Wahrsch. um 20. Sept. 432	Sommer 432	5./6. März	Ende Mai

unter dem Oberbefehl des Perikles hatten 44 Schiffe, die Samier 70, wovon 20 Soldatenschiffe. Nach Thucydides und Ephorus siegten die Athener. Das ist alles was wir direct und sicher über die Schlacht wissen. Die Lage der Insel Tragia ist unbekannt; Pflugk-Harttung hat wahrscheinlich zu machen gesucht, daß es die etwa 2 Meilen westlich der Linie Milet-Samos gelegene Insel, sonst Hyetussa genannt, sei. Bei Plutarch findet sich eine Notiz aus Aristoteles, daß der Philosoph Melissos, der die Samier in diesem Kriege commandirte, den Perikles besiegt habe. Diese Nachricht hat Pflugk-Harttung mit der anderen folgendermaßen combinirt: Der natürliche Plan des Perikles war, die samische Expeditionsflotte bei Milet von ihrer Heimath abzuschneiden; gelang ihm das, so war der Krieg voraussichtlich mit einem Schlage beendigt. In der Nähe von Tragia stellte er sich ihr in den Weg und behauptete auch den Platz, sodaß die Athener die Schlacht für einen Sieg ausgeben konnten. Aber auch die Samier erreichten ihren Zweck, indem sie sich durchschlugen und nach Hause kamen; auch sie nahmen daher für sich und ihren Feldherrn Melissos die Schlacht als einen Sieg in Anspruch. Des Perikles Sieges-Lorbeer von Tragia ist also nur ein ziemlich dürftiger.

Gegen diese Hypothese — mehr als eine Hypothese ist es natürlich im besten Falle nicht — läßt sich Folgendes einwenden. Es ist durchaus unsicher, ob sich der Sieg des Melissos über den Perikles auf diese Schlacht bezieht. Die Samier können leicht noch einmal ein Gefecht geliefert und einen Vortheil gewonnen haben, von dem wir weiter nichts wissen. Besonders aber liegt sehr nahe eine Verwechselung mit dem großen Siege, den die Samier in der Abwesenheit des Perikles, also zwar nicht über ihn selbst, aber doch über die unter seinem Oberbefehl stehende Flotte erfochten. Durch drei Hände zum wenigsten ist die Notiz, so wie sie uns vorliegt, gegangen: die Quelle des Aristoteles, Aristoteles und Plutarch. Bei solcher Genesis ist die Wahrscheinlichkeit eines Mißverständnisses größer als die der Correctheit. So viel über die äußere Beglaubigung der Notiz, die der Erzählung des Thucydides und des Ephorus, daß die Athener bei Tragia gesiegt hätten, die Wage halten soll. Noch schlechter steht es mit der inneren. Wenn der Ursprung der Schlacht wirklich der vermuthete wäre, so hätte Perikles einen schweren strategischen Fehler gemacht. Er hatte im Ganzen 60 Trieren, von diesen sandte er 16 ab, nach Lesbos und Chios, um diese zur Hülfeleistung zu entbieten und nach Karien, um gegen die persische Hülfsflotte zu recognosciren. Sollte Perikles sich um mehr als ein Viertel seiner Streitkraft geschwächt haben in dem Augenblick,

wo er eine Schlacht beabsichtigte? Gewann er die Schlacht — in dem supponirten Sinne —, so war der Krieg aus und er brauchte weder Hülfe von der einen, noch Recognoscirung nach der anderen Seite. Selbst wenn er ganz sicher zu sein glaubte, auch mit 44 Schiffen zu siegen, so soll diese Schlacht doch nicht bloß auf Sieg, sondern auf Abschneiden und Vernichtung angelegt gewesen sein; auch flüchtige Schiffe durften nicht durchkommen; durch Minderung der athenischen Schiffszahl beraubte man sich also ganz sicher selbst des Siegespreises. Nach Chios und Lesbos genügte, wenn es denn durchaus eine Triere sein mußte, je eine; mehrere waren für eine Botschaft zu viel, für eine Drohung zu wenig. Von der persischen Flotte mochten die Nachrichten noch so drohend lauten; besser, wichtiger, entscheidender als jede Recognoscirung gegen sie war doch immer ein möglichst vollständiger Sieg über die Samier.

Ich schließe also:

Da Perikles so starke Detachirungen vornahm, so hat er eine Schlacht in unmittelbarer Nähe nicht nur nicht beabsichtigt, sondern nicht einmal erwartet. Unmöglich wird die Harttung'sche Hypothese darum aber noch nicht. Es ist ja denkbar, daß erst nach Absendung jener Detachirungen Perikles die Nachricht von dem Standpunkte der samischen Flotte bekommen hat, oder daß völlig unerwartet, als die Athener schon über Tragia (Hyetussa) hinaus waren, die Samier in der rechten Flanke entdeckt wurden und Perikles auf der Stelle beschloß, ihnen den Weg zu verlegen und eine Schlacht zu liefern.

Ebenso möglich ist aber das Umgekehrte: daß es nämlich die Samier waren, die schon in der Nähe ihres Hafens angelangt, als sie die kleine Zahl der athenischen Schiffe bemerkten, beschlossen, ihnen entgegenzugehen und eine Schlacht zu liefern.

Für die Beurtheilung des Perikles ist der Unterschied nicht wesentlich. In dem einen Falle wäre sein Entschluß großartiger und kühner, da er im Fall einer Niederlage keinen Rückzug hatte, soweit dieser Begriff auf Seeschlachten paßt, und sich der Vernichtung aussetzte. Der Erfolg aber wäre nicht ganz befriedigend gewesen, da der eigentliche Zweck, die Vernichtung des Feindes nicht erreicht wurde, dieser sogar in strategischem Sinne sich den Sieg zuschreiben durfte.

In dem anderen Falle wäre der Entschluß zur Schlacht eine natürliche muthige That gewesen, nicht mehr und nicht weniger; eine Schlacht wie andere auch: der beabsichtigte Erfolg aber voll erreicht worden.

Pflugk-Harttungs Wendung, „daß man in Athen den Sieg verherrlichte, besagt nur, daß man es dort als einen Sieg erklärte und die

Perikleische Partei mächtig war", ist auf jeden Fall eine unbewiesene Unterstellung.

Sehr wesentlich für die Werthschätzung der Schlacht ist natürlich das Stärkeverhältniß. Thucydides sagt: die Athener unter dem Oberbefehl des Perikles hatten 44 Schiffe, die Samier 70, von denen 20 Soldaten-Schiffe, στρατιώτιδες, waren. Ueber den Gefechtswerth dieser letzteren wissen wir nichts Genaues. Sicher ist es unrichtig, sie als kampfunfähig zu betrachten. Böckh*) charakterisirt sie „mit Landtruppen überfüllt, deshalb unbehülflich, daher sie nur im Nothfall und schlechter fochten". Auch das scheint sie schon etwas zu tief herabzusetzen. Sowohl in dieser Schlacht bei Tragia, als bei der sicilischen Expedition**) zählt Thucydides sie doch in der Gesammtzahl mit und eine bei Euböa stationirte στρατιῶτις (VII, 74) ist nothwendig nicht bloß ein Transport-, sondern ein Gefechtsschiff. Pflugk-Harttung aber, damit der Leser ja nicht den Eindruck eines großen Mißverhältnisses der Kräfte empfange, zieht die 20 στρατιώτιδες der Samier nicht nur von der Gesammtzahl ab, so daß nur 50 Schiffe bleiben gegen 44, sondern fügt auch noch den Satz hinzu „doch ist dabei zu beachten, daß von den 50 feindlichen ein Theil zur Deckung der beladenen 20 Transportschiffe verwendet und dadurch mehr oder weniger außer Action gesetzt werden mußte". (S. 38.)

Ich will nicht darüber streiten, ob die στρατιώτιδες sich zu den Schlacht-Trieren an Gefechtskraft wie Fregatten oder wie bloße Kanonenboote zu Linienschiffen verhalten haben, oder auch ganz gefechtsunfähige Transportschiffe waren. Wir wissen ja zuletzt darüber nur aus Rückschlüssen. Aber zu dem letztcitirten Satz Pflugk-Harttungs will ich meine ganz persönlichen Empfindungen nicht verhehlen. Als mir der „Perikles als Feldherr" nach dem Erscheinen vom Buchhändler zugeschickt wurde und ich so blätternd hier und da etwas davon las, stieß ich auch auf diesen Passus. Da machte ich das Buch ärgerlich zu und beschloß es weder zu kaufen noch zu lesen, am allerwenigsten darüber zu schreiben. Wenn Jemand über griechische Geschichte ein Buch schreibt und es stellt sich heraus, daß er weder dekliniren noch conjugiren kann, so wird das Buch allgemein nicht als ein wissenschaftliches betrachtet und die Recensenten lehnen es ab sich damit zu beschäftigen. Wenn Jemand über Kriegsgeschichte schreibt und ihm fehlen die elementaren Begriffe der

*) Staatshaushalt I, 348 (3. Aufl.).

**) VI, 43. Von den 134 Trieren sagt er, waren 100 attische und von diesen „αἱ μὲν ἑξήκοντα ταχεῖαι, αἱ δ' ἄλλαι στρατιώτιδες". Auch VIII, 62 ist erst die Gesammtsumme genannt 24, und dem zugefügt, ohne bestimmte Zahl, daß darunter στρατιώτιδες gewesen.

Taktik und Strategie, so denke ich, sollte es ebenso sein. Es ist hier nicht anders. Zu den elementaren Begriffen der Taktik und der Strategie gehört, daß die Streitkräfte zur Schlacht zusammen gehalten werden müssen und nicht verwandt werden zu Deckungen, die im Fall eines Sieges überflüssig, im Fall einer Niederlage nutzlos sind. Ich kann nicht auf die taktischen Handbücher verweisen und sagen: „Lest es nach, da und da, daß solche Verwendung von Streitkräften zu Deckungen während der Schlacht verboten ist", denn dieses Verbot gilt ihnen als so selbstverständlich, daß es gar nicht mehr besonders ausgesprochen wird. In jedem Satz über Truppenverwendung liegt es drin, ist es natürliche Voraussetzung. Wer im Stande ist zu sagen: während der Schlacht „müsse" ein Theil der Streitkräfte zu Deckungen verwandt werden, hat nie ein theoretisch-militärisches Werk wirklich gelesen.

Warum habe ich, wenn das meine Ansicht von Pflugk-Harttungs Buch ist, mir dennoch die Mühe gegeben, es so ausführlich zu widerlegen? Nun, ich habe eben lernen müssen, daß die gelehrte Welt in diesem Punkt bisher anders denkt, als ich. Daß Jemand die griechische Elementar-Grammatik kennt, der über griechische Geschichte schreiben will, verlangt sie freilich; daß aber Jemand die taktischen und strategischen Elementarbegriffe kennt, der über Kriegsgeschichte schreiben will, verlangt sie nicht. Pflugk-Harttungs Buch ist von der Kritik als ein zunftgerechtes allgemein anerkannt worden*). Da ist denn auch mir nichts übrig geblieben als mich zu fügen, mir das Buch zu kaufen, es zu lesen und es Punkt für Punkt mit ernsthafter Miene zu behandeln. Daß wir es hier nicht blos mit einer momentanen Unaufmerksamkeit zu thun haben, die Jedem passiren kann und deshalb eine so scharfe Rüge nicht verdient hätte, wird die voraufgehende Untersuchung genügend dargethan haben. Gleich aus diesem Feldzug kann man noch ein zweites Beispiel hinzufügen. In der Replik gegen Egelhaaf (Zeitschrift f. östr. Gymnasw. 1887 S. 247) sagt Pflugk-Harttung: „Trotz der anderthalbfachen athenischen Uebermacht zur See, vermögen sich noch fünf samische Schiffe „herauszustehlen", d. h. also zugleich die Athener paßten schlecht auf." Für mich heißt das, Pflugk-Harttung hat es nicht für nöthig gehalten, sich mit dem Wesen einer Blockade bekannt zu machen. „Man darf von einer Blockade nicht verlangen, daß der betreffende Hafen hermetisch geschlossen werde, denn das ist ein Ding der Unmöglichkeit und noch niemals erreicht. Selbst in der größten

*) Einen wohlthuenden Vorbehalt in dieser Richtung hat schon Ad. Bauer gemacht in der Schrift „Thucydides und H. Müller-Strübing" S. 31. Ebenso in dem oben citirten Jahresbericht.

Zeit der englischen Marine ist es ihrem größten Admiral trotz seiner außerordentlichen Eigenschaften zweimal widerfahren, daß nicht ein einzelnes Schiff, sondern eine ganze französische Flotte unbemerkt aus dem blockirten Hafen entkam, ohne daß er irgend welche Fühlung mit ihr behalten hätte." So Capitän zur See Stenzel in der kürzlich erschienenen Schrift „Ueber Kriegführung zur See" S. 67. Die einzige Entschuldigung für Pflugk-Harttung ist eben, daß es Größere nicht besser machen. Hier gilt immer noch die alte Anekdote von dem Deutschen, der das Kameel zu zeichnen hatte: er griff in die Tiefe seines Busens und construirte es sich; der Engländer reiste in die Wüste Sahara; der Franzose ging in den zoologischen Garten. Was das äußere Gerüst der Geschichtschreibung, die Quellenforschung betrifft, so sind wir wohl jetzt eher auf dem Standpunkt, daß wir zuweilen bis in die Wüste Sahara ziehen. Was aber die letzte und entscheidende, die Sach-Kritik betrifft, da greift der deutsche Gelehrte noch immer getrost und unbefangen in den Busen und oft nicht einmal in die Tiefe*).

Wegen der Expedition nach Karien hat Duncker Perikles in Schutz genommen auf Grund des Satzes, daß die Athener suchen mußten, die Feinde so weit als möglich auseinanderzuhalten. Dieser Satz ist doch nicht so ganz selbstverständlich. Friedrich z. B. hätte, wie wir oben schon angeführt haben, statt Daun bei Kollin anzugreifen, ihn besser noch einen Marsch näher an Prag herankommen lassen, um dann für die Schlacht noch 10000 Mann mehr vom Belagerungscorps heranzuziehen. Weshalb Perikles den Phöniciern so weit (30—35 Meilen) entgegenging, wissen wir nicht und es ist deshalb auch unfruchtbar, ihn darüber sei es lobend wie Duncker oder tadelnd wie Pflugk-Harttung zu kritisiren. Wir wissen nicht, welche Nachrichten er von der Stärke, der Nähe, den Absichten der Perser hatte. Wir wissen nicht, welche

*) Als jüngstes Beispiel einer solchen Untersuchung nenne ich eine Studie über die Schlacht bei Zama im 48. Bande des Philologus S. 188 (1889). Daß in einer streng wissenschaftlichen Zeitschrift von einem im Uebrigen durchaus correct wissenschaftlichen Gelehrten eine solche Darstellung stehen konnte, wird vielleicht einmal als Beispiel für den Stand der Wissenschaft unserer Epoche citirt werden, etwa wie wir jetzt von der Zeit sprechen, die die Chronologie der sieben römischen Könige festzustellen suchte und sich darüber stritt, ob Helena ihr erstes Abenteuer in ihrem siebenten oder zehnten Jahr gehabt habe.

Um noch ein zweites Beispiel anzuführen, so erzählt in seiner kürzlich erschienenen Griechischen Geschichte Holm noch wieder über Marathon: „Die Griechen brachen im Laufschritt, wie Herodot sagt, auf die angeblich acht Stadien (etwa 1½ Kilometer) entfernt stehenden Feinde los." Das ist das Achtfache der äußerst denkbaren physischen Möglichkeit, also etwa, wie wenn Jemand schriebe „sie marschierten an einem Tage angeblich 55 Meilen". Ungefähr ebenso viel militärische Wahrscheinlichkeit hat es, wenn derselbe Autor ein vollständig geschlagenes Heer einen Handstreich gegen die feindliche Hauptstadt unternehmen läßt.

Absichten er selbst hatte, ob er z. B. eventuell seine Offensive noch weiter ausdehnen wollte*). Wir wissen nicht, welche Maßregeln er getroffen hat für den Fall, daß die Perser einen andern Weg, weiter östlich einschlugen. Nur Eines vermögen wir zu erkennen und das ist die Hauptsache: ganz gewiß war es nicht die That eines zu übergroßer Vorsicht geneigten oder gar ängstlichen Feldherrn, sich mit der Hälfte seiner Streitkraft so weit von der anderen Hälfte zu entfernen, daß man auf unmittelbare gegenseitige Unterstützung Verzicht leistete.

Daß Perikles, nachdem ihm diese Kühnheit schlecht bekommen, das Blockade-Geschwader in seiner Abwesenheit eine Niederlage erlitten, nunmehr mit der gesammten Flotte bei Samos verblieb, ist sehr erklärlich, auch wenn er nicht mittlerweile etwa eine andere Ansicht von der Action der Phönicier gewonnen. Es ist aber ebenso gut möglich, daß er über diese in der Zwischenzeit andere Nachrichten bekommen hatte.

Pflugk-Harttung fordert in seiner Replik gegen Egelhaaf (a. a. O. S. 247) auf z. B. „das Verhalten Prinz Eugens bei Belgrad" zu vergleichen. Die Parallele ist falsch, da Land- und See-Belagerungen nicht ohne Weiteres gleichzusetzen sind. Prinz Eugen schützte sich gegen das türkische Entsatzheer durch eine Circumvallationslinie und ging aus dieser zum Angriff vor. Das paßt also unter keinen Umständen auf eine Flotte. Der vereinzelte Hinweis auf Belgrad läßt aber erkennen, daß Pflugk-Harttung keine Vorstellung davon hat, daß hier ein vielbesprochenes und sehr verschieden beurtheiltes Problem vorliegt. Es handelt sich darum, ob ein belagerndes Heer gegen ein Entsatzheer besser einen Theil detachirt oder sich durch Contra- und Circumvallationslinie deckt. Das Letztere that Cäsar bei Alesia und es geschah meist in der Periode Ludwigs des XIV.; auch Prinz Eugen that es noch bei Belgrad. Er selbst besiegte aber in solcher Lage und grade vermöge der Schwäche solcher Lage das französische Heer vor Turin 1706, wie Pescara und Frundsberg den König von Frankreich Franz I. vor Pavia. Friedrich vor Prag und Napoleon vor Mantua folgten dem anderen Grundsatz, dem Feind entgegenzugehen**).

*) Das sage ich nicht etwa, weil es Stesimbrotus gesagt hat; dessen Nachricht hat als solche natürlich keinen Werth.

**) Clausewitz handelt darüber Buch 7 Cap. 17 (Bd. III S. 40ff.); ferner im Feldzug von 1796 § 43 und § 68 (Bd. IV S. 125 u. S. 255). Ein ausführliches Verzeichniß der gesammten älteren Literatur über Contra- und Circumvallationslinien findet man in Prittwitz' Repertorium des Festungskrieges 1856 S. 7 bis 9.

10. Die früheren Feldzüge des Perikles.

Von den früheren Feldzügen des Perikles wissen wir noch weniger als von dem samischen. Um von dieser ganzen Periode überhaupt ein lebendiges Bild zu entwerfen, ist es nöthig, daß man sich über die wichtigste Persönlichkeit, Perikles, bereits vorher aus der späteren Zeit, über die wir besser informirt sind, eine bestimmte Vorstellung gebildet hat. Nicht die Ereignisse lehren uns die Eigenschaften des Perikles kennen, sondern der Charakter des Perikles muß uns helfen die Ereignisse zu verstehen. Wir haben es oben in anderem Zusammenhang ja schon erfahren, wie Duncker ohne Unterlage, ja eigentlich gegen die Aussage der Quellen eine ganze „Epoche des Ephialtes" construirt hat, offenbar aus keinem anderen Grunde, als weil er dem Perikles, den man sonst schon als den leitenden Mann der Zeit ansieht, eine so überaus kühne und ausgreifende Politik und Kriegführung nicht zutraut. Wer mit der umgekehrten Voraussetzung an die Zeit herangeht, wird auch die umgekehrte Folgerung ziehen: er wird zum wenigsten dem Perikles nicht die Möglichkeit einer solchen Politik und Kriegführung absprechen.

Es wäre für uns nicht nöthig, diese Frage weiter zu verfolgen, wenn sie nicht gerade für die Person des Perikles eine besonders interessante Seite hätte, nämlich: sollen wir annehmen, daß Perikles in die staatsmännisch-militärische Laufbahn mit seinem, man möchte sagen klassischen Temperament und Programm schon eingetreten ist oder hat er eine stürmischere Jugend-Epoche durchzumachen gehabt, aus der er erst nach schweren Erfahrungen als der harmonisch-reife Mann hervorging? Es giebt eine Erzählung, die schon in seinem ersten Auftreten den späteren Perikles erkennen läßt. Das Mittel, mit dem sich in Athen die rivalisirenden Volksführer und Factionen bekämpften, war nur zu oft der Criminalproceß. Miltiades und Themistokles sind ihm zum Opfer gefallen. Auch Cimon entging ihm nicht. Unter seinen Anklägern befand sich Perikles und zwar soll er zuerst von allen der heftigste, in dem Proceß selbst aber der mildeste gewesen sein. Cimon wurde freigesprochen, seine politische Stellung aber war erschüttert*). Ist jene Erzählung richtig, so liest man wohl nicht zu viel heraus, wenn man sagt, sie deutet auf einen Mann, der die Mittellinie suchte, auf der er einen politischen Zweck erreichte, ohne Athen von Neuem die Schmach aufzuladen, einen seiner großen Männer zu meucheln.

*) Ich nehme dabei mit Duncker an, daß der Proceß erst nach dem messenischen Feldzug stattfand.

Unzweifelhaft ist auf der anderen Seite, daß Athen zu einer Zeit, wo Perikles, wenn er noch nicht der leitende Mann war, doch schon zu den leitenden Kreisen gehörte, eine Politik verfolgt hat, ganz entgegengesetzt derjenigen, die als die specifisch Perikleische bezeichnet werden darf und die dem „Kriegsplan" zu Grunde lag. Nicht Beschränkung auf das Meer, sondern gleichzeitig continentale Stellung ist der Inhalt des Strebens; Megara, Trözen, Achaja sind Glieder der athenischen Symmachie; Argos ist eng verbündet; in Böotien wird Theben bekämpft.

Duncker hat, wie wir sahen, statt des Perikles den Ephialtes zum Träger dieser Politik gestempelt, obgleich dessen Persönlichkeit uns nur schattenhaft erkennbar ist*). Selbst damit hat er aber nicht völlig durchkommen können, da jene Politik noch nach dem Tode des Ephialtes fortgesetzt worden ist. Selbst die Schlacht von Oenophyta ist möglicherweise erst nach dem Tode**) des Ephialtes geschlagen und der erfolgreichste Kriegszug des Perikles selbst durch den korinthischen Meerbusen fällt noch ganze zwei Jahre später (455).

Es läßt sich daher kaum bezweifeln, daß auch Perikles einmal zu den Himmelstürmern gehörte, die sich von dem Gedanken der Grenzenlosigkeit athenischer Macht und Herrschaft berücken ließen.

Den Umschwung hat die Niederlage und Vernichtung des athenischen Heeres in Aegypten gebracht. Von jetzt an entwickelt sich mit immer größerer Deutlichkeit und unter der Führung des Perikles die neue Politik, nicht mehr Sparta und Theben auf's äußerste zu bekämpfen, sondern ihnen ihre natürliche Machtsphäre freiwillig zu überlassen. Den ersten bedeutsamen Ausdruck findet diese Idee in der Rückberufung des ostrakisirten Cimon. Perikles selbst stellte den Antrag. Duncker erklärt diesen Schritt, in Consequenz mit seiner Gesammt-Auffassung für einen Fehler. Uns muß er in derselben Consequenz als ein staatsmännischer Meisterzug erscheinen.

Spätestens beim Abschluß des 30jährigen Friedens 445, in welchem Athen, ohne eigentlich dazu gezwungen zu sein, seine ganze festländische Stellung aufgab***), muß Perikles völlig fest und fertig in

*) Niese in den Gött. Gel. Anz. 1886 S. 750ff.

**) Duncker selbst hat in der Abh. d. Berl. Akademie 1884 S. 797 den Tod des Ephialtes spätestens in das Jahr 457 gesetzt; Oenophyta setzt er in den October oder November 458. Die Chronologie dieser Zeit entbehrt aber jeder Sicherheit. Busolt setzt z. B. die Ermordung des Ephialtes schon bald nach der Verbannung Cimons an und diese in das Frühjahr 462. Des Perikles Feldzug durch den korinthischen Meerbusen setzt er in das Jahr 453.

***) Ueber die Natur dieses Friedens vgl. im Uebrigen Niese in den Gött. Gel. Anz. 1886 S. 753.

seiner politisch-strategischen Grund-Idee gewesen sein. Als er mit dem athenischen Heer dem spartanischen in der eleusinischen Ebene gegenüberstand, vermied er die Schlacht, obgleich, wie man die Erzählung des Plutarchs zu verstehen pflegt, viele und tüchtige Hopliten sie forderten. Man könnte es fast bedauern, daß die Worte Plutarchs neuerdings eine andere, richtigere Auslegung erfahren haben*): die überlegene Einsicht des Perikles würde, wenn er solchen Widerstand zu überwinden hatte, nur um so größer dastehen. Denn selbst wenn die Athener hier gesiegt hätten, so würden sie damit in Bahnen hineingerissen worden sein, die sie zuletzt doch in's Verderben führten. Solche Lagen giebt es und mit dem bloßen Ruf nach Kühnheit und Schneidigkeit kommt man nicht darüber hinweg. „Wenn Eure Kaiserliche Majestät auch Zehen Victorias würden erhalten, sei doch nichts gewunnen" ließ Wallenstein im Jahre 1633 dem Kaiser sagen**). Man ermordete ihn deshalb, der Kaiser gewann die Schlacht bei Nördlingen, er trieb die Schweden bis fast an die Ostseeküste zurück, seine Heere drangen tief nach Frankreich hinein und endlich hat Wallenstein dennoch Recht behalten, Deutschland aber hat mit grenzenlosem Jammer den kaiserlichen Kriegsmuth bezahlt.

Wir wollen es nicht unterlassen, an dieser Stelle noch den specifischen Unterschied der Pflugk-Harttung'schen und Duncker'schen Auffassung hervorzuheben. Die letztere ist in sich nicht durchaus consequent: trotz der Hülfsconstruction der Epoche des Ephialtes, trotz der Aufsteckung des falschen Zieles einer Unterwerfung von ganz Griechenland bricht durch das Bild eines in Kurzsichtigkeit und Aengstlichkeit fortwährend erstickenden Perikles immer von Zeit zu Zeit wieder ein ganz anderer Perikles von Schwung, Weitblick und Entschlossenheit hindurch. Meist stehen die Widersprüche unvermittelt nebeneinander; einmal, bei dem megarischen Psephisma, weiß der Autor sich nicht anders als in's asylum ignorantiae zu retten; bei der sicilischen Politik schlägt der Ton des Vorwurfs auch einmal nach der anderen Seite um und es verlautet etwas von Tollkühnheit. Uns ist es ja bei Friedrich nicht anders gegangen: obgleich wir uns alle Mühe gegeben haben, kein gutes

*) Ulr. Köhler im Hermes B. 24 H. 1 S. 97. Diese Untersuchung Köhlers ist zugleich ein vortreffliches Beispiel, was für Momente oft mitgespielt haben können in großen Entscheidungen, von denen uns nichts überliefert ist. Man hat bisher angenommen, daß Perikles, als er den Spartanern gegenüberstand, die athenische Gesammtmacht zur Verfügung hatte. Durch richtige Einordnung einer Inschrift hat nun Köhler combinirt, daß von den 10 Phylen drei, also fast ein Drittel des athenischen Heeres, damals in Pagä abgeschnitten waren und sich unter Führung eines Megarers durch Böotien retten mußten.

**) Bericht Trautmannsdorfs v. 27. Nov. 1633.

Haar an ihm zu lassen, so haben wir doch den Zweck auch nicht anders erreichen können, als daß wir einmal aus dem Vorwurf der Feigheit mit einem salto mortale in den der Tollkühnheit übergegangen sind. Pflugk-Harttung ist dergleichen nicht passirt, wie das bei dem genügend gekennzeichneten Charakter seiner Schrift auch ganz begreiflich ist. Dunckers Arbeit aber ist ein durch und durch solides, ernsthaftes, wissenschaftliches Werk, dessen ganzes Unglück aus einer falschen Doctrin entsprungen ist. So fest war der Autor in ihr befangen, daß die stärksten Thatsachen das Netz nicht mehr zu zerreißen vermochten und unbeirrt sein Geist sich zu den ungeheuerlichsten Consequenzen vorwärts schraubte. Die widersprechenden Thatsachen nun aber völlig hinauszubugsiren, war er viel zu gewissenhaft, zu gelehrt, zu sorgfältig in der Einzelforschung. So ist, als ein unschätzbarer Vorzug, Dunckers Buch an innerer Harmonie weit hinter dem seines Vorgängers Pflugk-Harttung zurückgeblieben.

11. Schluß.

Wir haben festgestellt, daß bei dem politischen Zweck des peloponnesischen Krieges für die Athener und bei dem gegenseitigen Stärke-Verhältniß die Grundsätze der Ermattungs-Strategie in Anwendung zu bringen waren. Der höchste Grundsatz dieser Strategie ist die Vereinigung des Gesetzes der Kühnheit mit dem Gesetz der Oekonomie der Kräfte, oder nach Clausewitz' Ausdruck*), daß sie „nicht zaghaft, sondern im Augenblick der Gefahr sehr entschlossen, übrigens aber vorsichtig ist und die abgemessenen Kräfte gut zu schonen weiß". Wir haben festgestellt, daß eine rationelle Schonung der athenischen Streitkräfte in überlegter Weise stattgefunden hat. Wir haben auf der anderen Seite auch festgestellt, daß vermöge der eigenthümlichen Vertheilung der beiderseitigen Streitmittel auf verschiedene Elemente die große Schlachtentscheidung, also das höchste Wagniß, völlig ausgeschlossen war; daß aber dennoch kriegerische Unternehmungen und Thaten des Perikles von großer Entschlossenheit, sei es in diesem, sei es in früheren Kriegen, vorliegen. Wir haben in der ganzen langen politisch-militärischen Laufbahn des athenischen Feldherrn ein Ereigniß, welches aus ungenügender Entschlußkraft zu erklären wäre, nicht aufgefunden. Die Frage ist, ob nun die Thaten der Entschlossenheit und Kühnheit, die wir kennen, genügen, nicht nur ihn von jedem positiven Vorwurf zu

*) Feldzüge Friedrichs § 7 Bd. X S. 33.

entlasten, sondern ihm auch den Charakter eines seine Stellung und seinen historischen Beruf voll ausfüllenden Feldherrn zuzuerkennen.

Wir sind bereits im Laufe der Untersuchung einmal zu einer analogen Frage gedrängt worden, in der Form: wenn auch es sich herausstellt, daß die Kriegführung des Perikles auf denselben Grundsätzen beruhte, wie diejenige Friedrichs des Großen, wo ist für Jenen die Garantie, daß seine Mäßigung nur der Einsicht, nicht der Schwäche entsprang, die uns für Diesen in so überwältigender Weise seine Schlachten geben?

Daß Pfänder von so leuchtender Größe für Perikles nicht vorhanden sind, ist klar; sonst hätte die Frage nach seinem Feldherrnthum überhaupt nie aufgeworfen werden können. Aber für den, dessen Blick nicht bloß von dem äußeren Umfang der Dinge eingenommen wird, fehlt es an sicheren und ausreichenden Kennzeichen nicht.

Die Grund-Idee der Perikleischen Politik wie Strategie ist die Beschränkung auf das Meer; ihr zu Liebe ist er aus festländischen Positionen gewichen. Sobald aber die Meeresherrschaft in's Spiel kommt, ist er nicht nur niemals gewichen, sondern, was das eigentliche Zeichen des echten politischen und strategischen Muthes ist, der Gefahr stets entgegengegangen. Seine Bündnißpolitik mit Korkyra und den Westgriechen läßt sich Duncker selbst hinreißen, als Waghalsigkeit und Tollkühnheit zu bezeichnen und in der Führung des samischen Krieges wird man in der That von diesen Worten nicht sehr fern bleiben dürfen. Die Annahme oder Herausforderung der Schlacht bei Tragia mit einem geringen Bruchtheil der athenischen Kräfte, statt die Versammlung einer großen Uebermacht abzuwarten; der Vorstoß nach Karien in der Erwartung, der großen persischen Flotte zu begegnen, zeigen etwas von dem Zuge einer nicht bloß politischen, sondern einer eingeborenen Krieger-Natur, die nicht allein in dem Schluß-Erfolg, sondern auch in Schlacht und Sieg selbst ihre Genugthuung und Entladung sucht. Der endliche große Kriegsbeschluß, die Entscheidung über das megarische Psephisma, gehört zwar der Form nach in das Gebiet der Politik, ist aber im Kern nicht weniger strategischer Natur. Ich rechne diese Entscheidung zu denen, deren nur der wahrhaft große Mann fähig ist. Freilich war der Krieg schon unvermeidlich, aber dieses unvermeidliche Schicksal doch noch in so viele Schalen eingehüllt, daß auch der klarste Verstand in einem Charakter, der der leisesten Aengstlichkeit in den großen Fragen an das Schicksal zugänglich war, sich noch selbst mit Scheingründen getäuscht und eine weitere kurze Frist der Ruhe durch Nachgiebigkeit zu erkaufen gesucht hätte.

Von dem peloponnesischen Kriege fallen nur anderthalb Feldzüge unter die volle Führung des Perikles. Das ist sehr wenig bei einem Krieg, der planmäßig auf eine lange Dauer angelegt wird; aber das Unternehmen gegen Epidaurus, obgleich es scheiterte, genügt vollauf uns zu zeigen, daß dem Führer der Athener nichts ferner lag, als Initiative und Unternehmungsgeist in bedachtsamer Methodik zu ersticken. Sein Programm „die Gelegenheit, die nicht wartet, wahrzunehmen“, ist im Wesen identisch mit demjenigen Friedrichs, als ihm die Schlacht keine Chancen mehr bietet, über die Detachements des Feindes herzufallen. Dies Programm noch praktisch auszuführen, was auf die Urkunden seiner Feldherrngröße das letzte Siegel gedrückt haben würde, ist Perikles nicht mehr vergönnt gewesen. Wer auch ungesiegelte Urkunden auf Echtheit zu prüfen versteht, wird trotz der leeren Stelle nicht zweifeln.

Der Historiker, der Perikles charakterisirt und ihn neben Themistokles und Cimon stellt, mag sich versucht fühlen, zu sagen, daß Jener eine Schlacht von Salamis und vom Eurymedon nicht gewonnen habe. Das ist gewiß richtig und doch wäre die Färbung, die die Perikles-Charakteristik dadurch erhält, ungerecht. Ranke hat von Karl dem Großen gesagt: eine Schlacht von Poitiers hat er nicht gewonnen. Man hat auch diese Wendung unbillig gefunden, da Karl ja die Schlacht nur deshalb nicht geschlagen, weil sie schon geschlagen war; ihrer fähig wäre er sicher nicht minder gewesen als sein Großvater. Ich glaube das auch, obgleich Karl ja nur in einem einzigen Jahre seines langen Kriegerlebens wirkliche Schlachten geschlagen hat; aber so unbillig ist die Wendung Rankes darum doch nicht und zwar deshalb nicht, weil die Tradition in einer sehr ungerechten Weise den ganzen Ruhm des karolingischen Hauses auf das eine Haupt des großen Kaisers gesammelt hat. Einer solchen Tradition gegenüber scheint jener vergleichende Hinweis wohl am Platz. Bei Perikles findet dieser Umstand nicht statt. Des Themistokles und Cimon Ruhm ist der Historie und der Nachwelt so lebendig wie nur einer; die Plastik ihrer Thaten prägt sich dem Gedächtniß und der Empfindung von selbst ein. Mehr Kunst und feineres Verständniß gehört dazu, den Genius des Perikles darzustellen und aufzufassen. Jedes Wort, das ihn hinter jene Anderen zurückstellt, ist daher für die rechte Tönung gefährlich. Gewiß hat er keine Schlacht vom Eurymedon und am wenigsten eine von Salamis gewonnen. Diese letztere ist überhaupt so eigener Art, so mit der Individualität des Themistokles verwachsen, daß man keinem Feldherrn der Welt zumuthen wird, eine ähnliche gewonnen zu haben. Die Schlacht vom Eurymedon aber war eine herzhafte große Schlacht wie andere auch und es ist

kein Grund anzunehmen, daß Perikles, wenn er in die Lage dazu gekommen wäre, wenn ihm etwa die persische Flotte 440 an der karischen Küste entgegentrat, er in ihr nicht einen Lorbeer erworben haben würde wie Cimon 25 Jahre früher. Daß er statt nach solchen Ruhmesthaten zu streben, dem persischen Kriege, der weitere dauerhafte Früchte nicht mehr bringen konnte, ein Ende machte, gehört mit in die Reihe der großen Entschlüsse negativer Natur, wie der Verzicht auf die Festland-Gebiete und die Räumung Attikas vor der Invasion, die zwar keinen unmittelbaren Ruhm bringen, auch für sich keine staatsmännische Größe begründen können, aber als Folie einer großen positiven Politik den tiefen Hintergrund verliehen, der das Verständniß, das sich in ihn versenkt, zur höchsten Bewunderung hinreißt.

Niemals wird die Weltgeschichte, wenn sie von Perikles spricht, ihn unter dem Gesichtspunkt des großen Feldherrn darstellen; deshalb nicht, weil es nicht sein Beruf war. Sein Beruf war der des Staatsmannes; in ihm wird sie ihn schildern, aber als wesentlicher Theil der staatsmännischen Größe muß die militärische Leistung erscheinen, die Wahrheit und Entschlossenheit der strategischen Conception, der Muth und die Beharrlichkeit in der Ausführung, das Commando in der siegreichen Schlacht.

Goethe und Heinrich Meyer.

Von

Otto Harnack.

Je mehr sich die Schätze des Goethischen Nachlasses uns erschließen, desto mehr staunen wir über die unablässige, von Stufe zu Stufe fortschreitende, nie sich überstürzende, aber stets zielbewußte Thätigkeit des Dichters wie des Forschers. Was Goethe von seinem dichterischen Schaffen bekennt, daß er Stoffe Jahrzehnte in sich getragen, durchdacht, angeschaut, umgeformt, endlich ausgebildet habe, das gilt ebenso von seinem naturforschenden und seinem kunstwissenschaftlichen Bestreben. Diese Stetigkeit, dieser Mangel alles Willkürlichen, Sprunghaften befähigte ihn in hervorragendem Maß mit anderen gemeinsam zu arbeiten und zu streben; wer sich einmal mit seiner Denk- und Urtheilsweise vertraut gemacht, der konnte seinem Gange leicht und sicher folgen. So hat sich Goethe auch Personen geringerer Begabung wie Riemer und Eckermann zu werthvollen Gehilfen herangezogen, hat ihnen Befugnisse, z. B. in der Correktur seines Prosastils eingeräumt, die von einem ganz ungewöhnlichen Vertrauen zeugen, hat auch für die Entwickelung des Gedankeninhaltes seiner Werke aus dem Gespräch mit ihnen Förderung und Klärung gewonnen. Diese an sich nicht starken Individualitäten waren durch den beständigen Verkehr mit ihm so vollständig in seine Bahn gezogen, daß sie unwillkürlich seine Sprache redeten und auch in ihrem Denken die Ideen, welche er ihnen geschenkt, folgerecht und fehlerlos zu verwerthen wußten. Doch auch Personen von selbstständiger genialer Eigenart finden wir mit Goethe zu dauerndem, fortschreitendem Wirken vereint; man erinnere sich Schiller's, der im Xenienkampfe, in der gemeinsamen Bühnenthätigkeit mit Goethe so völlig verwachsen erscheint, daß oft nicht festzustellen ist, was das Werk und Verdienst des einen oder des andern ist. Eine Mittelstellung nimmt Goethe's fast funfzig Jahre lang mitthätiger Kunstfreund Heinrich

Meyer ein; kein schöpferisches Genie in Forschung oder Ausführung; aber auch nichts weniger als ein bloßer Handlanger, sondern zeitlebens ein Mann unermüdlicher, folgerechter Arbeit, ein nach unerbittlichen Normen scharf, oft daher auch einseitig urtheilender Geist.

Meyer war beträchtlich jünger als Goethe, aber dennoch, als dieser ihn in Italien kennen lernte, nicht der von Goethe herangezogene, dankbare Ablatus, sondern vielmehr durch Kenntniß der Kunstgeschichte wie der italienischen Sammlungen, durch Erfahrung in praktischer Kunstthätigkeit für den eben zu neuen Einsichten hindurchgedrungenen Dichter eine werthvolle Autorität. Dies Verhältniß blieb freilich nicht dauernd; denn in der angestrengten Arbeit des zweiten römischen Aufenthalts erfaßte Goethe in weit reicherem Umfang und tieferem Eindringen die Gedanken, welche der von Meyer vertretenen künstlerischen Richtung zu Grunde lagen; aber durch sein ausgebreitetes Detailwissen blieb Meyer auch dann noch für Goethe höchst schätzenswerth, als dieser sich gewöhnt hatte die Grundzüge der gemeinsamen Thätigkeit mit sicherer Hand vorzuzeichnen. Was beide Männer verband, die doch jeder auf eigene Weise sich gebildet hatten und an Begabung so weit von einander abstanden, das war im Grunde ihre gemeinsame Abhängigkeit von einem Dritten, den sie als ihren Meister verehrten, von Winckelmann. Beide haben ihn nicht gekannt; aber sie waren dennoch seine Schüler, wie Meyer's ganze Lebensarbeit, wie für Goethe besonders die herrliche Abhandlung, die Winckelmann's Namen trägt, es beweist. Als Goethe nach Italien kam, war Winckelmann seit achtzehn Jahren verstorben; aber sein Gewand war zurückgeblieben, und wie das der Helena in Wolken aufgelöst zeigte es Jedem, der Rom betrat, diese Stadt in einer eigenartigen Beleuchtung, die von Anfang an den Eindruck fest bestimmte. So lernte Goethe Rom kennen, so lebte es für alle Zeit in seinem Geist, und als ein anderes, das „neukatholische" Künstlerwesen in Rom emporkam, da war es Winckelmann's Banner unter dem Goethe so überzeugungsvoll dagegen stritt.

Die Verehrung der antiken Kunst als der unbedingt mustergültigen, welche Goethe und Meyer von Winckelmann übernahmen, führte zur Aufstellung von zwei praktischen Postulaten, die zu verwirklichen beide mit höchstem Eifer strebten: zunächst sei der Antike ein bestimmter Kanon, eine Reihe bestimmter Gesetze zu entnehmen, welche für die Künstler unsrer Tage, wie aller Zeiten maßgebend seien, und es müsse sodann die Kunstübung der Willkür des Einzelnen entzogen und wiederum wie im Alterthume (wie auch in der Blüthezeit der italienischen und deutschen Kunst) zu einem gleichmäßigen Fortschreiten in Ausprä-

gung und Umbildung der wichtigsten Typen gestaltet werden und so vom Meister auf den Schüler und so von Geschlecht zu Geschlecht sich vererben. Wie der griechische Künstler das Götterbild, der Künstler der Renaissance die Gottesmutter oder den Heiligen nicht auf eine völlig neue und überraschende Weise darzustellen, vielmehr bloß einen schon vorhandenen Typus weiter zu entwickeln strebte, so sollte auch in der Neuzeit verfahren werden; auf diesem Wege allein sei eine Wiedererhebung der Kunst zu erreichen. Der Ernst, mit dem beide Freunde die künstlerische Thätigkeit betrachteten, in ihr nichts weniger als ein leichtes Spiel, sondern eine der gewichtigsten Aufgaben des menschlichen Geistes erkannten, spricht sich deutlich in jenen Forderungen aus.

Als Goethe im Jahre 1788 aus Italien heimkehrte und Meyer dort zurückließ, scheint keine Besprechung über ein künftiges gemeinsames Wirken stattgefunden zu haben. Goethe konnte auch keine Aussichten in Weimar eröffnen, ehe er mit dem Herzog Rücksprache genommen hatte. Allein wie er selbst entschlossen war, seine römischen Studien nicht auf sich beruhen, sondern zu einer lebenslangen und weitgreifenden Thätigkeit sich entwickeln zu lassen, so stand es ihm auch von Anfang an fest, daß Meyer hiebei sein Mitarbeiter sein müsse. Keinem der Künstler, die er in Italien kennen gelernt, schenkte er das gleiche Vertrauen. Der sogleich begonnene Briefwechsel führte schon im nächsten Jahre dazu, daß Goethe dem Gefährten nach Beendigung seiner italienischen Studien einen Wirkungskreis in Weimar in Aussicht stellte. Im Jahre 1791 trat Meyer in der That als Professor an der Zeichenschule in Weimar ein und ward sogleich von Goethe als Hausgenosse aufgenommen, ein Verhältniß das andauerte, bis sich Meyer, schon in vorgerückten Jahren, einen eigenen Hausstand gründete. In dem Zusammenleben beider Freunde reifte nun allmählich der umfassende Plan, der Goethe schon länger vorgeschwebt, zu größerer Klarheit. Eine umfassende Charakteristik Italiens sollte geliefert werden, zunächst als „Basis dieses Gebäudes“ von Goethe selbst „eine Darstellung der physikalischen Lage, im Allgemeinen und Besondern des Bodens und der Cultur, von der ältesten bis zur neusten Zeit und des Menschen in seinen nächsten Verhältnissen zu diesen Naturumgebungen“. Diese „Basis“, welche unzweifelhaft den Einfluß von Herder's „Ideen“ erkennen läßt, sollte indeß dem Hauptzwecke nur dienstbar sein, — einer Beschreibung Italiens als des gewaltigsten „Kunstkörpers“ der Welt, einer Würdigung der dort so überreich wie nirgend sonst vereinigten Kunstwerke. Durch diese Beschreibung, sollten alsdann an den vorzüglichsten Kunstwerken also auf empirischem Wege, die Kunstbegriffe nachgewiesen werden, deren

Verbreitung Goethe am Herzen lag, von denen er sich eine Belebung und Läuterung des gesammten Kunstlebens der Gegenwart versprach. Diesen ausgedehnten Plan in seinem mühsamsten Theile zu verwirklichen, unternahm Meyer im Jahre 1795 eine neue Reise nach Italien, die im Laufe von zwei Jahren ihn eine Fülle von Material gewinnen ließ. Mit einer Ausdauer und Betriebsamkeit ohne Gleichen führte er in den wichtigsten Städten Italiens eine systematische Beschreibung der Kunstwerke durch, und zwar nach einem bestimmten tabellarischen Schema, über das er sich mit Goethe geeinigt hatte. Große Stöße dieser Aufzeichnungen finden sich in seinem Nachlasse*); nur ein geringer Theil davon hat in gedruckten Aufsätzen Verwerthung gefunden. Das Schema der Beschreibung ist für Sculpturwerke meist das Folgende: 1) Ort, Gattung des Kunstwerkes, Material, 2) Gegenstand, 3) Zeit, Styl, Manier, Arbeit, 4) Erfindung, Anordnung, 5) Ausdruck, 6) Falten, 7) Massen, 8) Wirkung von Licht und Schatten, 9) Gegenwärtiger Zustand, Ergänzung, 10) Allegorie, 11) Besondere Anmerkungen. Bei Werken der Malerei treten noch zwei Rubriken über Zeichnung und Colorit hinzu, wogegen die von den Ergänzungen handelnde selbstredend wegfällt. Manche Abweichungen kommen natürlich in dieser Eintheilung vor; im Ganzen aber werden gleichmäßig nach dieser Richtschnur die Kunstwerke eingehend besprochen und bis ins Einzelnste beurtheilt. Meyer ist ein unbestechlicher Richter; er scheut sich nicht vor dem Meisterwerke, das er als Ganzes aufs höchste bewundert, doch mit kühler Sicherheit die Kritik zu üben: ein Finger sei schlecht gezeichnet, der Faltenwurf an einer Stelle ungeschickt u. s. w. Es liegt am Tage, daß die Gefahr einer solchen Urtheilsweise darin liegen mußte, über dem Einzelnen schließlich das Ganze zu vergessen. Meyer ist vor dieser Gefahr meist durch ein wahrhaft tiefes Gefühl für das Schöne bewahrt geblieben. Wenn er auch am reinsten und freudigsten sich für die harmonische Vollkommenheit Rafaels begeistert, so ist er doch auch Michel Angelo gerecht worden, der im Einzelnen so oft die Kritik herausfordert. Ein ausführlicher, für jene Zeit sehr beachtenswerther Aufsatz über Michel Angelo findet sich in Meyer's Papieren sowohl im Entwurf als in Reinschrift; leider ist er nie zum Abdruck gekommen. Hier zeigt sich trotz scharfer Einzelbeurtheilung doch volles Verständniß für die „kühne Großheit des Styls".

---

*) Meyer's Nachlaß befindet sich auf der Grh. Weimarischen Bibliothek; auch ein großer Teil seines Briefwechsels mit Goethe wird dort aufbewahrt. Herrn Oberbibliothekar Dr. Koehler bin ich für freundliche Unterstützung bei der Durchsicht des Nachlasses zu herzlichem Dank verpflichtet.

Am meisten bewundert Meyer die mediceische Kapelle, und in ihr den sogenannten „Tag“ und „Abend“; er vergleicht sie „hinsichtlich auf das Großartige mit den gepriesensten Statuen des Alterthums“; ihre „meisterhafte Behandlung“ nennt er eine wahrhafte Schule für Bildhauer. Wenn er endlich Michel Angelo das Verdienst zuschreibt, die Kunst „von dem Magern und Schwachen, ängstlich Dürren des alten Styls befreit“ zu haben, so werden wir hiedurch auf seine Beurtheilung der Kunst des Mittelalters gelenkt. Es leuchtet ein, daß Perioden unvollkommen ausgebildeter Technik vor den Augen eines so sehr das Einzelne betrachtenden Kritikers nicht unbedingte Anerkennung finden können, und so sehen wir auch bei Meyer beständig hervorgehoben, daß die Kunst des Mittelalters, auch die des Quattrocento nur historisch zu würdigen, nur in ihrer allmählichen Entwickelung zu verfolgen und zu schätzen, nicht aber an sich selbst zu messen und unbedingt anzuerkennen sei. Dies hindert ihn aber nicht einzelnen Meistern dieser Epoche nach Maßgabe ihrer Zeit das höchste Lob zu schenken, so Fiesole, Orcagna, Ghiberti, Donatello, Masaccio. Er hält sich lange in Florenz auf, während er früher Rom bevorzugt hatte, und wird hierzu auch ausdrücklich von Goethe aufgefordert, der selbst Florenz leider nur von einem flüchtigen Besuch kannte. Ausführliche Aufzeichnungen über die genannten und viele andere Künstler enthält sein Nachlaß; aus der staunenden Bewunderung für die Werke des Masaccio, die alles Gleichzeitige soweit überragen, ist einige Jahre später ein werthvoller Aufsatz in den Propyläen entstanden. Am wenigsten zeigte sich Meyer damals fähig die ältere Baukunst zu schätzen. Die imposanten Rustikapaläste von Florenz empfindet er nur als schwerfällig und düster; für die Gothik vollends geht ihm jedes Verständniß ab. Es muß dem ursprünglich ganz an der Antike gebildeten Künstler zu Gute gehalten werden, wenn er in diesem Gegenpol der hellenischen Kunst nur einen Abfall von der wahren Kunst zu sehen vermochte. An Brunellesco bedauert er noch einige Nachwirkungen „vom Gespenst des gothischen Abgeschmacks zu finden“. Bekanntlich theilte auch Goethe in jenen Jahren diesen Standpunkt, der sich freilich bei beiden Freunden im Laufe der Zeit wesentlich verändern sollte. Noch lebhafter war übrigens Meyer's Geringschätzung der Gothik zu Tage getreten, als er schon früher auf Goethe's Wunsch die Kunstschätze einiger deutscher Städte beschrieben hatte. So hatte er in Nürnberg über Peter Vischer, besonders über die Apostelfiguren am Sebaldusgrab sich hochbewundernd geäußert, dann aber achselzuckend die Einschränkung hinzugefügt: zur höchsten Vollendung könne sich dies Werk freilich nicht erheben, weil es gothisch sei.

Dagegen zeigt sich Meyer's eigentliche Stärke wie in seinen Studien über die Hochrenaissance, so in denen über die Kunst des Alterthums. Das Material zu einer Anzahl späterer Aufsätze dieses Inhalts hat er auf dieser Reise gesammelt, so über die Niobegruppe, die capitolinische Venus, die aldobrandinische Hochzeit; die Hauptmasse seiner Studien hat erst viel später in seiner Geschichte der antiken Kunst ihre Verwerthung gefunden. Bei seiner Beurtheilung des eben genannten Gemäldes ist es charakteristisch, daß er es zwar als einzelnes Werk nicht sehr hoch schätzt, trotzdem aber meint, daß sich aus ihm wesentliche und gültige Regeln und Gesetze der Malerei ableiten lassen, weil es den Charakter der antiken Malerei rein repräsentire. Ein besonderes Interesse gewann dieses Bild ihm auch dadurch ab, daß er die von Goethe in seinen optischen Studien gefundenen Gesetze über das Colorit hier praktisch durchgeführt zu sehen meinte*). Wie wenig naturalistisch, sondern vielmehr stilistisch bedingt er die Farbengebung auffaßte, zeigt seine Vermuthung, ein mehrfarbiger Strich, der unter dem Gemälde hinläuft, habe den Grundton der Farbenharmonie, wie ein Akkord die Tonart eines Musikstückes bezeichnen sollen.

Für die Hochschätzung, welche Meyer der antiken Kunst gegenüber jeglicher neueren zollte, zum Schlusse noch ein charakteristischer Beweis! Fast unbedingt bewundert er Rafael; trotzdem äußert er vor dem berühmten Bilde der „Vision des Ezechiel" im Palazzo Pitti: Gott Vater, der hier den Typus des Jupiter zeige, würde, wenn dies Bild in gewaltiger Größe ausgeführt wäre, den Werken des Phidias gleichkommen; aber dazu habe selbst Rafael's Kunst nicht ausgereicht. —

Während dieser eifrigen Thätigkeit in Italien hatte Goethe in der Heimath den gemeinsamen Plan nach seiner Weise unermüdet verfolgt und lebhaft darüber mit dem Freunde sich schriftlich unterhalten. Allmählich trat ihm jedoch der systematische, theoretische Theil des beabsichtigten Werkes vor dem historisch-praktischen in den Vordergrund. Es war der Einfluß Schiller's, der dies bewirkte. Die Kühnheit und Sicherheit, mit der Schiller den Werth und die Bedeutung des Aesthetischen und speciell der Poesie in seinen Abhandlungen, die er in den Horen erscheinen ließ, bestimmt hatte, wirkte auf Goethe überzeugend, so daß er Schiller's Anschauungen als Grundlage dessen annahm, was er für die bildende Kunst zu leisten wünschte. „Schiller", schreibt er an den Freund nach Italien, „ist sehr fleißig und Sie werden gute Sachen von ihm in den Horen finden. Er hat sich in dem ästheti-

*) Auch bei neueren Malern glaubte Meyer dies zu erkennen, wenn auch nicht in so vollkommener Weise; er nennt besonders Pietro da Cortona.

schen Fache zu einer großen Consequenz durchgedacht und ich bin neugierig, wie es mit dieser gleichsam neuen Lehre gehen wird, wenn sie im Publikum zur Contestation kommt. Da sie mit unserem Denken homogen ist, so wird uns auch auf unserem Wege damit großer Vortheil gebracht." Meyer antwortet darauf: „Es lebe Schiller, der sich mit uns zum Streit für die Sache des Guten und Schönen vereinigt hat!" Streitlustig ist die Gesinnung der Freunde überhaupt. „Wir befinden uns im Fall derer", heißt es ein ander Mal, „die einen neuen Glauben stiften wollen, oder, welches noch viel schwerer und gefährlicher ist, den Aberglauben zu bekämpfen vorhaben."

Dies Bewußtsein eines nothwendigen Kampfes mag heutzutage überraschend scheinen, wo Goethe's und Meyer's künstlerischer Standpunkt sich der historischen Betrachtung vielleicht nicht so verschieden von dem ihrer nächsten Vorgänger zeigt. Allein es ist zu berücksichtigen, daß beide und vor Allem Goethe die durch Winckelmann und Lessing gewonnenen Einsichten doch in einer ganz anderen Tiefe erfaßten, weit sicherere und klarere Ergebnisse aus ihnen zogen als die Masse ihrer Zeitgenossen, daß sie die Oberflächlichkeit des Urtheils, den Mangel an künstlerischem Ernst, an „künstlerischer Moralität" (um einen Ausdruck J. Burckhardt's zu brauchen) mit Widerwillen empfanden. Und schon zeigten sich auch damals in Rom die ersten schwachen Spuren einer neuen Beurtheilung der christlichen Kunst, welche der der Freunde direkt widersprach. Und gerade auf diesem Felde erblickten sie ihre wesentlichste Thätigkeit. Was Winckelmann für die Kunst des Alterthums geleistet, dasselbe nach den Grundgedanken, die er überliefert, für die nachchristliche Kunst zu leisten, das war das Neue, das sie erstrebten.

Nicht zu völligem Abschluß sind die italienischen Forschungen gelangt. Meyer wurde durch Krankheit genöthigt Italien zu verlassen, Goethe durch die Kriegsereignisse verhindert es zu besuchen. Mit dem Jahre 1797 wurde die Arbeit des Sammelns abgeschlossen und für das Jahr 98 der Beginn der beabsichtigten Veröffentlichung geplant. Diese gewann übrigens nach mannichfachen Ueberlegungen einen anderen Charakter. Nicht die Darstellung Italiens, sondern Geschichte und Theorie der bildenden Künste wurde die Hauptaufgabe des Sammelwerkes, dem auch Schiller lebhaftes Interesse zuwandte. Seine Unterhaltung gab Goethe „neuen Muth", wenn seine der öffentlichen Wirksamkeit abgeneigte Natur vor der Ausführung des Unternehmens sich scheute; „Schiller ist herrlich, insofern von Erfindung und Durcharbeitung des Plans, von Aussichten nach allen Richtungen die Rede ist". An eine eigentliche Mitarbeit war freilich kaum zu denken, da Schiller durch

den Wallenstein zu sehr beschäftigt und zudem überhaupt nicht Fachmann in Sachen der bildenden Kunst war.

Unter dem Namen „Propyläen. Eine periodische Schrift, herausgegeben von Goethe“ trat das Unternehmen schließlich gegen Ende des Jahres 1798 an's Licht. Selten wohl hat sich eine Zeitschrift an einen so auserlesenen Kreis gewendet wie diese, nicht etwa durch die Schwerverständlichkeit des Inhalts, sondern durch den vornehmen, jeden pikanten Reiz verschmähenden Ton. Der gesammte Werth, den Goethe der Kunst beilegte, die hohe Würde, die er ihr zuschrieb, spricht sich in der Feierlichkeit der Einleitung aus, welche weit mehr giebt, als der Name besagt, — ein wahrhaftes künstlerisches Glaubensbekenntniß. Auch in den weiteren Aufsätzen, die in leichterem und flüssigerem Stil geschrieben, ist jene Vornehmheit festgehalten; so wendet sich die Polemik nie gegen einzelne Personen, sondern stets nur gegen Einwürfe, welche die Herausgeber selbst gegen sich zu erheben scheinen; so ist alles Extreme, das sich in der Correspondenz bemerklich macht, mit Strenge vermieden; scharfe Ausfälle gegen die Gothik, gegen abweichende ältere oder neuere Kunstrichtungen sucht man vergebens.

Die beiden ersten Bände, in je zwei Heften 1798 und 99 erschienen, sind ausschließlich von Goethe und Meyer verfaßt. Goethe hat die werthvollsten seiner Aufsätze über Malerei und Sculptur, für dieses Unternehmen bestimmt. „Ueber Laokoon“, „Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke“, „Der Sammler und die Seinigen“, die Anmerkungen zu Diderots „Versuch über die Malerei“ erschienen damals. Weit umfangreicher ist jedoch der Antheil Meyer's. Bisher war dieser erst wenig als Schriftsteller bekannt geworden; zwei Aufsätze in Schiller's Horen „Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst“ und „Beiträge zur Geschichte der neueren bildenden Kunst“ waren das Wichtigste, was er bisher veröffentlicht hatte; ein dritter Aufsatz für Schiller, an dem er während seines Studiums an der Dresdner Gallerie gearbeitet, der Correggio und die Familie Caracci behandeln sollte, war nicht vollendet worden. Jetzt legte er wenigstens einen Theil seiner reichen Sammlungen in den Propyläen nieder und trat in die erste Reihe deutscher Kunstschriftsteller. Etrurische Monumente, die Niobegruppe, die Capitolinische Venus, Masaccio, Rafael's Werke im Vatican, Giulio Romano's mantuanische Fresken, dies war der mannichfaltige Stoff, der hier behandelt wurde. Dazu traten noch Aufsätze, die praktische Winke geben wollten: über „Lehranstalten zu Gunsten der bildenden Künste“, „von den Gegenständen der bildenden Kunst“. Letztere Abhandlung war in enger Gemeinschaft mit Goethe verfaßt. Schon

nach Italien hatte er dem Freunde geschrieben, er habe mit Schiller über die Wahl des Gegenstandes bei Kunstwerken viel verhandelt; — „sammeln Sie doch ja auch für diesen Punkt; es ist der erste und der letzte". In der That wird in Goethe's Kunstbetrachtung beständig bis an sein Ende diese Frage als eine der wichtigsten aufgeworfen, und es lassen sich aus ihrer Beantwortung die Grundzüge seiner gesammten ästhetischen Theorie entnehmen. Denn wenn er einerseits antwortet, kein realer Gegenstand sei unbrauchbar, und andererseits, keiner sei so brauchbar wie er in der Wirklichkeit erscheine, so ist darin sowohl das realistische als das idealistische Element seines Denkens gegeben. Nicht so allgemein gefaßt sind Meyer's Gedanken in dem genannten Aufsatze, der ja auch nur die bildende Kunst behandelt und vor Allem feststellen will, welche Stoffe für diese im Unterschied von der Poesie geeignet seien; aber er theilt mit Goethe die aufmerksame Betrachtung des Motivs; d. h. desjenigen Punktes, der aus der realen Handlung oder Erscheinung hervorzuheben ist, um den Kernpunkt eines einheitlichen Kunstwerkes zu bilden. Besonders liegt es Meyer am Herzen bei dem bildlichen Darstellen von Vorgängen auf die Wahl des richtigen Zeitpunktes hinzuweisen, der die ganze Handlung, ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auf einen Schlag deutlich erkennen läßt. Er geht indeß zu weit, wenn er eine Anzahl von Momenten verwirft, weil das Verhältniß von Ursache und Wirkung in ihnen nicht klar hervortrete. Denn er übersieht dabei, daß dieser Vorwurf sich gegen jede bildnerische Wiedergabe eines Vorganges richten läßt, weil jenes Verhältniß überhaupt nur in unserem Denken, nicht aber in der sinnlichen Wahrnehmung vorhanden und daher niemals sinnlich darstellbar ist.

Auf geeignete Stoffe den Maler und Bildhauer hinzuweisen war auch der Hauptzweck der Preisausschreiben, welche beide Freunde seit 1799 in den Propyläen und später in der Jenaer Literaturzeitung erließen. Sie sind das eigenthümlichste Zeugniß der gemeinsamen Arbeit Beider, indem sowohl in den Aufgaben als in den Kritiken der Antheil des Einzelnen kaum von dem des Andern zu sondern ist, und eine gegenseitige Unterstützung in der Redaction der einzelnen Abschnitte stattgefunden hat. Noch heute erwächst aus diesem Verhältnisse der Ausgabe von Goethe's Werken eine kaum minder unlösbare Aufgabe wie gegenüber den Xenien*).

*) Weizsäcker hat in der empfehlenswerthen Sammlung: Kleine Schriften zur Kunst von Heinrich Meyer (Seuffert, deutsche Litteraturdenkmale Bd. 25) eine Sonderung auf Grund von Briefstellen und nach stilistischen Eigenthümlichkeiten versucht; einiges läßt sich aus Meyer's Nachlaß bestimmen; vieles aber bleibt im Unklaren.

Wenn die Preisaufgaben meist Stoffe aus den hellenischen Sagenkreisen behandelten, so ist daraus nicht etwa auf eine willkürliche Vorliebe für diese oder gar auf den kindischen Gedanken zu schließen, daß nur den Stoffen des Alterthums die nöthige Würde eigen zu sein schiene, sondern diese Praxis entsprang aus der schon früher betonten Ueberzeugung, daß der sicherste Weg zur Vollkommenheit in der consequenten Fortbildung künstlerischer Tradition, in der beständigen Umbildung vorliegender Typen gegeben sei. Hier boten sich naturgemäß zwei Wege dar: sowohl die hellenische als die christliche Mythologie entsprachen durch den Reichthum ihrer künstlerischen Geschichte jenen Absichten. Für die hellenische gab den Ausschlag, daß nach Meinung der Freunde in den homerischen Gedichten eine Reihe von Aufgaben in der besten und klarsten Ausprägung des Stoffes vorliege, welche dem jungen Künstler — und sie zu fördern war die Hauptabsicht des Unternehmens — die Arbeit wesentlich erleichtere (Propyläen II, 1, 163). — Völlig fern aber lag den Preisrichtern der Gedanke, es sei ein gänzlich Neues zu erstreben, die Kunst müsse um aufzublühen, durchaus von Neuem beginnen; an der Continuität der universellen Kunstentwickelung, an der Heiligkeit classischer Tradition hielten sie mit dem ganzen Ernst des Gewissens fest.

Die Preisausschreiben hatten Erfolg; eine beträchtliche Anzahl von Künstlern betheiligte sich; von Jahr zu Jahr wiederholte man sie; — weniger Erfolg aber hatten die Propyläen. Es half nichts, daß Goethe auch Schiller zur Kunstkritik und Wilhelm Humboldt zu Mittheilungen über das französische Kunstleben heranzog, — die Theilnahme des Publikums blieb verschwindend gering. Und in der That — die Propyläen waren weder durch idealistische Phrasen noch durch Derbheit des Naturalismus packend, sie boten nicht durch persönlichen Klatsch dem Manne der Clique noch durch die beliebte süßliche Sentimentalität der Frauenwelt die ersehnte geistige Nahrung; sie waren rein sachlich; — aber wiederum für den zünftigen Gelehrten nicht trocken genug, zu belletristisch in der Gesprächs- und Briefform; — sie waren nur für die geringe Zahl unabhängiger, rein sachlich interessirter Personen. Schiller hatte wohl Recht von „der ganz unerhörten Erbärmlichkeit des Publicums" zu schreiben, „die sich bei dieser Gelegenheit manifestirt hat". Das Organ der Freunde wurde jetzt die „Jenaische Litteraturzeitung", in der sie unter dem bekannten gemeinsam sie deckenden Zeichen der „Weimarischen Kunstfreunde" (W. K. F.) in der Form von Kritiken, Preisausschreibungen, Mittheilungen über wichtigere Kunsterzeugnisse für die Fortdauer ihres Bestrebens sorgten. Wie sehr sie hier ihre

Thätigkeit in eines verschmolzen, geht daraus hervor, daß öfters eine Arbeit, die beide stückweise geliefert, in der Reinschrift ohne jedes Unterscheidungszeichen vereinigt und so zum Druck geliefert wurde; eine Reihe derartiger Reinschriften ist uns erhalten. Sehr merkwürdig ist das Verhältniß bei der umfangreichen und werthvollen Recension von Dürer's christlich-mythologischen Handzeichnungen (München 1808). Bisher war man auf Grund mancher, freilich nicht eigentlich beweisender Aeußerungen Goethe's der Meinung, daß diese Besprechung sein Werk sei; sodaß sie auch in die Hempel'sche Ausgabe aufgenommen ist. Weizsäcker glaubte jüngst einige Stellen daraus Meyer zuschreiben zu müssen; der handschriftliche Nachlaß des Letzteren belehrt darüber, daß sie ursprünglich ganz von ihm verfaßt und von Goethe nur emendirt, mit einigen Zusätzen versehen und in einer anderen Anordnung der Theile zum Druck redigirt worden ist. Der große Abschnitt, welcher die Zeichnungen nach den Gesichtspunkten „Hohes und Würdiges", „Edles und Zartes", „Humoristisches", „Das Naive", „Allegorisch-Bedeutendes" u. s. w. beurtheilt, dieser Abschnitt, welchen man wegen der auf das Große gerichteten Behandlungsweise glaubte nur Goethe zusprechen zu können, ist Meyer's Werk, — ein deutliches Zeichen, wie sehr man sich gewöhnt hat diesen zu unterschätzen.

Das weitaus werthvollste Denkmal des Zusammenwirkens beider Freunde ist das Werk „Winckelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen herausgegeben von Goethe. 1805." Es ist hier nicht der Ort, die Bedeutung von Goethe's dort niedergelegter Abhandlung nachzuweisen; es sei nur erwähnt, daß Meyer den umfangreichsten Theil des Werkes, den höchst verdienstvollen „Entwurf einer Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" beisteuerte. Er erfüllte hiemit eine Aufforderung, die Goethe schon vor Jahren (1798) an ihn gerichtet hatte. Wenige Jahre später lieferte Meyer auch einen Beitrag zu Goethe's Farbenlehre.

In ihrer kritischen Thätigkeit legten die Freunde jetzt ein wesentliches Gewicht auf das Charakteristische in den einzelnen Kunstwerken. „Wir freuen uns", schrieb Meyer in der Preisvertheilung von 1803, „daß es scheint, als fange man an, das Bedürfniß charakteristischer Darstellung in jeder Kunstgattung besonders zu empfinden." Beide hatten ihrerseits niemals diesen Punkt geringgeschätzt; immer hatten sie vorausgesetzt, daß das künstlerische Gesetz in jedem Einzelfall in charakteristischer Ausprägung, der Typus in jedem Einzelfall stets individuell durchgebildet erscheinen solle; allein es lag in der Natur der Sache, daß die entschiedene Betonung des Allgemein-Gesetzlichen, Typisch-Be-

deutsamen die Gefahr mit sich brachte, daß schwächere Nachfolger sich mit leeren und gleichgültigen akademischen Formen glaubten begnügen zu können. Goethe war jedoch von Anfang an bedacht dem entgegenzutreten; schon 1797 hatte er sich befriedigt über einen Aufsatz von Hirt geäußert, weil er das Verdienst habe, den Kunstwerken auch das Charakteristische und Leidenschaftliche als Stoff zuzuschreiben, das durch den Mißverstand des Begriffs von Schönheit und göttlicher Ruhe allzu sehr verdrängt gewesen sei. Und so finden wir auch unter den prämiirten Bewerbungsstücken um die Weimarer Preisaufgaben neben streng dem antiken Reliefstil entsprechenden Compositionen auch Werke von fast grotesker Charakteristik, wie die Reinigung des Augiasstalles von dem Kölner Hoffmann.

Es war die letzte Concurrenz, bei welcher dieses Werk den Preis erhielt, im Jahre 1807. Goethe, der sich jetzt eifriger als in den vorhergehenden Jahren der poetischen Production zuwandte (Pandora, Wahlverwandtschaften, Westöstlicher Divan), den daneben die Redaction der Farbenlehre und bald die Ausarbeitung seiner Selbstbiographie beschäftigte, hielt sich etwa ein Jahrzehnt von eigenen Arbeiten über bildende Kunst ferne, wenn er auch Meyer's Thätigkeit in diesem Zeitraum mit seinem beständigen Antheil begleitete. Erst nachdem die Rheinreisen in den Jahren 1814 und 15 ihn auf die Schätze altdeutscher Kunst in jenen Gegenden aufmerksam gemacht, fühlte er in sich den Antrieb, von Neuem in das künstlerische Getriebe der Zeit einzugreifen. Indeß hat er in den Heften über Kunst und Alterthum, die er seit 1816 in zwangloser Folge herausgab, sich selbst meist auf den poetisch-literarischen Theil beschränkt und die Besprechung von Gegenständen der bildenden Kunst häufiger dem Freunde überlassen. Aeußerlich wurde auch hier der Antheil beider nicht geschieden. Unter der Chiffre W. K. F. erließen sie gemeinsam schon im zweiten Hefte jenes „Manifest" über „Neudeutsche religiös-patriotische Kunst", welches so großes Aufsehen erregte. Dies Manifest widersprach dem, was man geglaubt hatte von den Freunden, speciell von Goethe erwarten zu dürfen. Als Goethe das erste Heft hauptsächlich der Würdigung altdeutscher Kunstschätze gewidmet, da hatten die Führer der geltenden romantischen, „religiös-patriotischen" Richtung gemeint, Goethe habe der Verehrung des antiken und des Renaissance-Ideales abgeschworen und sich jener Schule zugewandt, welche die Kunst in die Fesseln mittelalterlicher religiöser Vorurtheile und einer befangenen Auffassung des Psychischen und der Körperwelt einzuschließen bestrebt war. Mit jenem Aufsatze zerrissen die Weimarischen Kunstfreunde jenen Irrthum, sie erklärten, was

ihre Anschauung bis an ihr Ende blieb, daß sie zwar durch Vertiefung in die früher gleichgültiger betrachteten Schätze der deutschen und italienischen vorclassischen Kunst sie höher zu schätzen gelernt hatten, daß sie aber unverbrüchlich an dem Werthe der antiken Kunst festhielten und sie als die Schule und das Vorbild jedes neu aufstrebenden Künstlers anerkannten. Und gleichsam als ein Gegengewicht gegen die ausführliche Behandlung altdeutscher vorclassischer Meister fügte Goethe noch demselben Bande den eingehenden Aufsatz über das Abendmahl Lionardo da Vinci's und seine Nachbildungen ein. Dieser Aufsatz, eine der interessantesten und wichtigsten kunsthistorischen Arbeiten Goethe's, ist zugleich das merkwürdigste Beispiel seiner gemeinsamen Thätigkeit mit Meyer. Er ist in der Form, in welcher er uns vorliegt, zweifellos ganz und gar das Werk Goethe's, der ihn auch selbst in die Ausgabe seiner gesammelten Werke aufgenommen hat. Allein in dem Nachlasse Meyer's findet sich ein flüchtiges Bleistiftconcept von dessen Hand, worin auf wenigen Seiten der Hauptinhalt des interessantesten und geistreichsten Abschnittes (überschrieben: das Abendmahl) skizzirt ist. Wenn auch bedeutende Differenzen zwischen diesen abgerissenen Notizen und Goethe's Ausführung sich finden, so ist doch zweifellos jenes Concept von Goethe stark benutzt worden. An ein Goethisches Dictat ist bei dem Charakter der Aufzeichnungen nicht zu denken; andererseits ist auch nicht anzunehmen, daß Meyer ganz auf eigene Hand die Disposition zu Goethe's Aufsatz geliefert, vielmehr dürfte das Wahrscheinlichste sein, daß jene Skizze das erste Ergebniß gemeinsamer Besprechung über den Gegenstand gewesen; als Meyer sie flüchtig hinwarf, mochte vielleicht noch zweifelhaft sein, wer sie später ausführen sollte, bis schließlich Goethe es übernahm. Das Wichtigste ist die Charakteristik der dreizehn Personen des Gemäldes, großentheils durch Worte augenblicklicher Erregung, die ihnen in den Mund gelegt werden. Hiebei ist der Fortschritt von Meyer's platterer Ausdrucksweise in dem Entwurfe zu Goethe's edlerer und doch charakteristischerer Darstellung bemerkenswerth. So heißt es von Philippus bei Meyer: „Jugendliche Figur. Hände nach der Brust gerichtet. Gutmüthig. Egoististische Verlegenheit. „Auf mich ist's nicht gesagt. Ich bins gewiß nicht"; — — bei Goethe: Philippus, der Dritte zu dieser Gruppe gehörig, rundet sie aufs Lieblichste; er ist aufgestanden, beugt sich gegen den Meister, legt die Hände auf die Brust, mit größter Klarheit aussprechend: „Herr ich bins nicht! Du weißt es! Du kennst mein reines Herz. Ich bins nicht." Einen anderen Apostel schildert die Skizze mit den Worten: Ein Alter schlägt von oben herab mit der umgewendeten Hand in die Flache und betheuert ver-

drießlich: so habe es gehen müssen; — dagegen lesen wir in „Kunst und Alterthum": „Thaddäus zeigt die heftigste Ueberraschung, Zweifel und Argwohn; er hat die linke Hand offen auf den Tisch gelegt, und die Rechte dergestalt erhoben als stehe er im Begriff mit dem Rücken derselben in die Linke einzuschlagen; eine Bewegung, die man wohl noch von Naturmenschen sieht, wenn sie bei unerwartetem Vorfall ausdrücken wollen: „Hab' ich's nicht gesagt! — Habe ich's nicht immer vermuthet"!

Das Zusammenwirken Goethe's und Meyer's setzte sich während der letzten Lebensjahre Beider in der weiteren Folge der Zeitschrift fort. Zuletzt traf Meyer noch die schmerzlich ehrenvolle Pflicht die von Goethe für das letzte Heft vorbereiteten Beiträge nach dessen Tode zu vollenden. In dem Aufsatze: „Künstlerische Behandlung landschaftlicher Gegenstände" und in der Kritik der Appiani'schen Kupferstiche (Siegesglück Napoleon's in Oberitalien) liegt das letzte Denkmal einer fast funfzigjährigen übereinstimmenden Thätigkeit vor. Noch ehe der Druck vollendet, noch im Jahre 1832 folgte Meyer Goethe im Tode nach.

Das andauernde folgerechte Bestreben der Freunde auf die gleichzeitige Kunstübung und Kunstlehre fördernd und zielsetzend einzuwirken hat im Ganzen nicht einen entsprechenden Erfolg gefunden. Vornehmlich deshalb, weil es unmöglich war zu Beginn des Jahrhunderts den aufstrebenden romantischen Tendenzen entgegenzuarbeiten. Wer gewohnt war stets Religion und Philosophie, Poesie und Kunst vermöge einer angeblich-historischen, thatsächlich erdichteten Betrachtungsweise in verworrenen Bildern vor sich gaukeln zu lassen, dem mußte eine Kunst, die durchaus nichts anderes sein wollte als Kunst, wie ein Stein statt Brodes vorkommen. So fehlt es dem, was die Weimarer Kunstfreunde darboten, vielleicht nicht an Verständniß, jedenfalls aber an Schätzung bei den Zeitgenossen. Die Richtung auf die Reproduction des Sinnlichen in der Kunst, das Verlangen nach ernster künstlerischer Wahrheit erschien als eine Herabwürdigung der Kunst in den Augen dessen, der glaubte sie nur in einer mystischen Verbindung mit religiösen oder geschichtsphilosophischen Ideen schätzen zu können. — In späteren Jahrzehnten — bis in die Gegenwart ist es dann die Zunahme einer mehr und mehr naturalistischen Kunstrichtung gewesen, welche die strengen Stilprincipien Goethe's und seines Freundes fremd erscheinen und wenig Beachtung mehr finden ließen. Wenn wir dagegen den Arbeiten der Weimarer Kunstfreunde einen dauernden Werth zuschreiben, der über die wechselnden Strömungen der Zeiten sich erhebt, so mögen zum Schlusse einige Sätze aus Meyer's Kunstgeschichte des achtzehnten Jahr-

hunderts dies nochmals erweisen: „Soll die Kunst noch mehr verbessert werden, ... so muß sie in den Erfindungen dem Gemeinen, Flachen, Leeren ausweichen, das Hohe, Edle, Poetische der Gedanken suchen, in der Ausübung aber vornehmlich das Charakteristische bezwecken . . . . Dieses ist keineswegs ein doppelter Zweck, denn auf dem rechten Wege fließt unmittelbar eins aus dem andern. Erkennt der bildende Künstler nur die Natur und Grenzen seiner Kunst, schweift mit dem, was er unternimmt, nicht unnöthig und unvorsichtig über dieselben hinaus, denkt zweckgemäß, würdig, deutlich, erhebt sich über das Gemeine, Flache hinweg zum Poetischen, so wird er, um seine Gedanken auf der Mauer, der Leinwand, in Erz oder Marmor deutlich darzustellen, zum Ausdruck, zum Charakteristischen so zu sagen genöthigt sein . . . Man darf nicht befürchten, daß bei Befolgung dieser Grundsätze die Form aufgegeben werden müsse, vielmehr wird sie mit dem Kunstwerk sich inniger vereinen, nicht von außen her durch Nachahmung hinzugebracht, sondern von innen heraus entwickelt; erst wird was zur Bedeutung nothwendig ist und dann das Schöne sich einfinden; also geschah es bei den Alten auch." —

Wie fern von aller Manier die Auffassung der Freunde trotz ihrer stilistischen Forderungen gewesen, wie Respekt vor der Natur sich bei ihnen mit der Strenge der Form innig verband, zeigen diese Mahnungen aufs Deutlichste. Und der Werth dieser Betrachtungsweise wird endlich auch daraus ersichtlich, daß Goethe das Urtheil Meyer's auch auf anderem Kunstgebiete, auch für seine eigene epische Poesie aufs Höchste schätzte. Jene Grundsätze waren ihm nicht, wie zu Zeiten behauptet worden ist, etwas Fremdes, was er sich von dem Freunde mit Gleichgiltigkeit hatte überliefern lassen, sie waren die Quelle, der sein eigenes Schaffen entsprang, und er wußte wohl was er that, wenn er Meyer schrieb, als er Hermann und Dorothea vollendete: es komme hauptsächlich darauf an, ob es vor ihm die Probe aushalte; denn die höchste Instanz, vor der es gerichtet werden könne, sei die, vor welche der Menschenmaler seine Compositionen bringe. Und wer möchte Meyer nicht zustimmen, wenn er darauf antwortet, als sähe er ein Marmorrelief vor sich und von den nur leise eingegrabenen Figuren spricht, die doch für die Ewigkeit gemeißelt seien, „jede so rein menschlich und ganz sie selbst"! —

Die Vagantendichtung.

Von

Johannes Ilberg.

I.

Das zwölfte Jahrhundert ist die Zeit eines gewaltigen geistigen Aufschwunges im gesammten Abendlande. Die Universitäten wurden Mittelpunkte der Bildung in so eminentem Sinne, wie es seit den Zeiten des Alterthums keine gegeben hatte. Während in Italien die praktischen Disciplinen bevorzugt wurden und man in Bologna das Corpus juris, in Salerno den Hippokrates und später besonders den durch die Araber vermittelten Galenos studirte, wendete man sich in Frankreich mehr der idealen Bildung zu, und Paris war der Hochsitz der theologischen und philosophischen Wissenschaft, wohin aus allen Ländern besonders die jungen Cleriker zusammenströmten. Dort bot das Zusammenleben Vieler in überschäumender Jugendlust dem phantasievollen Geiste der Zeit Nahrung zu poetischen Productionen. Die Anregungen dazu lagen nahe. Lateinisch gedichtet wurde zwar in allen vorausliegenden Jahrhunderten des Mittelalters von Italienern, Angelsachsen, Franken und Deutschen, aber gerade im zwölften Jahrhundert entstanden geistliche Hymnen und weltliche Poesien in lateinischer Sprache von wunderbarer Vollendung. Zudem dichteten bedeutende französische Lehrer, wie Abaelard oder Stephan von Orleans, Vorsteher der Schulen von Chartres und Orleans, zuletzt Bischof von Tournay, ferner z. B. Hilarius, Schüler des Abaelard zu Paraclet, rhythmische Lieder, zum Theil erotischer Gattung, welche auf die poetischen Leistungen ihrer wanderlustigen Scholaren nicht ohne Einfluß bleiben konnten.

Von Frankreich verbreiteten sich die fahrenden Schüler mit ihren lyrischen und satirischen Dichtungen vorzugsweise nach England und dem ganzen deutschen Reiche. Goliarden nennen sie sich, auch Golias-

kinder, ein verrufenes und gefährliches Geschlecht. Strenge Maßregeln gegen ihr wüstes Treiben zu ergreifen sah sich die Kirche im dreizehnten Jahrhundert genöthigt; im Laufe des vierzehnten sanken sie, ihrer geistlichen Vorrechte beraubt, immer tiefer und gaben die lateinische Sprache auf. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die von den Goliarden gedichteten Lieder vielfach dem Helden zugeschrieben wurden, natürlich dem Riesen Goliath der Bibel, welchen jene im Uebermuth wegen seines burlesken, ausgeprägt materiellen, rücksichtslos höhnischen Charakters als Schutzherrn anerkannten.

Es liegt in der ganzen Natur der Vaganten begründet, von denen ein Jeder sang, was ihm die eigene Muse schenkte oder das Gedächtniß in den Sinn gab, unbekümmert um die Wahrung litterarischen Eigenthums, daß uns die Dichter bei weitem der meisten Lieder unbekannt sind. Auf der Haide, der Landstraße, im Wirthshaus, wo sie entstanden, bei der Tafel des Bischofs oder im Klosterrefectorium, wo sie vorgetragen wurden, fand sich Niemand, der nach des Dichters Namen forschte. An der Lust, die losen Lieder zu sammeln, fehlte es zwar nicht, selten mochte und konnte man jedoch die Verfasser beimerken. Wir sind daher in diesem Litteraturzweige nicht im Stande, wie in der provenzalischen, altfranzösischen und mittelhochdeutschen Lyrik, anlehnend an die unter bestimmten Namen zusammengefaßten Gedichtgruppen eine Skizze der Entstehung, Blüthe und des Verfalles der Vagantenpoesie zu zeichnen, indem wir das Gemeinsame und Individuelle gegen einander abwägend die Entwickelung Schritt vor Schritt nach den einzelnen Dichterpersönlichkeiten verfolgen; den Vaganten schützte nicht, wie den ritterbürtigen Sänger, die Würde seines Standes oder das Privilegium des selbsterfundenen Tones vor der Vergessenheit, der fahrende Scholast unterschrieb auch keine Urkunden, aus denen man sein Dasein zu gewisser Zeit erschließen könnte. Somit bleibt nur übrig, zum Zwecke des Ueberblicks die Masse des erhaltenen Materials nach dem Inhalt zu ordnen und in dieser Zusammenstellung zu charakterisiren.

Epische, didaktische und lyrische Dichtungen finden wir beisammen, und man kann nicht sagen, daß den fahrenden Klerikern eine dieser Gattungen abgesprochen werden müsse. Ihre vollste, eigenthümlichste Genialität tritt uns in der Lyrik entgegen; daß sie Bedeutendes in der Satire leisteten, ist zweifellos, und nichts wohl endlich einleuchtender, als daß der Vagant auch mit den Kreuzheeren in das heilige Land zog und sodann den staunenden Zuhörern seines Standes vom schlimmen Saladin und seinen zahllosen Ostvölkern wie auch von den tapferen Templern in Bänkelsängerweise berichtete. Bei einer Anzahl von Ge-

dichten läßt es sich freilich nicht entscheiden, ob sie in soliden Stunden oder gesetzteren Jahren von Fahrenden geschrieben wurden, oder anderen, ehrlichen Mitgliedern des geistlichen Standes zuzuweisen sind, die ihr Lebtag an der Scholle gefesselt saßen.

Die poetische Litteratur des elften und theilweise des zwölften Jahrhunderts zeigt sich weltlichem Wesen ganz abgeneigt. Reimbearbeitungen biblischer Partieen, Sündenklagen, Betrachtungen über Tod und jüngstes Gericht, Loblieder auf Heilige und die Jungfrau Maria sind tonangebend in deutscher Dichtung, die lateinische kann sich nicht genug thun in beredter Schilderung des Erdenjammers und Aufforderung zu mönchischer Entsagung. Man sehe, wie sich Bernardus Morlanensis abgequält hat, seine drei starken Bücher „Ueber die Verachtung der Welt“, ungefähr zu je tausend Versen, in den künstlichsten, in der Mitte assonirenden, am Schluß reimenden Hexametern zu dichten, die er nach eigenem Bekenntniß ohne Gottes Beistand nicht fertig gebracht hätte. Auch unter den Vagantenliedern finden sich solche, in denen ein trüber, mönchischer Ton vorherrscht, doch das sind Ausnahmen. Der Vagant reißt auch die Hülle von Heuchelei, Selbstsucht und schmählicher Weltlust, er zeigt den Sündern den Triumph des Todes mit seinen nackten Schrecken, aber durch die greifbare Anschaulichkeit seiner Bilder und Zerrbilder, die überlegene Ironie, mit welcher er die Widersprüche und das Komische im Treiben seiner Opfer hervorzuheben weiß, zeigt er sich in vielen Gedichten als echter Satiriker. Die Schlechtigkeiten aller Stände werden gegeißelt, vor allen Dingen die Mitglieder des Clerus von den höchsten bis zu den niedrigsten. Zumeist bewegt sich die Sprache im Anschauungskreise der Bibel. Das Reich des bösen Pharao breitet sich immer mehr aus, das Hebräervolk wird bedrückt, der Samen Kanaans schändet den Tempel Gottes, die Ruinen Jerichos werden wieder aufgebaut, und Sodom bleibt unzerstörbar. Die Tenne des Gideon mit dem Fell ist ohne Tau, wiederum verübt man den Trug des Gehasi, die Erben Simons bereichern sich, Babylon hält den Becher der Habsucht in Händen, und so zahllose Parallelen. Daneben finden sich häufig Anklänge an Antikes, die auf eine gute Kenntniß alter Schriftsteller, besonders der Dichter, schließen lassen. Vor einem fingirten Liebesconcil in Remiremont bei Toul werden 'die Vorschriften des trefflichen Lehrers Ovid von der Liebeskunst' verlesen, fast von allen bekannteren römischen Dichtern, von Vergil bis auf Statius und Juvenal herab, finden sich bei einem Theile der Vagantenlieder oder bei den in ihrer Manier verfaßten deutliche Spuren der Einwirkung, die älteren Lucrez und Catull scheinen unbenutzt gelegen zu haben. Wie

merkwürdig die Gesammtfärbung dieser Poesie schillerte, zeigt sich z. B. darin, daß einmal die Catonen und Scipionen aufgerufen werden, die wankende Kirche zu stützen.

Mehrere Gedichte sind allgemeineren Inhalts, vielfach auf das Unwesen in Rom bezüglich. „Vergieße Thränenströme, Zion! Räuber und Diebsgesellen sind jetzt deine Söhne, denen du das Scepter der Herrschaft in die Hand gegeben hast. Der Fürst von Babylon hat mitten im Tempel Salomonis seinen Königsthron aufgeschlagen, strafe dies Verbrechen, allschauender Gott der Rache!“ — „Reißende Wölfe wurden die Hüter der Welt; Wahnwitz treibt die Menschheit; sie vergißt, daß dieser Leib der Nichtigkeiten Nichtigkeit, durchaus nichtig. Doctoren und Magister verschlingen die anvertraute Herde; Bischöfe führen die Lanze statt des Krummstabes, tragen den Helm statt der Inful, den Schild statt der Stola; wie grimmige Löwen schreiten sie einher, wie knirschende Eber wetzen sie die Zähne — schlimm sind die Tage der Kaiserherrschaft!“ Giebt schon dieses Gedicht einigen Anhalt zu chronologischer Bestimmung, so stammt der erwähnten Personen wegen ein anderes sicher aus den ersten siebziger Jahren des zwölften Jahrhunderts. „Ich sah die Hauptstadt der Welt“, erzählt der Dichter, ein Franzose, „sie ist gleich dem tiefen sicilischen Schlunde. Dort bellt Scylla räuberisch und Charybdis schlingt Gold, die Piraten sind die Cardinäle, Sirenen hausen daselbst, denen ein mißgestaltes Ungeheuer im Busen wohnt. Sie singen: Wir vergeben die Sünden und führen die Sündlosen zur himmlischen Wohnung, wir haben des Petrus Gewalt, alle Herrscher mit Eisenketten zu fesseln! Solche lenken das Schiff der Kirche, solche führen die Himmelschlüssel.“ Hi nos docent, sed indocti, Docent tamen et nox nocti Indicat scientiam heißt es schwer übersetzbar mit köstlichem Anklang an das Psalmwort. „Nur zwei Männer sind in diesem Strudel Rettungsinseln vergleichbar, Petrus von Pavia, der erwählte Bischof von Meaux, und vor allen mein teurer Alexander, der Litteraten Freund und Gönner, dem Gott das Paradies eröffnen möge.“ In witziger Weise wird anderwärts das Evangelium parodirt: „Evangelium nach der heiligen Mark. Zu jener Zeit sprach der Papst zu den Römern: Wenn des Menschen Sohn zum Sitze unserer Herrlichkeit kommt, fraget zuerst: Freund, weswegen kommest du? Wenn er aber fortfährt, Einlaß zu begehren und euch nichts giebt, so werfet ihn in die äußerste Finsterniß. Es geschah aber, daß ein armer Pfaffe kam an des Papstes Hof und schrie und sprach: Erbarmet ihr euch meiner, ihr Thürhüter des Papstes, denn die Hand der Armuth hat mich getroffen. Ich bin dürftig und arm, darum bitte ich euch, daß

ihr mir helfet in meinem Elende. Jene aber, da sie ihn gehöret hatten, ergrimmeten sie und sprachen: Freund, verflucht mögest du sein mit deiner Armuth, weiche von hier, Satanas, denn du vermagst nicht, was das Geld vermag. Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, du wirst nicht eingehen zu deines Herrn Freude, bis du nicht den letzten Heller gegeben hast. Der Arme aber ging und verkaufte Rock und Mantel und alles, was er hatte und gabs den Cardinälen und Thürhütern und Kämmerern. Jene aber sprachen: Was ist das unter so viele? Und sie warfen ihn aus dem Hause, und er ging und weinete bitterlich und mochte sich nicht trösten. Darnach kam zu Hofe ein reicher Pfaffe, der war dick und fett und aufgeblasen und hatte im Aufruhr einen Mord begangen. Derselbige gab zuerst dem Thürhüter, dann dem Kämmerer, zuletzt den Cardinälen. Die aber vermeineten unter sich, daß sie mehr bekämen. Als nun der Papst hörte, daß seine Cardinäle und Diener sehr viele Geschenke von dem Pfaffen erhalten hätten, ward er krank bis auf den Tod. Der Reiche aber schickte ihm ein golden und silbern Trinkgefäß, und alsbald ward er gesund. Da rief der Papst seine Cardinäle und Diener zu sich und sprach zu ihnen: Lieben Brüder, sehet zu, daß euch Niemand verführe mit leeren Worten. Denn ich gebe euch ein Beispiel, daß, gleichwie ich nehme, also auch ihr nehmet."

Für eine der bedeutendsten dieser Satiren gegen die Geistlichkeit ist uns der Name des Dichters überliefert, Walther von Châtillon oder Lille. Wechselvolle Schicksale hat dieser Mann gehabt. Geboren zu Lille, studirte er in Paris unter Stephan von Beauvais. Zweimal finden wir ihn in Italien. Wegen leichtfertiger Lieder zurückgesetzt, ging er nach Bologna, um in freiwilligem Exil dort die Rechte zu studiren, eine zweite Reise führte ihn nach Rom, wo er sich mit seinen Klagen an den Papst wendete. Nach seinem ersten italienischen Aufenthalt taucht er im Jahre 1166 am Hofe Heinrichs II. von England auf, später wurde er vielleicht Sekretär zweier Erzbischöfe von Rheims und erscheint zuletzt als langjähriger Vorsteher der Schule zu Châtillon. Seine früher dem gelehrten Archidiaconus von Oxford, Walther Map, zugeschriebene Satire 'Apocalypsis', ein gewaltiger Ausbruch der Empörung über die Laster des Clerus, im großartigsten Stile, ist ein erschütterndes Denkmal der Kirchen- und Culturgeschichte des zwölften Jahrhunderts. Man sollte es kaum für möglich halten, daß derselbe Mann, der in so zermalmender Weise durch eine Reihe wirklich dramatischer Bilder seinen Stand zu treffen wagte, ferner ungestraft der Geistlichkeit angehören konnte, ja daß er in derselben Periode seines Lebens die Oberherrschaft der päpstlichen über die weltliche Gewalt mit

den Waffen theologischer Gelehrsamkeit in einem besonderen Gedichte eifrig verfocht. Aber das ist ja gerade das Charakteristische dieser Revolution gegen die Kirche aus ihrem eigenen Schoße, was sie von derjenigen, durch welche eine neue Zeit heraufgeführt werden sollte, grundsätzlich unterscheidet, daß die Rebellen die Grundlagen des Systems nicht antasteten, dem sie selbst ihre Existenz verdankten. In theilweise wörtlichem Anschluß an den ersten Theil der Apokalypse des Apostels schildert Walther von Lille in rhythmisch-daktylischen Reimversen eine Vision, die er einst im Monat Mai, als die brennende Fackel des Cynthiers ihre feurigen Strahlengeschosse herabsandte, im kühlen Schatten des Haines unter einem dichtbelaubten Baume des Jupiter gehabt. Er erblickt den Pythagoras, welcher ihn in ein anderes Land führt, wo er unter vielem Wunderbaren die Vertreter der gesammten Gelehrsamkeit des Alterthums vereinigt findet: Priscianus, Aristoteles, Cicero, die Vertreter des Triviums; Ptolemäus, Boetius, Euclides, Pythagoras die des Quadriviums. Außerdem erscheinen dem Träumenden Lucan, Vergil, Ovid, Persius, Statius, Terenz, endlich „Hippocras". Da naht ein Engel, heller leuchtend als die Sonne, der ihn in wunderbarem Fluge durch den Aether schweben läßt bis vor die Pforte des Himmels. Der Glanz flammender Strahlen blendet den Dichter, und der Engel spricht: „Halt an, du wirst schauen, was Johannes schaute. Er schrieb seine Offenbarungen den sieben Kirchen in Asien, du wirst sie den sieben Kirchen in England schreiben." Donner und Posaunenschall. Wie der Apostel sieht der Dichter sieben Leuchter und einen Gewaltigen, der hatte sieben Sterne in seiner rechten Hand, und der Engel spricht: „Die sieben Leuchter, so du siehest, sind sieben Gemeinen, und die sieben Sterne sind sieben Erzbischöfe. Sie sollen anderen eine Leuchte der Gerechtigkeit sein, aber sie stellen das Licht unter den Scheffel". Darnach bietet der Engel ein Buch mit sieben Titeln, das ist versiegelt mit sieben Siegeln, und er spricht: „Schaue an mit Fleiß, was du dem Erdkreise verkündigen sollst." Der Reihe nach werden nun unter Blitz und Donner, Sonnenfinsterniß, Sturm und Schwefelqualm die sieben Siegel aufgethan, die Schandthaten des gesammten Clerus werden offenbar. Die vier apokalyptischen Thiere erblickt der Verzückte abgebildet: der Löwe ist der Papst, doch schändet er den Marcus und giert nach der Mark, alles zu verschlingen trachtend; das Kalb der Bischof, denn er rennt zuerst zur Weide und ist gemästet mit dem Gute seines Nächsten; der Adler der Archidiaconus, er späht nach Beute von weitem und lebt vom Raube; das Thier mit dem Menschenantlitz endlich bezeichnet den Decan, äußerlich gerecht, fromm und ohne

Falsch, innerlich voll Tücke, Lug und Trug. Flügel haben diese (Apocal. 4, 8), weil sie überall geschäftig schweifen; sie sind vieläugig, denn sie erspähen überall ihren Vortheil; jedes läuft auf Rädern, denn wandelbar ist ihr Sinn und unstät ihre Begierde. Es folgt, in sieben Capitel getheilt, eine Schilderung des Lotterlebens der Bischöfe, Archidiaconen, Decane, Officialen, Priester, der übrigen Cleriker und der Mönche, wie das ganze Gedicht von unübersetzbaren, glänzenden Pointen wimmelnd, die neben den zahlreichen, drastischen Bildern und kleinen ausgeführten Scenen die Hauptstärke des Dichters bilden. Vieles erklärt sich aus der Natur des travestirten Vorbildes, großartiges und seltsames. Ganz im orientalischen Stile heißt es von den Mönchen: „Ihr Schlund ist ein offenes Grab, ihr Magen gleich einem schäumenden Strudel, ihre Finger Harken ... wie Elstern und Psittiche schwatzen sie durcheinander, Mühlsteine sind ihre Zähne, ihre Gurgel ein Weinschlauch, die Sintfluth herrscht in ihrem Bauche." Am Schlusse ist das Motiv der Apokalypse vom Verschlingen des Büchleins noch überboten. Nachdem alle sieben Siegel gelöst sind, ergreift der Führer das Haupt des Dichters und spaltet den Schädel in vier Theile. Mit rauhem und trockenem Stift schreibt er in die weiche Gehirnmasse des Hinterkopfes alle diese Gesichte ein. Das Ende streift ins Schalkhafte. „Hierauf ward ich in den dritten Himmel entrückt" schließt der Dichter „und sah dort wunderbare Geheimnisse vor dem Throne des höchsten Richters. Darnach aber hungerte mich und einige vornehme Männer aus der großen Versammlung gaben mir Mohnbrod, andere Wasser aus dem Lethestrom. Da fiel ich vom Himmel herab und hatte jene göttliche Herrlichkeit ganz vergessen; nur das wußte ich noch, was mir der Engel ins Gehirn geschrieben. O welche Wunder könnte ich erzählen, wenn der vertrackte Mohn mir nicht das Gedächtniß geraubt hätte!" Soweit Walther von Châtillon.

Es werden auch Bilder aus engeren Kreisen entrollt. Einmal wohnen wir einer Klosterrevision bei. Besucht der Abt seine Filiale, so kommt man ihm mit Speise und Trank entgegen und geleitet ihn in das festlich mit Binsen und Blumen bestreute Haus, wo er sich zu Tische setzt. Dann reitet er zur Abtei und visitirt zuerst das Infirmitorium; dort nimmt er wieder einen Imbiß und bemerkt und achtet nicht die Armuth der Klosterleute. Am folgenden Tage kommt er zu den Brüdern, es wird aber nur über Temporalien verhandelt, von Moral gar nicht; wollte ein Eifriger davon anfangen, er würde zur Ruhe verwiesen. Drei Tage wird der Visitator wohl bewirthet, die Visitirten tragen seinen Segen davon, zuletzt stellt man ein Document

über einige Kleinigkeiten aus, die nicht die Bohne werth sind (duo non valent allia). „Verstummen werden diese großen Herren beim jüngsten Gerichte wie die Esel", entrüstet sich der Dichter. „Verzeiht mir, Brüder, wenn ich die vom Regiment mehr verspotte, als ich verantworten kann. Sucht euch die Körner aus der Spreu und bittet Gott für mich, daß er mich nicht zum Prälaten macht." Die Persönlichkeit des Vortragenden wird darnach gewesen sein, um bei diesem Schluß stürmische Heiterkeit zu entfesseln. — Stark wird in einigen Gedichten gegen die Mönche losgezogen, vorzüglich gegen die Cistercienser. Wir hören eine feurige Predigt gegen die Keuschheitsverletzungen der Priester. Auf dem Lateranconcil von 1215 hatte Innocenz III. auf strenge Durchführung des Coelibates gedrungen. Es giebt Schilderungen fingirter Concilien über diesen Punkt, in welchen die möglichst grellen Farben nicht gescheut worden sind. Eine Reihe geschickt gezeichneter Typen wird in den karikirt-realistischen, aber künstlerisch nicht unbedeutenden Gedichten vorgeführt. Die gesammte Clerisei ist empört über das Vorgehen des Pontifex. Einer nach dem andern erhebt sich, um seiner Entrüstung in unverhüllten Worten Ausdruck zu geben.

Die in diesen Satiren angewendete dramatische Form ist sehr im Schwange gewesen. An einem schönen Sonntag-Nachmittag, so wird anderwärts erzählt, legt ein Priester seiner Gemeinde die Schrift aus. Da kommt ein fahrender Scholast des Weges gezogen, barfuß, vor sich hin murmelnd und gestikulirend, begleitet von seinem Diener Freßsack (Gnatho), der müden Schrittes das Gepäck auf dem Rücken nachträgt. Der Priester scheint nicht eben mit heißem Bemühen sich in seiner Jugend den Wissenschaften hingegeben zu haben, denn mit Casus, Person und Tempus steht er auf gespanntem Fuße. Darob Entsetzen und Strafrede des Logikers. Es entspinnt sich eine Disputation, einer schmäht des anderen Lebensführung. „Unstät ziehen die Scholasten einher, wie die Bettler; wissen sie ja etwas, so lassen sie davon nur für Geld hören, jeder Dirne laufen sie nach." Dagegen der andere: „Pallas bleibt stets meine Freundin, ihr aber lebt wie die Epikureer." Das wird mit den gebräuchlichen Farben ausgemalt.

Das beste Stück der dialogischen Gattung findet sich in einer Münchener Handschrift aus der oberbayrischen Abtei Benedictbeuern, den „Carmina Burana". Es schildert einen Wettstreit zwischen Phyllis und Flora, ob die Liebe des Pfaffen oder des Ritters den Vorzug verdiene. Die Cleriker mochten öfters Veranlassung haben, sich dieser gefährlichen Rivalen zu erwehren. Von großer Zartheit ist die Schilderung der landschaftlichen Scenerie, die das Ganze eröffnet. In der

Höhe das klare Himmelszelt, die Erde ein grüner Teppich, mit bunten Blumen durchwirkt, sanft säuselt der Frühlingswind, die Wiese entlang plätschert geschwätzig der lebendige Quell. Zwei Mädchen ergehen sich in aller Frühe auf der Flur und lassen sich am Bache ins Gras nieder. Eine Herzenswunde raubte ihnen den Schlummer, ihr Antlitz gleicht dem lichten Morgen. Von gleicher Schönheit strahlen beide, gleich sind sie angethan, gleicherweise von Liebe erfüllt. Ihren Träumereien sich überlassend, wechseln sie die Farbe und seufzen, gegenseitig fragen sie sich nach dem Grunde, endlich entwickelt sich ein lebhaftes Wechselgespräch. Phyllis wünscht sehnsuchtsvoll ihren Ritter Paris herbei, Flora ihren Cleriker, den Alcibiades. Beide preisen die Vorzüge ihrer Geliebten, können aber nicht einig darüber werden, wessen Stand der trefflichere sei. Sie beschließen, Amor selbst entscheiden zu lassen und begeben sich in seinen heiligen Hain. In diesem letzten Theile fällt die antike Färbung stark auf. Das Maulthier, welches Phyllis reitet, hatte Neptun geschaffen und gezähmt. Er schenkte es zum Troste der Venus nach dem Tode des Adonis, diese ihrer getreuen Dienerin, der Mutter der Phyllis. Bis aufs kleinste wird der Flora Zelter geschildert. Viel wunderbare Begebenheiten waren am Sattel eingegraben, z. B. die Hochzeit des Mercurius mit der Philologie unter Beisein der Götter, eine Arbeit des Vulcan. Apodiktisch lautet am Schluß das Urtheil, wie längst vorauszusehen: ad amorem clericus aptior.

Vom erbitterten Grimme bis zur übermüthigen Neckerei reichte die Tonleiter der satirischen Gefühle des Vagantenvolkes. Sein tägliches Leben und Treiben läßt sich aus etlichen Gedichten deutlich erkennen. Wir haben z. B. eine Goliardenepistel, eine Excommunication, ja sogar eine Ordensregel, alle in einem überaus beliebten, viermal reimenden Trochäenmaß. Die Epistel schreibt ein englischer Goliarde, Namens Richard, an seine Ordensbrüder in Frankreich. Er empfiehlt den Ueberbringer, Herrn Magister Willelmus de Conflatis (gewiß ein sprechender Name). Mit Speise und besonders mit Trank möchten sie ihn reichlich bewirthen und ihm freundlichst Beistand leisten, hätt' er etwa des Guten zuviel gethan. Mittheilen sollen sie ferner, wie es mit dem Orden in Frankreich stände. „Schmaust ihr Fleisch oder begnügt ihr euch mit Fischlein? Zecht ihr tüchtig? Habt ihr euer Mädchen, Rosa oder Agnes? Theilt mir eure Regeln genau mit, damit ich mich ja nicht gegen den Orden versündige. Der Jungfrau Sohn speise, tränke und kleide die Goliaskinder und schütze die Genossen der heiligen Bruderschaft bis an ihr sanftseliges Ende! Amen.“ Was dieses Volk nicht alles vom Himmel verlangt! Einmal werden alle erdenk-

lichen Strafen auf den Ruchlosen herabgefleht, der des Vaganten Hut gestohlen. Er möge eines plötzlichen, gräßlichen Todes versterben, ohne Beistand und den Trost der letzten Oelung. Der Verräther Judas sei in der Hölle sein einziger Genosse; Aeacus, Cerberus, die Erinnyen werden zur ewigen Folter aufgeboten. Wer ihn anschaut, sei verflucht. Fiat! fiat! Amen. — Satzungen, wie sie der englische Goliarde von seinen französischen Brüdern erbittet, enthält thatsächlich ein sehr bekanntes Bundeslied des Ordens. Wir lernen daraus die bunte Mischung aller clerikalen Elemente kennen, die er umfaßt. Reiche und Arme nimmt er auf, Mönche, Priester mit ihren Weibern, aber am liebsten Scholaren, „Böhmen, Teutonen, Slaven und Romanen". Unbesorgtes Genußleben wird anbefohlen; geht's schlecht, muß man trotzig frei den Erdengeschicken Spott bieten. Ein seltsam fesselndes Vagabundentreiben!

II.

Unversiegbar scheint der Born frischer, ursprünglicher Lebensfreude, der uns aus der Vagantenlyrik entgegenquillt. Man staunt, aus welch' verborgenen Tiefen er empordringt, nachdem man die großentheils wüste Strecke des elften Jahrhunderts durchwandert. Es ist ein merkwürdig Ding um die Entwickelung des Genius der Menschheit. Nicht gleichmäßig schreitet sie vorwärts, wie die fortlaufende Ausbildung des Individuums. Oft scheint sie zu stocken, Erreichtes wird vergessen, die geistige Productivität sinkt. Aber dann plötzliche, mächtige Gährung, aus welcher der geklärte Wein einer neuen Weltanschauung hervorgeht. Ewig waltende Gesetze der menschlichen Natur sind dabei maßgebend, die einen dauernd wechselnden Kreislauf der Affecte bedingen, wie ihn schon der dunkle Seher von Ephesos vorgeahnt hat. Der Taumel des gesunkenen Alterthums mußte einen Rückschlag zur Folge haben. Die Poesie behielt theilweise neben den neuen, volksthümlichen Formen Maß und hergebrachten Ausdruck der Antike, aber grell genug ist der Gegensatz zwischen der asketischen Grundstimmung und dem verdorbenen Festgewand. Man vergleiche des Gregor von Nazianz mit homerischen Reminiscenzen gespickte Hymnen, wie den „Ueber die Nichtigkeit und Hohlheit des Lebens und den allen gemeinsamen Untergang". Auf solche Betonung eines traurigen Dualismus mußte eine Reaction erfolgen. Der mittelalterliche Clerus erzeugte aus sich selbst sein Gegenbild, die Vaganten.

Wer über Entstehung und Beziehungen der Liebes- und Trinklyrik der Vaganten gründlich forschen will, muß drei Anknüpfungspunkte im Auge haben: die geistliche Poesie, die romanische Lyrik und die mittel-

hochdeutsche. Schon der formale Unterschied im Vergleich zur satirischen Gattung ist frappant. Wie leicht verständlich, eine weit größere Mannigfaltigkeit und Freiheit. Liebe, Trunk und Spiel sind die Hauptthemen; die Natur im Wechsel natürlich auch, aber stets in Verbindung mit der Liebe.

Es ist, wie sich denken läßt, ein ganz anderes Liebesleben, als wir bei den höfischen Lyrikern mit anschauen. Der ganze Apparat traditioneller Züge, die sich nur aus der eigenthümlichen Art des Minnedienstes erklären, fehlt natürlich der Vagantenlyrik. Dazu auch mit wenig Ausnahmen das zartere Gefühl, das in den höfischen Kreisen der besten Zeit gepflegt und von den strengen Schranken höfischer Sitte beschützt wurde. Den Duft inniger Sehnsucht, der die schönsten Lieder der Minnesänger durchweht, die treue Hingabe an das erkorene Ideal, die tiefere, ethische Auffassung des Liebesverhältnisses suchen wir bei den Vaganten fast immer vergebens. Viele Lieder sind allgemeiner Art. Schilderung des anbrechenden Frühlings, die oberen und unteren Elemente feiern Hochzeit, gewiß eine bekannte Schulpointe, die sich übrigens anderwärts, von Aeschylus bis Logau, in noch schönerer Fassung findet. Der zürnende Nordsturm sendet nur noch ohnmächtige Schauer, überall herrschen Dione und Hymenaeus. Die Vögel jubeln und bauen Nester, eine ganze Schar davon wird wie in einem ornithologischen Lehrbuch der Reihe nach aufgezählt, der Olymp, besonders Cypris und Cupido, dann Flora, Zephyr, der gehörnte Faunus, die Dryaden, Oreaden und Plejaden, Narcissus, Orpheus mit dem Plectrum, Philomena, Tereus, Itys u. s. w., alle werden aufgeboten, um das Bild zu beleben. Nun ziehen die Jungfrauen zu Scherz und Spiel ins Freie, auf dem grünen Gras unter der breitästigen Linde wird der Reigen getanzt, junge Cleriker sind ihnen hochwillkommen, von den Laien jedoch wollen sie nichts wissen. Venus sei jetzt den Flehenden gnädig, deren Altar von zarten Blumen duftet. Selig, wer nun geliebt wird, elend, wer ohne Hoffnung schmachtet! — Andere Lieder allgemeineren Inhalts preisen den Sommer, von dessen Pforten die Liebe grüßt. — Ein Gedicht beginnt mit einer poesievollen Abendschilderung: „Wenn am Abend die glänzende Fackel Dianas aufgeht, vom rosigen Lichte des Bruders entzündet . ., dann senkt sich schlummerbringender Thau auf das Geschlecht der Menschen herab. O wie beseligend ist des Schlummers heilbringende Macht, die der Sorgen und Schmerzen Stürme besänftigt!“ . . . Ein frischer Ton wird angeschlagen in der Aufforderung: „Weg mit den Büchern! Pflücken wir die Blumen der süßen Jugend! der Frühling des Lebens schwindet

schnell, es naht die Sorge und das Alter. Laßt uns den Reigen der Mädchen zuschauen!“ . . . Großes Selbstgefühl gegen die Laien wird stets zur Schau getragen und den Mädchen gegenüber in verächtlichem Tone geltend gemacht.

Am zahlreichsten sind natürlich die Gedichte, in denen der Einzelne klagt, fleht, preist und triumphirt. Die Mädchen sind niederen, ja sogar zweideutigen Standes. Sie werden, der höfischen Sitte zuwider, mit Namen genannt, wenn auch mit fingirten, wie Phyllis, Glycerium, Lycoris, Pasithea, Euryale, Euphrosyne, Thisbe, Niobe, Corinna, Flora, Caecilia, Juliana. Angeredet wird die Geliebte gewöhnlich puella, puellula, virgo, virguncula, filia. Das Beiwort nobilis will nichts sagen, liest man ja einmal: Virgo quaedam nobilis die gie ze holze umbe rîs, ebensowenig domina oder domicella. Landmädchen und Hirtinnen scheinen sich vorzüglich der Neigung der Vaganten erfreut zu haben. Ein Dichter beschreibt, wie er sich unter einem Oelbaume in wunderschöner Gegend am Bache von der Sommerhitze ausruhte und eine Hirtin (pastorella) allein erschaute. Er erklärt ihr seine Liebe, wird aber kurz abgewiesen.

Derartige Gedichte sind von den romanischen Pastourellen sichtlich beeinflußt, jedenfalls bestanden aber die in ihnen angedeuteten Verhältnisse in Wirklichkeit. Daß so oft zufällige Begegnungen des Dichters mit einer Schönen geschildert werden, ist ganz bezeichnend für die Vagantenweise. Der Ritter besingt, wie er seine Herrin im Kreise edler Damen schaute, nur mitunter einmal, wie er sie „âne huote“ allein fand; der Vagant wird, wo er einherzieht, in Wald und Feld, von der Liebe erfaßt, oft braucht er nicht lange zu schmachten.

Es wird sich aus dem Gesagten ungefähr erkennen lassen, wie das weibliche Ideal des Vaganten beschaffen war. Häufig wird es beschrieben und gepriesen, und in der Einzelschilderung körperlicher Schönheit zeigt sich allerdings nicht nur Kennerschaft und Virtuosität, sondern auch poetischer Sinn und geschmackvoller Ausdruck. Zum Vergleich werden Venus und Helena herbeigezogen, einmal Blanziflor, einmal erscheint die berühmteste Tagesschönheit, Eleonore von Poitou, die vielfach im Kopfe der Fahrenden gespukt haben muß. Daß die Liebste schlank wie eine Lilie sein soll, bestätigt schon ein Bild der Handschrift von Benedictbeuern, daß sie rosige Wangen, Augen wie Kohlen oder Sterne, goldiges Haar, schwellende Lippen besitzt und der Mund zum Küssen einladet, ist selbstverständlich. Etwas kühn ist es ausgedrückt, wenn dieser rothe Mund mit der aufgehenden Aurora verglichen wird, welche die Erde mit Morgenthau netzt. Wie die Perle

im Golde strahlt sie im Kreise der Jungfrauen, die Gottheit hat ihre Gestalt mit Fleiß gebildet, glücklich war die Stunde, da sie ihr liebliches Leben begann, schon bei Erschaffung der Welt dachte die Natur daran, welche Vorzüge sie auf mein Mädchen häufen würde, alles, was sie sonst einzeln zu vertheilen pflegt, hat sie in ihr vereinigt. Nicht Worte genug kann das Entzücken finden: „Alles so zierlich, so stolz, so lieblich, so süß!"

Man wundert sich fast, daß bei dem leicht erkenntlichen Standpunkt der Dichter die Liebesklage in der Vagantenpoesie noch eine so große Rolle spielt. Sie befinden sich nach ihren Behauptungen oft in unglücklichster Stimmung. Bei den Himmlischen und Unterirdischen verklagt einer die Treulose; Schmerz, Thränen, Zorn, Furcht stürmen zugleich auf seinen zitternden Körper ein. Ein anderer verläßt die Genossen und den süßen Boden des Vaterlandes aus Liebeskummer, oder singt sein Schwanenlied, dem Tode nahe, da ihn die Geliebte verschmäht hat. Nicht der Rhein noch der Euphrat vermöchten die Gluth seines Herzens zu löschen. Soll man ihm glauben? Die Sehnsucht findet verschiedensten Ausdruck. „Keine Lebenshoffnung kann mir gemacht werden, wenn du mich nicht tröstest." „Eia, wenn dein Kuß mich erlöste."

Es scheint üblich gewesen zu sein, fünf Beweise der Liebeshuld zu unterscheiden, Amor sendet deshalb fünfkantige Pfeile. Vereinzelt stehen innigere Bitten, die ein tieferes und echtes Gefühl verrathen.

Von ihrer liebenswürdigsten Seite zeigt sich diese Dichtungsgattung in den Stücken, die dem Volkston am nächsten kommen und wohl auch wie die Volkslieder entstanden und verbreitet wurden. Es sind kleine Genrebilder oder anscheinend improvisirte Liebesliedchen, oft mit Refrain, von anspruchsloser Natürlichkeit.

Weit geringer ist die Anzahl der erhaltenen Trink- und Spiellieder. Wie die Vaganten über das Verhältniß von Wasser und Wein und über die Reize des Aufenthaltes im Wirthshause dachten, wird ohnehin wohl niemandem zweifelhaft sein. Ein lustiges Kneipenleben wird einmal vorgeführt. Man spielt; die Ausgezogenen müssen sich in Säcke kleiden. Die causae bibendi recitando aufzuzählen entwickelt der Dichter eine bedeutende Zungenfertigkeit, ebenso in seinem schier endlosen Zecherverzeichniß. Ein Preislied auf den Wein ist seltsamerweise die Parodie eines Hymnus auf die heilige Jungfrau; sonst bieten die Trinklieder wenig Besonderes, es müßte denn jemand interessiren, daß schon die Vaganten sangen, die Wassertaufe habe Bacchus von jeher verschmäht.

Auch für den Anschauungskreis der Vagantenlyrik ist uns ein Verfasser überliefert, es ist die in hohem Grade fesselnde Dichterer-

scheinung des Archipoeta, über welche Männer wie J. Grimm und W. Giesebrecht durch Combinirung eines Gewirres verschiedenartiger Nachrichten in geistvoller aber allzu phantasiereicher Weise Licht zu verbreiten versucht haben. Schrieb ja Grimm seinem Wanderpoeten außer vielen anderen Gedichten die „schönsten, ältesten und bedeutendsten" der Handschrift von Benedictbeuern zu und behauptete von dieser: „Der Hauptsache nach liegt uns immer sein Buch vor", während Giesebrecht den Archipoeta mit dem oben genannten Walther von Châtillon identificirte, eine bestechende Vermuthung, die jedoch bei näherer Prüfung in sich zerfällt. Der Erzpoet, welchen neuerdings Bömers in seinem Romane 'Gepa' zum Leben zu erwecken versuchte, befand sich im Gefolge Reinalds von Dassel, des berühmten Erzbischofs von Köln und Erzkanzlers Kaiser Friedrichs I. Seine 'Beichte' hat sich einer ungeheuren Verbreitung erfreut. Handschriftlich ist sie in Italien, Frankreich, England, Belgien, Deutschland und der Schweiz erhalten, in oft abweichender oder verkürzter Form, unter den Namen verschiedener Verfasser. Sie wurde Anfangs der sechziger Jahre des zwölften Jahrhunderts zu Pavia gedichtet, ein unvergleichliches Denkmal der naivruchlosen Genialität des Vagantenvolkes. Frech ist diese Goliardenbeichte unleugbar in hohem Grade, aber es ist nicht der öde Cynismus eines Don Juan, der uns aus ihr entgegentritt. Hervorgegangen aus der Selbstironie eines Heimathlosen, welchen Schicksal und eigene Unstätigkeit auf die Landstraße warfen, sodaß er Charakter und höhere Interessen verlor und einzig nach sinnlichem Genuß begehrte, ist sie dennoch der Siegesruf eines hochbegabten Geistes über steriles Philisterthum. Daß der Dichter es wagen durfte, ein solches Produkt an Reinald zu richten, in der Hoffnung Beifall und Gunst zu erringen, ist sicher keine Schande für diesen. Wir kennen den ernsten Sinn des hervorragenden Staatsmannes genugsam aus der Geschichte, der Schilderung des Ragewin, ja aus den eigenen Aeußerungen des Archipoeta. Die Beichte beweist, daß der Erzkanzler trotz seines musterhaft strengen Lebenswandels an geistvollem, wenn auch derbem Scherz Gefallen zu finden wußte. „Zornig über mich selbst", beginnt die Confessio, „rede ich und in innerer Empörung, dieweil ich dem Blatte vergleichbar, mit dem die Winde ihr Spiel treiben, vergleichbar dem ewig wechselnden Stromeslauf. Ich treibe dahin, wie ein schifferloses Fahrzeug, schweife wie der Wandervogel durch die blauen Lüfte. Nicht Schloß noch Riegel vermögen mich zu halten, meines Gleichen suche ich und geselle mich den Taugenichtsen. Streng scheint mir das Gebot strengen Lebens, süßer denn Honigseim das Scherzspiel der Venus, die niemals im stumpfen

Sinne thronet. Auf der breiten Bahn der Sünder schreite ich dahin, Lastern hingegeben; geistig todt, allein auf Fleischeslust bedacht. Erhabener Bischof, ich flehe um Gnade. Eines süßen Todes sterbe ich, mit Wonne gehe ich zu Grunde.“ Darauf spricht sich der Vagant über die drei Hauptvorwürfe aus, welche vor Reinald gegen ihn erhoben sind, die Liebe, das Spiel, den Wein betreffend. Dicht nebeneinander die Bitte um Verzeihung und das Geständniß, die Sünde sei doch ein allzu vergnügliches Ding, von der man unmöglich lassen könne. Beim dritten Punkte geht unserm Sänger der Mund zum schwungvollsten Loblied über, es ist das allbekannte: ‘Meum est propositum in taberna mori’. „In der Kneipe will ich sterben, Wein her! ruf' ich in meiner Todesstunde, fröhlich erschalle dann der Engel Gesang: Gott sei dem Zecher gnädig! Ich gehöre nicht zu den Wasserdichtern, die sich in Schlupfwinkeln verbergen, studirend nachtwachen und doch nichts Rechtes zu stande bringen; wenn Bacchus in meinem Kopfe das Regiment führt, dann ergreift mich Phoebus mit Macht und redet aus mir Wunderbares“ . . .

Nach alledem wird wohl keiner daran glauben, daß das Versprechen eines ehrbaren Lebens am Schlusse ernst und aufrichtig gemeint ist.

In der kurzen Zeit von wenigen Jahrzehnten gelangt der Erzpoet zu legendarischer Berühmtheit und zwar unter dem Namen **Primas**. Wir können diesen Vorgang deutlich verfolgen und wollen darauf zum Schluß in aller Kürze eingehen.

Ein recht anschauliches Bild vom Auftreten der Fahrenden geben die Erzählungen des Salimbene, der im Jahre 1283 eine Chronik von Parma abfaßte. Der Minorit erzählt in seinem recht anziehend geschriebenen Buche mit Vorliebe amüsante Geschichtchen und führt gern lustige Verse an. Einen echten Vaganten schildert er uns mit vielem Behagen zum Jahre 1233: „Es lebte zu jener Zeit Primas, ein Kanoniker von Köln, ein berühmter Vagabund und Witzbold, hochbedeutend als Improvisator. Wenn dieser sein Herz zur Liebe Gottes gewendet hätte, würde er eine hohe Stellung in der geistlichen Litteratur errungen und der Kirche viel genützt haben“ . . . Von ihm berichtet der Chronist einen ganzen Anekdotencyclus und schreibt ihm unter Anderem auch die ‘Beichte’ des Erzpoeten zu.

Was hat es mit diesem ‘Primas’ für eine Bewandtniß? Wir begegnen ihm während mehrerer Menschenalter in den verschiedensten Gegenden. Richard von Poitiers, Mönch zu Cluny, berichtet beispielsweise unter dem Jahre 1142: „Um diese Zeit lebte zu Paris ein Scolast Namens Hugo, von seinen Commilitonen Primas zubenannt, von lum-

zigem Aeußeren und abschreckenden Zügen. Dieser studirte von Kindesbeinen an die Wissenschaften und machte sich durch seinen Mutterwitz und seine Gelehrsamkeit einen glänzenden Namen in verschiedenen Landestheilen." Von Hugo stammt ein in zahllosen Versionen umlaufendes Scherzgespräch des Primas mit seinem schäbigen, geschenkten Mantel in leoninischen Hexametern. Es existirt ein humoristisches Exemptionsprivilegium auf einem fliegenden Pergamentblatte des dreizehnten Jahrhunderts zu St. Pölten. Der Verfasser des Schriftstückes nennt sich „Surianus, kraft seiner Narrenbrüder stätgünstiger Thorheit Bischof und Erzprimas von Oesterreich, Steiermark, Baiern und Mähren". Er vermeldet den Genossen seiner Secte, daß es ihn noch nicht gereue vom Tische anderer zu leben und schildert seine Existenz mit Anklang an die Confessio des Archipoeta. Dann thut er kund und zu wissen, daß er die Kirche zu St. Pölten, ihrer vielen Verdienste ihm gegenüber eingedenk, von jeder Bedrückung und Besteuerung seinerseits befreie und bedroht diejenigen Mitglieder des Ordens, die gegen dieses Gebot zu handeln sich erkühnen würden, mit ewiger Ausschließung aus dem Weinhause.

Der Primas ist also Bischof und Ordensmeister des Vagantenvolkes „kraft seiner Narrenbrüder stätgünstiger Thorheit", ursprünglich keine einzelne Person, sondern ein Typus. Boccaccio schildert ihn grotesk als 'Primasso' in einer Novelle des Decamerone, nach welcher er sich von Paris nach Cluny begiebt; in einer für unser Gebiet sehr werthvollen Handschrift zu Cambridge ist ein Klagelied des Primas enthalten, der sich bitter über die Schmach ausläßt, die ihm ein schändlicher Kerl von Kaplan zugefügt. Endlich taucht der Name in einer Spielermesse des Codex Buranus auf, einer Parodie des Evangeliums. „Der Primas aber, so da heißet Erzlump (Vilissimus)", lesen wir darin, „würfelte zehn, ein anderer zwölf, der dritte jedoch fünf. Und der da fünf geworfen hatte, that seinen Beutel auf und verbarg sich vor den anderen, denn er war nackend." Diese Stelle beweist von neuem die anfänglich typische Geltung des Namens Primas, der natürlich in seiner Person die Bettelhaftigkeit und Lumpigkeit des Vagantenthums in höchster Potenz darstellen mußte. Bald tritt jedoch eine oft zu beobachtende Erscheinung auf, daß nämlich der Typus im Volksbewußtsein zur lebendigen, greifbaren Einzelindividualität herausgebildet wird. Diese mußte zu fabelhafter Bedeutung anwachsen, wenn viele überlieferte Einzelzüge, unter ihnen auch die des Erzpoeten, unter eine Persönlichkeit subsumirt wurden, ein Vorgang, der durch zahlreiche Analogien im Leben der verschiedenen Vagantenherzöge erleichtert ward.

Unsere Aufgaben gegenüber dem Judenthum.

Ein Rückblick auf den Antisemitismus.

Von

Robert Hessen.

Es sind elf Jahre verflossen, seit die Judenfrage dem deutschen Volk wieder einmal ins Blut trat. Im engen Anschluß an gewisse wirthschaftliche Uebelstände von wenigen Schärferblickenden aufgeworfen, fand sie diesmal ihre Beantwortung durch das neuerwachende Nationalgefühl der Deutschen, die ein fremdes Element in ihrem Dasein, wie einen Stachel in ihrem Fleisch, zu spüren begannen. Einer entfesselten Naturkraft ähnlich, suchte und fand die antijüdische Bewegung dann ihren Eingang in die weitesten Kreise, und es tritt nunmehr die Aufgabe an uns heran, das Feld zu beschreiten, das dieser Strom bespült hat, und zu erörtern, was fortan zu geschehen habe.

Diese Aufgabe wird außerordentlich erschwert von zwei Seiten. Einmal von denen, die, während sie unaufhörlich das Unmögliche verlangen, doch niemals auf den Gedanken kommen, daß man den Juden gegenüber auch Pflichten habe. Sie erblicken im Antisemitismus weniger eine traurige Nothwendigkeit, als einen Sport, und nach Art jener Leute, die den Krieg nicht um der Sache willen treiben, sondern „wegen des wilden und zügellosen Lebens, das leider damit verbunden ist", möchten sie eine Bewegung verewigen, die sie so angenehm beschäftigt.

Auf der anderen Seite stehen die Gegner jeglicher Diskussion. Ihr Ziel ist nicht, die Judenfrage zu lösen oder auch nur zu fördern, sondern vielmehr sie zu unterdrücken, sie von der Tagesordnung abzusetzen und wieder latent zu machen. Sie haben sich zu diesem Behuf einen „Antisemiten" zurechtgebaut, welcher mit allen Eigenschaften menschlicher Abscheulichkeit, insbesondere mit Habgier, Roheit, Intoleranz

und Neid ausgestattet ist. Jeder Einzelne, der das bloße Vorhandensein einer Judenfrage nicht von vornherein als kulturwidrig und barbarisch erklärt, wird sofort mit dem Antisemitenstempel versehen und erliegt als solcher der allgemeinen Verachtung. Dieses energisch geübte Verfahren ist insoweit von Erfolg gekrönt gewesen, als viele und selbst ganz aufrichtige Leute, jede einschlägige Auseinandersetzung mit den Worten glauben einleiten zu müssen, daß sie „keine Antisemiten" oder doch keine „im landläufigen Sinne" seien.

Allein hieran nicht genug, — die Gegner jeder Diskussion haben sich auch einen Juden zurechtgemacht. Dies ist nun nicht etwa derselbe, der durch das letzte Jahrzehnt hin mit solcher Erbitterung angegriffen worden ist, nicht der Sprößling einer unglücklichen, durch ungesunde Ueberlieferungen, Verfolgung und Unterdrückung gleich sehr geschädigten Rasse, — sondern dies ist der bereits durch Wohlstand gehobene, an dem Feuer unserer eigenen Kultur geläuterte, unsere Muttersprache nicht entstellende, sondern thatsächlich sprechende, arbeitsame und gebildete, israelitische Mitbürger, wie er schon vielfach anzutreffen ist. Jeder von uns kennt ihrer, die man in ihrem Thun und Treiben, in der Art sich zu geben und zu äußern, schon für Deutsche halten könnte, und die nur in ganz intimen Augenblicken ihre Herkunft dem Eingeweihten verrathen. Es liegt auf der Hand, daß der oben geschilderte „Antisemit" gerade im Kampfe gegen diese verschwindende Minderheit, die regelmäßig vorgeschoben wird, um das übrige Judenthum zu decken, doppelt abscheulich ist.

Noch auf lange hinaus wird diese Schiebung im Schwange bleiben, denn Selbstkritik ist die schwächste Seite des Judenthums. Der Jude ist von äußerster Weichheit gegen sich, leicht verletzbar, sentimental und wehleidig. Der ganze Antisemitismus regt ihn auf, er stachelt seine Empfindlichkeit so sehr, daß er das Insichgehen ganz darüber vergißt. Sehr viel näher, als den Antisemitismus zu entwaffnen, liegt es ihm, sich an ihm zu rächen. Lieber als sich ändern, möcht er die großen Machthaber für sich gewinnen, um seine Angreifer von oben her zu erdrücken.

Die beste Antwort hierauf ist eine desto kühlere Behandlung der Angelegenheit von unserer Seite, und so soll im Gegensatz zu denen, die unaufhörlich Gewalt predigen, ein Verweilen bei den anfechtbaren Eigenschaften des Judenthums hier möglichst vermieden werden und in erster Linie von unseren eigenen Pflichten und Aufgaben die Rede sein.

Unmöglich kann es zu diesen Aufgaben gehören, die Judenfrage der ganzen Welt zu lösen. Irgendwelche noch so menschlichen und edeln

Rücksichten auf das Judenthum an sich stehen für die deutsche Volkswirthschaft und Politik in letzter Linie. Für uns handelt es sich lediglich um die deutschen Juden, und zwar im Hinblick auf das große Ziel: die in unserem Gemeinwesen vorhandenen Kräfte nicht etwa auszustoßen, sondern nutzbar zu machen, und damit sie nutzbar werden, in zweckmäßiger Weise heranzuziehen.

Es ist erfreulich, daß die Zahl derer abnimmt, welche die Ersprießlichkeit der Verwerthung jüdischer Kräfte für die deutsche Kultur überhaupt leugnen. Die weitgehenden Beschlüsse, welche von dem diesjährigen Antisemitentag in Bochum gefaßt wurden und einen bereits Jahrzehnte währenden historischen Prozeß rückgängig machen wollen, werden in maßgebenden Kreisen und vom besonnenen Theil unseres Volkes nicht mehr ernsthaft genommen. Der Beweis, daß eine Bildung und ein Fruchtbarwerden jüdischen Geistes im deutschen Sinne möglich, ist durch hunderte von Einzelbeispielen längst erbracht worden, und die Forderung, das in uns eingefilzte jüdische Element gewaltsam wieder herauszulösen, wird am heftigsten doch wohl von denen erhoben, die von der Möglichkeit ihres Verlangens keine Vorstellung haben, im Uebrigen aber sich Anstrengungen am eigenen Leib ersparen und das Recht vollster Schläfrigkeit für die Zukunft sichern möchten. Ist es vornehm, die Mittel, denen die Mehrzahl der Juden ihr Emporkommen verdankt, als verwerflich zu brandmarken, so ist es doch feig und unklug, ihnen zuerst zu weichen, um nachträglich Himmel und Hölle anzurufen. Ja der Deutsche, welcher die jüdische Begabung, den eigenen Vortheil wahrzunehmen, von der Höhe seiner Philosophie und seines Christenthums durch lange Jahrzehnte verachtet hat, ist von seinen Juden nicht mit Unrecht darüber belehrt worden, daß den Luxus einer so überaus edeln Lebensanschauung sich vielleicht ein unverantwortlicher Einzelner gestatten darf, aber niemals ein ganzes Volk, welches einen Staat aufrecht zu erhalten hat und seinen Kulturidealen Geltung verschaffen will. Unter den Füßen anderer Leute bringt man keine Kulturideale mehr zur Geltung.

Prüfen wir nun, bevor wir in das eigentliche Thema eintreten, zunächst die Position, die wir dem Judenthum gegenüber einnehmen. Dieselbe hat sich in kaum gehoffter Weise geändert, seit vor drei Jahren unsere Ostgrenze für die Einwanderung geschlossen wurde. Bis dahin war unser Judenthum ein fluktuirendes Element, das sich, einer endlosen Schlange gleich, durch unsere Finger ringelte. Für diejenigen, die im Westen mit reichen Kapitalien das Weite suchten, rückten ebensoviele Zuwanderer aus dem Osten wieder nach, um den Ausmauserungs-

prozeß erst zu beginnen. Wer die Straßen von Amsterdam und Chicago durchschritten und die Firmenschilder betrachtet, wer im New Yorker Adreßbuch 14 enggedruckte Seiten allein mit Levi's und Levy's und 9 Seiten mit Cohn's und Cohen's gefunden hat, wer da weiß, daß fast alle diese nicht bloß deutschredende Juden sind, sondern überwiegend gerad aus Deutschland stammen, der wird die 570 000, die wir bis 1886 im Lande zählten, für eine ganz problematische Zahl ansehen. Soviel betrug nur der feste Stamm, die Besatzung unserer Heimath. Erst seit jener Verordnung hat es thatsächlich einigen Sinn zu sagen, daß wir 1¼ Proz. jüdischer Bevölkerung in Deutschland hätten. Erst jetzt haben wir das Judenthum in festen Händen. Die unaufhörliche Ansteckung desselben durch die Nachzügler, die frisch aus dem polnischen Brodem mit ihrem mauschelnden Deutsch, mit ihren Augenkrankheiten, ihrer ganzen körperlichen Verkümmerung, ihrer Starrgläubigkeit, ihrem giertgen, ungezähmten und ungeläuterten Erwerbstrieb zu uns herüberkamen, diese Ansteckung hat aufgehört. Die Einwirkung unserer deutschen Kultur auf das jüdische Element wird nicht mehr in dem Maße wie früher gelähmt und rückgängig gemacht werden.

Auch eines weiteren ist unsere Gesetzgebung während der letzten 11 Jahre dem Judenthum auf Schritt und Tritt ungünstig gewesen. Die Partei, mit welcher die Juden innig verquickt sind, hat die größten Einbußen erlitten. Die 1878 eingeleitete Zollpolitik schlug dem Schoßkind des Judenthums, dem Freihandel, eine tödtliche Wunde, um die verhaßte nationale Wirthschaft einzuleiten. Die soziale Gesetzgebung schnitt bis auf Weiteres die Möglichkeit ab, die gesammte Arbeiterwelt in den Dienst der Demokratie zu stellen, die dem Judenthum am ehesten und weitesten Spielraum giebt. Jeder Schritt zur Kräftigung der Zentralgewalt wie die kaiserlichen Botschaften, die Gesetze, die unsere nationale Vertheidigung sicherten, und ganz besonders die Maßregeln, die zum Schutz unseres Bodenbaues, zu seiner Fortführung in den überlieferten Formen mit möglichster Erhaltung der zeitigen Besitzer hinwirkten, — sie alle bedeuten ebensoviel Niederlagen für das Judenthum, soweit es sich von unseren Interessen abkehrt, sie alle zwingen den deutschen Juden, gewisse großjüdische Träume aufzugeben, sich mit dem deutschen Leben zu bescheiden und vielleicht zu befreunden. Das geht soweit, daß unsere gesammte Entwickelung während der letzten 11 Jahre der spezifisch jüdischen Presse als eine Phase steter Reaktion, als eine traurige Periode des Niedergangs erscheint, in welcher nur die Hoffnung auf kommende, bessere Tage das Leben erträglich machen könne.

Was die Armee anlangt, so ist der Einfluß des Judenthums in ihr und auf sie der denkbar niedrigste. Es giebt keine jüdischen Linienoffiziere und, soweit bekannt, nur einen einzigen Juden in der preußischen Verwaltung. Die überall sonst hervortretende Neigung des Judenthums zum Plusmachen und Betheilen, zur Begönnerung und Bestechung, die in gewissen Nachbarstaaten das Wesentlichste beigetragen hat, um Lieferungswesen und Verwaltung zu einem Siebe zu machen, unter welchem hohle Hände den Segen auffangen, — diese Neigung hat an der preußischen Armee und Bürokratie kein Betriebsfeld gefunden.

In der deutschen Schule hat der Jude ebenfalls keine Stätte und von einer Einwirkung auf unsere Jugend in jüdischem Sinne kann gar keine Rede sein.

Was unseren Richterstand anlangt, so wurde zwar um die Mitte dieses Jahrzehntes die Warnung laut: „il y a des Juifs à Berlin!" und in der That würde ein Ueberwuchern der Juden im deutschen Richterstand eine unabsehbare Gefahr für uns bedeuten. Indessen auch hier sind die Besorgnisse sehr übertrieben. Auf etwa 4300 preußische Richter werden 200 jüdische kommen, und die Gerechtigkeit erfordert es einzugestehen, daß die Fälle, wo jüdische Richter durch ihre Entscheidungen das Mißtrauen des Publikums wachriefen, ganz vereinzelt geblieben sind. Zwar rührt der geringe Prozentsatz jüdischer Richter mit daher, daß den Juden erst seit 1869 die juristische Laufbahn offensteht, daß das niedrige Gehalt ihnen nicht lockend genug ist und ihre ganze Veranlagung sie von vornherein zum Rechtsanwaltstand hinzieht. Indessen wär es auch der Gipfel der Unklugheit, wenn gerade jüdische Richter die Hauptentschuldigung hinfällig machten, die bis dahin dem Judenthum gegen alle Angriffe zu Gebote stand, daß ihm nämlich die sogenannten höheren Berufsarten gar zu lang verschlossen gewesen seien und sein Charakter hierunter nothwendig habe leiden müssen. Ein irgendwie begründeter Argwohn des deutschen Volkes gegen die, von denen es sein Recht empfängt, dürfte vielleicht das einzige sein, was auch dem Geduldigsten den Gedanken einer Verfassungsänderung nahelegte.

Endlich ist als eines unserer Hauptbollwerke zu erwähnen die deutsche Wissenschaft. Es ist richtig, daß dem Antheil der Juden an der deutschen Forschung nur zu häufig jener Trieb nach geschäftlicher Ausbeutung eines gelehrten Faches zu Grunde liegt, und besonders das Beispiel, daß sie (mit einzelnen rühmlichen Ausnahmen) dem ärztlichen Beruf gegeben haben, sich höchst nachtheilig von der ursprünglichen deutschen Sitte unterscheidet und zur Hebung des ärztlichen

Standes keineswegs beigetragen hat. Auch wird von akademischer Seite viel darüber geklagt, daß die jüdische Betriebsamkeit den Büchermarkt überschwemme und daß die großen Erfindungen, die sie fortwährend machen, und die Abhandlungen, die sie darüber schreiben, sich bei näherem Zusehen nur durch einen etwas derben Vergleich aus der Landwirthschaft kennzeichnen ließen, — kurz, daß die deutsche Wissenschaft von den Juden mehr beunruhigt als gefördert worden sei. Allein dem stehen eine Reihe glänzender Namen entgegen. Vielleicht auf keinem andern Gebiet deutschen Lebens ist eine so vollständige Verschwisterung des deutschen und des jüdischen Geistes eingetreten. Gerade in Gelehrtenkreisen begegnet man denjenigen Juden, die sich am weitesten von dem spezifisch jüdischen Wesen entfernt haben. Ihre Errungenschaften kommen ausschließlich dem deutschen Leben zugute, und es spricht Alles dafür, daß die deutsche Forschung, weit entfernt, zu verjuden, ganz im Gegentheil gerade zur Verdeutschung der Juden das meiste beigetragen hat und noch beitragen wird.

Man sieht hieraus, daß immerhin weite und wichtige Gebiete unseres Volkslebens, gerade diejenigen, die für seine Erziehung maßgebend sind und die Gewähr leisten, daß auch kommende Geschlechter desselben Geistes Kinder sein werden, vom Judenthum so gut wie unberührt geblieben sind und dem jüdischen Einfluß nicht unterliegen. Es bleibt als Hauptbeschwerdepunkt gegen sie ihre weitgehende Beherrschung der materiellen Mittel, durch welche die deutsche Wirthschaft aufrechterhalten werden soll.

Um die vorliegenden Mißverhältnisse zu kennzeichnen, werden wenige Zahlen genügen. Die preußischen Juden, etwa 360000, bilden 1¹/₃ Prozent der preußischen Bevölkerung. Sie stellten im Winter-Semester 1885/1886 14704 höhere Schüler (gegen 109836 evangelische und 26611 katholische), stellten zur selben Zeit 919 Soldaten und 45728 selbständige Handelsleute, darunter 1182 im Geld- und Kredithandel thätige gegen 1245 evangelische und 291 katholische*). Das heißt mit andern Worten: Die Juden stellen uns soviel höhere Schüler wie 2¹/₂ Millionen Evangelische, oder 5 Millionen Katholiken, stellen soviel Bankiers, als ob statt der 360000 Juden 12 Millionen in Preußen lebten, und soviel Soldaten, als ob nur 90000 Juden da wären. Ueberträgt man diese Ziffern und setzt bei allen Preußen die jüdische, körperliche und geschäftliche Veranlagung voraus, so ergiebt es sich, daß wir im

*) Die Zahlen sind den Tabellen entnommen, welche das Königl. Preuß. Statist. Büreau nach der Volkszählung von 1885 veröffentlichte.

Frühjahr 1813 ganze 20000 Mann dem Unterdrücker entgegenzuwerfen gehabt, zur Zeit aber ein stehendes Heer von etwa 75000 Mann und — man kann wohl sagen einen Feind von 75000 Bankiers und andern Geldhändlern im Lande haben würden.

Es liegt auf der Hand, daß der Ansturm der Juden auf unsere höheren Berufsarten, — es ist, als wenn eine volkreiche Provinz von außerhalb her ihre Zöglinge nach Deutschland hineinschickte, die nun sämmtlich sich einen für sie nicht vorgesehenen Platz durch Verdrängung Anderer zu erobern versuchten, ein Grund für die Ueberfüllung unserer gelehrten Fächer, der noch nirgend recht zur Geltung gebracht ist, — und daß vor Allem das grobe Mißverhältniß zwischen ihrer geringen Verwendbarkeit zur Landesvertheidigung und ihrem ungeheuren Einfluß auf die Gütervertheilung die schwersten Bedenken hervorrufen muß. Als Wilhelm III. von England die Schatzkammern leer fand, war es die patriotische Opferwilligkeit der Londoner Kaufleute, die es ihm ermöglichte, die Staatsmaschine im Gange zu behalten; — als das deutsche Volk im Jahre 1870 gegen Frankreich in Waffen stand, war es die Berliner Börse, die unsere Sache im Stich ließ. Ja, die rein mechanische, von allen ethischen und staatlichen Verpflichtungen losgelöste wirthschaftliche Anschauung, welche wir doch wohl nicht mit Unrecht als die jüdische bezeichnen, übte ihre Herrschaft mit solcher Konsequenz und hatte sich auch der nicht-jüdischen Elemente an dem Zentralpunkt des Wirthschaftslebens so vollständig bemächtigt, daß ohne Scheu der Versuch gemacht werden konnte, die deutschen Sparpfennige — es gab ja gute Zinsen dafür — dem Landesfeinde zuzuführen.

Wie läßt sich hierin Wandel schaffen?

Bei der Beantwortung dieser Frage gilt es zunächst, sich allen Ernstes die Binde von den Augen zu nehmen. Die selbstgefälligen Irrthümer, in denen sich viele Antisemiten so gern bewegen, und die Verkennung der Wirklichkeit sind gerade an diesem Punkte weitgehend und äußerst verhängnißvoll.

So sicher es ist, daß die große Frage, die sich mit Vorliebe soziale Frage nennen läßt, zum nicht geringen Theil eine Personen-Frage ist, und daß das Kapital an sich weder gut noch schlecht ist, sondern daß es die Kapitalisten sind, die es schlecht machen, so sicher wird die deutsche Börse nicht eher dem deutschen Leben zurückgewonnen werden, als bis die Juden entjudet sind. Aber dies ist weder mit Broschüren, noch mit Zeitungsartikeln, noch mit Drohungen, noch mit Zwangsmaßregeln zu erreichen. Auf ein Volk, das über all seinen Grundsätzen, Idealen und Neigungen, die es mit zähester Beharrlichkeit und oft mit

bewundernswerthem Opfermuth festgehalten hat, den persönlichen Vortheil als höchste Richtschnur nimmt, kann nur der persönliche Vortheil zwingend einwirken. Solange die Juden ihren Vortheil darin nicht finden, deutsch zu fühlen und sich für deutsches Leben zu erwärmen, solange wird jede Predigt und jede Maßregel gegen sie vergebens sein. Um sie ihren Vortheil darin finden zu lassen, dazu bedarf es aber ungeheurer Anstrengungen unserer selbst. Bevor sich die Juden ändern können, müssen wir uns selber geändert haben. Sowenig ein Taschenmagnet einen Zentner Eisen anziehen kann, sowenig ist ein Volksthum, das nur eine niedrige nationale Werthigkeit besitzt, befähigt, sich die Mitglieder einer Rasse anzueignen, welche so scharfe Merkmale besitzt, wie die jüdische.

Wie sehr das wahr ist, sieht man einmal an den Hunderten hochgebildeter Juden, die vornehmlich geistigen Interessen zugewandt und in unaufhörlicher Berührung mit deutscher Kunst und Wissenschaft, sich Bedürfnisse angeeignet haben, die sie schlechterdings innerhalb des eigentlichen Judenthums nicht mehr befriedigen können, — und man merkt es andererseits an dem Gros des Judenthums, besonders an jenen 53 Proc. aller selbständig erwerbenden Juden in Preußen, welche Handelsleute und recht eigentlich diejenigen sind, die uns Aufgaben stellen. Die Anschauung, daß diese, wenn man sie nur recht heftig anließe, plötzlich gute deutsche Staatsbürger werden könnten, ist noch heute vielfach verbreitet. Man darf sich nicht wundern, daß solche Drohungen im Stillen mit der verächtlichen Gegenfrage beantwortet werden: was kannst du armer Teufel bieten?

Ja, was können wir der jüdischen Selbstliebe bieten an Stelle des unsagbaren Reizes, einem weitverzweigten, eng zusammenhaltenden, durch tausendjährige Ueberlieferungen und tausendfältig bestandene Gefahr verbundenen, täglich an Macht und Einfluß wachsenden Geheimbund anzugehören? Der Jude, welcher Jude bleibt, kann in den fernsten Ländern auf Förderung, auf Information, auf festen Rückhalt an Gleichgesinnten rechnen, die sich in Handel und Verkehr genau dieselben Ziele stecken, die ihm in die Hände arbeiten, und wenn er geschädigt wird, seinen Schaden als den ihrigen empfinden. Wo ist der Ersatz, den wir Deutschen dafür stellen könnten, und was ist dem Kaufmann, der nach New York auswandert, vortheilhafter: ob er als Jude an eine jüdische, oder als Deutscher an eine deutsche Thür pocht? Diejenigen, die Amerika kennen, wissen ein Lied davon zu singen. In keinem Erdtheil halten die Deutschen so zusammen, wie der Jude überall zusammenhält.

Und was ist diesem schließlich, was kann ihm die Geschichte eines Volkes sein, in welches seine Väter mit lediglich gewinnsüchtiger Absicht einwanderten wie in Feindesland? Dies Volk steht ihm nicht näher wie irgend ein Hotel, das er einmal bewohnt hat. Ihm sind Luther und Friedrich der Große leere Namen, und wenn er Näheres von ihnen erfährt, so werden sie ihm zu verhaßten Antisemiten. Die Bewegung, die von den Befreiungskriegen ausgeht, ist ihm in ihren Tiefen fremd und unverständlich selbst da, wo er sie für seine Zwecke benützt. Die Leiden, deren Erinnerung er pflegt und für die er Vergeltung sinnt, wurden von Deutschen nicht gelitten. Wie soll man nun von ihm verlangen, über Nacht „ins deutsche Leben aufzugehen"? Er wird diesem Leben, das ihn kalt läßt, soviel abzugewinnen suchen als irgend möglich, und dann wird er dorthin ziehen, wo er noch größere Vortheile erhofft.

Nun sollte man allerdings glauben, daß wenigstens der geringere Bruchtheil, der sich dauernd in unserem Lande einrichtet, durch eine außerordentliche Prosperität unter dem Schutz unserer Gesetze, durch den langen Aufenthalt in unserem Klima, das Aufwachsen auf deutschen Schulen, die stete Berührung mit unserem öffentlichen Leben, durch die Betheiligung und Freude an derselben Musik, derselben Literatur, durch gemeinsame politische Schicksale, wenn nicht mit jener Schnelligkeit, mit welcher der Deutsche Amerikaner wird, so doch im Laufe von Generationen sich uns nähern müßte. Allein die Sättigung und Durchdringung des Juden mit deutschen Kulturidealen geht mit einer so unglaublichen Langsamkeit vor sich und die Uebergangszone der sich verdeutschenden Juden, obwohl längst vorhanden, will sich sowenig verbreitern, daß schlechterdings die Fehler auch auf deutscher Seite liegen müssen und es durchaus nöthig ist, mit anderen Mitteln als bisher und mit anderen Grundsätzen an die Judenfrage heranzutreten. Es wird sich darum handeln, die Intensität nicht bloß der Kultur an sich, sondern der deutschen Eigenart unserer Kultur zu erhöhen, die Sicherheit und Annehmlichkeit unseres Lebens nicht bloß auf eine höhere Stufe, sondern auf eine gleich hohe Stufe zu bringen mit dem Bewußtsein davon, mit dem Stolz jedes Einzelnen auf dieses deutsche Leben. Mit der Stetigkeit einer unsichtbar und lautlos wirkenden, unwiderstehlichen höheren Gewalt wird Einer nach dem Andern vom Judenthum abgebröckelt werden, wenn wir im Stande sind, diese Faktoren mächtiger zu machen, als sie bisher waren. Mit einem Wort: die Lösung der Judenfrage liegt ganz und gar in uns allein.

Leider sind wir von unserem Ziel noch weit entfernt. Was wir der Hauptwaffe und der Hauptfestung des Judenthums, seinem geradezu bewundernswerthen Solidaritätsgefühl, entgegenstellen könnten, ist in den ersten Anfängen und unterliegt der erbitterten Feindschaft der einflußreichen jüdischen und gesinnungsverwandten Presse. Unsere unglückliche Geschichte, entsprungen aus einer merkwürdigen Mischung nationaler Eigenschaften, hat es so gefügt, daß dasjenige, was andere Völker, auf die wir herabsehen, mit der unwiderstehlichen Macht eines Naturtriebes empfinden, dem heutigen Deutschen erst auf theoretischem Wege eingeflößt werden mußte. Weshalb ein Bulgare zum Bulgaren halten müsse, darüber eine Abhandlung zu schreiben, würde in Sofia für lächerlich gelten. Der Deutsche hat einer fast jahrhundertlangen Arbeit seiner Historiker, Volkswirthe und Politiker bedurft, um das Entsprechende überhaupt nur zu ahnen. Unsere Gelehrten klaubten es aus ihren Folianten, daß die Macht und Stärke unserer Nachbarvölker wahrscheinlich auf einem Ding beruhe, daß sich Nationalgefühl nenne, und allmählich wurde der Gedanke laut, ob dieses fremde Ding nicht am Ende gar für Deutschland verwendbar sei. So entstand ganz allmählich eine kümmerliche Pflanze, die erst nach der Befruchtung durch eine großartige Bewegung und beispiellose nationale Erfolge sich kräftiger entwickelte, deren Wurzeln aber nach wie vor in der richtigen Weise nicht gespeist werden.

Denn jedes Nationalgefühl saugt seine stärkste, seine eigentliche Nahrung aus dem Rassegefühl. Nur die Nation ist unwiderstehlich und unausrottbar, die auf dem Boden einer einheitlich durchgebildeten Rasse ruht. Und fragt man sich, wodurch die eigenthümliche Stärke einer Rasse entsteht, so wird man antworten müssen: sie entsteht dadurch, daß Millionen Menschen durch unbewußten Naturtrieb von denselben Dingen angezogen und abgestoßen werden, sodaß sie überall dieselben Freunde und überall dieselben Feinde spüren.

Fehlt dieses gemeinsame Rassegefühl in der Bevölkerung eines Staates (wie in Oesterreich), so wird derselbe niemals zum inneren Frieden gelangen, er wird der größten Anstrengungen bedürfen, um das Kleinste zu erreichen, und Europa wird immer auf den Nachhinkenden warten müssen, weil der beste Theil der ihm innewohnenden Kräfte sich im nutzlosen Kampf seiner Bestandtheile untereinander aufreibt. Wird ein solcher Kampf mit möglichstem Mangel an Weisheit und Maßhalten geführt, so entsteht ein Irland, eine offene Wunde am englischen Staatskörper. Ist es andererseits einem Volk gelungen, die Intensität seiner Kultur derartig zu erhöhen, wie die Franzosen, so werden noch so zahl-

reiche Einwanderungen einfach aufgesogen werden, wie kleine Quecksilbermassen einer größeren zufließen, und die Widerstandsfähigkeit einer solchen Nation wird Wunder thun.

In Deutschland nun, dessen Geschichte eine Geschichte des Unglücks und der Schmach war, solange die Deutschen vergaßen, daß sie eine Rasse seien, in Deutschland sind noch heute Tausende von Stimmen laut, die das Rassegefühl unserer einheimischen Bevölkerung als eine mittelalterliche Barbarei anschwärzen, die dieses Gefühl bei uns überhaupt nicht aufkommen lassen möchten. Hört man sie, so möcht es scheinen, als ob in Deutschland alle Leute das Recht und die Pflicht hätten, sich als Mitglieder einer Rasse zu fühlen, mit einziger Ausnahme der Deutschen selbst.

Der Grund dafür liegt zu Tage. In der richtigen Witterung, daß Alles, was das Rassegefühl in uns reizen und erhöhen muß, mit Nothwendigkeit zur Kräftigung unseres jungen Reiches beiträgt, werden von allen Feinden der Entwickelung, die dieses genommen hat, die Worte „Rasse" und „national" auf den Index gesetzt. Ganz besonders aber wird der jüdische Theil unserer Presse nicht müde, den Feldzug gegen diese beiden Begriffe zu führen. Dieser Feldzug soll es dem deutschen Juden ersparen, ein selbstbewußtes Volk um sich her zu finden, das ihn fortwährend als fremd herausfühlt. Dieser Feldzug soll ihm ermöglichen, in dem alten Halbdunkel weiterzuleben, in welchem allein er seinen Gewohnheiten treu bleiben und alle Welt düpiren kann. Zu diesem Behuf werden die Deutschen von jüdischen Professoren und Literaten darüber belehrt, welche wunderlichen Abstraktionen sie an Stelle eines gesunden Naturinstinktes zu empfinden hätten, und in dem Maß, als der Deutsche sich langsam auf sich selber und seine Natur zurückbesinnt, steigt der Ingrimm gegen Alles, was „national" ist, weil dies Wort bei uns die Vorstufe zum Rassegefühl bildet. Ja dieses Wort wird in gewissen Kreisen kaum noch anders genannt als unter Grimassen und in Verbindung mit dem gröbsten Hohn für Alles, was national gesinnte Männer verehren. Alles, was in uns das Bewußtsein verschärfen oder erhalten könnte, daß auf deutschem Boden noch auf dieselbe Art geliebt, gehaßt, gekämpft und gesungen wird wie zu Siegfrieds und Tannhäuser's Zeiten, daß der Strom deutscher Ueberlieferung ununterbrochen ist, Alles das wird verleugnet und verzerrt.

Wie lang es Deutsche geben wird, die sich von solcher durchsichtigen Machenschaft irreführen lassen, ist schwer zu sagen. Von oben her ist die Erlaubniß zum Rassegefühl noch nicht gegeben worden; dasselbe gilt bis auf Weiteres in Deutschland (die Juden natürlich ausgenommen)

nicht für wohlanständig. Wenn unsere Gelehrten uns erst erlaubt haben werden, uns als das zu fühlen, was wir schon seit zwei Jahrtausenden sind, so dürfte allerdings, da der abstrakte Idealismus des Deutschen an politischen Lehrmeinungen fast ebenso zähe hängt, wie andere Völker an den Forderungen ihres Instinkts, — auch unser Rassegefühl unausrottbar werden. Erst dann werden wir Aussicht haben, die unter uns lebenden Juden in größerer Menge und mit größerer Schnelligkeit zu verdeutschen. Bislang brauchten sie sich nicht damit zu beeilen; die Zahl derer unter uns war zu gering, die es ihnen nahelegten.

Es versteht sich von selbst, daß bei einer endlichen, wenn auch noch so fernen Aufnahme dieses fremden Tropfens Blut in unseren Kreislauf sich der deutsche Organismus nicht unerheblich verändern würde. Aber wie gewisse Metalle dem Gebrauch nicht ungemischt übergeben werden dürfen, weil sie sich sonst zu schnell abnützen, so würde auch diese Legirung dem deutschen Charakter zugute kommen, indem sie seine Widerstandsfähigkeit erhöhte. Der Deutsche ist Jahrhunderte lang das Opfer und der Knecht anderer Völker gewesen, weil er für sich selber nicht zu sorgen verstand. Nicht zum mindesten von seinen Juden beginnt der Deutsche das endlich zu lernen, ja es ist durchaus fraglich, ob wir den Sporn dieses Beispiels bereits entbehren können, ob wir ohne denselben nicht wieder wie früher mit unseren Sympathien dem freien Griechen, dem edlen Polen, dem unvergleichlichen Franzosen, dem armen Juden nachlaufen würden, um bei diesem Liebeswerk den eigenen Nachwuchs höchst inhuman in des Teufels Küche zu bringen. Angesichts der zähen Fürsorge der Juden für einander, und durch sie geschädigt sind wir erst für den Grundsatz empfänglich geworden: charity begins at home.

So wird denn dem Universalhistoriker die jüdische Zumischung nur als ein Umbildungsprozeß erscheinen können, der von einem strengen, aber wohlwollenden Geschick unserem Volk aufgedrungen worden ist. Wie der Körper die Immunität gegen gewisse Krankheiten erlangt, sobald seine Blutkörperchen einmal imstande gewesen sind, der Krankheitsträger, der betreffenden Bakterien Herr zu werden, so wird der deutsche Organismus, wenn er die jüdische Einimpfung bewältigt und überdauert, gefeit sein gegen jede ähnliche noch so schwere Gefahr. Nur eine Frage der Zeit ist es, wann wir mit der mongolischen Rasse, der wir ja die Eisenbahnen schon bis vor die Thür gebaut haben und die schon längst in den Hafenplätzen Ostasiens, Australiens und West-Amerikas eine dominirende Stellung erobert hat, auch auf unserem Arbeitsmarkt werden zu konkurriren haben. Diese Konkurrenz würde uns vernichten, falls wir schon vorher der jüdischen unterlegen wären;

wir würden jede, auch die gefährlichste Konkurrenz schlagen, sobald wir gewußt haben, die jetzige zu bestehen.

Natürlich wird ein solcher Konkurrenzkampf desto schroffere Formen annehmen, je unbelehrbarer jeder der beiden Theile den Bedürfnissen des anderen gegenübersteht, je weniger er einsieht, wo bei dem anderen die Gebundenheit des Willens durch Ueberlieferung und Vererbung, wo eine unaufhaltsame Entwickelung, nicht aber die Bosheit Schwierigkeiten macht. Solange mit einem unerschöpflichen Vertrauen in die deutsche Dummheit, Duldsamkeit und Trägheit selbst die hervorragendsten jüdischen Literaten genug gethan zu haben glauben, wenn sie der Selbstliebe ihres „Volkes“ schmeicheln, über seine anfechtbarsten Charakterzüge als über „Taktlosigkeiten und Vergehen Einzelner“ mit linden Worten hinweggleiten und das Hauptbedürfniß einer langsam zu sich selber kommenden Nation von 45 Millionen übersehen und verleugnen, solange wird jener Legirungsprozeß in Gefahr schweben, allen Wohlmeinenden zum Trotz dennoch eines Tages gewaltsame Formen anzunehmen und auf unliebsame Weise abgekürzt zu werden. Denn selbstverständlich ist dem Deutschen nicht mit einer bloß mechanischen Mischkultur gedient, und nur diejenigen Juden sind fähig, sich mit der deutschen Kulturwelt zu legiren, welche die Eigenschaften bereits abgelegt haben, die uns am anstößigsten sind: den Profithunger, die Vorliebe für gewinnbringende Verstöße gegen das Gesetz, die aufdringliche, vorlaute Unleidlichkeit im Verkehr, die körperliche Untüchtigkeit. Zu diesem Behuf wird der Jude unter dem Zwang unseres Rechts, unter der Aufsicht unserer Behörden, unter der lauten und leisen Kritik unserer Gesellschaft, aber auch im Genuß der vollen Freiheit unseres bürgerlichen Lebens, im Genuß der Erziehung durch unsere Schulen, durch unsere Armee und durch unsere öffentlichen Einrichtungen sich genügend herausmachen müssen, um überhaupt aufnahmefähig zu werden. Ist er das geworden, so würde der deutsche Organismus die jüdische Rührigkeit und Findigkeit, die jüdische Nüchternheit und eine seltene Begabung für formale geistige Arbeit, vor allem eine höchst schätzenswerthe Dosis von Selbstvertrauen dazugewinnen können. Besteht die Gefahr, daß die beiderseitigen Eigenschaften sich so unglücklich mischen, daß jeder Theil nur die Schwächen des anderen annimmt, so spricht doch allein schon die große Mehrzahl der aus den Mischehen gewonnenen Erfahrungen durchaus dagegen. Ein Kampf mit geistigen und ethischen Mitteln um die höchsten Güter muß schließlich veredeln, und wird es, wenn er im deutschen Sinne gewonnen wird. Kein Jude, welcher über den Augenblick hinausdenkt, kann wünschen, daß der Deutsche diesen Kampf verliere. Der völlige Verlust unserer

wirthschaftlichen und damit unserer politischen und gesellschaftlichen Selbstständigkeit an das Judenthum würde nichts anderes bedeuten als den Verfall Aller. Die Zeichen der Zeit und die Geschichte sprechen hier zu deutlich.

Wie lange jener Prozeß nun dauern kann, wie schnell sich die Juden verdeutschen, das hängt, wie schon gesagt, in erster Linie von der Tüchtigkeit unserer Kultur, von der Stärke unseres Rassegefühls ab. Auf direktem Wege auf das hartnäckigste aller Völker entscheidend einwirken zu wollen, ist ein Hirngespinst. Daß der ganze Antisemitismus spurlos an den Juden vorübergegangen sei, ist zwar übertrieben, doch sicher ist es, daß er in zehnmal stärkerem Maß auf die Deutschen gewirkt hat. Er hat erst die Vorbedingungen geschaffen für eine endliche Lösung der Judenfrage. Er war ein Symptom der deutschen Entwickelung, das sich früher oder später äußern mußte und gegen welches mit Keulen zu Felde zu ziehen, nur den Beleg eines unhistorischen, ungebildeten und vor Allem eines undeutschen Sinnes ist. Der Antisemitismus lieferte den Beweis, daß der deutsche Volkskörper auf gewisse Reize bereits wieder reagirt. Er war ein rechtzeitiger Alarm gegen eine drohende Gefahr.

Aber man kann nicht ewig bloß alarmiren. Was den Antisemitismus, wie er sich allmählich gestaltet hat, dieses hilflose Klagen über die Judenherrschaft, dieses ununterbrochene, unfruchtbare Schelten auf die jüdischen Fehler, dieses stete Rufen nach Gewalt nunmehr ablösen muß, das ist gerade die Nachahmung der jüdischen Betriebsamkeit und Rührigkeit überall da, wo wir an die Juden Boden verloren haben. Es ist nicht nothwendig, daß überall, wo unsere Kultur gewisse Bedürfnisse zeitigt, immer wieder der jüdische Spürsinn zuerst sie wahrnimmt, daß immer wieder jüdisches Kapital ihnen zuerst entgegenkommt. Man blicke allein schon auf unsere großen Zeitschriften, auf die neuen, während der letzten Jahre in Berlin entstandenen Theater. Gerade da, wo diese in vornehmem Geschmack und in durchaus nationalem Sinn von Juden geleitet werden, sind Angriffe auf sie beschämend. Alle diese Gelegenheiten boten sich den Deutschen ebensogut, — ebensogut wie die Gartenzucht in der Nähe unserer Großstädte oder irgend welche anderen rein geschäftlichen Unternehmungen, — aber der Finder hat hier auch ein Recht. Schläfrig und gleichgiltig sich diese Gelegenheiten entgehen zu lassen und nachher Zeter zu schreien, ist deutsch, aber im schlechtesten Sinn. Kurz, in der Wahrung des eigenen Vortheils ist der Jude ein Genie, der Deutsche bislang ein Stümper gewesen. Die deutsche Selbstsucht war immer kurzsichtig, die jüdische Selbstsucht immer weitblickend. Der Jude wußte

rechtzeitig Opfer zu bringen, der Deutsche wußte niemals Opfer zu bringen. Der Jude wußte sich und seinesgleichen zu betten und zu bugsiren, der Deutsche wußte stets nur dem jüdischen Ellbogen Platz zu machen. Wir werden lernen müssen, ihm Stand zu halten, und unsere Wachsamkeit wird nicht eher nachlassen dürfen, als bis der letzte unter uns lebende Jude eine Gestalt und eine Gesinnung angenommen hat, die uns genügt, oder andernfalls so einflußlos in unserem Leben geworden ist, wie es sich für Fremdlinge schickt.

Da wär es denn vor allem ein politischer Selbstmord, jemals unsere Grenzen der jüdischen Einwanderung wieder zu öffnen. Wir werden sicher noch lange Jahrzehnte zu thun haben, um das unter uns lebende Judenthum zu verdauen. Karl Franzos, der in Judenfragen eine Autorität ist, berechnet die Frist auf 200 Jahre. Gerade solange werden wir also, geistig bis an die Zähne bewaffnet, dem Judenthum gegenüberstehen müssen.

Es begreift sich von selbst, daß diesem steten Aufpostenstehen ein Entgegenkommen gegen diejenigen entsprechen muß, die den großen Schritt aus dem Judenthum heraus zu uns hinüber thun wollen. Es spielt hier leider die religiöse Frage mit hinein, die überhaupt soviel zur Verwirrung der ganzen Angelegenheit beigetragen hat. Sie muß mit ein paar kurzen Worten berührt werden.

Fest steht, daß bei jüdischen Familien, welche sich taufen lassen, der fragliche Prozeß sich von jenen 200 Jahren um ganze Menschenalter herabmindert. Die Taufe benimmt den schwersten Einwand gegen die Volksgleichheit der Juden, denn sie ermöglicht erst die Ehe, und ohne connubium kein Volk. So zweckmäßig es daher in unserem Sinne ist, unter der Hand darauf hinzuwirken, daß möglichst viel Juden sich taufen lassen, so falsch wär es doch, das religiöse Moment in den Vordergrund zu stellen. Die Religion ist zwar die hauptsächlichste, aber immerhin nur eine von vielen Rasseneigenthümlichkeiten des Judenthums. Sie ist der Schild, der das Judenthum deckt. Solang es überhaupt noch einen Menschen auf Erden giebt, der vom jüdischen Bekenntniß spricht, wird es den Juden möglich sein, sobald sie als eine Rasse angegriffen werden, sich als eine Sekte zu vertheidigen und die Welt mit ihrem Jammer über „konfessionelle Hetze" zu erfüllen. Dieser Mißbrauch ging und geht auch heute noch vielfach soweit, daß man nicht drei Worte gegen den Wucher äußern kann, ohne daß von freisinnigen Blättern sofort „die Freiheit des Bekenntnisses" in Gefahr erklärt würde.

Auf der andern Seite sind die Vorstellungen durchaus übertrieben,

die im Publikum über den Einfluß des Talmud's auf die Erziehung des Judenthums im Schwange sind. Mag man über den „Schulchan Arach" mit seinem grotesken Hochmuth, der in den Goïm nur Koth und Ausbeutungsobjekte für die niedrigsten Triebe des auserwählten Volkes sieht, auch denken wie man will, so sind doch die jüdischen Rabbiner aller Kulturländer im Juni 1884 in Berlin zusammengekommen und haben durch eine von der früheren abweichende Auslegung einen neuen Moral-Kodex aufgestellt, der mit unseren eigenen sittlichen Begriffen durchaus im Einklang steht. Wer auch hierin nur eine Finte zu sehen geneigt ist, wird sich trotzdem nicht verhehlen können, daß unser gesammtes Judenthum als rechtgläubig schon längst nicht mehr zu bezeichnen ist und sich durch Außerachtlassung des Zeremonialgesetzes der jüdischen Verheißung verlustig gemacht hat. Die Erbitterung gegen den Talmud kommt also viel zu spät. Die meisten Judenkinder bekommen ihn nie zu Gesicht, und wenn sie trotzdem seinen Lehren nachstreben, so thun sie es nur, weil Jahrhunderte lang anerzogene Instinkte in ihnen emporschlagen, gegen die es nur ein Mittel giebt: die stillwirkende, aber um so unwiderstehlichere Gewalt einer höheren Kultur bei Fortfall der schlechten Anreize, die jene Instinkte großgezogen.

Man sieht: so erwünscht der Austritt des einzelnen Juden aus seiner Religionsgemeinschaft auch ist, weil er die Loslösung vom Judenthum ungemein erleichtert, so wäre doch nichts falscher, als auf diesen Austritt hinzudrängen. So schwer es einem aufrichtigen Christen werden mag, gerade über diesen Punkt als praktischer Mann hinwegzukommen, so bedenklich die Tendenz gewisser jüdischer Feste sein mag, so ist es dennoch am besten, man überläßt die jüdische Religion ruhig dem zersetzenden Einfluß des jüdischen Geistes, der sich an ihr gerade so gut versucht wie an allem andern, was besteht. Die Zahl der indifferenten Juden ist im Verhältniß sicher so groß wie die Zahl der indifferenten Protestanten, und es handelt sich nicht darum, die Juden aus der Synagoge zu führen, es handelt sich darum, sie staats- und gesellschaftsfähig zu machen.

Werden wir in diesem Bestreben nicht in gewünschtem Maß von unserem Klima unterstützt, welches die Juden nicht annähernd so verändert wie das nordamerikanische, — wo die im Land von Juden geborenen Kinder meist hübsch, mit schlankem Skelett, kleinen Füßen und kurzen Nasen, kaum noch eine Spur von jüdischem Typus an sich haben und auch in ihrem Wesen ruhiger als die Eltern sind, — so hat man doch täglich Beispiele vor Augen, daß der Jude immerhin auch an der deutschen Luft körperlich vorschreitet. Es ist auch unmöglich, daß eine

Existenz unter äußerlich so günstigen Bedingungen die Rasse nicht verbessern müßte und da wir unsere Pfleglinge nun endlich ganz für uns haben, und die Zahl der höheren Schüler, welche die Juden stellen, schon seit einem Jahrzehnt nicht mehr wächst (woraus eben hervorgeht, daß so gut wie gar kein Jude mehr in Preußen lebt, der seinen Nachwuchs nicht die denkbar beste Erziehung zu geben vermöchte), so werden mit Sicherheit weitere, und endlich entscheidende Schritte gemacht werden. Verlangsamt wird andererseits der Legirungsprozeß durch die Erbitterung derjenigen, die den besten Willen hatten, Deutsche zu werden, aber trotz der nothwendigen vorbereitenden Schritte sich in ihren Erwartungen getäuscht, sich immer wieder verletzt und abgestoßen sehen. Hier wird von deutscher Seite noch viel gefehlt, und wo an der einen Stelle zu wenig geschieht, geschieht hier zuviel. So ist es nicht zu loben, wenn die meisten unserer Studentenverbindungen grundsätzlich keine Juden aufnehmen, dieser Weg der Eindeutschung also dem studirenden Juden verschlossen wird; es ist nicht zu loben, wenn Juden in den meisten Regimentern grundsätzlich nicht zu Reserveoffizieren befördert werden. Die Ausrede, daß der Jude vor der Front keinen Respekt finde, ist durchaus hinfällig. Man muß auf den Mann sehen und nicht das Kind mit dem Bad ausschütten. In der Kunst des Menschenfangens hat der Deutsche eben noch viel zu lernen.

Was uns sonst noch zur Verfügung steht, um uns gerade in diesem geistigen Ringkampf das Uebergewicht zu verschaffen, ist besonders die Hochhaltung alles dessen, was den Werth eines Menschen ausmacht, ohne zum materiellen Besitz zu gehören. Jemehr der Jude in aller Herren Ländern darauf aus ist, der Menschheit denjenigen Werthmesser aufzudringen, der nach seinem Herzen ist, weil er ihn auf die Zinne heben müßte, umsomehr müssen wir bemüht sein, das Versinken in solchen Mammonismus zu verhindern. Und wir ziehen nicht mit schlechten Aussichten in diesen Streit. Aus denselben Gründen, aus welchen es dem Juden so leicht geworden ist, die Kinder unseres Landes aus den hauptsächlichsten wirthschaftlichen Positionen zu verdrängen und die Früchte unserer Wirthschaft für sich einzuheimsen, aus denselben Gründen wird es ihm schwer werden, den Deutschen zu einer Weltanschauung zu bekehren, die nur das Erraffen der höchsten Kraftentfaltung für werth hält. Noch immer gilt ein Jude, der eine Million auf anrüchigen Wegen gesammelt hat, selber für anrüchig, und ein Habenichts, sofern er ein ehrenhafter Mann ist und fruchtbare Arbeit geleistet hat, wird von uns geachtet. Umgekehrt möcht es der Jude einrichten. Das Geld sollte den Mann machen. Alles sollte feil

sein, damit er Alles kaufen könnte. Wie wohl fühlt er sich in Frankreich, wo junge Herzoginnen in den Vorzimmern seiner Finanzgrößen schmachten; wie verhaßt ist ihm dieser deutsche Adel, der seinen Tanz ums goldene Kalb in den Gründerjahren mit einer um so tieferen Abneigung gegen seine Verführer wettmacht. Solange die deutsche Gesellschaft es nicht verlernt, sich durch diesen Zug von dem Protzenthum anderer Länder aufs vortheilhafteste zu unterscheiden, solange der Deutsche bei seiner wirthschaftlichen Defensive gegen das Judenthum seine ursprüngliche Arbeitsfreudigkeit um der Arbeit (nicht des Profites) willen, die Vornehmheit seiner Gesinnung in allem, was Geschäft heißt, nicht ganz verliert, — solange wird das deutsche Judenthum der Schlemihl sein, der sich vom Teufel betrogen sieht, und es wird ihm doch nichts übrig bleiben, als sich zu ändern, will es jemals in Deutschland für voll angesehen werden.

Vor allem aber müssen wir in ganz anderem Maß als bisher die Statistik verwerthen lernen. Leider gleicht Preußen hier einem Kaufmann, der zwar ganz genau weiß, daß er schlechte Geschäfte gemacht hat, aber zu feig ist, die Bilanz zu ziehen. Bei der Volkszählung von 1885 ist von unserem wackeren Königl. Preußischen Statistischen Bureau etwas Judenstatistik getrieben und auch veröffentlicht worden, doch werden die genaueren Tabellen, obwohl augenscheinlich vorhanden, auf höheren Befehl vorenthalten. Es entspricht dem durchaus, wenn vom (Kaiserlich Deutschen) Statistischen Amt die Erhebungen über die Konfession unserer Auswanderer der „Kostspieligkeit“ wegen eingestellt worden sind. Man fragt sich vergebens, welches Interesse unsere leitenden Behörden haben können, dem Judenthum das Wasser trüben zu helfen, in welchem es zu fischen gewohnt ist. Ist unserer Bevölkerung damit gedient, daß sie in Unwissenheit darüber gehalten werde, welche Stellung im Besitz und in der sozialen Gliederung das Judenthum bei uns einnimmt? Die Folgen dieser Vorenthaltung haben sich, wie zu erwarten war, schon lange fühlbar gemacht. Gerade die übertriebene Judenangst ist es, was den Antisemitismus der weniger Gebildeten so sehr nach Gewalt rufen läßt. In diesen Kreisen herrscht die Ueberzeugung, daß Alles, Alles schon in jüdischen Händen sei, zum mindesten aller Besitz an Schuldtiteln. Dem ist nicht so. Vieles ist immer noch da, was uns die Juden erst nehmen müßten, und um uns Alles zu nehmen, dazu sind sie an Zahl doch zu gering. Das Recht zu erfahren, wie seine Sachen stehen, sollte jedoch unserem Volk nicht länger verkümmert werden. Die Regierung sollte über den Vorwurf des Antisemitismus erhaben sein, wenn sie ihren eingeborenen Landeskindern beisteht.

Ziehen wir die Summe aus diesen Ausführungen, so ergiebt es sich, daß in einem geistigen Kampf, der keineswegs aussichtslos ist und zu einem guten Ende führen kann, der Deutsche durch mißleitetes Gefühl, mangelnde Information, Trägheit, Ungeschick und Charakterschwäche viel versäumt hat, was er nunmehr nachholen muß. Vor die Alternative gestellt, entweder ein dupe oder ein Gegner des Judenthums zu sein, hat er zu lang es vorgezogen, von zwei Uebeln das größere zu wählen. Er muß fortan ein Erzieher des Judenthums werden und nicht ermüden, bis sich der letzte Jude verdeutscht hat, zum mindesten bis der letzte Jude ungefährlich geworden ist, weil selbst der geringste Bürgersmann, kalt wie Stahl, ihm mit dem Dichter sagen könnte: „Dich kenn ich nun!" Zu diesem Behuf wird der zeitige Antisemitismus, der sich besonders gesellschaftlich äußert, von seiner Gehässigkeit ablassen müssen, während das deutsche Selbstbewußtsein an jeder Stelle, wo zweifelhafte jüdische Elemente sich im Geschäfts-, Berufs- und staatlichen Leben vordrängen wollen, wachsen muß. Beantworten die Juden ein solches Verhalten mit einem trotzigen: „Jetzt erst recht nicht!" und geben sie sich den Anschein, entweder mit uns als ihren Angeführten oder überhaupt nicht mit uns leben zu wollen, so kann das fernerhin auf uns keinen Eindruck mehr machen. Es kann uns weder reizen, noch schaden, denn wir brauchen weder Antislaven, noch Anticelten, noch Antisemiten zu werden, sobald wir uns entschlossen haben, Deutsche zu sein. Sind wir das in ausreichendem Maße geworden, so ist jeder Widerstand des Judenthums gegen die ansaugende Gewalt unserer Kultur, was er von Haus aus hätte sein müssen: nebensächlich.

Entbehrt dieser unterliegende Kampf einer Rasse nicht der Tragik, insofern es die besten Männer sind, die ihn am tiefsten fühlen und am schwersten unter den Angriffen gegen ihre minderwerthigen Stammesgenossen leiden, so sind es doch auch gerade diese wieder, die ihrem ererbten Volksthum innerlich am fremdesten gegenüberstehen. Sie brauchten nur zu wollen, und das Verhängniß, dem sie unterliegen, erscheint ihnen in dem Licht eines fruchtbaren, völkermischenden Prozesses, bei welchem — ebensowenig wie ein Atom der chemischen Welt verloren gehen kann, — auch kein geistiges Element verschwindet, sondern nur in einer höheren Entwickelungsform weiterwirkt. Die Mitarbeit an unserem so mächtig aufstrebenden und so aufgabenreichen Gemeinwesen, an sich schon ein Glück, ist ein doppeltes Glück für sie, die selber staatlos, ein solches Gemeinwesen, von fremden Händen ins Leben gerufen, von fremden Händen durch schwere Jahrhunderte vertheidigt und

erhalten, vorfanden, um fortan in ihm zu ernten. Fordert es nicht die Pflicht der Dankbarkeit, so sollte es die einfache Rücksicht auf die alte Wahrheit sein, die schon Sallust in seinem Catilina predigt, — daß die Staaten nur durch dieselben Kräfte erhalten werden, durch welche sie gegründet wurden, — was dem denkenden Theil des Judenthums ein willigeres Anschmiegen an die deutsche Kultur nahelegen müßte. Das ungestörte, mit auswärtigen Freundschaften liebäugelnde Sonderleben eines Volkes im Volke ist nur möglich, wo über die Interessen des eigenen Landes völlige Blindheit herrscht. Und diese Tage sind für Deutschland dahin.

Berlin, Oktober 1889.

Der Papierne und die Fremdwörter.

Von

Otto Schroeder.

Der Papierne*) gehört bekanntlich auch zu den Sprachreinigern; und er führt unter ihnen das große Wort. Er ist es, der ihnen einredet, Sprache ließe sich machen, die doch nur werden kann. Er unterscheidet ja nicht zwischen Gewordenem und Gemachtem, zwischen gewachsenen Blumen, von des kundigen Gärtners schonender Hand gezogen und veredelt, und solchen, die aus todtem Stoff ein flinker oder auch plumper Finger knetete. Nichts Lebendiges wird gemacht. Wir können jäten, pflanzen, wässern, kappen, pfropfen, kurz wir können das Werden einleiten, können ihm Maß und Richtung geben, wir können es auch verstümmeln und, bis zu einem Grade, auch vernichten; aber erzwingen können wir es nicht. Vollends das Werden der Sprache, also geistiges Leben, das pflanzt der Genius selber, des Volkes und derer, denen gegeben ward zu sagen, was sie leiden. Wir anderen können es erforschen, wir können den Gang, den es zurückgelegt hat, feststellen und beleuchten, wir können im besten Falle nachweisen, was diesen Gang gehemmt und gefördert hat, und mögen dann bescheidentlich darnach verfahren. Wir können uns auch lächerlich machen, wenn wir die Sprache der Schule oder gar unseres Konventikels verwechseln mit der Sprache des Lebens und nun verdammen und verpönen, was über unsern Horizont geht, oder wenn wir der Sprache oberflächlich einige Handgriffe abgucken und nun ein Gemisch von echtem und imitirtem Deutsch auf den Markt bringen: das alles können wir. Aber eine Frucht zeitigen, die nahrhaft und schmackhaft wäre, lebensfähig und lebenweckend, das können wir nicht ohne die allerinnigste Fühlung mit den Gesetzen des Keimens, Wachsens und Blühens, zum mindesten nicht ohne Vertrauen und Liebe zu dem Geiste, der aus

*) Vgl. Preuß. Jahrb. Band 57, Seite 2 und 6.

jenen Gesetzen spricht. Und Liebe läßt sich auch nicht machen; auch sie muß werden. Doch das alles ist metaphysisch gesprochen: Beispiele werden deutlicher reden.

Mitten im deutschen Text ein englisches Wort halb französisch gesprochen, das ist freilich nicht schön; indessen, jury ist doch an sich kein übles Wort. Wie aus armata, armée im Englischen army, so ward jury aus jurata, jurée, die Endung entschlossen gekürzt, das Ganze germanisch auf der Stammsilbe betont: so entwelscht der Engländer romanische Wörter. Was ist aber ein „Beurtheilungsgericht"? Daneben hat der scharfsinnige Synonymiker „Preisgericht". Hierdurch wird klar, daß es ihn verdrießt Jury durch Preisgericht zu ersetzen, wenn nicht grade handgreifliche Preise zu vergeben sind. Die Wörter, die einzelnen Wörter sollen, soviel an ihm ist, genau das — nicht mehr und nicht minder — augenfällig ausprägen, was er dabei denkt. Daher seine Vorliebe für umschreibende, breit erläuternde Composita, die aus einem fest in sich gefügten, wie eine stählerne Klinge treffsicher zu führenden Ausdruck ein ungefüges Aktenbündel machen.

Die Bibliothek, der Papierne sagt „Bücherei", mit einer, wie jedermann aus „Partie — Partei" ersehen kann, französischen Endung, also ungefähr so rein deutsch, wie „Bücherregal", oder wie „hausiren", oder wie das berlinische „schauderös" — also die Bibliothek, die bisher ihren Besuchern ein Journalzimmer darbot, macht daraus plötzlich ein Zeitschriftenlesezimmer. Liegt es hier nicht zu Tage, daß der Papierne hinter all diesen Verdeutschungen steckt? Der ehrliche Uebersetzer würde das Journalzimmer doch nur in ein Zeitschriftenzimmer verwandeln, ein frisches Herz vielleicht den Ausdruck wagen „Ich geh auf ein Stündchen in die Zeitschriften". Der Papierne nimmt die Gelegenheit der Verdeutschung wahr, um das öde Zimmer nach seinen öden Geschmack zu dekoriren: Zeitschriften-lese-zimmer.

Der glückliche Wurf einer glücklich gestimmten Stunde, das ernste Ringen eines ahnungsvollen Geistes, keck und keusch, so ist ein gedeihliches Werden, während die wohlfeile Mache beides an Uebermaß und an Halbheit krankt, frech und feige. Der Instinkt ist dahin, und die leicht fertige Unwissenheit behauptet das Feld. Bei der „Bücherei" entlehnte der große Sprachreiniger eine Endung, die zunächst füglich nur Lehnwörtern zukam, heute mit Vorliebe zu boshaften oder scherzhaften Bildungen verwandt wird, fast immer unedlen Tons. Man vergleiche nur Geschrei, Gerede, Gesang, ja Gesinge, Geschwätz, Geschreibsel mit den entsprechenden Bildungen auf ei, wie Schreierei. Die fremde Endung ist willkommen, aus Verbalsubstantiven, die den Träger

einer gewohnheitsmäßigen Thätigkeit bezeichnen, wie Schreier, neue Substantive zu gewinnen, die eben diese Thätigkeit als ein Gewerbe, eine Profession eigner Art nicht grade in günstigem Lichte darstellen. Zuweilen wird die Endung ei auch an Verbalstämme gefügt, aber wieder mit dem selben unangenehmen Beigeschmack: Künstelei, Grübelei, Liebelei. Wie verhält sich nun hierzu die „Bücherei"? Das neue Wort, das die französische und natürlich auch französisch betonte Endung dreist an einen harmlosen deutschen Plural hängt, könnte recht gut ein Symbol abgeben für die schlimmste Art „gesinnungsloser Sprachmengerei", hätte nicht der große Spötter noch ein grausameres erfunden: Fremdwörterei! Durch seine drei-, vier- und mehrtheiligen Zusammensetzungen aber, wie Zeitschriftenlesezimmer, arbeitet er mit an einer seltsamen Anglisirung der deutschen Sprache. Typisch für diese bandwurmartigen Bildungen sind unser Goethe-National-Museum und unsre Central-Turn-Lehrer-Bildungs-Anstalt.

Und das alles im Bunde mit den treuherzigen Verdeutschern! Aber er kennt seine Leute und weiß sie zu fangen. „Nicht auf die einzelnen Wörter kommt es an", so ruft er, wiederum sein selber spottend, „sondern auf die Schande, die durch die Unzahl der fremden Eindringlinge der deutschen Sprache und damit der nationalen Ehre zugefügt wird!" Man wird einen anderen Gegensatz erwartet haben, etwa: auf die ganze Wendung, den Zusammenhang komm es an, und ob das Einzelne sich zu einem erfreulichen Ganzen runde. Sein nationales Ehrgefühl hindert ihn ja nicht, nun doch wieder bloß sich mit den einzelnen Wörtern zu befassen, für das einzelne Fremdwort nach einem Ersatz zu suchen, den er dann mechanisch dafür eintreten läßt, ohne Rücksicht auf Klang und Fluß und Sinn der Rede. Wer mag denn zu thun haben mit der Leitung einer Zeitung, vollends mit der Schriftleitung, die eigens gemacht zu sein scheint, um an Gas- und Wasserleitung zu erinnern, also irrezuleiten. Und was sollen uns die papiernen Fahrgäste, die auf dem Bahnhof noch nach dem Bahnsteig fragen, vom Rechtsbahnsteig und Linksbahnsteig der allerjüngsten „Jetztzeit" zu schweigen, und am Wagen noch nach den Wagenabtheilungen, und nun sitzen sie und fahren mit ihren Fahrkarten, die sie für ihr Fahrgeld am Fahrkartenschalter, genauer: an der Fahrkartenverkaufsstelle gekauft haben: wahrlich eine trostlose Gesellschaft mit ihrer aufdringlichen, immerfort sich selbst erläuternden Deutlichkeit! Lassen wir uns vom Schaffner lieber einen Schlag öffnen, wo einfache Leute sitzen, Fischer und Holzfäller. Vielleicht ist einer darunter, der jene Dinge zum ersten Male sieht und benutzt und harmlos benennt. Da läßt sich vielleicht ein brauchbares

Wort erlauschen, oder auch lernen, wie Fremdwörter zu Lehnwörtern werden. Denn von Purismus ist der gemeine, der ungelehrte Mann weit entfernt. Dies, wie so manches andere, verbindet ihn mit denen, die noch etwas mehr wissen, als sie gelernt haben. Sie alle greifen zum fremden oder zum urdeutschen Wort, wie es ihnen ums Herz ist. Bewußte Scheidung zwischen ererbtem und entlehntem Sprachgut ist ja erst möglich auf Grund einer gewissen Sprachgelehrsamkeit, ist erst eine Frucht des papiernen Zeitalters. Diese Scheidung führte keineswegs sogleich zu Ausscheidungsversuchen. Vielmehr schwelgte der Papierne eine Zeit lang im wildesten Kauderwelsch und befliß sich gar, die fremden Wörter noch durch abweichende Lettern auch dem Auge kenntlich zu machen. Unsere Abneigung und allmählich auch Unfähigkeit, den neuen Lehnwörtern in Schrift und Aussprache einen kräftigen deutschen Stempel aufzudrücken, und schließlich der Purismus in allen Gestalten, das sind die traurigen, aber natürlichen Folgen jener unnatürlichen Lust: erst Orgien, dann Askese. Doch als nun der Papierne merkte, wie lustig es war, überall, namentlich bei großen Schriftstellern die Fremdwörter aufzuspießen, und daß es von neuem an ein Wörtermachen ging, da war er wieder oben auf, da ward der große Sprachpeiniger auch ein großer Sprachreiniger.

Es ist verständlich, daß hierbei der Freund des Augenscheins die älteren Lehnwörter, denen ihre Unebenbürtigkeit nicht an der Stirn geschrieben steht, zunächst noch verschont: Engel, Teufel, Kirche, Kreuz, Predigt, Kelch, Becher, Pilger, Straße, Platz, Schule, Karte, Mauer, Pforte, Ziegel, Tafel, Teller, Tisch, Keller, Küche, Butter, Käse, Rolle, Rund, Karren, Pferd, Maulthier und so weiter. Minder verständlich ist, wo er mit einem Male den sprachlichen Muth hernimmt, die neueren Zeugen fremder Kultureinflüsse durch lauter echte Söhne des Landes zu verdrängen. Vor Jahrhunderten, als die Sprache noch harmloser zugriff, wären Ersatzwörter vielleicht eher zu beschaffen gewesen, als heute, wo sie, unter seinem männermordenden Einfluß an der eignen wie der Hörer Kraft verzweifelnd, es meist nur zu kümmerlichen Umschreibungen bringt. Doch der Papierne weiß Rath. Er hat wohl gehört, daß kundige Männer auf den überquellenden Reichthum der alten Sprache hinwiesen, daraus vielleicht noch manches echte Gold zu gewinnen und wieder gangbar zu machen sei. Und nun greift er in die Wörterbücher und beginnt sie mächtig zu schlagen. „Aus diesem Gnadenschatz der Sprache“, so ruft er salbungsvoll, „kann manchem armen Sünder Ablaß gewährt werden“. Er giebt ein Beispiel: Unsre Altvordern sagten für Sauce salse; da haben wir, meint er, die echte deutsche Form, für

die man uns tückisch den welschen Wechselbalg untergeschoben hat. Die Wörterbücher pflegen nach den Anfangsbuchstaben oder nach den Stämmen oder den Wurzeln angeordnet zu sein und von Bau und Bildung der Wörter, namentlich den so wichtigen Endungen nur wenig zu melden. Aber daß es vom Stamme sal keine germanische Bildung giebt ohne angefügtes t, (engl. salt, deutsch: Salz) und daß salsa ganz und gar lateinischer Bildung ist (salsus, salsa, salsum), im Mittelalter neben salcia in Gebrauch, das konnt er, wenn er nur fleißig blätterte, schon aus den Wörterbüchern lernen. Wie viel unbequemer uns freilich heute das verschollene mittellateinische Lehnwort im Munde liegt, als das neuere französische, und daß selbst ein heute tausendmal gedrucktes Wort darum noch lange nicht dem Phrasenschatz der lebendigen Sprache würde einverleibt sein, das war aus den Wörterbüchern nicht zu erfahren. Aber wie thöricht von ihm, sich selber um sein schönstes Schlagwort zu bringen, die „pikante welsche Sauce, durch die wir, scham- und ehrvergessen, glauben unsere gute deutsche Sprache schmackhafter zu machen“. Wie sogar in dieser stark verbrauchten Wendung das Fremdwort einen mildernden Humor über die Haß und Verachtung athmenden Gedanken ausgießt, so hat es ein ander Mal etwas neckisches, kokettes, dann wieder einen bitterbösen, perfiden oder frivolen, cynischen oder brutalen Klang, mit den unheimischen Lauten unheimlich ins Ohr fallend, dann wieder, und das gilt für die große Mehrzahl unserer Fremdwörter, etwas zurückhaltendes, etwas diskretes oder indifferentes, dem gegenüber das deutsche Wort häufig einen zu starken Ton anschlüge, nach oben oder nach unten. Ja, wenn er hören könnte, was bei den Worten noch außer Vokalen und Konsonanten mitklingt! Das fühlt er wohl, es ist etwas geheimnißvolles, etwas verhüllendes um die Sprache der lebendigen Menschen; und wenn sie sich einmal herbeilassen, ihm Rechenschaft zu geben, was alles sie in diesen dunklen Lauten meinen, durch die sie einander so schnell verstehn, sie können ja kein Ende finden, die sonderbaren Schwärmer! er aber lacht, ein gellendes Lachen, bei dem niemand mitlachen mag. Doch dann faßt er sich plötzlich und legt sein Gesicht in staatsmännische Falten. „Die neuzeitliche Entwickelung unseres staatsbürgerlichen und volkswirthschaftlichen Lebens“, so spricht er in seinem neuzeitlichen Kauderwelsch, also „die neuzeitliche Entwickelung veranlaßt uns derselben in allen unseren unterrichtlichen und erziehlichen Einrichtungen Rechnung zu tragen, und muß namentlich die Gestaltung unseres Schriftthums eine volksverständlichere werden“. Und nun rührt er die patriotische Lärmtrommel und zieht mit seinen tobenden Scharen vor die Thüren der Machthaber, von ihnen eine Beglaubigung zu erwirken

für sein kaum gebraut, schon abgestandenes Deutsch, daran allerlei deutsch sein mag, nur nicht der Geist. —

Ein eigenthümliches Widerspiel der Verehrung des geschriebenen Worts bildet die Lautverehrung der Bayreuther. Wenn sie Wörter, wie „schaffen" und „schauen" auf der Zunge zergehen lassen: schauen —, schaffen —! oder wenn sie sich in Anklänge vertiefen, wie „Welt und Werk, Wehen, Wahn, Weh und Wonne, Wille, Welle, Wild und Wald", so geht ihren entzückten Sinnen eine geheime, so zu sagen überirdische Verwandtschaft auf, wobei der sinnig sinnliche Anklang wichtiger ist als die etwa sprachgeschichtlich erweisbare, wirkliche Zusammengehörigkeit und, was schlimmer ist, die postulirte, auf Grund halb oder ganz unrichtiger Etymologien ersonnene Bedeutung wichtiger, als die geschichtliche, unter wer weiß welchen Einflüssen gewordene. Man möchte den absoluten Werth der Laute und der Sprache bestimmen, während Laut und Worte doch gerade nur das werth sind, was sie für uns bedeuten, was wir, Sprecher und Hörer allzumal, dabei empfinden und denken. Ein besonderes Glück ist es, wenn eines Meisters reiche Hand durch feinfühlige Wahl diese Bedeutung auch sinnfällig zu machen weiß, und wenn ihm die ererbte Sprache dabei zu Statten kommt und der Hörer Empfänglichkeit dafür nach Möglichkeit gesteigert ist. Aber das alles hat doch seine Grenzen, nicht bloß in den besonderen Kulturverhältnissen einer Zeit, auch in der Natur der Sache. Wenn im Anfange des Tristan der junge Schiffer singt:

Wehe! wehe du Wind!
Weh! ach wehe, mein Kind!

so könnte man den Sprung vom Wehen auf das Weh naiv nennen, ginge nicht, um allen Zweifell an der Absichtlichkeit zu bannen, unmittelbar vorher:

Sinds deiner Seufzer Wehen,
Die mir die Segel blähen?

Ja, der Plural die Wehen, der doch einer kreißenden Mutter besser anstünde, als der seufzenden Maid, wäre wohl kaum gewählt worden, hätte nicht das folgende Wortspiel schon vorgeschwebt, und hätt es nicht durch den mystischen, einem unverdorbenen Geschmack schwer zugänglichen Doppelsinn dieser segelblähenden Wehen tiefbedeutsam sollen eingeleitet werden. Mystik ist, denk ich, ein sehr milder Ausdruck für diese ungesunde Sprachauffassung. Der Reflexlaut des körperlichen Schmerzes hat alle Wege nichts zu thun mit der Nachahmung des Windhauchs durch die labiale Spirans mit folgendem langem Vokal, so geistreich man auch Bezüge zwischen der Naturgeschichte des Seuf-

zers und der atmosphärischen Bewegungen suchen und finden mag. Der Anklang ist also nur zufällig und der angebliche Tiefsinn der Zusammenstellung beruht auf keinem anderen psychologischen Vorgang, als alle Wortspiele. Das unbewachte oder überreizte Gehör gleitet mechanisch von einem Klang auf den anderen, rein akustisch verwandten, nun besinnt es sich und ist froh, wenn sich der Zwischenfall zu einem Witze, sei es einem tändelnden oder grimmigen, einem dämonischen oder läppischen, nutzen läßt. Nur der Aberglaube sieht auch hier im Zufall göttliche Fügung, und als wär es Göttertrank, schwelgt er im Abgeschmackten.

So wandeln beide, der Sprachmystiker und der Papierne, in einer künstlichen Welt. Der eine ganz Auge, der andere ganz Ohr, der eine stets in Amtshaltung, der andere stets weihevoll, dort absolute Prosa, hier absolute Poesie, blutlos, wesenlos beide. Der Papierne ahnt nichts von dem Reichthum und dem Tiefsinn des wirklichen Lebens und glaubt es logisch erschöpfen zu können; der Mystiker, im chronischen Ueberschwang des Gefühls, flüchtet sich in eine uferlose Musik.

Eine Erneuerung deutschen Geistes und somit deutscher Sprache wird uns keiner bringen, weder der Papierne mit seinem fahlen, kalten Licht, noch der Mystiker mit seinem trüben, schwülen Dunkel. Fratzen mögen sie zeugen, aber keine Formen. Leidenschaftliche Versenkung in die Musik unsrer Sprache, ja wenn es so gemeint wäre, davon wäre wohl unserem zeitunglesenden Volk etwas zu gönnen, daß es sich herzlicher noch seiner großen Meister freute und selber, im alltäglichen Verkehr, wie in großen Stunden, tiefer noch in den ungenutzt verkümmernden Vorrath an heimischen Sprachmitteln griffe. Aber träumendes Verweilen hilft uns ebensowenig als vorwitzige Behendigkeit, die in Wahrheit beide müßig sind, beide nur an der Schale der Sprache haften: der Kern, von dem sie nichts oder doch nichts rechtes wissen, das ist der jedem frischeren Sinn vertraute Geist, so mit und bei den Worten ist.

Gustav Freytag über Kaiser Friedrich.

Von

Hans Delbrück.

Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone.
Erinnerungsblätter von Gustav Freytag. Leipzig, S. Hirzel.

Mit Beklommenheit habe ich dies Buch gelesen und mit Bitterkeit habe ich es endlich aus der Hand gelegt. Sagt man, es ist die Wahrheit, welche bitter schmeckt, so antworte ich: solchen Trank zu kredenzen, ist gut, es ist höchste, edelste Mannestugend, wo eine Nothwendigkeit, wo ein Zweck vorliegt. Hier sehe ich keine Nothwendigkeit und keinen Zweck. Welchem preußischen Könige, ja nur welchem hervorragenden Mann ist es geschehen, daß ein Jahr nach seinem Tode von Freundeshand der Welt ein Charakterbild übergeben wird, in dem mit einer wahren Erbarmungslosigkeit jeder Zug nach der Seite der Schwäche hin ausgemalt und ausgeführt ist? Selbst der goldige Schimmer der Liebenswürdigkeit und Herzensreinheit, in den das Ganze getaucht ist, muß diesen Eindruck nur verstärken. Daß ein großer Dichter und Schriftsteller mit diesem Bild ein Kunstwerk geschaffen, das Alle lesen und von dessen Eindruck sich das Gemüth des Volkes beherrschen lassen wird, verschärft immer von Neuem in uns das Gefühl des Bedauerns. So unsere Empfindung, wenn die Charakteristik Freytags richtig wäre. Sie ist aber nicht richtig. Ich würde mich desselben Fehlers schuldig machen, dessen ich den sonst so verehrten Mann anklagen muß, wenn ich auf die intimen Einzelheiten seiner Schilderung eingehen wollte, um dieses zu bestreiten, jenes zu bestätigen, anderes durch Ergänzung zu vervollständigen und dadurch erst in das rechte Licht zu rücken. Alle solche Intima lasse ich auf sich beruhen, um zwei Punkte herauszugreifen, die ihrer Natur nach der allgemeinen Geschichte angehören und bei denen ich außerdem glaube, nicht bloß Zeugniß gegen Zeugniß

setzen, sondern auch mein Zeugniß durch allgemeine Argumente von einleuchtender Kraft verstärken zu können.

Das Erste ist die Stellung des Kronprinzen zur deutschen Kaiserkrone, nach der Freytag das ganze Büchlein betitelt, obgleich es ja thatsächlich noch von vielem Anderen handelt.

„Aus dem fürstlichen Stolz, sagt Freytag, erwuchs in der Seele des Kronprinzen die Idee des deutschen Kaiserthums.“ Dazu führt er des Weiteren aus, wie erfüllt von der Hoheit seines Standes der Herr gewesen, daß er „hochfahrender war als andere seiner Standesgenossen, wo er Veranlassung hatte, sich an seine eigenen Ansprüche zu erinnern“, daß das Ziel seines Strebens war, sich und sein Haus durch die Kaiserwürde über die anderen fürstlichen Familien Deutschlands zu erheben. Mit diesem Adelsstolz Hand in Hand ging ein lebhafter Sinn für Ceremoniell, Gepränge, Festlichkeiten, „bei denen der Fürst sich als Mittelpunkt prächtig darstellt“.

Alle diese Züge sind als Einzelheiten richtig und das Ganze dennoch falsch. Rang und Gepränge waren dem Herrn wohl ernsthafte Sachen und viel mehr als bloße Dekoration, und die Kaiser-Idee hat hieraus gewiß einige Nahrung gesogen, aber ihre Wurzeln gingen doch viel tiefer. Der Kronprinz sah in der Kaiser-Idee die Verkörperung der nationalen Idee und weil er sich aus der preußisch-partikularistischen zu voll deutsch-nationaler Gesinnung emporgearbeitet hatte, deshalb wollte er für das nationale Werk auch die Krönung, die es allein als vollständig erscheinen lassen konnte, die Krönung mit der Kaiserkrone. Dachte so nicht die ganze öffentliche Meinung, so weit sie national, monarchisch und unreflektirt naiv war? Freytag sagt, daß viele Männer, ja die herrschende Meinung in Norddeutschland damals von dem Kaiserthum nichts habe wissen wollen. Ich bestreite das vollständig. Gegen das Kaiserthum waren außer den preußischen und sonstigen Partikularisten eine Anzahl Gelehrter, die auch einmal „Realpolitiker“ sein wollten, die, weil sie erkannt hatten, daß es mit dem „ganz-deutschen“ Enthusiasmus (nämlich mit Oesterreich) nicht gehe, nun Alles nüchtern und praktisch zurechtmachen wollten und Alles, was die Gefahr romantischer Begeisterung mit sich brachte, als alten unnützen Plunder abzuthun riethen. So entstand die realpolitisch sein sollende und durch und durch doktrinäre Idee eines „deutschen Königs“ oder gar „Herzogs“ als „Bundesfeldherrn“. Der alte „Kaiser“ war ja, wie man belehrt wurde, gar kein „deutscher“, sondern ein „römischer“ Kaiser gewesen. Was die Herren aber verkannten, war, daß ein solcher Titel, wie jedes historische Produkt im Lauf der Jahrhunderte seinen Charakter ändern

kann. War denn etwa das mittelalterliche Kaiserthum in Wirklichkeit das altrömische Cäsarenthum, dessen Namen es trug? Nein, es war trotz seines römischen Namens eine deutsche Institution geworden und lebte als solche im Bewußtsein des deutschen Volkes. In all seiner Hohlheit war es bis zuletzt die höchste Repräsentation des deutschen Namens und mit vollem Recht hat deshalb das deutsche Nationalbewußtsein von den Freiheitskriegen an sein glühendes Begehren nach neuer staatlicher Einheit eingekleidet in die Form, daß ihm wieder ein Kaiser werden möge. Es war der gesundeste natürliche Instinkt, daß das neu zu gründende Reich nicht als eine moderne Neubildung moderner Wünsche und Interessen erscheine, sondern als eine Fortbildung uralter Ueberlieferung. An nichts leidet das heutige Frankreich mehr, als daß es den Versuch gemacht hat, eine Jahrhunderte alte Staatsbildung vollständig zu zerstören, seine Vergangenheit hinter sich zu werfen und ein von Grund aus neues Wesen beginnen zu wollen. Zum nationalen Dasein gehört nicht blos die nationale Sprache und der nationale Staat, sondern auch die nationale Geschichte. Es ist unser Stolz und es ist ein Theil unsres Seins, daß die Sachsen-, Franken- und Staufen-Kaiser unsre Kaiser gewesen sind und noch heute ziehen wir mit Friedrich Barbarossa in die roncalischen Gefilde und ins heilige Land und stehen im Büßergewand mit Heinrich IV. vor den Thoren vor Canossa. Eine echte deutsche Gelehrtenschrulle war es daher, daß es ein einiges Deutschland geben könne ohne einen deutschen Kaiser. Verständlich und politisch richtig war die Abneigung gegen das Kaiserthum vom Standpunkt des altpreußischen Partikularismus, wie ihn König Wilhelm bis zum Jahre 1870 vertrat. Beides, dieser preußische Partikularismus und der nationale Enthusiasmus waren, wie das oft dargelegt worden ist, nothwendig, um das neue deutsche Reich zu begründen. Ich habe darüber in meinem Aufsatz über das Tagebuch Kaiser Friedrichs gesprochen. Völlig unfruchtbar aber war die Vorstellung eines aus nationaler Gesinnung emporgewachsenen und von nationaler Gesinnung getragenen neudeutschen Staats ohne die Anknüpfung an die Vergangenheit durch den Kaisertitel. Jedes nicht durch gelehrte Theorien auf Abwege geführte Gemüth mußte es damals so empfinden und hat es so empfunden. So hat es auch der Kronprinz empfunden. Ich weiß es aus eigner Kenntniß und aus dem Zeugniß der ihm Nächststehenden. Nur durch denselben Doctrinarismus, der ihm das Wesen des Kaiserthums überhaupt verschleiert hat, kann Freytag sich die Erkenntniß dieser so einfachen und und so natürlichen Wahrheit versperrt haben.

Wie Freytag hier dem Kronprinzen schweres Unrecht thut, indem

er sein idealstes Streben aus einem kleinlichen Motiv ableitet, so verschiebt er, gezwungen durch seinen falschen Ausgangspunkt, den ganzen weiteren Zusammenhang. Er nennt den Kronprinzen „den ersten Urheber und die treibende Kraft“ für das Kaiserthum. In welchem Licht müßte uns zukünftig unser Kaiserthum erscheinen, wenn wir ihm keinen tieferen Ursprung vindiciren dürften als fürstlichen Familienstolz? Was heißt überhaupt „erste Ursache“? Auch eine amtliche Denkschrift, welche bereits in Rheims dem König vorgelegt wurde, entwickelte aus der gesammten Lage die Nothwendigkeit, daß er „das Opfer bringen“ und den Kaisertitel annehmen müsse. Hatten aber die Deutschen nicht schon 1814 auf dem Wiener Congreß einen Kaiser verlangt? Freytags Ausdruck klingt so, als ob das Kaiserthum etwas von außen und willkürlich in die nationale Frage hineingetragenes gewesen wäre. Nicht darin bestand das Verdienst des Kronprinzen um die Neuerrichtung des Kaiserthums, daß er auf die einzelnen politischen Schritte einen Einfluß geübt oder gar, daß er dem Grafen Bismarck diesen Gedanken unter den Fuß gegeben, sondern darin, daß er, der Thronerbe Preußens seine ganze Persönlichkeit mit dem nationalen Gedanken erfüllt hatte und dadurch Zeugniß gab von einer so unwiderstehlichen alles überwältigenden Kraft dieses Gedankens, daß auch der vorsichtig tastende, praktische leitende Staatsmann sich ihm vertrauen und die Segel des Schiffs auf diesen Wind stellen konnte. Nicht, daß er das Kaiserthum schuf, ist der Ruhm des Kronprinzen, denn das konnte nur der Staatsmann, der die Geschäfte besorgte; auch nicht, daß er die erste Anregung dazu gab, denn die gaben damals Hunderte zugleich; sondern, daß er in seiner Eigenschaft als preußischer Kronprinz sich zum Repräsentanten der deutschen Idee machte. Einer der Herren, die den Kronprinzen als Adjutanten begleiteten, da er nach Süddeutschland reiste, um den Oberbefehl zu übernehmen, erzählte mir, wie auf jedem Bahnhof die Bevölkerung mit dem Bürgermeister an der Spitze, dastand und die Ansprachen und Hochrufe sich wiederholten und kein Ende nehmen wollten, da habe zuerst auf dem Bahnhof zu Ingolstadt sich in das Hochrufen auf den Kronprinzen der Ruf gemischt: es lebe der deutsche Kaiser. Was war auch den Ingolstädtern der preußische Kronprinz? Der Herr selbst hatte es nicht gehört, aber als es nachher in den Bericht aufgenommen werden sollte, da fragte er mit der ungläubigen Miene Jemandes, dem doch das „Nein“ eine Herzkränkung sein würde: Hast Du es auch wirklich gehört? Der Ruf wurde vorsichtiger Weise in dem Bericht wieder gestrichen, hier aber stehe er als ein historisches Beispiel, wo wirklich die „erste Anregung“ zum Kaiserthum zu suchen ist.

Freytags pseudo-realpolitische Unterschätzung des Kaisertitels giebt auch den Ton an für die an die Spitze gestellte Schilderung von des Kronprinzen Vorliebe für Rang, Ceremonien, Wappen, Titel, Orden, Gepränge. Es ist nicht richtig, daß alle diese Dinge so werthlos sind. Von je hat zu Herrschaft und Größe auch Repräsentation gehört. Das Volk verlangt sie und vermißt sie oft schmerzlich, wo sie nicht geboten wird. Niemand wußte das besser, als der bis zum Cynismus realpolitische Staatsmann, Napoleon I., der in Sandalen, Cäsarenkostüm und Bienenmantel auf das Marsfeld hinauszog sich dem Volke zu zeigen. Bei allem Eifer, den der Kronprinz solchen Dingen widmen konnte, ironisirte er doch auch selbst wieder darüber, ein Beweis, daß seine Werthschätzung ihre Grenzen hatte. Wenn Freytag sagt, er hatte die „herkömmliche fürstliche Auffassung von Rang und Stand", so möchte ich diesen Satz sehr einschränken. Er hatte eine sehr, eine überaus hohe Meinung vom Fürstenstande, aber durchaus nicht die „herkömmliche". Zu dieser „herkömmlichen" gehört auch eine scharfe Unterscheidung zwischen dem niederen Adel und dem Bürgerthum, und zwar eine Unterscheidung, welche nicht bloß äußerlich ist, sondern sich auf den Werth der Person erstreckt. Von solcher Unterscheidung wußte Kaiser Friedrich nichts; hier war er der philosophische Humanist des neunzehnten Jahrhunderts. Was er in den Titeln und Stammbäumen schützte und pflegte, war das rein Aeußerliche, wenn das Wort „Dekoration" zu gering klingt, der Schmuck.

Der zweite Punkt, den ich glaube behandeln zu dürfen, ist Freytags Urtheil über den Kronprinzen als Feldherrn. „Wer sagen wollte, er ist zum berühmten Feldherrn geworden, ohne daß er ein tüchtiger Soldat war, der würde dem geliebten Todten kein Unrecht thun", heißt es. Lautete der Ausdruck, „zum tüchtigen Feldherrn geworden ohne ein tüchtiger Soldat gewesen zu sein" — so würde sich darüber reden lassen. Man würde dann den Ausdruck „tüchtiger Soldat" in sehr engem Sinne fassen, beinah wie „Commiß-Soldat", oder etwas höher in dem Sinne, wie öfter Officiere, denen sonst geistige Begabung fehlt, doch als Truppenausbildner gerühmt werden. Niemand könnte etwas darin finden, wenn in diesem Sinne dem Kaiser Friedrich der „tüchtige Soldat" abgesprochen würde. Die Ergänzung dazu aber, die Freytag giebt, ist nicht ein „tüchtiger", nicht einmal ein „erfolgreicher", sondern nur ein „berühmter" Feldherr, also ein Epitheton, das auch nicht den leisesten Schatten persönlichen Verdienstes einschließt. Der umschreibende Satz, der vorhergeht, lautet „im Kriege führte er die militärischen Aufgaben eines Feldherrn nur deshalb vortrefflich durch, weil er seinem

Generalstabschef durchaus vertraute, und die fürstliche Schaustellung, sowie die Verantwortung sehr bereitwillig auf sich nahm". Nach Freytags Meinung sollen die beiden Sätze mit einander übereinstimmen: in Wirklichkeit hebt der eine den andern auf. Freytag hat offenbar keine Vorstellung davon, was es heißt in der Kriegführung die Verantwortung auf sich zu nehmen. Das volle Gewicht dieses Satzes zu empfinden, ist auch nicht ganz leicht, ohne eingehendes Studium kaum zu erringen. Beweis: daß noch heute die populären Schriftsteller nicht im Stande sind, richtige Formulirungen für das Verhältniß Blüchers und Gneisenau's zu finden; selbst Bernhardi hat darin noch sehr fehlgegriffen. Immer wieder taucht die alte Formel auf: sie ergänzten einander; wie ich einmal in der Aufzeichnung eines Adjutanten gefunden habe: sie ergänzten einander, wie ein roher Edelstein und ein geschliffener. Worin ergänzt denn der rohe Edelstein den geschliffenen? Der alte Soldat, der das schrieb, hatte das Richtige, was er erlebt hatte, nicht auszudrücken vermocht und verfiel so in das mißglückte Gleichniß. In nichts, in durchaus nichts bedurfte Gneisenau der Ergänzung durch Blücher; sogar wenn einmal die Noth auf's Höchste stieg, so war es nicht Blücher, der Gneisenau aufrecht erhielt und tröstete, sondern Gneisenau Blücher. Dennoch und mit Recht ist Blücher der Feldmarschall der Preußen in den Freiheitskriegen, nur weil er die Verantwortung trug und auf sich nahm. Die Kühnheit, der Muth des Entschlusses, die Verantwortung bilden eben den eigentlichen Kern des kriegerischen Genius. Kaum können zwei Personen einander unähnlicher sein als das etwas unsaubere geniale Naturkind Blücher und der feingebildete, Alles dessen, was man genial zu nennen pflegt, gewiß durchaus entbehrende Kronprinz. Dort Alles sorgloses Selbstvertrauen, hier Impressionabilität und ängstliche Sorge, pflichtmäßig Alles zu erwägen und allen Umständen gerecht zu werden. Blücher war im Stande, als er das Heer bei Möckern zur Schlacht führte, zwischendurch einmal einen aufspringenden Hasen zu hetzen: Gneisenau machte ja derweilen die Sache und auch wenn er einen Fehler machte, der Alte getraute sich, es doch durchzufechten. Der Kronprinz hatte durchaus nichts von dieser natürlichen Verwogenheit und Sicherheit; er hatte von Natur sogar das Gegentheil. Aber er hatte sich die Erkenntniß erworben, daß im Kriege Muth, Entschlossenheit und Festigkeit die entscheidenden Tugenden seien. Er erkannte und empfand das militärische Ingenium seines Generalstabschefs und ermöglichte, indem er ihm nunmehr voll vertraute, ein Zusammenwirken, welches mit dem zwischen Blücher und Gneisenau trotz der höchsten persönlichen Verschiedenheit, in diesem einen Punkte in der

That eine gewisse Aehnlichkeit hat. Freytags Satz „er nahm sehr bereitwillig die Verantwortung auf sich", spricht ein sehr großes Wort sehr gelassen, viel zu gelassen aus. Durchaus nicht jedem prinzlichen Heerführer läßt es sich nachrühmen. Die Einschränkung, die bezüglich des Vergleichs mit Blücher und Gneisenau noch zu machen ist, liegt hauptsächlich darin, daß Situationen und Entschlüsse von so ungeheurer Gefahr, wie in den Freiheitskriegen, in den Kriegen von 1866 und 1870, überhaupt nicht vorhanden und zu fassen waren, namentlich die Probe der großen Niederlagen ist unserer Generation erspart geblieben. Es ist unnöthig zu grübeln, was, gesetzt diesen oder jenen Fall, vielleicht gekommen sein würde. Sicher aber ist und durch die Erzählungen der Nächstbetheiligten bezeugt, daß der Kronprinz sich den gefährlichen und drangvollen Momenten, die thatsächlich an ihn herangetreten sind, gewachsen gezeigt hat. Ich darf erinnern an die Scene aus der Schlacht bei Wörth, die ich in meine „Persönlichen Erinnerungen" eingeflochten habe, wie der Kronprinz die Bayern ins Gefecht schickte. Das war nicht der Generalstabschef, das konnte auch kein Generalstabschef. Das konnte nur der Feldherr selbst. Gewiß war es mit dem Rath des Generalstabschefs, daß, als das Oberkommando um 1 Uhr auf dem Schlachtfeld erschien, das unabsichtlich eingeleitete Gefecht als Schlacht durchgefochten wurde. Aber der Entschluß und die Haltung, die er dabei bewahrte, und die Wirkung, die von dieser Haltung auf die ganze Armee ausstrahlte, ist nicht bloß „fürstliche Schaustellung", sondern eine wirkliche und echte, ruhmwürdige, kriegerische That des Kronprinzen selbst.

Die größte Gefahr, in der in diesen neuesten Kriegen die preußische Armee geschwebt hat, war am Morgen des zweiten Tages des Einmarsches in Böhmen (28. Juni). Das I. Armeecorps war bei Trautenau geschlagen und wieder über das Gebirge zurückgegangen. Das Gardecorps steckte noch in den Pässen und mit einer einfachen Wendung hätte Gablenz, der eben bei Trautenau gesiegt, ihm den Austritt versperren können. Steinmetz, mit dem V. Corps (verstärkt durch eine Brigade des VI.) stand hart vor einem mehr als doppelt (35000 gegen 80000) überlegenen Feinde. Hätte der Feldzeugmeister Benedek, der selbst zur Stelle war, eine Ahnung gehabt von der Situation bei den Preußen, so hätte er einen glänzenden Sieg erfechten, die Steinmetz'schen Truppen vielleicht völlig zertrümmern können. Aber er suchte seinen Sieg an einer andern Stelle und in dem Augenblick erraffte Steinmetz seinen glänzenden Triumph bei Skalitz und die Garde brach hervor aus den Gebirgspässen bei Soor. Auch auf preußischer Seite

wußte man naturgemäß nicht, in wie großer Gefahr man thatsächlich schwebte, aber der heutige Betrachter möge sich nur einmal hineinversetzen in die Lage, täglich von der Möglichkeit solcher Gefahren umringt zu sein um eine Empfindung davon zu erhalten, was es heißt dabei Ruhe und Sicherheit zu bewahren. In den „Militärischen Briefen" des Prinzen Hohenlohe findet sich (Bd. 2 S. 141) eine Schilderung, die sich nur auf den Kronprinzen an diesem Morgen beziehen kann und hier als Illustration eingeschoben werden möge.

„In einem der Feldzüge, erzählt Hohenlohe, meldete ich mein Eintreffen meinem Ober-Commandirenden, der auf einer Höhe hielt. Man sah und hörte rechts und links von uns in der Entfernung von mehr als einer Meile heftiges Gefecht. „Ich bin persönlich in einer verzweifelten Lage", sagte der Feldherr. „Rechts schlägt sich eins meiner Armee-Corps, links ein anderes. Der heutige Tag ist entscheidend für die Armee und ich bin verurtheilt, hier nichts zu thun, als eine Pfeife nach der andern zu rauchen, denn ich habe angegeben, daß Meldungen mich auch auf dieser Höhe treffen, und wenn ich sie verlasse, bringe ich Konfusion in die ganze Armeeführung."

Diese Schilderung kann man sich aus dem Generalstabswerk und aus dem jetzt ja gedruckt vorliegenden „Tagebuch" ergänzen. Steinmetz, der die große Uebermacht vor sich sah, hatte um Unterstützung gebeten und eine Gardedivision war ihm zugesagt. Da kam die Nachricht, daß Bonin bei Trautenau zurückgegangen sei; man bedurfte nunmehr des gesammten Gardecorps nach dieser Seite. Steinmetz scheute sich trotzdem nicht, seinen Gegner anzupacken, aber, schreibt der Kronprinz, natürlich war ich in Sorgen, da ich mir sagte, daß er nicht ohne dringendste Noth um mehr Truppen gebeten haben könnte. „Gegen 2 Uhr erhob sich eine ungeheure Staubwand, die in der Richtung auf Nachod sich bewegte, so daß wir eine Zeitlang sicher glaubten, das V. Armeecorps sei zu einer Rückwärtsbewegung genöthigt worden."

Es war nicht so. Der Entschluß trotz des Echecs von Trautenau die einmal ergriffene strategische Aufgabe standhaft durchzuführen, hatte sich bereits mit dem Siegeslorbeer belohnt. Wer sich aber einmal lebendig in eine solche Schlachtscene hineinversetzt, wird auch empfinden, daß die Charakterisirung Freytags dem Kronprinzen durchaus nicht gerecht geworden ist. Sie ist entsprungen nicht der unmittelbaren Anschauung des Dichters und Menschenkenners Freytag im Hauptquartier, sondern einer unzulänglichen Einsicht in das Wesen der Kriegführung. Daß Freytag bei seiner Darstellung sich eines erfahrenen militärischen Beiraths nicht bedient hat, erhellt auch aus der durchaus falschen, ja

nach dem Erscheinen des Generalstabswerks unglaublich falschen Charakteristik der Schlachten Bazaines bei Metz.

Es ließe sich noch manches sagen über die Art wie der Kronprinz bei all seiner Liebenswürdigkeit und Weichheit, die militärische Autorität aufrecht zu erhalten wußte; wie er einmal einen kommandirenden General, der ehedem sein eigener Vorgesetzter gewesen war, so empfing, daß dieser verlangte vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden; welche keineswegs bloß vorübergehende Bedeutung „der holde Rausch fremder Poesie" die Persönlichkeit des Kronprinzen für die Vermählung mit den Süddeutschen hatte; wie der prächtige alte Kriegsmann, der schon unter Napoleon gefochten, der General von Hartmann, als der Kronprinz die ersten eisernen Kreuze an die Bayern vertheilte, mit Thränen in die Worte ausbrach, „für einen solchen Herrn läßt man sich gern todtschießen" — aber für diesmal zur Kritik der Freytag'schen Charakteristik mag es genug sein. Ich denke es ist schon ein ganz anderer Kaiser Friedrich der erscheint, auch wenn man nichts thäte, als die eben entwickelten Züge der Freytag'schen Skizze hinzufügen.

Politische Correspondenz.

Die deutschen Parteien in Oesterreich.

Wien, September 1889.

Seit in diesen Blättern „der Nationalitätenhader in Oesterreich" (Bd. LXII Heft 2) besprochen wurde, haben sich die Verhältnisse im Wesentlichen nicht geändert. Die Haltung der deutschen Opposition in der letzten Reichsrathssession kann kaum auf irgendwelche Bedeutung Anspruch machen, die üblichen Budgetreden bewegten sich in den schon sehr ausgefahrenen Geleisen von Anklagen gegen die Regierung wegen der Zugeständnisse, welche dieselbe den einflußreichsten Fractionen der Majorität gemacht hat. Einer Auseinandersetzung darüber, wie das Ministerium Taaffe ohne Majorität regieren könne oder wie es die Deutschen in die Majorität zu versetzen vermöchte, ist man nicht begegnet. Die „Staatsmänner" der vereinigten deutschen Linken, die Plener, Sueß, Weitlof, Scharschmid und Genossen lassen zwar errathen, daß sie die geeigneten Persönlichkeiten wären, um die den Deutschen gebührende Führung in der westlichen Reichshälfte zu übernehmen, auf welche Weise sie aber diese Führung verfassungmäßig ermöglichen würden, wie sie ihre Majorität im Reichsrathe herzustellen vermöchten, darüber haben sie bis jetzt noch immer standhaftes Schweigen beobachtet. Die Deutschen in Böhmen haben es abgelehnt, in neuerliche Unterhandlungen wegen ihres Eintrittes in den böhmischen Landtag einzugehen, sie haben aber in den jüngsten Wahlen für denselben bewiesen, daß ihre Kraft vollkommen ungebrochen ist, daß das gesammte deutschböhmische Volk treu zu seinen Abgeordneten hält, auch wenn dieselben noch fernerhin die Ausübung ihrer Mandate verweigern. Die Parteidisziplin läßt nichts zu wünschen übrig, es fragt sich nur, ob mit der Bethätigung derselben der Sache der Deutschen in Böhmen und in Oesterreich im Allgemeinen genützt wird. Auf parlamentarischem Wege gewiß nicht. Der böhmische Landtag functionirt anstandslos, auf den Reichsrath ist die Abstinenz der Deutschböhmen ohne Einfluß geblieben, die Gesetzgebungs- und Verwaltungsmaschine hat keine Stockungen erfahren. Man rechnet also auf außerparlamentarische Wirkungen, namentlich darauf, daß durch die Initiative der Krone die Herrschaft der Deutschen, welche sich diese entringen ließen, wieder hergestellt werde. Der Gedankengang aller Oppositionsreden in und außerhalb der Vertretungskörper läßt sich immer auf folgende

Axiome zurückführen: Oesterreich kann nur dann bestehen, wenn es von der deutschliberalen Partei regiert wird; dieser die dazu nöthige Macht zu schaffen, ist daher Selbsterhaltungspflicht der Dynastie, die sich anderseits den größten Gefahren aussetzt. Wie die Dynastie aus einer Minorität eine Majorität machen solle, das ist ihre Sache. Sie darf weder die Feudalen, noch die Klerikalen, noch die Slawisch-Nationalen befriedigen, sie darf den Liberalen nicht zumuthen, daß sie mit einer oder der anderen dieser Richtungen ein Einvernehmen suchen, denn der Liberalismus kann sich nichts vergeben; aber sie muß es mit List und Gewalt dahin bringen, daß ein Ministerium Piener-Chlumecky sich zu erhalten vermöge. Dieselbe Partei, deren Mitglieder im Handel mit Konzessionen die größte Gewandtheit an den Tag gelegt haben und zu den Finanzmächten in innigster Beziehung stehen, hat noch niemals den Versuch gemacht, sich der Regierung gegenüber auf den Standpunkt klarer Rechnung' zu stellen, ihr zu bieten, um von ihr nehmen zu können. Sie erwartet noch immer mit Zuversicht den Augenblick, in dem sie Alles nehmen kann, ohne das Geringste zu bieten. Dem Volke wird dieser platonische Heroismus als Charakterstärke und politische Tugend angepriesen.

Die Deutschnationalen mit und ohne antisemitische Tendenzen haben ein gemeinsames Merkmal: sie sehen es nicht als ein nationales Interesse der Deutschen an, auf die österreichische Regierung Einfluß zu nehmen oder ihr anzugehören. Sie haben ihre stille Freude an den Träumen von einer Zukunftspolitik, welche mit dem gegenwärtigen Verhältnisse zwischen dem deutschen Reiche und Oesterreich-Ungarn im grellsten Widerspruche steht. Dabei sind nur die wenigsten so konsequent, das deutsch-österreichische Bündniß für einen Fehler Bismarcks zu erklären und von diesem zu verlangen, er solle sich mit Rußland ins Einvernehmen setzen und dann die Regulirung der Karte der Donauländer vornehmen, die meisten schwärmen im Gegentheil für das Bündniß, ohne jedoch die Empfindung zu haben, daß dieses den Deutschösterreichern die Verpflichtung auferlegt, sich mit aller Macht für die möglichste Kräftigung der österreichisch-ungarischen Monarchie einzusetzen und jene Regierung zu unterstützen, welche eine Mäßigung der nationalen Gegensätze innerhalb der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder anstrebt. Das Verlangen nach nationaler Erziehung, auf welches sich viele beschränken, hat gewiß seine Berechtigung; es kann aber unmöglich das Programm einer politischen Partei ausfüllen. Jede Erziehung muß praktische Ziele verfolgen, sie muß dem zu Erziehenden sagen, was er mit den erworbenen Eigenschaften anzustreben hat, und mit welchen Mitteln er dasselbe erreichen kann. Ein selbstgefälliges Anpreisen der eigenen Vorzüge kann unmöglich als nationale That gelten. Es soll nicht geläugnet werden, daß in der begeisterten Pflege „germanischer" Erinnerungen ein idealer Zug liegt, welcher dem deutschen Wesen entspricht; aber man sollte doch nicht den Wahn nähren, als ob die Feier der Siege der Kimbern und Teutonen oder die Gründung einer neuen Gralsritterschaft die Lage der Deutschen in Oesterreich verbessern werde.

Die Beziehung der Deutschnationalen zum Antisemitismus beruht gewiß auf einer gesunden Grundlage. Daß der Deutsche in Oesterreich eines besonderen Schutzes gegen Uebervortheilung und Zurückdrängung durch die Juden bedarf, wird jeder zugeben müssen, der seine Ansichten auf ein ernstes Studium des Volkscharakters begründet. Es fällt aber noch außerdem ins Gewicht, daß der verkommene Liberalismus, der die Partei der vereinigten Linken kennzeichnet, im Judenthum seine beste Stütze findet und in der jüdischen Presse seine Macht rücksichtslos ausübt. Der Kampf gegen diesen Liberalismus ist aber die erste und nothwendigste Aufgabe jeder Partei, welche die gesammte Kraft des deutschen Volkes in Oesterreich vereinigen, sich also auf wirklich nationalen Boden stellen will. Dazu gehört die Herstellung des Einvernehmens mit dem grundbesitzenden Theile der Bevölkerung, die Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse des Bauernstandes, Schonung seiner Anhänglichkeit an den Klerus, soweit sich dies irgend mit den Staatsinteressen in Einklang bringen läßt. Die liberale Doktrin und die jüdische Praxis verweigert dem Bauer die Anerkennung des Rechtes, über das, was ihm frommt und gefällt, seine eigene Meinung zu haben; die erstere hält es für wichtiger, ihre Grundsätze zu wahren, als die Einheit unter den Volksgenossen herzustellen, die letztere nimmt an der Erhaltung eines lebenskräftigen Bauernstandes gewiß den allergeringsten Antheil, ihre Bestrebungen sind ganz entgegengesetzter Art, sie gehen dahin, den Bauern zum modernen Hörigen des Kapitals zu machen. Es ist daher klar, daß deutschnationale Gesinnung und Judenfreundschaft in Oesterreich unvereinbar sind; aber es ist ebenso einleuchtend, daß die gemeine Judenhetze, wie sie in den Wiener Vorstädten betrieben wird, zur Befestigung des Ansehens der Deutschen nicht beitragen kann.

Es ist daher heute schon eine Verschiebung der Parteiverhältnisse zu bemerken, welche eine Klärung und darauffolgende Neuorganisirung erwarten läßt. Die Macht des Herrn Schönerer ist sichtlich im Schwinden begriffen. Er hat sich um die Verbreitung deutschnationaler Gesinnung gewiß Verdienste erworben, aber sie werden von den Fehlern, die er sich zu Schulden kommen ließ, weit überwogen. Die antidynastische Strömung, in welche namentlich die Jugend gedrängt wurde, hängt mit seinem Auftreten unstreitig zusammen. Es kann aber kaum etwas dem deutschen Interesse in Oesterreich Abträglicheres geben, als die versteckte und hämische Befehdung einer Dynastie, welche den heißesten Wunsch der Deutschösterreicher erfüllt, indem sie die tausendjährige Verbindung zwischen ihrem Staate und dem deutschen Reiche in eine neue, den geänderten Verhältnissen entsprechende Form bringt. Was bedeuten die kleinen Nergeleien wegen der tschechischen oder slowenischen Amtssprache in slawischen Bezirken gegenüber der Thatsache, daß das gesammte Gebiet des alten römischen Reiches deutscher Nation sammt Ungarn und dessen Nebenländern heute einig und geschlossen gegen Außen auftritt und daß seine Beherrscher vor aller Welt erklären, daß sie als treue Kameraden mit gezücktem Schwerte über dem Wohle und der Sicherheit ihrer Völker wachen wollen! Den Widerspruch, der

darin liegt, das Bündniß mit dem deutschen Reiche zu verlangen, und sich schroff ablehnend gegen den Monarchen zu verhalten, ohne dessen eigenen freien Entschluß dieselbe nie möglich geworden wäre, den vermag Herr Schönerer nicht zu begreifen, seit dem unglücklichen Ausgange seines Prozesses am allerwenigsten. Die Adoration des Märtyrers auf Schloß Rosenau, dessen Persönlichkeit nach der Meinung seiner Anhänger von dem Schicksale des deutschen Volkes untrennbar ist, findet jedoch wenig Anklang. In Wien wendet sich der Mob neuen Göttern zu — vor Allem Herrn Dr. Lueger, dessen eigentliche Herzensneigung noch Niemand erforscht hat, der aber unstreitig für alle anderen Nationen des großen Oesterreich mehr Interesse besitzt, als für seine eigene. Die ehrlichen Deutschnationalen fühlen sich daher in ihren verschiedenen Gruppen sehr vereinsamt und harren der Erlösung aus erzwungener Unthätigkeit zu einer frischen, fröhlichen That. Daß es zu derselben kommen wird, ist nicht ganz ausgeschlossen, ob noch vor den Reichsrathswahlen von 1891, kann heute nicht beurtheilt werden. Die Wendung der Dinge in Böhmen, die durch die Ernennung des Grafen Franz Thun zum Statthalter dieses Königreiches glücklich angebahnt scheint, wird auf die neue Parteigliederung nicht ohne Einfluß bleiben. Es soll dort augenscheinlich der Versuch gemacht werden, die konservativen Elemente beider Nationen zu verbinden, um der Regierung eine Stütze für die Ausgleichsaktion zu gewähren. Es wird sich erweisen, ob die Deutschen die Vortheile der durch die letzten Landtagswahlen geschaffenen Situation zu erfassen und auszunützen verstehen. —

Wien, 15. Oktober.

Die Deutschen in Böhmen haben ihre Theilnahme an den projektirten Ausgleichsverhandlungen abgelehnt. Sie haben sich von Herrn v. Plener überzeugen lassen, es müsse vorher die Gefahr einer böhmischen Königskrönung beseitigt sein, ehe sie sich herbeilassen könnten, Konferenzen zu beschicken, in welchen ihnen der Weg zum Wiedereintritt in den Landtag geebnet werden sollte. Von der Regierung hat man eine Erklärung über ihre Stellung zur Krönungsfrage verlangt, statt daß man selbst offen und bestimmt die Bedingungen auseinandergesetzt hätte, unter welchen die Deutschen sich an der Krönung des Königs von Böhmen betheiligen könnten. Die Deutschen durften dies um so eher thun, als das historische Recht und die Gepflogenheit jene Auffassung des Krönungsaktes, welche ihnen für ihre Interessen und ihre Stellung im Reiche zulässig erscheinen kann, unterstützt und begründet. Das vielberufene böhmische Staatsrecht enthält ja thatsächlich gar keine Bestimmung, welche den Deutschen irgend gefährlich werden könnte. Seit Ferdinand II. und dessen „verneuerter Landesordnung“ vom 10. Mai 1627 hat Böhmen im habsburgischen Staatengebiete keine staatsrechtlichen Vorzüge vor den übrigen Erbländern genossen, die Verbindung mit Mähren und Schlesien war längst gelöst, sie beschränkte sich auf die Anwesenheit ständischer Deputationen bei der Krönung in Prag. Was die Jungtschechen in ihrer Adresse von der Selbst-

verwaltung und Autonomie des Königsreichs vorbringen, welche durch den Krönungseid der früheren Monarchen gewährleistet worden sein soll, ist eitel Faselei. Julius Greger hat dies vor nicht allzulanger Zeit selbst in drastischen Ausdrücken anerkannt. Die Deutschen hätten leichtes Spiel, wenn sie in öffentliche Verhandlungen über die angeblichen Privilegien der Wenzelskrone eintreten würden, sie könnten die Hinfälligkeit der darauf beruhenden Ansprüche und die Unvereinbarkeit der Luxemburgischen Einrichtungen mit den von den Habsburgern durchgeführten Verfassungsänderungen auf das Schlagendste nachweisen. Die Regierung, welche mit abenteuerlichen Staatskonstruktionen, wie sie in den Fundamentalartikeln bereits versucht worden sind, nichts zu thun haben will, da sie sehr gut weiß, daß sie damit bei der Krone gründlich abfallen würde, wäre jedoch sehr gerne bereit, sich auf die Aeußerungen der Deutschen zu stützen, wenn sich dieselben nicht ausschließließlich in formellen Negationen bewegen würden. Sie hat ja schon wiederholt Versuche gemacht, in den Deutschen ein Gegenwicht gegen die anmaßenden und ihr selbst sehr unbequemen Forderungen des Slawen zu erlangen, sie wurde aber jedesmal mit Hohn abgewiesen. Die Liberalen, welche heute noch die Führung der Deutschen in Oesterreich innehaben, wollen und erwarten die restitutio in integrum, nur in diesem Falle glauben sie ihre Rechnung finden zu können, bescheidene Erfolge auf begrenzten Gebieten und in einzelnen Fällen verstehen sie nicht zu schätzen.

Der Doctrinarismus bindet die besten Kräfte der Deutschösterreicher auf dem Felde der Politik. Selbst aufrichtige Nationale können sich von den Schlagworten des Liberalismus nicht befreien, sie hängen mit einer rührenden Treue an der „Verfassung", auf deren Boden sie von den Gegnern geschlagen und aus allen Positionen gedrängt worden sind, sie erwarten Hilfe und Besserung von der „Einigkeit", ohne sich darüber Aufklärung zu geben, worüber die verschiedenen Fractionen der sogenannten Opposition einig sein könnten und sollten. Freiherr Armond von Dumreicher, einer der begabtesten unter den deutschen Abgeordneten, hat in einer vor der Klagenfurter Handelskammer am 7. Oktober gehaltenen Rede alle Widersprüche in das hellste Licht gesetzt, an welchen die Politik der vereinigten Linken leidet. Er stellt den nationalen Kampf als die wichtigste Pflicht der Deutschen in Oesterreich dar, findet es aber gerechtfertigt, daß er einer parlamentarischen Vereinigung angehört, welche die Erhaltung der Verfassung und der sogenannten Staatsgedanken in die erste Linie stellt und von nationalen Forderungen nur in ganz verschämter Form Erwähnung thut, er bekennt sich zu der Ueberzeugung, „daß man im Kampfe für sein Volksthum sein doctrinäres Gepäck erleichtern muß", will aber auch von dem Betreten praktisch-politischer Pfade nichts wissen, spricht gegen die freiwillige Einengung der deutschen Ansprüche, gegen eine föderative Abgrenzung der nationalen Machtsphären, erwartet von einem Beamtenministerium geringe Besserung der bestehenden Verhältnisse und gesteht schließlich, daß er sich selbst von einer nochmaligen Regierung seiner eigenen Parteifreunde keinen dauernden Vortheil für die Deutschen versprechen könne. In jeder Abweichung

von der „Staatsauffassung“ seiner Partei erblickt er Verrath, in der antisemitischen Bewegung eine Thorheit, „durch welche das zerfahrene Volk wehrlos seinen Todfeinden ins Netz gejagt wird“, so daß sich gegen dieselbe alle zusammenschließen müßten, die es treu und ehrlich mit dem deutschen Volke in Oesterreich meinen. Schließlich empfiehlt er sämmtlichen deutschen Wählerschaften, sie mögen „einig im Wollen, maßvoll im Bezwecken, kalt im Hoffen und frei von Furcht sein“, nachdem er ihnen weder gesagt hatte, was sie wollen und was sie bezwecken sollen, noch was sie allenfalls hoffen könnten, dagegen übereifrig in der Aufzählung alles dessen gewesen war, was sie zu fürchten hätten.

Solche Redewendungen aber klingen großartig, werden beklatscht und in der Wiener Presse hoch belobt, man fühlt sich als vornehmer Staatsmann und kann es auch Andere fühlen lassen, ohne sich mit allzuviel Logik den Kopf zerbrochen zu haben. So lange diese Art die Geschicke der Deutschen in Oesterreich zu lenken hat, wird der nationale Kampf nur mit Worten geführt werden, zu Thaten wird sie sich nicht ermannen! —

Frankreich. — Rußland und Deutschland. — Rußland und die Balkanländer. — Rußland und der Vatikan.

Berlin, Ende Oktober 1889.

Am 6. Oktober hat Frankreich die Nachwahlen in den Arrondissements vollzogen, welche bei der allgemeinen Deputirtenwahl vom 22. September unentschiedene Ergebnisse geliefert hatten. Nachdem nun also das Gesammtergebniß der Wahl vorliegt, finden wir etwa folgende Zusammensetzung der neuen Kammer: 245 gemäßigte Republikaner, 126 radikale Republikaner, 205 Antirepublikaner, wovon 100 Orleanisten, 58 Bonapartisten, 47 Boulangisten. Die absolute Majorität der Kammer beträgt 289 Stimmen. Die Republikaner könnten diese Majorität leicht gewinnen, wenn zu den 245 gemäßigten Republikanern nur etwa 50 Stimmen von den 158 Orleanisten und Bonapartisten hinzutreten würden. In der That dreht sich die ganze öffentliche Diskussion in Frankreich seit dem 6. Oktober um dieses Problem: wie läßt sich die Herstellung einer zuverlässigen gouvernementalen Majorität bewirken? Man kann nicht sagen, daß unter den monarchischen Parteien überall das Bewußtsein fehlte, daß sie sich an Frankreich versündigen, wenn sie die dynastische Frage obenan stellen. Vielmehr haben angesehene Blätter aus den Reihen der monarchischen Presse erklärt, daß sie bereit sind, zur Herstellung einer konservativen Republik mit den gemäßigten Republikanern zusammenzuwirken. Es handelt sich nur um das Programm, über welches man sich einigen muß. Wenn die Monarchisten den Republikanern das Fallenlassen der dynastischen Frage zugestehen, so fordern sie dafür eine ganz andere Behandlung der religiösen Frage, als diejenige Behandlung ist, welche bisher als Grunddogma der republikanischen Partei gegolten hat. Bekanntlich sind die gemäßigten Republikaner in dem

einen Punkt nicht so weit gegangen wie ihre radikalen Collegen, daß sie für die Unterdrückung des Cultusbudgets gestimmt haben. Dafür sind sie aber mit diesen Collegen einig gewesen, indem sie den religiösen Unterricht und den kirchlichen Einfluß aus der Schule hinausgeworfen haben. Sie haben also eine obligatorische Staatsschule eingeführt, in welcher alle Unterrichtsgegenstände laisirt, wie der dortige Ausdruck lautet, das heißt von jedem Zusammenhang mit der Religion gelöst sind. Es wird also, so gut man kann, eine Moral ohne Religion gelehrt und im Geschichtsunterricht werden die religiösen Bewegungen und Einflüsse entweder ignorirt oder als Verirrungen behandelt. Dies ist eine Gewaltsamkeit, die gegen die Natur der Dinge geht. Denn die ernste Wissenschaft hat kein Moralsystem ohne Zusammenhang mit irgend einer Religion aufgestellt. Die arme französische Jugend wird also mit höchst ungenügenden und bedenklichen Spielereien abgefüttert, was die nothwendige Folge hat, daß ein Theil im späteren Leben desto eifriger dem Ultramontanismus in die Arme läuft, ein anderer Theil dem ehr- und grundsatzlosen Libertinismus. Das ist in der That ein schlimmes Dilemma. Die Monarchisten verlangen nun an Stelle der bestehenden Einrichtung keineswegs die religiöse Staatsschule, sondern sie verlangen nur die Autonomie der Gemeinden in Bezug auf die Einrichtung der öffentlichen Schule, wobei es den Gemeinden unbenommen bliebe, für ihre Schulen die geistlichen Kongregationen herbeizuziehen, wie es so lange gewesen. Eine andere, minderwichtige Forderung der Monarchisten ist die Befreiung der Geistlichen von dem obligatorischen Militärdienst.

Es scheint nun, daß es nichts Billigeres geben kann, als diese Forderungen, gegen deren Gewährung ein ansehnlicher Theil der Monarchisten der Republik seinen fast unentbehrlichen Beistand anträgt. Das Ausland ist jedoch nicht leicht im Stande, darüber zu urtheilen, ob dieser Schein trügt. Die französischen Republikaner wenigstens, selbst die Besonnenen und Gemäßigten unter ihnen, scheinen lieber den verzweifelten Versuch fortsetzen zu wollen, den Radikalismus auf ihre Bahnen zu ziehen, anstatt unter jenen Bedingungen die Monarchisten unter ihre Reihen aufzunehmen. Es giebt für dieses Verhalten doch keine andere Erklärung, als daß für jeden aufgeklärten Franzosen der Katholizismus, die einzige Form der Religion, die man dort ernstlich beachtet, identisch bleibt mit allen retrograden Tendenzen, die unser Jahrhundert noch nicht überwunden hat. Das Merkwürdige dabei ist, wie die meisten französischen Parteien einig sind, das Papstthum als Hebel der äußeren französischen Politik zu benutzen und zu unterstützen: im Innern atheistisch, nach außen ultramontan. Solche Widersprüche lassen sich freilich auf die Dauer nicht fortsetzen; groß wird heute nur der Staat werden, dessen innere und äußere Politik aus einem Gusse sind. Kehren wir aber zurück zu Frankreichs innerer Politik. Es mag sein, daß der Instinkt den französischen Republikanern sagt, daß sie mit einer wirklich liberalen, d. h. die Kirche als nationale Thatsache beachtenden Politik nichts Geringeres auflösen, als den moralischen Kitt ihrer Partei. In Italien verfährt der Liberalismus anders, und es geht. Daraus muß man schließen,

daß der Katholizismus im französischen Volk eine größere Macht behauptet, als im italienischen; weil dies so ist, erscheint der Ultramontanismus den französischen Republikanern als eine Partei, gegen die man die Staatszügel straff anziehen muß. Daraus folgt nun aber der große Uebelstand, daß die Republikaner mit der wahnsinnigen Horde des Radikalismus Compromisse eingehen müssen, welche das französische Bürgerthum und Bauernthum fortwährend beunruhigen, ob nicht nächstens der unvermischte Wahnsinn regiert. Außerdem ist der Radikalismus, sobald ihm ein Compromiß verweigert wird, sofort bereit, mit den monarchischen Parteien gegen die republikanische Regierung zu stimmen.

Dies ist der Zustand Frankreichs nach den Kammerwahlen von 1889. Man hat beinahe vergessen, daß wir das Jubiläumsjahr der großen Revolution durchschreiten. Die Erwartung ist ganz getäuscht worden, daß die Erinnerung mit ihrer, wie man annahm, so eindrucksvollen Sprache, einen Wandel der französischen Parteien herbeiführen, einen höheren Grad politischer Produktivität entzünden werde. Das französische Volk trägt, wie es die anderen Völker übrigens auch machen, die Latte seiner kleinen Tagesleidenschaften. Die Republik kann nicht aus dem Bann ihrer Dogmen heraus, die zu eng sind, um das französische Volk zu einigen, und doch unentbehrlich, um die republikanische Partei, auch nur den gemäßigten Theil derselben, zu einigen. Was läßt sich da anders vorhersehen, als daß das französische Volk sich nächstens doch wieder einen Usurpator fordern wird? Es braucht ja nicht immer sich in dem Gegenstand seiner Hoffnungen so übermäßig zu vergreifen, wie in dem Friseurmodell Boulanger.

* * *

Am 11. Oktober traf Kaiser Alexander III. zum Besuch unseres Kaiserhauses in Berlin ein, das er am 13. wieder verließ. Von festlichen Veranstaltungen konnte nicht die Rede sein, auch wenn Stimmung dazu vorhanden gewesen wäre, da nach der bei den Reisen dieses Monarchen üblichen Art bis zum letzten Augenblick das Geheimniß über das ob und wann der Ankunft sorgfältig gewahrt wurde. Selbstverständlich sind die Hoffestlichkeiten in der würdigsten Weise verlaufen. Die Bevölkerung Berlins hatte von dem Besuch mancherlei Unannehmlichkeiten zu erleiden durch die unerhört ausgedehnten Absperrungsmaßregeln, die er im Gefolge hatte. Slavische Physiognomien mit ihrer Mischung von Brutalität und Weichlichkeit waren reichlich auf den Straßen zu erblicken für die wenigen Berliner, welche die Hauptstraßen ihrer Stadt in diesen Tagen betreten konnten. Die Gäste in Civil waren zahlreicher, als die in Uniform, woraus man sieht, daß die russische Polizei zum Schutz des Zaren beim Besuch einer großen Stadt zahlreich herbeieilt. Aus diesem Aufgebot der Polizei muß man schließen, daß die Umgebung des Zaren in der Fremde nicht minder wie in Rußland für sein Leben fürchtet, nicht weil sie an Mordversuche von Angehörigen der fremden Nationen glaubt, sondern weil sie annimmt oder vielleicht weiß, daß Sendlinge der russischen Nihilisten dem Zaren in die Fremde folgen, um günstige Gelegenheiten für die Ausführung ihrer Pläne zu erspähen.

Kommen wir nun zu der politischen Seite des Zarenbesuches, so müssen

wir mit der Frage beginnen, ob er eine solche gehabt hat. Wir können es nicht glauben. Wären politische Erfolge vorhanden oder auch nur in Aussicht zu nehmen, so hätte die russische Presse und die inspirirte deutsche Presse sie längst aufsteigen lassen. Aber es ist nichts zum Vorschein gekommen, als eine Einladung des russischen Kaisers an den deutschen, im nächsten Sommer oder Herbst einem russischen Manöver beizuwohnen. Daraus folgt, daß der Verkehr der beiden Monarchen etwas weniger ungemüthlich geworden und daß man sich einer gewissen Vertraulichkeit überlassen kann, gestützt auf den Umstand, daß die russischen Rüstungen keinesfalls bereits im nächsten Jahre an ihr Ziel gelangen werden. Im Uebrigen ist die politische Situation unverändert. Rußland rüstet, und Deutschland wartet, wann der Kanzler sagen wird, jetzt geht es nicht mehr, jetzt müssen wir mobil machen.

Die Haltung der russischen Presse während und seit der Zusammenkunft bietet immerhin einige merkwürdige Züge. Man sieht, daß der Wunsch dort lebhaft ist, Deutschland von Oesterreich zu trennen. Man wäre in Rußland gern bereit, Deutschland vorläufig in Ruhe zu lassen, ja ihm allerlei Artigkeiten zu gewähren, wenn es Oesterreich preisgeben wollte. Indeß rechnet man auf einen Erfolg derartiger Bemühungen nicht. Aber weil man dies nicht thut, möchte man einer anderen Sorge gern überhoben sein. Man möchte gern sicher sein, daß Deutschland nicht zu dem gefürchteten Präventivkrieg schreitet, den wie es scheint die öffentliche Meinung in Deutschland oder ein Theil derselben verlangt. Es könnte immerhin sein, daß Alexander III. diese Sorge wirklich in Berlin gelassen hat. Die lange Unterredung wenigstens, die er im Palais der russischen Botschaft mit dem Fürsten Bismarck gehabt hat, scheint diesen Gegenstand betroffen zu haben. Eine schwache Befriedigung mit dem Ergebniß der Berliner Zusammenkunft leuchtet aus den Aeußerungen der russischen Presse hervor. Diejenigen Männer, welche die Arbeit der Kriegsvorbereitung leiten, mögen sorgfältig rechnen, wie sie es machen, daß Oesterreich seine Kraft schon in Anspruch genommen sieht, wenn der Befehl zur deutschen Mobilmachung ergeht. Dies führt uns auf die russische Aktion in den Balkanländern.

In Serbien ist die russische Partei durch die Wahlen zur Skupschtina zur sicheren Herrschaft gekommen. Indessen hat Rußland an seiner serbischen Gefolgschaft keine volle Freude. Diese serbische Bauernpartei will nichts als Steuerfreiheit, will alle anderen Freiheiten nur, um sich vor Steuern zu wahren. Sparsames Regiment ist die ewige Losung. Durch den Schutz des Zaren möchte man am liebsten der Nothwendigkeit militärischer Ausgaben selbst für die Verwirklichung der alten großserbischen Träume entgehen. Rußland wird Mühe haben, diese Träume in den serbischen Bauernköpfen demnächst so moussiren zu lassen, daß sie bereit sind, dafür ins Feld zu rücken. Spielereien mit Einziehung der Landwehr oder Volksmiliz lassen sich die Bauern, obwohl ungern, gefallen, weil man ihnen weiß gemacht hat, die Bulgaren, die Oesterreicher oder sonst wer ständen auf dem Sprunge, in ihr Land zu fallen.

Die Ankunft der schönen Natalie in Belgrad war gleichermaßen eine Ver-

legenheit für die russische Politik, wie für die serbische Regentschaft und Regierung. Man hatte der phantastischen Dame von allen Seiten zugeredet, sie möchte doch draußen bleiben, sie könne ihren Sohn in Odessa oder sonst wo umarmen, nur nicht gerade in Belgrad. Aber Natalie erschien in Belgrad, denn es ist weniger die Sehnsucht nach ihrem Sohn, die sie dahin zieht, als die Sehnsucht, Königin von Serbien und demnächst Königin von Großserbien zu werden. Die serbischen Regenten und Minister haben aber eine heilige Scheu, unter Nataliens Führung in dieses Abenteuer zu gehen. Daher verwehren sie der Dame mit anerkennenswerther Energie, den Königspalast anders zu betreten, als unter dem Namen Frau Natalie Keschko. Das will die Dame nicht, das käme in ihren Augen einer Entsagung und Anerkennung der Scheidung gleich, also meidet sie den Palast und empfängt ihren Sohn in dem Hause der Familie, bei der sie abgestiegen. Dieses Vergnügen würden ihr die Serben lassen. Aber nicht dazu ist Natalie nach Belgrad gekommen. Sie ließ vielmehr Einladungen zu einem großen Te Deum für den Zar Alexander II. als dem Befreier Serbiens ergehen; sie hoffte, von der gläubigen Menge in den Königspalast als Herrscherin getragen zu werden. Das Te Deum ist aber verboten worden, und niemand hat sich dem Verbot widersetzt. Der Stern Nataliens scheint in Belgrad zu erbleichen und demnächst in Dunkel zu verschwinden. Rußland hat durch den Mund seines Zaren laut genug erklärt, daß das Zeichen zum Ausbruch der großen Slavenerhebung auf der Balkaninsel und zur Errichtung des großserbischen Reiches nur durch das künftige Haupt dieses Reiches, Rußlands einzigen Freund, den Fürsten von Montenegro gegeben werden soll. Natalie ist nur die voreilige Brecherin von Früchten, die noch nicht reif und die nicht für ihren Mund bestimmt sind. Darum operirt sie ohne Hülfe der Panslavisten auf eigene Hand und wird bald mit ihren Operationsmitteln zu Ende sein. Rußland aber geht auf der Balkanhalbinsel, wie anderwärts, sehr methodisch vor, was keine Kunst ist, da niemand den Entschluß findet, es zu stören.

In Rumänien bereitet es seine Aktion durch das Ministerium Catargiu vor. Im Frühjahr noch verlangte dieses Ministerium Geldmittel zur Aufführung von Befestigungsanlagen, die nur den Zweck haben konnten, russische Durchmärsche zu verhindern. Die Geldmittel sind bewilligt, aber die Befestigungen nicht gebaut, dafür ist die Armee vergrößert und vollständiger ausgerüstet worden. Die Vermuthung läßt sich schwer abweisen, daß diese Armee bestimmt ist, nach Umständen gegen Bulgarien und gegen Oesterreich zu operiren. Zu Sofia erschien während des Zarenbesuchs in Berlin ein Fürst Dolgorukow, russischer Gardeoffizier, als zweite Auflage des vom Herbst 1886 her lächerlich berüchtigten General Kaulbars. Er wollte in Sofia thun, was die schöne Natalie in Belgrad versucht hat, ein Te Deum für Alexander II. abhalten lassen, um aus der Kirchenseler eine Revolution sich entwickeln zu lassen. Aber Stambulow befragte den Gardelieutenant, warum er dieses Te Deum nicht lieber in Rußland abhalten lassen wolle, und schickte ihn westwärts. Ob er in Belgrad ein-

getroffen, um das Te Deum Natalieus für den mißbrauchten Namen des edlen Zaren in Scene setzen zu helfen, hat nicht verlautet.

Als Dolgorukow in Sofia ankam, war der Prinz Ferdinand von Koburg gerade abgereist, und zwar erfuhr man die Abreise erst, als der Prinz schon auf österreichischem Boden angelangt war. Diese Reise hat einiges Kopfzerbrechen gemacht, man behauptete schon, der Prinz falle einem deutsch-russischen Einververständniß zum Opfer und werde nicht nach Bulgarien zurückkehren. Statt dessen scheint der Prinz eine Braut gefunden zu haben und zwar in der Tochter des Herzogs von Alençon, dessen Gemahlin eine Nichte der Kaiserin von Oesterreich ist, deren Bruder seine Tochter mit dem Herzog von Alençon, Sohn des Herzogs von Nemours, vermählte. Man muß sagen, daß dies eine gute Partie wäre und kann nicht verkennen, daß, wenn diese Verlobung Wahrheit wird, das österreichische Kaiserhaus damit eine für das bulgarische Volk sehr werthvolle Annäherung an dessen erwählten Fürsten vollzieht. Schon vor einiger Zeit hatte verlautet, die Pforte sei von Wien aus ermuntert worden, die Initiative zur Regelung der Angelegenheiten Bulgariens zu ergreifen. Die Pforte schien anfangs geneigt, verlor aber wie immer den Muth, durch russische Drohungen eingeschüchtert. Die Initiative hätte natürlich in nichts anderem bestehen können, als in dem Vorschlag, der Vereinigung der beiden Bulgarien, sowie der erblichen Verleihung der Fürstenwürde an den Prinzen Ferdinand und seine Nachkommen die europäische Sanktion zu gewähren. Durch diesen Vorschlag, wenn ihn die Mehrheit der europäischen Regierungen angenommen hätte, wäre Rußland vor eine akute Entscheidung gestellt worden, aber in Wien so wenig wie in Constantinopel scheint man im letzten Augenblick den Muth gefunden zu haben, diese Entscheidung zu beschleunigen. Indeß die Bulgaren im Stich zu lassen, ist man in Wien keineswegs gewillt. Man erkennt recht wohl, daß man eines Gegengewichts gegen die russische Insurgirung der nördlichen Balkanvölker dringend bedarf. Daher begünstigt man den Prinzen Ferdinand und sucht seine Herrschaft zu befestigen.

Steht nun die deutsche Regierung diesen Dingen so vollkommen gleichgültig gegenüber, wie sie oft behauptet hat? Mit dieser Gleichgültigkeit lassen sich zwei Thatsachen der letzten Zeit nicht gut vereinigen: einmal der Besuch des deutschen Kaisers in Constantinopel, zu zweit eine Stelle der Rede, mit welcher am 22. Oktober der Reichstag eröffnet wurde. Diese Stelle lautet: „Die persönlichen Beziehungen, welche der Kaiser mit den Herrschern befreundeter und verbündeter Nachbarländer gepflogen, haben dazu gedient, uns zu dem Glauben zu berechtigen, daß der Friede der europäischen Welt auf der Grundlage der bestehenden Verträge im nächsten Jahr erhalten bleiben werde.“ Diese Worte scheinen doch anzudeuten, daß ein anderer Friede, als auf Grundlage der bestehenden Verträge, nicht möglich ist, daß Deutschland also keineswegs Abmachungen eingeht, welche irgend einem Friedensstörer den Bruch der Verträge ohne Deutschlands Widerspruch ermöglichen würden. Was aber den Besuch des Kaisers in Constantinopel betrifft, so zeigt er zum mindesten an,

daß der Kaiser den Sultan als ebenbürtiges und berechtigtes Mitglied unter den europäischen Herrschern ansieht, dessen Staaten unter der Gesammtbürgschaft der europäischen Verträge stehen, wie die eines andern Monarchen. Für diese Gesammtbürgschaft einzutreten, hat jeder europäische Staat das Recht, wenn er den angegriffenen Staat durch Freundschaft oder gemeinsame Vortheile mit sich verbunden glaubt. Ein Beweis freundschaftlicher Gesinnung ist das Mindeste, was man aus dem Besuch in Constantinopel entnehmen muß.

Die russische oder panslavistische Politik — beide Namen bezeichnen dasselbe, weil eine aktiv russische Politik nur von den Panslavisten ins Auge gefaßt und vorbereitet wird — weiß ihrerseits recht gut, daß sie ein großes Unternehmen vor hat, und rüstet nicht bloß ihre Truppen, sondern ebenso ihre strategischen Mittel, die militärischen sogut wie die politischen. General Ignatieff, der Vater Lüge, ist im Vatikan erschienen, um die langjährigen Streitfragen zwischen Rußland und dem Vatikan zu ordnen. Man verspricht dieser Mission diesmal Erfolg und schließt schon aus der Wahl des Trägers, daß es der Petersburger Politik diesmal Ernst ist mit der Versöhnung des Vatikans. Man hat plötzlich erkannt, daß der Vatikan für Rußland ein sehr nützlicher Bundesgenosse werden kann. Man braucht nur an den Einfluß zu denken, den der Vatikan auf die polnische Aristokratie zu üben vermag. Bei einem russisch-französischen Kampf gegen den Dreibund vermag der Vatikan auch noch an andern Orten Dienste zu leisten, als nur in Polen. So glaubt man wenigstens in Petersburg und so glaubt man in Paris. Von Paris möchte wohl überhaupt die Einsicht nach Petersburg gebracht worden sein, daß man den Vatikan zu gewinnen, jedenfalls aber zu schonen habe.

Es ist kein Wunder, daß die Katastrophe, welche über Europa schwebt und auf welche sich alle Staaten mehr oder minder vorbereiten, zu monströsen Bündnissen oder Bündnißversuchen führt. Der russischen Politik muß man nachsagen, daß sie nicht unklug verfährt, wenn sie plötzlich die Freundschaft des Vatikans sucht. Aber was wird die Erbweisheit sagen, die angeblich im Vatikan thronen soll? Wenn der Vatikan dieses russische Bündniß annimmt, so legt er sich die seidene Schnur um den Hals, mit der er den noch immer großen Rest seiner moralischen Macht auf dem Boden der westeuropäischen Kultur erwürgt. Wenn der Papst erst die Waffen der Barbaren gesegnet hat, deren von den Lastern der westlichen Kultur blasirte Führer die „Zerstörung des faulen Westens“ für ihre Mission ausgeben, dann wird der faule Westen mit dem Papst keine Umstände weiter machen. Mag es mit der vatikanischen Erbweisheit stehen wie es will, mag die viel gefürchtete Schlauheit der Jesuiten sich als einen Popanz erweisen, so weit sind weder die Politik der Kurie noch die Diplomatie der Jesuiten heruntergekommen, um die Unannehmbarkeit des russischen Bündnisses für das Papstthum nicht zu begreifen. Wären sie aber entmuthigt und kurzsichtig genug, um ein solches Spiel zu wagen, die westeuropäische Kultur und ihre Vertreter hätten es am letzten zu bedauern. ω.

Notizen.

Literarisches.

Neue Ausgabe der Briefe von Goethe's Mutter an die Herzogin Anna Amalia. Erläutert von R. Heinemann. Mit zwei Bildnissen. Leipzig 1889. Arthur Seemann.

Diese Briefe bedürfen keiner Empfehlung; sie sind vor wenig Jahren als erste Gabe der Goethe-Gesellschaft mit allseitigem Dank begrüßt worden; sie werden dazu beitragen, daß die Gestalt der Frau Rath dem deutschen Volke lebendig bleibt, nicht nur als Mutter des Dichters, sondern als eine der vorzüglichsten und charaktervollsten Frauen, die Deutschland hervorgebracht. Durch Einleitung und Anmerkungen ist dafür gesorgt, auch weiteren Kreisen als den Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft die Beziehungen der Briefe zu verdeutlichen; Niemand wird sie lesen, ohne sich von der ewigen Jugend, die in ihnen lebt, erfrischt und erheitert zu fühlen.

Goethe's eigene Briefe sind bekanntlich nur in sehr frühen Jahren mit jenen der Mutter zu vergleichen; bald werden sie gemessener, vorsichtiger, endlich bei der Gewohnheit des Diktirens mehr und mehr farblos. Längst hat man sich daher gewöhnt, das persönliche Bild des Dichters aus den Gesprächen zu gewinnen, die am treuesten von dem Kanzler Müller, am ausführlichsten von Eckermann, außerdem aber noch von vielen gelegentlichen Besuchern und Reisegefährten uns überliefert sind. Sagt doch Eckermann, selbst Goethe's Dichtungen gäben nicht den freien, gewaltigen Ausdruck seiner Persönlichkeit, wie seine Unterhaltung ihn zu Zeiten gegeben habe. Freudig ist daher die jüngst erschienene Sammlung zu begrüßen:

Goethe's Gespräche. Herausgeber Woldemar Freiherr von Biedermann. Leipzig F. W. von Biedermann 1889.

Die zwei erschienenen Bände reichen bis zum Jahre 1810. Mit größter Sorgfalt sind nicht nur zusammenhängende Unterhaltungen, sondern auch vereinzelte Aussprüche reproduzirt. Die Ausbeute ist für die erste Hälfte von Goethe's Leben im Ganzen gering, da es an Aufzeichnungen fehlt, und erst Riemer's seit 1806 häufiger werdende Notizen, welche hauptsächlich den zweiten Band füllen, geben ein charakteristisches Bild von Goethe's Denk- und Redeweise in jenen Jahren. Ziemlich oft treten auch Herder und Wieland auf; auch die eingehenden, aber

bekanntlich angezweifelten Gespräche Falk's hat der Herausgeber mit einigen Bedenken sich doch entschlossen aufzunehmen; wie wir glauben, — mit Recht. Die sechszig Seiten einnehmende Unterhaltung Luden's, bei welcher Goethe meist lange Reden nur mit wenig Worten erwidert, hätte gekürzt werden können, etwa so, daß jedesmal nur der Hauptgedanke von Luden's breiten Auseinandersetzungen skizzirt worden wäre. Im Ganzen findet sich in den beiden Bänden mehr vereinigt als auch der gewiegteste Goetheforscher bisher übersehen konnte, und es ist dem Herausgeber für diese Sammlung der wärmste Dank zu zollen.

Unter den Bemühungen das Verständniß Goethe's in immer weitere Kreise zu tragen, nehmen einen wichtigen Platz die Versuche ein, seine Dramen mehr und mehr der Bühne zu gewinnen. Im vorigen Frühjahr ist in Weimar der schwierige Versuch einer Aufführung der „Pandora" gemacht worden, auf den zweiten Theil des Faust werden immer neue Anstrengungen gewandt, um die richtigste Form der Darstellung zu finden, deren theatralische Wirkung im Allgemeinen schon längst erprobt ist und jetzt außer allem Zweifel steht. Die neueste Einrichtung, unter dem Namen

„Faust's Tod" von L'Arronge

im Deutschen Theater zur Darstellung gebracht und inzwischen auch durch den Druck verbreitet, geht von der richtigen Beobachtung aus, daß der gesammte zweite Theil nicht an einem Abend befriedigend aufgeführt werden kann. Selbst wenn man die äußerste Verkürzung eintreten läßt und nur den nothdürftigsten Zusammenhang wahrt, so wird das Werk für den Zuschauer wegen der großen Verschiedenheit seiner Theile ermüdend wirken; nach dem Helenaakte, der eine starke Anspannung der Receptionsfähigkeit verlangt, ist für den veränderten Stil des 4. und 5. Aktes nicht mehr die volle Frische der Auffassung vorhanden. Es ist daher ein zweckmäßiges Unternehmen, den fünften Akt, „Faust's Tod" zum Kernstück einer eigenen Aufführung zu machen. Es kann auf diese Art unverkürzt gegeben werden, und wir haben nur eine überflüssige „Verbesserung" des Dichters zu erwähnen, die freilich hier nicht zum ersten Male gewagt worden ist: Den Ersatz des Doctor Marianus durch den selig verklärten Faust. Wer diesen Mißgriff zuerst gethan, ist mir nicht bekannt; er ist schon oft wiederholt worden. Goethe läßt mit gutem Bedacht in der Schlußscene Faust kein Wort reden; aus der vollen Erdstimmung plötzlich in dieses Reich der Buße und Gnade versetzt hat Faust, wie auch die Reden der Gottesmutter, der Engel, selbst Gretchen's darthun, nur zu hören, zu lernen, sich „umzuarten". Daß er aber gleich schon mit voller Empfindung und Erkenntniß als Theilhaber dieser neuen Welt erscheint, daß er selbst schon mit würdevoller Weisheit für andere „leicht Verführbare", also auch für Gretchen um Gnade bittet, das stellt die ganze Situation auf den Kopf und schiebt Goethe etwas geradezu Widersinniges unter. — Im Uebrigen ist der fünfte Akt in L'Arronge's Einrichtung außer wenigen unbedeutenden Verkürzungen unverändert gelassen; voraus geht ihm das Gespräch zwischen Faust und Mephisto

aus dem 4. Akt. Auch dieses ist unverkürzt gegeben, in richtiger Erkenntniß dessen, daß es für den gesammten 4. und 5. Akt das Grundthema angiebt und dem Publikum das Verständniß der Schlußwendung des ganzen Dramas zu eröffnen hat. Vollständig gestrichen ist aber danach die Schlacht, der Sieg, die Belehnung. Dies wäre zu entschuldigen, wenn es sich darum handelte den ganzen zweiten Theil mit möglichster Zeitersparniß in einen Theaterabend zu drängen; warum es aber hier geschehen, und wir statt dieser im Zusammenhang liegenden Scenen einige Bruchstücke des ersten Aktes als Eingang zu „Faust's Tod" erhalten, ist schlechterdings unbegreiflich. Den 4. und 5. Akt als ein Ganzes, die drei ersten Akte wiederum als ein Ganzes zusammenzufassen, wäre sachgemäß; auf diese Behandlung aber paßt das Goethische Wort:

„Gebt Ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!
Solch' ein Ragout — es muß Euch glücken."

Glaubte der Bearbeiter wirklich den Schatten der Helena, der am Ende des ersten Aktes erscheint, an Stelle der gesammten Helena-Tragödie setzen zu können, und so mit einer kühnen Amputation des ganzen zweiten und dritten Aktes doch noch im Wesentlichen uns das Ganze zu geben? Wir wiederholen — die drei ersten Akte würden als „Faust und Helena" einen abgeschlossenen und befriedigenden Theaterabend gewähren. Zu kürzen wäre auch dann noch in großem Maßstabe; doch würden sich hiefür das Maskenspiel, sowie die Walpurgisnacht ohne Weiteres darbieten. Die letztere, welche ohnehin der Darstellung kaum überwindliche Schwierigkeiten macht, wäre auf das für den Zusammenhang Unentbehrliche zu beschränken; auf die Scenen Faust's und Mephisto's mit Manto und den Phorkyaden. Wie Dingelstedt bereits den ersten Theil auf zwei Theaterabende verlegt, so hätte es demnach mit dem zweiten auch zu geschehen, und wenn es möglich gewesen ist, für die Shakespeare'-schen Historien sechs Abende hindurch die Theilnahme des Publikums zu gewinnen, so dürfte dies auch für vier Faust-Abende möglich sein. —

Es ist oft darüber geredet worden und nicht selten in tadelndem Sinn, daß die literarische Forschung sich zu massenhaft Goethe zuwende und das lesende Publikum damit ermüde. Indeß ist es Thatsache, daß die deutsche Wissenschaft sich mit kaum geringerer Intensität auch anderen, auch fremdländischen Schriftstellen zugewandt hat; ein beweisendes Beispiel dafür liefert die bibliographische Zusammenstellung von

Baron Locella, Zur deutschen Dante-Literatur.

Hier werden sämmtliche Uebersetzungen und Untersuchungen der Divina Commedia aufgezählt, sowie eine Uebersicht der gesammten deutschen Literatur über des Dichters Leben und Persönlichkeit seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gegeben. Hieraus sei nur erwähnt, daß in dem Zeitraum von 1860—1880 gegen 400 deutsche Veröffentlichungen über Dante erschienen sind.

Dies Studium ausländischer Literaturen wird in der Gegenwart besonders gefördert durch die Bedeutung, welche die vergleichende Literaturgeschichte sich

gewonnen hat. Auf dem Gedanken, daß nur auf diesem Wege es möglich sei, in das Wesen des dichterischen Schaffens einzudringen, zu einer wirklichen Poetik zu gelangen, fußt die Studie von

Alfred Biese, Das Metaphorische in der dichterischen Phantasie.

Dem Hauptgedanken derselben, daß die Metapher nicht ein äußerer Zierath des Gedichts, sondern daß vielmehr die metaphorische Anschauung, die Uebertragung des Seelischen auf das Elementare und des Elementaren auf das Seelische eine Grundform der poetischen Empfindung sei, ist rückhaltslos beizustimmen. Zu weit dagegen geht der Verfasser, wenn er in ihr die einzige, die nothwendige Form derselben sieht. Es giebt metaphorische Lyrik, es giebt aber auch rein seelische, die jede Verdeutlichung des Gefühls durch Bilder der Außenwelt verschmäht, und der müßte ein schwacher Dichter sein, der nur durch jene symbolischen Mittel wirken könnte. Wer möchte behaupten, daß die vier Zeilen:

> Ich besaß es doch einmal,
> Was so köstlich ist,
> Daß man doch zu seiner Qual
> Nimmer es vergißt —

an poetischem Werth gewonnen hätten, wenn Goethe statt geradeheraus zu sagen, was er empfand, einen Naturvorgang zur symbolischen Einkleidung benutzt hätte. Ebenso würde Byron's berühmtes:

> Fare thee well and if for ever,
> Still for ever fare thee well,

durch keine Metapher in seiner Eindringlichkeit erhöht werden. Es kann zwar die lyrische Empfindung in der Seele des Dichters sich zu einem Bilde gestalten, das seine Darstellung in Worten finden will; es kann aber auch die Empfindung sich unmittelbar in Worten kundgeben; auf beiden Wegen kann die gleiche poetische Höhe erreicht werden.

In ganz anderer Weise als Biese sucht

K. Bruchmann, Psychologische Studien zur Sprachgeschichte

die metaphorische Ausdrucksweise zu begreifen, mit welcher sich ein großer Theil seines Buches beschäftigt. Bruchmann besitzt eine außerordentliche Belesenheit in den verschiedensten Literaturen und zugleich die Fähigkeit, in dem Gelesenen die charakteristischen Züge der Ausdrucksweise aufzuspähen; er wird nicht durch Gewohnheit gegen sie unempfindlich gemacht. Leider aber steht sein Sinn für den poetischen Ausdruck nicht auf gleicher Höhe. Sein Weg, die Metapher zu erklären, ist einzig der historische. Aus naiven Vorstellungen, welche die Natur in der That als beseelt, mit Willensfreiheit handelnd anschauten, läßt er durch Abschwächung in allmählicher Gewöhnung die dichterische Metapher entstanden sein. Es leuchtet ein, daß jene Erklärung nur für den kleinen Kreis von Bildern gelten kann, der auf ursprünglich mythologische

Vorstellungen zurückgeht. Da Bruchmann selbst dies zugiebt, so folgt für ihn daraus, daß er eine große Anzahl von Metaphern als unberechtigt verwirft oder wenigstens verlangt, daß der Dichter sie stets durch einen Vergleichungsartikel ausdrücklich als Vergleich kennzeichnen soll. Aber der Dichter empfindet die Metapher nicht als Vergleich; sie entsteht in seiner Seele untrennbar mit der Empfindung verbunden. Mit mehr Zustimmung folgen wir dem Verfasser in seinen Untersuchungen, die sich auf den Bedeutungswandel einzelner Worte und Formen beziehen, wo nach dem „Princip des kleinsten Kraftmaßes" das Streben der Sprache sich mit gewohnten Ausdrucksweisen auch für veränderte Vorstellungen zu behelfen, aufgedeckt wird. Indeß führt dieses Thema zu weit in philologische Einzelfragen ein, um hier eingehender besprochen werden zu können. Im Ganzen wird Jedermann aus dem Bruchmann'schen Buche viel Anregung, aber wegen seiner sprunghaften, fortwährend in Seitenwegen sich verlierenden Ganges kaum dauernde Befriedigung gewinnen.

Gleichfalls aus sorgfältiger Beobachtung des gesprochenen Wortes ist die populär gehaltene Schrift:

„Wie denkt das Volk über die Sprache?" von Dr. Friedrich Polle

hervorgegangen. Ihr Grundgedanke, der durch zahlreiche Beispiele belegt wird, ist der, daß für das Volk Name und Sache untrennbar verbunden sind, daß der Name nicht als etwas willkürlich Hinzugefügtes, sondern als zum Wesen der Sache gehörig betrachtet wird. Wir möchten hinzufügen, daß auch der Gebildete, wenn er die Sprache nicht bloß mechanisch als Verständigungsmittel gebraucht, sondern ihrer Kraft und Ausdrucksfähigkeit sich bewußt ist, in Rede und Schrift sich von derselben Ueberzeugung getragen fühlen muß; das Wort muß von ihm in jedem Augenblick als der nothwendige, nicht als ein nach Gutdünken auszuwählender Ausdruck des Gedankens empfunden werden. Deshalb können auch Bestrebungen, welche auf die mechanische, künstliche Ersetzung gewisser Worte durch andere, ihnen angeblich gleich bedeutende abzielen, nur allenfalls da eine Berechtigung haben, wo durch außergewöhnliche Verhältnisse ein ungesunder Zustand eingetreten ist, der auch außergewöhnliche Mittel zur Abhülfe verlangt. Dies war in Deutschland der Fall, als nach dem Aufhören der Renaissancepoesie man sich im siebzehnten Jahrhundert wieder auf die Muttersprache besann, aber thatsächlich den Maßstab des Urtheils und die natürliche Empfindung für sie verloren hatte. Von den damaligen Versuchen, das Uebermaß der Fremdworte im Deutschen durch eigene Ausdrücke zu ersetzen, handelt

H. Schultz, die Bestrebungen der Sprachgesellschaften

im siebzehnten Jahrhundert für Reinigung der deutschen Sprache.

Es ist ein Verdienst dieser Schrift, in der Thätigkeit jener Gesellschaften und besonders auch des Dichters Philipp von Zesen das Bleibende, Dankenswerthe aufzuzeigen; während jene Bestrebungen oft spöttisch und geringschätzig

behandelt worden sind, wird hier nachgewiesen, wieviele deutsche Ausdrücke damals geprägt und bis auf unsere Zeit im Umlauf geblieben sind. Wenn jedoch der Verfasser, wie das Motto und manche Stellen seiner Schrift zeigen, auf Grund dessen auch der Gegenwart eine ähnliche Thätigkeit empfehlen will, so ist dabei übersehen, daß inzwischen unsere Literatur ihre classische Epoche gehabt, daß diese unserem Sprachgebrauch Klarheit und sichere Haltung gegeben hat, und daß jede Ausscheidung aus dem Wörterschatz, den uns Lessing und Herder, Goethe und Schiller, Ranke und Humboldt geprägt haben, eine Beraubung der Sprache und eine Verarmung des Schriftstellers bedeuten würde.

O. Harnack.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Biese. Das Metaphorische in der dichterischen Phantasie. Ein Beitrag zur vergleichenden Poetik von Alfr. Biese. Berlin, A. Haack.

Böheimb. König Sebastian. Dichtung aus dem Zeitalter der Reformation. Von Max Böheimb. Dresden, Hönisch u. Tiesler.

Conrady. Das Leben des Grafen August von Werder. Von E. v. Conrady, Gen. d. Inf. Berlin, Mittler.

Curtius. Unter drei Kaisern. Gesammelte Reden und Aufsätze von Ernst Curtius. Berlin. Wilh. Hertz.

Heidemann. Die Reformation in der Mark Brandenburg. Von Julius Heidemann. Berlin, Weidmann.

Juritsch. Geschichte des Bischofs Otto I. von Bamberg von Dr. Georg Juritsch. Gotha, Perthes.

Kaiser. Gustav Adolf. Dramat. Festspiel von Paul Kaiser. 2. Aufl. Gotha, Schloeßmann.

Kohut. Fürst Bismarck als Humorist von Dr. Ad. Kohut. Düsseldorf, Bagel.

Komorzynski. Der Wert in der isolirten Wirtschaft. Von Dr. Joh. v. Komorzynski. Wien, Manz.

McLaughlin. The influence of governor Cass on the development of the northwest (Papers of the American Historical Association) by Prof. A. C. McLaughlin. New-York. The Knicker bocker Press.

Muff. Idealismus von Prof. Dr. Chr. Muff. Halle a. S., R. Mühlmann.

Nerrlich. Jean Paul. Sein Leben und sein Wirken. Von Paul Nerrlich. Berlin, Weidmann.

Nippold. Erinnerungen aus dem Leben des General-Feldmarschalls Hermann von Boyen. Aus dem Nachlaß im Auftrag der Familie herausg. v. Friedrich Nippold. Erster Th. 1771—1809. Mit einem Bildnisse. Leipzig, S. Hirzel.

Post. Studien zur Entwickelungsgeschichte des Familienrechts von Dr. A. H. Post. Oldenburg, Schulze. 1890.

Prölß. Das deutsche Volkstheater von Rob. Prölß. Dresden, F. Oehlmann.

Raydt. Silva Mariae. Eine Erzählung aus der Reformationszeit von J. Raydt. Hannover-Linden, Carl Manz.

Rosenberg. Die staatsrechtliche Stellung des Reichskanzlers. Von Werner Rosenberg, Amtsrichter. Straßburger Druckerei von R. Schultz.

Schück. Brandenburg-Preußens Kolonial-Politik unter dem großen Kurfürsten u. s. Nachfolger von Dr. jur. Richard Schück. Mit Vorrede von Dr. Paul Kayser, Geh. Leg.-Rath. 2 Bde. Leipzig, Grunow.

Sigebotos Vita Paulinae. Beitrag z. ältest. Gesch. des schwarzburg. Landes und Fürstenhauses. Her. v. Paul Mitzschke. Gotha, Perthes.

Stern. Das Leben Mirabeaus von Alfr. Stern. 2 Bde. Berlin, Siegfr. Cronbach.

Trede. Das Heidentum in der römischen Kirche. Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Süditaliens von Th. Trede. 1. Teil. Gotha, Perthes.

Vitzthum. London, Gastein und Sadova. 1864–66. Denkwürdigkeiten von Karl Friedr. Graf Vitzthum von Eckstädt. Stuttgart, Cotta.

Werder. Vorlesungen über Schillers Wallenstein. Von Karl Werder. Berlin, Wilh. Hertz.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Das neue italienische Strafgesetzbuch.

Von

Staatsanwalt Dr. Stephan*).

„Gesetze sind wie Arzneien, sie sind gewöhnlich nur Heilung einer Krankheit durch eine geringere oder vorübergehende Krankheit."

Fürst v. Bismarck.
Herrenhaussitzung vom 6. März 1872.

Mit dem 1. Januar kommenden Jahres tritt im Königreich Italien ein neues Strafgesetzbuch [Il codice penale per il Regno d'Italia] in Kraft, welches abgesehen von seiner Entstehung, in seinen wesentlichen Bestimmungen auch nichtjuristische Kreise schon um deswillen interessiren dürfte, als die Gesetze überhaupt, ein Strafgesetz aber vornehmlich, geeignet sind, ein zuverlässiges Bild des Culturzustandes eines Volkes, der Rechtsanschauungen und Sitten desselben zu geben.

Was die Geschichte dieses Gesetzes betrifft, so reicht sie bis in den Anfang der sechziger Jahre zurück. Wie nach Begründung des deutschen Reiches bezw. des Norddeutschen Bundes das Strafgesetz eines der ersten Gesetze war, welches sich das neuerstandene Reich gab, so war auch in Italien, nachdem durch Beendigung des Feldzuges von 1859 die von allen Patrioten lange ersehnte Italia Riunita erstanden war, das Gebiet der Strafrechtspflege mit das erste, welchem Regierung und Volksvertretung sich zuwendet. Es hat aber fast drei Jahrzehnte langer Arbeit bedurft, ehe das in Aussicht genommene Werk zum Abschluß gebracht worden ist. Der Justizminister Pisanelli ergriff die Initiative, indem er bereits durch Circularverfügung vom 12. Februar 1863 die Gerichte zur Aeußerung über die mit dem bis-

*) Unter Zugrundelegung eines in der Juristischen Gesellschaft zu Berlin am 11. Mai 1889 gehaltenen Vortrages.

herigen Codex für Sardinien gemachten Erfahrungen einlud. Die im Anschluß an diese Aufforderung unter dem späteren Minister de Falco zusammengetretene Commission lieferte nach Jahresfrist den Ersten Entwurf des allgemeinen Theiles zu einem neuen Strafgesetz (24. November 1864). (Mot. S. 11.) Nicht weniger als vierzehn Justizminister*) — unter welchen der jetzige Minister Zanardelli, Mancini, sowie Pisanelli, Vigliani, Pessina, Savelli, Tajani, Conforti genannt sein mögen, — haben an dem Auf- und Ausbau desselben theilgenommen, nicht weniger als zwölf zum Theil vollständige Entwürfe stellen das Ergebniß dieser Arbeit dar, an welchem sich die ganze Nation betheiligt hat. Glaubt doch schon Mancini in dem Bericht über seinen Entwurf vom 25. November 1876 in selbstlosester Weise nicht sich, überhaupt Niemand allein als den Autor ausgeben zu dürfen, sondern den Entwurf als das Collectivwerk der zuverlässigsten und bedeutendsten Depositäre der Ueberlieferungen der italienischen Schule, der praktischen Erfahrungen der Behörden und der Gerichte (della magistratura e del foro) Italiens, der auserlesensten und gebildetsten Intelligenzen (delle più elette e colte intelligenze) des Landes bezeichnen zu müssen.

In gleicher Bescheidenheit weist auch der Verfasser des nunmehr zum Gesetz erhobenen Entwurfes, der jetzige Justizminister Zanardelli das Verdienst alleiniger Autorschaft von sich ab, indem er die vorgenannten Worte in den Motiven zu seinem Entwurfe wiederholt**).

Wie zutreffend diese Worte sind, wird nicht nur aus der äußeren Entstehung des Gesetzes, sondern namentlich auch aus der Würdigung und Anerkennung zu entnehmen sein, welche derselbe beim italienischen Parlament, — Deputirtenkammer wie Senat — gefunden hat.

Bereits im Jahre 1882 hatte Zanardelli als Justizminister die bis dahin vorliegenden Entwürfe einer eingehenden Prüfung unterzogen. Auf kurze Zeit zurückgetreten, übernahm er 1886 widerum das Portefeuille der Justiz und in der Sitzung vom 22. November 1887 der Deputirtenkammer legte er bereits den von ihm ausgearbeiteten Entwurf mit Motiven vor.

---

*) In Italien ist der Justizminister gleichzeitig Cultusminister und da auch die Begnadigungsangelegenheiten zu seinem Ressort gehören, so führt er den Amtstitel: Ministro di grazia e giustizia e dei culti, auch bewahrt er das große Staatssiegel und führt deßhalb noch den Ehrentitel: „Il Guardasigilli“. Aus dem in Italien herrschenden Parlamentarismus, zum Theil auch aus de[m] schwierigen Verhältniß zwischen Quirinal und Kurie erklärt sich der (frü[her] wenigstens) häufige Ministerwechsel.

**) Motiv I S. 4.

Die Behandlung, welche der Gesetzentwurf seitens der Kammer auf Vorschlag des Ministers erfuhr, ist ganz eigenartig und steht als ein Novum und Unikum im parlamentarischen Leben da. In den Einführungsworten sowie in dem Einführungsgesetzentwurf*) schlägt nämlich Minister Zanardelli vor, indem er auf das in ähnlicher Weise zu Stande gekommene Civilgesetzbuch und Handelsgesetzbuch exemplificirt, im Allgemeinen den Entwurf so anzunehmen, wie er vorgelegt sei, die Regierung aber zu ermächtigen, in dem Wortlaute diejenigen Abänderungen vorzunehmen, welche sie, — unter Berücksichtigung der Wünsche des Parlamentes (tenuto conto dei voti del Parlamento) — für erforderlich erachten würde, um die Bestimmungen (des Gesetzes) zu berichtigen und sie unter einander und mit denen der übrigen Gesetzbücher und Gesetze in Einklang zu bringen. Der Minister erklärt sich auch mit der Bildung einer Kommission behufs Prüfung seines Entwurfes einverstanden. Letztere soll jedoch — als sogen. Commissione coordinatrice — nur berathende, nicht beschließende Stimme haben. So auffallend dieser Vorschlag namentlich unserem parlamentarischen Brauche gegenüber auf den ersten Blick erscheinen mag, so erklärlich wird man ihn finden, wenn man die zu seiner Unterstützung vom Codifikator selbst angeführten Gründe, namentlich aber auch den gerade in Italien stark ausgeprägten Parlamentarismus berücksichtigt. In ersterer Hinsicht weist Zanardelli mit Recht auf die geschichtliche Entwickelung dieses vom Volke selbst bereits indirekt hergestellten Werkes hin; auch hält er die umständliche Berathung eines nunmehr baldigst zu erledigenden Gegenstandes für nicht ersprießlich. Andererseits steht Zanardelli als parlamentarischem Minister an sich das vollste Vertrauen der Volksvertretung zur Seite; vor allem aber als Autorität ersten Ranges auf dem Gebiete des Strafrechtes konnte er diesen von ebenso großem Selbstbewußtsein als Selbstvertrauen zeugenden Vorschlag sich gestatten. Der Erfolg hat ihn nicht getäuscht. Die Kammer ging auf seine Intentionen ein. Unter Mancini's Vorsitz trat die gewünschte Kommission (aus dreiundzwanzig Mitgliedern bestehend, darunter der frühere Justizminister Trajani), zusammen. Binnen wenigen Monaten (Mitte März 1888) war ihre Thätigkeit beendet. — Ihre Vorschläge, nicht einschneidender Art, fanden theilweise Berücksichtigung. — Die Verhandlung im Plenum der Kammer ging ebenso schnell von Statten. In der Sitzung vom 8. Juni 1888 wurde bei der Verhandlung über die im Entwurf geforderte Abschaffung der Todesstrafe**) auf Antrag Mancini's die Tagesordnung

*) Mot. S. 8 u. a. f.

**) In Italien hatte schon seit 1877 keine Hinrichtung mehr stattgefunden.

genehmigt. Auch verwarf in derselben Sitzung die Kammer fast einstimmig die Protestpetition des gesammten italienischen Episkopats gegen die Bestimmungen über die abusi dei ministri dei culti. Mit 245 gegen 67 Stimmen wurde das Gesetz angenommen. (Im Senat fand die Annahme des Gesetzes am 20. November 1888 mit 101 gegen 30 Stimmen statt). Genau nach Jahresfrist nach Vorlegung des Entwurfes, durch Gesetz vom 22. November 1888 wurde der Strafcodex als solcher sanktionirt, mit der gleichzeitigen Bestimmung, daß unter Aufhebung aller bis dahin in Italien geltenden Strafgesetze*) derselbe spätestens bis zum 30. Juni 1889 veröffentlicht werde, und daß bis zu diesem Tage die Regierung zur Vornahme der erwähnten Abänderungen ermächtigt sei. Von dieser Ermächtigung hat die Regierung einen sehr loyalen Gebrauch gemacht. Nur die kirchenpolitischen Bestimmungen sind in ihrer von der Kommission selbst gebilligten Schärfe erheblich gemildert worden. Die Gründe, welche die Regierung zu milderen Maßnahmen veranlaßt haben mag, entziehen sich zwar der öffentlichen Kenntniß, dürften aber immerhin nicht schwer zu errathen sein.

Am letzten Tage der gestellten Frist ist das Gesetz veröffentlicht worden; ein halbes Jahr später soll es in Kraft treten. Gleichzeitig ist die Anordnung getroffen worden, daß ein Exemplar des Gesetzbuches jeder Gemeinde des Landes übersandt und dort im Gemeinderathssaale Einen Monat hindurch täglich sechs Stunden zu Jedermanns Kenntniß ausgelegt wird. Mit dieser Art von Veröffentlichung glaubt der Gesetzgeber der Härte, welche in dem Rechtsgrundsatz, daß Gesetzesunkenntniß nicht schützt, unverkennbar liegt, begegnen zu können. Dieser Grundsatz ist obendrein noch besonders in das Gesetz aufgenommen worden, — ein Beleg für den auch anderwärts deutlich hervortretenden, unserem deutschen Strafgesetzbuch fremden doktrinären Charakter des Gesetzes. (Art. 44.)

*) In Italien gelten zur Zeit noch drei Strafgesetzbücher: 1. das Strafgesetzbuch für das Stammland Sardinien. „Il codice penale“ [κατ' ἐξοχήν] vom 20. November 1859. Derselbe beherrscht das ganze Königreich bis auf das frühere Großherzogthum Toskana und die neapolitianischen Provinzen. 2. In Toskana ist noch in Kraft das von Leopold II. gegebene Strafgesetz vom 20. Juni 1853, ein allgemein geschätztes Werk („repulatissimo“ nennt es Zanardelli in den Motiven S. 24). 3. Für die erwähnten Provinzen (Kampanien) ist der Codex von 1859 durch Königl. Verordnung vom 17. Februar 1801 mit einigen Abänderungen besonders eingeführt. Durch das Einführungsgesetz vom 22. November 1888 treten alle genannten Gesetze mit dem 31. December d. J. außer Kraft. — Wie mehrere Strafgesetzbücher so besitzt Italien zur Zeit auch noch mehrere oberste Gerichtshöfe (corti di cassazione) nämlich in Rom, Neapel, Florenz, Turin und Palermo. Einer einheitlichen Rechtsentwickelung und Rechtsbildung kann eine solche Mehrheit nicht zum Vortheil gereichen. In maßgebenden Kreisen soll man sich mit dem Gedanken der Errichtung Eines obersten Gerichtshofes mit dem Sitze in Rom tragen.

Im Gesetz selbst läßt die Anordnung und Gruppirung des Stoffes die Meisterhand des Codifikators erkennen. Jede Species einer Strafthat ist seinem logisch gegebenen Genus untergeordnet und Letzteres wieder seiner allgemeinen Kategorie, ein Vorzug mit dem bis jetzt wenigstens dieser Codex einzig dasteht*). Während in den anderen Strafgesetzbüchern und auch in unserem deutschen nur hin und wieder strafbare Handlungen unter einer bestimmten Klasse aufgeführt werden, wie z. B. die Verbrechen und Vergehen wider die öffentliche Ordnung, wider die Sittlichkeit, wider das Leben und noch wenige andere, nimmt die Mehrzahl eine isolirte Stellung ein, ohne mit anderen der Gattung nach verwandten Strafthaten in irgend welche noch so nahe liegende Verbindung gebracht zu werden: so steht der Meineid zwischen dem Münzverbrechen und der falschen Anschuldigung, auf Letztere folgen ebenso unmittelbar als unerwartet die Strafbestimmungen für die Vergehen, die sich auf die Religion beziehen. Nicht so im Italienischen Strafgesetzbuch: das Besondere muß sich dem Allgemeinen unterordnen, und zwar nach der Natur seines innersten Wesens. So hat, um bei den letzgenannten Strafthaten stehen zu bleiben, der Meineid seine Stelle in dem Titel über die Vergehen wider die Rechtspflege, insbesondere in dem Kapitel von der Fälschung des gerichtlichen Verfahrens gefunden (falsità in guidicio). Unter diesem Titel sind sinngemäß die wissentlich falsche Anschuldigung (calunnia), die Verweigerung der Eidespflicht rifiuto di ufficii legalmente dovuti, der Zweikampf und andere Vergehen behandelt. Die Münzverbrechen endlich sind dem Titel über die Vergehen wider das öffentliche Vertrauen (contro la fede pubblica) eingestellt. Diesem Genus sind folgerichtig auch die Strafbestimmungen über die Urkunden-, Siegel- und Paß-Fälschung subsummirt; dort finden wir auch die in der Oeffentlichkeit, an der Börse und auf den Märkten sich abspielenden Schwindeleien behandelt.

Verbrechen und Vergehen, diese mehrfach vorerwähnten Bezeichnungen — crimini e delitti (crimes et delits), wie sie vom Code pénal aufgebracht und in alle Strafgesetzbücher, so in die obenerwähnten bisherigen italienischen Strafgesetzbücher und auch in unser Strafgesetzbuch aufgenommen worden sind, kennt der neue Codice penale nicht mehr. Letzterer stellt den Begriff und die Bezeichnung „Verbrechen":

*) Die meisten zur Zeit geltenden Strafgesetzbücher sind Descendenten des code pénal vom Jahre 1810, so auch unser Deutsches. Dasselbe war als Strafgesetzbuch für den Norddeutschen Bund eine Bearbeitung des früheren preuß. Strafgesetzbuches; dieses lehnte sich aber mehr oder weniger selbständig an den Code Nap. an.

„crimine" nicht auf, sondern unterscheidet die strafbaren Handlungen (reato) nur in Vergehen und Uebertretungen (delitti e contravvenzioni a. 1[1]. Diese Zweitheilung*) ist charakteristisch für das ganze neue Gesetzbuch: liefert doch auch sie einen Beweis für die auch sonst deutlich erkennbare Loslösung aus den Fesseln des Code pénal.

Schon Mancini war ein Anhänger der Theorie der Zweitheilung, indessen nur platonisch; denn in seinem obenerwähnten Entwurf finden wir noch die Dreitheilung beibehalten. Zur Begründung der Einführung der Zweitheilung führen die Motive (I S. 22ff.) einmal die Einfachheit an, welche sowohl den Strafbegriffen und dem Strafsysteme zu statten komme, andererseits auch den Mangel an Consequenz der Dreitheilung, bei welcher oft aus einem rein äußerlichen, oft zufälligen Umstande, aus dem Vergehen ein Verbrechen entsteht**).

Aus der Einführung der Zweitheilung ergab sich die größte Vereinfachung der Eintheilung des ganzen Gesetzbuches. Es zerfällt in drei Bücher: das erste Buch behandelt den sogenannten allgemeinen Theil: Von den Strafthaten und den Strafen im Allgemeinen, das zweite handelt: Von den Vergehen im Besonderen, und das dritte spricht: Von den Uebertretungen im Besonderen. Die Bücher zerfallen in Titel (Genus), die Titel in Kapitel (die einzelnen Species) und die Kapitel in Artikel (die einzelnen Reate).

Es würde zu weit führen, den zur Verfügung stehenden Raum weit überschreiten, sollten alle die Punkte besprochen werden, denen der Fachmann Interesse entgegenbringen wird. Hier können und mögen nur die in dem Gesetzbuch niedergelegten Gedanken und Anschauungen einer Besprechung unterzogen werden, welche in ihrer Neuheit oder Eigenart ein allgemeineres Interesse hervorrufen.

Im allgemeinen Theil heißen wir die Aufnahme einer Vorschrift willkommen, welche, wenn sie einmal in allen zwischen den einzelnen Kulturstaaten abgeschlossenen Auslieferungsverträgen aufgenommen wor-

*) Die Zweitheilung finden wir noch im spanischen und im niederländischen Strafgesetzbuch sowie im norwegischen Entwurf. Delitos y faltas, misdrijven en Overtredingen, Feiltrian og Overtroedelse.

**) Zu welchen Consequenzen die schablonenhafte Eintheilung von Verbrechen und Vergehen führen kann, dafür folgende Fälle: Wer in einem ihm aufgedrungenen Zweikampf den Gegner tödtet, trotzdem er nachweislich wegen hochgradiger Kurzsichtigkeit überhaupt nicht zielen konnte, begeht ein Verbrechen; wer Jemanden hinterlistig überfällt und ihm mit dem Messer eine Verletzung beibringt, die diesen dem Tode nahebringt und ihn wochenlang auf's Krankenlager wirft, ist kein Verbrecher. Wer aber als hochbetagter Greis einen noch so leichten Diebstahl begeht, kaum zehn Jahr zuvor bei einem Diebstahl oder einer Hehlerei irgendwie mitgewirkt, und sonst irgend einmal in seinem Leben, vielleicht noch als Schulknabe an fremdem Gut sich vergriffen hat, ist ein Verbrecher. Vergl. §§ 206, 223a, 244 und 1 D. Str. G. B.

den ist, auch in den allgemeinen Theil eines Strafgesetzbuches als die sedes materiae gehört: Die Auslieferung eines Ausländers wegen politischer Vergehen und wegen der mit Letzteren in Zusammenhang stehenden Strafthaten ist nicht gestattet*). Zur Begründung dieser Vorschrift führt der Gesetzgeber in den Motiven (I S. 71) an, daß das Verbot der Auslieferung besonders eifersüchtig (più gelosamente) aufgestellt werden müßte, über das Asyl politischer Flüchtlinge Italien weniger als jeder andere Staat „einen wohlfeilen Handel treiben“ könnte, da es dasselbe für so viele seiner besten Söhne so lange hätte genießen müssen. —

Unter den im folgenden Kapitel aufgeführten und behandelten Strafen vermißt man die Todesstrafe: In der Sitzung vom 9. Juni 1888 votirte die Kammer mit an Einstimmigkeit grenzender Majorität die Abschaffung der Todesstrafe. Die Gründe für ihr Votum waren die in den Motiven und in den Kommissionsberichten entwickelten und sind zumeist die allgemein bekannten. Abgesehen von der Irreparabilität der Strafe heißt es von derselben noch im Kommissionsbericht, daß eine Strafe, über deren rechtlichen und moralischen Charakter das allgemeine Bewußtsein nicht übereinstimmt, ihre nothwendigste und festeste Grundlage verloren habe; und daß dieselbe wo sie noch in Geltung stände, einer zunehmenden Desuetudine**) verfallen sei. Als Surrogat für die Todesstrafe hat der Gesetzgeber den „Ergastolo“ einge-

*) Art. 9. Vgl. Art. 4 des Auslieferungsvertr. zwischen dem Deutschen Reiche und Italien vom 31. Oktober 1871. Die sogenannte belgische Attentatsklausel, daß nämlich der Angriff gegen das Oberhaupt einer fremden Regierung oder gegen Mitglieder der Familie desselben weder als politisches Verbrechen oder Vergehen, noch als ein mit einem solchen in Zusammenhang stehendes angesehen werden soll, sofern dieser Angriff den Thatbestand des Todschlags oder Mordes bildet, — ist in dem deutsch-italienischen Auslieferungsvertrag nicht enthalten, sondern zuerst in dem zwischen dem Deutschen Reiche und Belgien abgeschlossenen Auslieferungsvertrage vom 24. December 1874 (Art. 6) aufgenommen worden und führt dieselbe daher ihren Namen; sie ist allen später von der deutschen Reichsregierung Luxemburg abgeschlossenen Auslieferungsverträgen für Spanien, Brasilien, Schweden und Norwegen einverleibt worden.

**) So wurden in den Jahren von 1869—1880 in Preußen von 558 Todesurtheilen nur (1878) das gegen Hödel, in Bayern von 134 Todesurtheilen, in Würtemberg von 30 und in Baden von 28 je eines vollstreckt, während in Sachsen, wo die Todesstrafe vom 1. Oktober 1868 bis zum 1. Januar 1871 überhaupt abgeschafft war, in der vorerwähnten Zeit keine Hinrichtung stattfand. Erst seit dem Jahre 1880 sind in Preußen und dem übrigen Deutschland mehrfach Hinrichtungen vollzogen worden. Vergl. Seuffert's Festschrift 1888: Mittheil. aus dem Entwurfe eines Strafgesetzbuches für Italien S. 115. — In Frankreich wurde zuletzt von Jules Simon 1870 und von Louis Blanc 1881 die Abschaffung der Todesstrafe in Vorschlag gebracht. Letzterer kannte die Schwierigkeit der Durchführung seines Vorhabens der Kammer gegenüber und wiederholte Cavours denkwürdige Worte, in Francia era più difficile fare una riforma che una rivoluzione.

führt. Die Strafe des Ergastolo ist immer lebenslänglich, sie wird in einer besonderen Anstalt vollstreckt, woselbst der Verurtheilte in Einzelhaft unter der Verpflichtung zur Arbeit verbleibt; hat der Verurtheilte sich gut geführt, so kann er nach mindestens siebenjähriger Einzelhaft zur gemeinschaftlichen Arbeit mit Anderen, jedoch mit der Verpflichtung zum Schweigen zugelassen werden (Art. 11). Die Strafe des Ergastolo, die nur für die schwersten Verbrechen: für schweren Landesverrath, Hochverrath, — siehe unten — und für Mord und qualificirten Todtschlag festgesetzt ist, führt außerdem den Verlust der väterlichen und ehemännlichen Gewalt sowie der aktiven Testirfähigkeit herbei und macht das vor der Verurtheilung errichtete Testament nichtig, nimmt dem Verurtheilten auch die Verwaltung über sein Vermögen. Der Verurtheilte ist somit moralisch hingerichtet, bürgerlich todt. — „La vita un supplicio ed un sollevio la morte!" — Gegenüber solchen nur erdenkbar gewesenen Härten einer Bestrafung drängt sich die Frage auf, ob nicht die Anwendung des Schwertes der Obrigkeit gegen Verbrecher, deren Existenzberechtigung in der menschlichen Gesellschaft erloschen ist, zur Befreiung der Letzteren von Jenen und wiederum des Verurtheilten von einem Scheinleben sich als die geeignetere und schließlich auch menschlichere Strafe empfehlen dürfte.

Dem Range nach folgen dem Ergastolo die Strafen der Reklusion und der Detention. Sie bilden die Analogie zu unserer Zuchthaus- und Gefängnißstrafe, insofern Erstere für schwerere, namentlich ehrenrührige, Letztere für einfachere Vergehen angedroht ist.

Was insbesondere die Strafandrohung betrifft, so finden wir, daß in richtiger Erkenntniß der menschlichen Mängel und Schwächen die aus Verworfenheit, aus reiner Lust am Verbrechen, aus verbrecherischem Hang (Gewohnheits- oder Gewerbsmäßigkeit) begangenen Strafthaten mit außerordentlich hohen Strafen bedroht sind, während andererseits die auf Leichtsinn oder Verirrung zurückzuführenden Vergehen verhältnißmäßig leicht geahndet werden sollen.

Auch dem Strafvollzug ist eine besondere Berücksichtigung und Ausbildung zu Theil geworden; während im deutschen Strafgesetzbuch gerade dieses Gebiet, abgesehen von wenigen einzelnen Bestimmungen, noch ziemlich unbebaut daliegt. Die Staatsregierung hat indessen längst die Nothwendigkeit fortschreitender Verbesserungen anerkannt und auf Herbeiführung der Letzteren bereits hingearbeitet*).

So soll die Vollstreckung geringerer Strafen für leichte Strafthaten

*) Starke, Verbrechen und Verbrecher in Preußen. S. 239.

möglichst vermieden und, wenn thunlich in einer den Verurtheilten wenig drückenden Weise bewirkt werden; die Strafe soll den Menschen erweichen, bessern, und nicht verstockt und somit für die menschliche Gesellschaft unbrauchbar machen. (Mot. I S. 80ff., 106ff. und 121ff.)

Im Verfolg dieser Idee hat das Institut der Friedensbürgschaft des englischen Rechts eine eingehende Berücksichtigung gefunden. Nach englischem, bekanntlich nicht codificirtem Strafrecht darf der Richter auf Grund des Gesetzes Eduard III c. 1 von Personen, welche keinen guten Ruf haben („that be not of good fame“) Bürgschaft für gutes Verhalten gegen den König und sein Volk verlangen („good behaviour towards the king and his people“). Diese Bürgschaft besteht darin, daß der Beschädigte und erforderlichen Falles noch ein oder mehrere Bürgen zur Zahlung einer festzusetzenden Geldsumme — recognizance for good behaviour — für den Fall sich verpflichten, daß Ersterer binnen einer ebenfalls zu bestimmenden Zeit die ihm gestellte Bedingung (condition for the peace) nicht erfüllt*).

Das italienische Recht bestimmt nun (Art. 16), daß, wenn die vom Gesetz festgesetzte Strafe einen Monat Detention (Gefängniß) oder Haft, drei Monat Verweisung (confino), oder dreihundert Lire Geldstrafe für ein Vergehen oder für eine Uebertretung nicht übersteigt, falls ferner mildernde Umstände (circostanze attennanti)**) vorliegen, und der Thäter wegen eines Vergehens überhaupt und wegen einer Uebertretung mit nicht über Einen Monat vorbestraft ist, der Richter anordnen kann, daß an Stelle der von ihm verkündeten Strafe ein richterlicher Verweis (riprensione giudiciale) tritt. Der Verweis besteht in einer in öffentlicher Sitzung dem Verurtheilten gegebenen Ermahnung wegen der vorliegenden Gesetzesverletzung und der an dieselben sich knüpfenden Folgen. Der Verurtheilte muß ferner, wenn es der Richter für zweckmäßig erachtet, unter Stellung eines oder mehrerer, tauglicher und zuverlässiger Bürgen (fidejussori idonei e solidali), sich persönlich verpflichten, eine bestimmte Geldsumme zu zahlen, für den Fall, daß er innerhalb einer im Erkenntniß festzusetzenden Frist, — welche bei Vergehen zwei, bei Uebertretungen ein Jahr nicht überschreiten darf, — eine andere Strafthat begeht. — Unterwirft der Verurtheilte sich nicht dieser Verpflichtung oder stellt er keine tauglichen Bürgen, oder erscheint er nicht zu der

*) Vergl. Dr. Aschrott, Strafsystem und Gefängnißwesen in England. S. 98 ff.

**) Ebensowenig wie das deutsche führt das ital. Strafgesetzbuch an, in welchen Thatsachen „mildernde Umstände“ gefunden werden sollen; es soll vielmehr Sache des Richters sein, die die Strafthat veranlassenden und begleitenden einzelnen Umstände zu Gunsten oder Ungunsten des Beschuldigten auszulegen.

zur Ertheilung des Verweises anberaumten Sitzung, oder nimmt er denselben mit Achtung (rispetto) nicht entgegen, dann kommt die im Erkenntniß festgesetzte Strafe sofort zur Anwendung.

Mit diesem Verweis hat der in das deutsche Strafgesetzbuch aufgenommene Verweis nichts gemein. Letzterer stellt kein Straffurrogat sondern eine ordentliche Strafe dar, welche gegen relativ Strafunmündige (Personen im Alter von 12—18 Jahren) wegen Vergehen und Uebertretungen in besonders leichten Fällen erkannt werden kann.

In weiterer Verfolgung des Gedankens, zum ersten Mal und zu leichter Strafe Verurtheilte vor dem Aufenthalt im Gefängniß zu bewahren, ist die Bestimmung getroffen (Art. 21[²]), daß Minderjährige und weibliche Personen, die noch nicht vorbestraft sind, die einen Monat nicht überschreitende Strafe in ihrer Wohnung verbüßen können, daß aber bei Mißbrauch dieser Vergünstigung die ganze Strafe in der gewöhnlichen Weise zur Vollstreckung gebracht wird.

Im Anschluß an diese Bestimmung ist die Vorschrift der Artikel 19 und 24 zu erwähnen, daß der Verurtheilte, wenn er wegen eines Vergehens oder einer Uebertretung zu einer Geldstrafe verurtheilt ist, im Zahlungsunvermögensfalle, statt der unterstellten Detention (Gefängniß) oder Haftstrafe sich zur Leistung einer zum Nutzen des Staates, der Provinz oder der Gemeinde bestimmten Arbeit erbieten kann, und daß hierbei zwei Tage Arbeit als ein Tag Detention oder Haft gerechnet werden sollen.

Um sich überhaupt vor einer Bestrafung zu schützen, kann bei Uebertretungen der Beschuldigte die Strafverfolgung dadurch in Wegfall bringen, daß er noch vor Beginn der Verhandlung eine dem Höchstbetrage der für die begangene Uebertretung angedrohte Strafe gleichkommende Geldsumme zahlt. [l'oblazione volontaria Art. 101.]

Die Berathungen der internationalen Criminalistischen Vereinigung, welche in diesem Jahre im August zum ersten Male in Brüssel zusammengetreten ist, haben, wie wohl erinnerlich, zur Annahme nachstehenden Gesetzesvorschlages, betreffend die Einführung des bedingten Aufschubes der Strafvollstreckung, geführt: § 1. Bei jeder Verurtheilung zu Gefängnißstrafe kann das Gericht, wenn die Gefängnißstrafe nicht wegen Annahme mildernder Umstände an Stelle von Zuchthaus ausgesprochen wurde und der Verurtheilte bisher Freiheitsstrafe im Inlande weder ganz noch theilweise verbüßt hat, anordnen, daß die Vollstreckung der erkannten Strafe bis auf weiteres auszusetzen sei. Die Vollstreckung der etwa neben der Freiheitsstrafe erkannten Geldstrafen wird durch diese Anordnung nicht berührt. § 2.

Die Aussetzung der Vollstreckung kann von der Bestellung einer Sicherheit abhängig gemacht werden (Friedensbürgschaft). Die Höhe der zu bestellenden Sicherheit, sowie die Art ihrer Bestellung bestimmt das Gericht nach freiem Ermessen. Wird die Bestellung der Sicherheit innerhalb der vom Gerichte bestimmten Frist nicht nachgewiesen, so ist die erkannte Strafe zu vollstrecken. § 3. Der Beschluß des Gerichts, durch welchen die Aussetzung der Vollstreckung angeordnet oder die beantragte Aussetzung abgelehnt wird, kann nur mit den gegen das verurtheilende Erkenntniß gerichteten Rechtsmitteln und nach den für diese geltenden Grundsätzen angefochten werden. § 4. Die Vollstreckung der erkannten Strafe entfällt und die bestellte Sicherheit wird frei, wenn der Verurtheilte innerhalb der nächsten drei Jahre nach Rechtskraft des Erkenntnisses nicht wegen einer neuen nach dieser begangenen strafbaren Handlung im Inlande zu Freiheitsstrafe verurtheilt wird. Der Eintritt dieser Folgen ist auf Antrag des Verurtheilten durch Beschluß des Gerichts auszusprechen. § 5. Wird der Verurtheilte innerhalb der nächsten drei Jahre nach Rechtskraft des Erkenntnisses wegen einer neuen nach dieser begangenen strafbaren Handlung im Inlande zu Freiheitsstrafe verurtheilt, so verfällt die bestellte Sicherheit der Staatskasse und die früher erkannte Strafe kommt neben der für die neue strafbare Handlung verwirkten Strafe unverkürzt zur Vollstreckung. Die Erhebung der Klage wegen der neubegangenen strafbaren Handlung hemmt für die Dauer des Verfahrens den Ablauf der dreijährigen Frist. § 6. Wenn vor Ablauf der dreijährigen Frist die Verurtheilung wegen einer strafbaren Handlung erfolgt, welche vor Rechtskraft des in § 1 erwähnten Erkenntnisses begangen war, so finden die §§ 74 bis 78 St.-G.-B. Anwendung, und das die Strafe nach diesen Paragraphen bestimmende Gericht hat darüber zu beschließen, ob die Anordnung der Aussetzung aufrecht zu erhalten oder aufzuheben sei. Die Erhebung der Klage wegen der neu bekannt gewordenen strafbaren Handlung hemmt den Ablauf der dreijährigen Frist für die Dauer des Verfahrens." — Bemerkenswerth ist, daß die „Nordd. Allg. Ztg." diesen Vorschlag wiedergiebt und daran folgende Bemerkung knüpft: Wohl selten hat sich die öffentliche Meinung so nachdrücklich für eine gesetzgeberische Neuerung ausgesprochen, wie in der vorliegenden Frage, die in verschiedenen Ländern bereits zum gesetzgeberischen Austrag gekommen ist oder demnächst kommen wird. Die internationale Criminalistische Vereinigung hat sich einstimmig am 7. August für die bedingte Verurtheilung erklärt, welche in Belgien bereits Gesetz geworden ist. — Das Prinzip hat ebenfalls in den Ausschußentwurf eines neuen französischen Straf-

gesetzbuchs Aufnahme gefunden, und der Ausschuß, welcher in Oesterreich den neuen Entwurf eines Strafgesetzbuchs beräth, hat die bedingte Verurtheilung bereits angenommen. Bei einer solchen Uebereinstimmung der Ansichten dürfte das Prinzip selbst von der Wissenschaft nicht mehr aufgegeben werden. Der Liszt'sche Entwurf giebt eine dankenswerthe Unterlage für die konkrete Ausgestaltung desselben, und aus diesem Grunde ist dessen weitere Verbreitung zu wünschen.

Sind dagegen die weniger leichten Strafen wegen ihrer Schwere oder wegen ihrer Länge unbedingt zur Vollstreckung zu bringen, so soll Letztere möglichst erziehlich, bessernd auf den Verurtheilten wirken: Wenn thunlich, soll der Verurtheilte dem auch nur möglichen Einfluß zu längeren Strafen verurtheilter schwerer Verbrecher nicht ausgesetzt werden. So sollen Reclusions- oder Detentions-Strafen bis zu sechs Monaten nicht in den für letztgenannte bestimmten Strafanstalten, sondern in besonderen Abtheilungen des Gerichtsgefängnisses verbüßt werden. (Art. 13^{2} u. 15^{3}.) Ferner kann der zu längerer Reclusion (nicht unter drei Jahren) Verurtheilte, nachdem er die Hälfte der Strafe verbüßt hat, einer landwirthschaftlichen oder gewerblichen Zwischenstrafanstalt — (Stabilimento penitenziario intermedio) — überwiesen oder zur Beschäftigung bei öffentlichen oder privaten, der Aufsicht der öffentlichen Verwaltung unterstellten Arbeiten zugelassen werden. (Art. 13^{2}, 15^{3} u. 14.) Diese Vergünstigungen, von denen die letztgenannte auch dem deutschen Gesetz nicht unbekannt ist (§ 15^{2}), soll indessen nur für den Fall zur Anwendung gelangen, daß der Verurtheilte sich gut geführt hat, und ebenso sollen sie wegfallen, wenn derselbe bei guter Führung nicht verharrt.

Die gute Führung — la buona condotta — des Verurtheilten die Anerkennung und Belohnung derselben findet überhaupt im italienischen Gesetzbuch eine in ihrer Ausdehnung unserem Strafgesetzbuche unbekannte Berücksichtigung. Sie soll für den Menschen, der gefehlt hat, ein „stimolo“ sein, damit er der menschlichen Gesellschaft, von welcher er sich lossagen wollte und die sich von ihm lossagen mußte, wieder gewonnen werde. Das deutsche Strafgesetzbuch berücksichtigt die gute Führung nur in einem Falle, nämlich bei dem auch in das italienische Strafgesetzbuch aufgenommenen Institut der vorzeitigen, oder wie es dort heißt, der bedingungsweisen Entlassung (liberazione condicionale). Die Bedingungen, an welche der italienische Gesetzgeber die Gewährung der einstweiligen Entlassung knüpft, sind jedoch nicht so leicht wie nach deutschem Recht. Ersteres läßt die vorläufige Entlassung überhaupt nur bei Bestrafungen über drei Jahre, von denen drei

Viertel, mindestens drei Jahre bei Reclusion und mindestens die Hälfte bei Detention verbüßt sein müssen, und auch nur für den Fall eintreten, daß der Verurtheilte eine solche Führung gezeigt hat, daß seine Besserung zu vermuthen ist; das deutsche Strafrecht setzt dagegen nur voraus, daß der Verurtheilte drei Viertel der gegen ihn erkannten Strafe und mindestens ein Jahr verbüßt und während dieser Zeit sich gut geführt hat. Während ferner das deutsche Strafgesetz Jedem zu zeitiger Zuchthaus- oder Gefängnißstrafe Verurtheilten diese Vergünstigung einräumt, soll nach italienischem Gesetz bei Bestrafungen wegen besonders schwerer (einzeln aufgeführter) Strafthaten, wie Aufreizung zu Verbrechen, Tödtung, Erpressung, Rikat*), sowie dem zum zweiten Male Rückfälligen gegenüber diese Wohlthat nicht zur Anwendung gebracht werden.

Endlich ist die gute Führung als Bedingung auch der vom Gericht anzuordnenden vorzeitigen Aufhebung oder Beschränkung der gegen den Verurtheilten festgesetzten Polizeiaufsicht aufgestellt**).

Der Einfluß der Lehren Cesare Lombroso's tritt bei der Behandlung der Strafen deutlich zu Tage. Nach der von ihm in seinem bekannten Werke l'uomo delinquente entwickelten Ansicht bewirkt die Strafe in dem Menschen, welcher die Anlage zum Verbrecher in sich trägt, in den seltensten Fällen eine Aenderung seiner Individualität, während die Vollstreckung der Strafe auf den Menschen, der nur aus Leichtsinn oder Verirrung gefehlt hat, immerhin einen gefahrvollen, deprimenden — oft depravirenden Eindruck für immer hervorrufen kann. So trefflich diese auf sorgfältigen psychologischen Studien beruhenden humanen und humanisirenden Ideen sein mögen, so kann doch bei ihrer generellen Befolgung die Strafe ihren ersten und letzten Charakter als Strafübel leicht und oft verlieren. — Es darf daher auch nicht Wunder nehmen, wenn in dem neuen Strafgesetzbuch die Geldstrafe***) eine hervorragende Rolle spielt.

---

*) Das Nähere über den „ricatto" bei Besprechung der einzelnen Vergehen.

**) Das in seinem Werthe vielfach angefochtene Strafmittel der Polizeiaufsicht, la sottoposizione alla vigilanza speciale dell Autorità di pubblica sicurezza hat Zanardelli mit Rücksicht auf die in Italien noch herrschenden Sicherheitszustände beibehalten zu müssen geglaubt. Mot. I. S. 119. In dem (neuen) Gesetz „sulla pubblica sicureza" hat dasselbe sogar eine ausgedehnte Anwendung gefunden.

***) multa oder amenda unterscheiden sich nur dem Namen nach; für die Zweitheilung mußten auch zwei verschiedene Namen, für die Geldstrafe, für Vergehen und die für Uebertretungen gewählt werden. Die letzgenannte (amenda) mit „Geldbuße" zu übersetzen, wie Meyer es in seiner Besprechung des ital. Gesetzentwurfes thut, (Goldammer's Archiv Bd. 35 S. 344) erscheint dem deutschen Juristen dem deutschen Strafgesetzbuch gegenüber wegen des seitens

Principaliter ist Geldstrafe bei Uebertretungen, alternativ bei leichten, cumulativ bei schweren Vergehen angedroht. So soll bei allen Eigenthumsvergehen — außer dem Diebstahl und dem Raube —, bei sämmtlichen Amtsvergehen, bei den meisten Vergehen wider die öffentliche Ordnung neben der Freiheitsstrafe auf Geldstrafe erkannt werden, während nach unserem Strafgesetzbuch nur in sehr wenigen Fällen, wie beim Betrug im zweiten Rückfall, bei der in betrügerischer Absicht begangenen Brandstiftung auf Geldstrafe neben der Freiheits- (Zuchthaus-)Strafe erkannt werden muß.

Wollte man aus der ungewöhnlich häufigen Strafandrohung zumeist nicht niedrig bemessener Geldstrafen den Schluß ziehen, daß sie in finanziellen Motiven ihren Ursprung habe, so würde man dem Gesetzgeber großes Unrecht thun.

Wenngleich die Strafrechtspflege jedem Staate erhebliche, zumeist nicht wieder einbringliche Kosten verursacht, so hofft doch der Minister (Motive I S. 114), daß die Lage der Finanzen des Landes und eingehendere Studien dieser Materie ihm gestatten würden, in kurzem einen Gesetzentwurf vorzulegen, nach welchem die diesfallsigen Einkünfte zu einem „sehr humanen" Zwecke bestimmt werden würden, nämlich die Opfer richterlicher Irrthümer*), auch rücksichtlich der Untersuchungshaft, sowie die geschädigten Unbemittelten zu entschädigen, — eine Idee, welche die höchste Anerkennung verdient.

Nicht unerwähnt dürfen endlich an dieser Stelle zwei eigenartige Strafen bleiben, welche augenscheinlich aus einer gewissen Pietät aus den alten italienischen Strafgesetzen in das neue übergegangen sind: der confino und die sospensione (Art. 18 u. 25). Erstere ist eine Art localer Verbannung und besteht in der dem Verurtheilten auferlegten Verpflichtung für eine Zeit von mindestens einem Monat bis höchstens drei Jahren in einer im Urtheil bestimmten Gemeinde zu verweilen, welche mindestens sechzig Kilometer von der Gemeinde, in welcher das Vergehen begangen worden ist und von derjenigen, in welcher die Verletzten bezw. der Verurtheilte ihren Wohnsitz haben, entfernt sein muß. Verletzt der Verurthelte diese Verpflichtung, so soll an Stelle der noch rückständigen Strafzeit Detentionsstrafe treten. — Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß diese Strafe unter Umständen, so namentlich

---

des Letzteren diesem Worte gegebenen Bedeutung von Schadenersatz nicht rathsam.

*) „le vittime degli errori giudiciarii" a. a. O. Der Gesetzgeber hat also nur die unschuldig Verurtheilten oder verhaftet gewesenen Beschuldigten im Sinne.

Friedensstörern gegenüber von heilsamer Wirkung sein kann; auffallender Weise ist dieselbe aber überhaupt nur für Vergehen angedroht, welche kaum einen gemeingefährlichen Charakter tragen, so z. B. für den zu Gunsten eines Angehörigen (prossimo congiunto) geleistete Widerstand gegen einen Beamten, (Art. 190), sowie für die, zwar nicht nach deutschem, wohl aber nach italienischem Strafrecht strafbare eigenmächtige Selbsthülfe (esorzio arbitrario dolle proprie ragioni), sofern dieselbe mittels Gewalt oder Drohung verübt wird. (Art. 325.) Nach früherem Recht, und wie der Entwurf auch beibehalten wollte, wurde noch die Herausforderung zum Zweikampf, sowie die Thätigkeit der Kartellträger, der Secundanten, Zeugen u. s. w. mit confino belegt. Für diese Strafthat schien allerdings eine Trennung der aneinander gerathenen Geister am Platze zu sein, die Gesetzescommission hat aber hier die Detention an die Stelle des confino gesetzt.

Bedenklicher in ihrer Wirkung und somit in ihrer Anwendung erscheint die zweitgenannte Strafe der sospensione dall' esercizio di una professione o di un'arte. Dieselbe ist zwar nur für Uebertretungen, und auch nur für eine geringe Zahl gewisser allgemeingefährlicher, so für die Anfertigung oder Einführung oder öffentliche Feilbietung hinterlistiger Waffen (armi insidiose), für die Zeichnung oder Errichtung eines später dem Einsturz verfallenden Gebäudes, für die Eröffnung eines offenen Geschäftes ohne zuvorige Einholung der erforderlichen Erlaubniß u. a. m. angedroht, kann aber, da der Richter die Dauer derselben von drei Tagen bis zu drei Jahren bemessen darf, viel nachtheiliger wirken, als eine bestimmte Geld- oder Freiheitsstrafe, ganz abgesehen davon, daß die Wirkung dieser Strafe durch schwer controlirbare Stellvertretung leicht zu paralysiren ist*).

Verlassen wir das Gebiet der Strafen und ihrer Wirkungen und wenden wir uns dem Kapitel von der Strafzurechnungsfähigkeit zu, so finden wir u. A. folgende erwähnenswerthe Gesichtspunkte. Das strafmündige Alter beginnt nicht wie bei uns mit dem vollendeten zwölften, sondern mit Rücksicht auf die klimatischen Verhältnisse des Landes, welche eine frühere Reife des Körpers und somit auch des Verstandes eintreten lassen, bereits mit dem vollendeten neunten Lebensjahr und dauert in seiner Relativität bis zum 21. Lebensjahr. Dieser Zeitraum relativer Strafmündigkeit zerfällt wiederum in drei Abschnitte vom

*) Vorauszusetzen ist wohl auch, daß zur Wahrung des repressiven Effektes dieser Strafe dieselbe auch nicht an Sonn- und (mehrtägigen) Feiertagen, sondern an Werktagen zum Vollzug gelangt. Vergl. Holzendorff: die Strafandrohungen im neuesten ital. Strafgesetzentwurf. Gerichtssaal Bd. 40 S. 327.

12.—14., vom 14.—18. und vom 18. bis zum 21. Lebensjahre, innerhalb deren die angedrohte Strafe mehr oder weniger vermindert werden soll, vorausgesetzt natürlich, daß der Thäter mit Erkenntnißvermögen — discernimento — gehandelt hat. Ist Letzteres nicht der Fall, so kann, wie nach deutschem Strafgesetzbuch, der Richter die Unterbingung des Thäters in eine Erziehungs- oder Besserungsanstalt anordnen; diese Anordnung kann auch gegen eine unter neun Jahr alte Person getroffen werden, falls diese discriminento zur Zeit der Begehung der That besessen hat.

Eine sorgfältige Behandlung ist ferner der Frage der Berücksichtigung der Trunkenheit*) vom strafrechtlichen Standpunkte aus zu Theil geworden, sowohl was die Bestrafung dieses Zustandes an sich betrifft, als auch sofern derselbe bei Begehung einer Strafthat zur Feststellung der Zurechnungsfähigkeit und der hieraus zu folgernden Strafbarkeit als Strafausschließungs-, Schärfungs- oder Milderungsgrund in Erwägung zu ziehen ist. Nach italienischer Anschauung gilt die Trunkenheit als ein gröbliches Laster, und wird auch an sich als Uebertretung contro la pubblica moralità bestraft, sofern Jemand an einem öffentlichen Ort im Zustande offenbarer lästiger oder widerspenstiger (ripugnante) Trunkenheit betroffen wird. Der gewohnheitsmäßige Trunkenbold wird mit Haft bis zu einem Monat bestraft; auch kann derselbe vom Richter in ein Arbeitshaus geschickt oder zur Beschäftigung bei öffentlichen Arbeiten bestimmt werden. Ebenso soll derjenige bestraft werden, der einen Anderen durch Gewährung berauschender Getränke in Trunkenheit versetzt oder ihm, wenn er in solchem Zustande sich bereits befindet, solche Getränke verabreicht. Betreibt der genannte einen Handel mit berauschenden Stoffen, dann tritt noch Untersagung des Betriebes auf eine vom Richter zu bestimmende Zeit hinzu (Art. 488, 489 u. 22). Die Wohlthat dieser Maßregel liegt auf der Hand. Nach deutschem Strafgesetzbuch wird der Trunkenbold als solcher nur dann bestraft, wenn zu seinem und der von ihm zu ernährenden Personen Unterhalt fremde Hilfe in Anspruch genommen werden muß; dabei soll die Vernachlässigung der Angehörigen allein zur Herbeiführung der Bestrafung nicht genügen, es soll die Unfähigkeit zur Ernährung derselben festgestellt sein. (Entscheid des Reichsgerichts v. 21. Febr. 1880. R. I. 366 zu § 361[5] des Strafgesetzbuchs.)

Hat sich andererseits bei Begehung einer Strafthat der Thäter in einem trunkenen Zustande befunden, so soll zwischen der zufälligen und

*) ubbriachezza, lat. ebriacus (ebrius): stark angetrunken.

der absichtlich herbeigeführten Trunkenheit unterschieden werden. Letzteren Falles wird der Thäter — wenn auch milder — bestraft, selbst wenn er zur Zeit der That in einem solchen Zustande von Geistesabwesenheit sich befand, daß ihm das Bewußtsein oder die Freiheit seiner Handlungsweise benommen war. Ersteren Falles soll immerhin eine Bestrafung eintreten, sofern durch den geistigen Zustand des Thäters die Zurechnungsfähigkeit zwar erheblich geschmälert, aber nicht ausgeschlossen war. (Art. 48, 46 u. 47.)

Eine Berücksichtigung soll aber die Trunkenheit überhaupt nicht finden, wenn dieselbe behufs Erleichterung der Ausführung der That oder behufs Verschaffung einer Entschuldigung herbeigeführt worden ist.

So hart diese Bestimmungen auf den ersten Blick erscheinen mögen, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß der durch dieselben zu schaffende Rechtszustand sicherer und besser ist, als wenn auch nur leichte Angetrunkenheit als stereotyper Strafmilderungsgrund gilt*).

Nicht allein die Trunkenheit, auch andere Schwächen der Menschheit finden im italienischen Gesetzbuch ungewohnte Berücksichtigung und — Ahndung, nicht sowohl als Strafschärfungs- oder Milderungsgrund, sondern vielmehr als Thatbestandsmerkmal. Bekanntlich soll nach Ausspruch eines deutschen Staatsmannes der Staat nicht dazu da sein, die — Unklugen zu beschützen. Der Italiener geht noch weiter, er beschützt nicht nur nicht diejenigen, denen es an der bei einem Normalmenschen vorausgesetzten Klugheit gebricht, sondern zieht dieselben sogar zur Verantwortung, wenn sie in Folge dieses Defectes mit der Rechtsordnung collidiren. Wie auch von allen anderen Strafgesetzen der Mangel an Sorgfalt, die Fahrlässigkeit, sobald dieselbe bestimmte Vergehen verursacht, geahndet wird, so ist mit ihr im italienischen Strafgesetzbuch der Mangel an Klugheit, — imprudenza auf ein Niveau gestellt. So wird die Tödtung eines Menschen, die Körperverletzung, die Brandstiftung, die Herbeiführung einer Eisenbahnunfallsgefahr, ja die Herstellung oder Feilbietung gefälschter oder verdorbener

*) Dem Unwesen der Trunkenheit ist auch seitens der Reichsregierung zu steuern unternommen worden, bisher allerdings ohne Erfolg. Dem voreutwickelten Gesichtspunkte schloß sich der Gesetzentwurf betreffend die Bestrafung der Trunkenheit vom 23. März 1881 annähernd an. Die umfassende Begründung des Entwurfes führt uns die Stellungnahme sämmtlicher Culturstaaten zu der Frage, in welcher Weise die Trunkenheit als strafbarer Zustand an sich bezw. als ein die Strafthat begleitender Umstand behandelt wird, vor Augen und zeigt uns, daß die Anschauungen derselben zumeist oder wenigstens vielfach mit der des italienischen Gesetzgebers übereinstimmte.

Die Vorlage wurde einer Kommission überwiesen; man hat aber von Beiden nichts wieder gehört.

Nahrungsmittel bestraft, gleichgültig, ob diese Vergehen per negligenza oder per imprudenza begangen worden sind (Art. 371, 375, 311, 314). Von seinen Beamten verlangt der italienische Staat noch mehr, insofern er dieselben wegen der aus — imprudenza verübten Verstöße, so z. B. wegen Verletzung ihnen von amtswegen bekannter Staatsgeheimnisse verhältnißmäßig hart, von drei bis zu achtzehn Monat und mit Geldstrafe bis zu Eintausend Lire (Francs) bestraft. (Art. 109.)

Vor Beendigung der Besprechung des allgemeinen Theiles empfiehlt es sich noch, die Vorschriften über den Rückfall kurz zu prüfen, dessen durchaus wissenschaftliche Behandlung den besten Eindruck macht. Während das deutsche Strafgesetzbuch den Rückfall als solchen nur bei den Eigenthumsvergehen, und unter diesen aus nicht recht verständlichen Gründen nur bei einigen, nicht bei allen, und auch erst bei der zweiten Wiederholung bestraft wissen will, ordnet der italienische Strafcodex die Lehre vom Rückfall folgendermaßen: der Rückfall kommt als straferschwerendes Moment nur bei homogenen Vergehen, bei Reaten della stessa indole — derselben Art in Betracht. Die Gattungen sind gleichzeitig einzeln, und zwar in acht Gruppen aufgeführt: die Vergehen wider die Sicherheit des Staates, gegen die öffentlichen Beamten, wider die politischen und religiösen Freiheiten, wider die Rechtspflege, wider die öffentliche Wohlfahrt, wider die Sittlichkeit, Tödtung und Körperverletzung, und endlich die Eigenthumsvergehen. Wer nun innerhalb zehn Jahre bei schwereren Bestrafungen, sonst innerhalb fünf Jahren, nach Verbüßung der Strafe eine neue Strafthat derselben Art beginnt, gegen den soll die Strafe um ein sechstel bis um ein drittel erhöht werden.

Wird der Thäter aber überhaupt innerhalb der angegebenen Frist wegen irgend einer Strafthat wieder bestraft, so kann gegen ihn niemals auf den angedrohten Strafmindestbetrag erkannt werden.

Wie das deutsche, so erkennt auch das italienische Gesetzbuch die von auswärtigen Gerichten ausgesprochenen Verurtheilungen nicht an. Letzteres geht noch weiter, und verwirft auch militärgerichtliche Entscheidungen als Prämissen für den Rückfall. Selbstverständlich sind Verurtheilungen wegen Uebertretungen bei Bestrafungen wegen Vergehen als Vorbestrafungen nicht weiter zu berücksichtigen. (Art. 80 ff. 82. 83.)

Aus dem Kapitel von der Verjährung (Erlöschung) der Strafverfolgung und Vollstreckung möge nur die Bestimmung hervorgehoben sein, daß, während nach deutschem Strafgesetz alle strafrechtlichen Verurtheilungen, auch die zum Tode [in dreißig Jahren] verjähren, nach italieni-

schem Recht — entgegen den Vorschlägen des Entwurfes — die Verurtheilung zur schwersten Strafe, dem (lebenslänglichen) Kerker der Verjährung entzogen ist. (Art. 95.)

Die Besprechung des Allgemeinen Theiles muß hier abgebrochen werden, trotzdem noch mancher nicht uninteressante Punkt einer Besprechung sich wohl verlohnte, so die Beurtheilung der Taubstummheit als Strafausschließungs- oder Strafmilderungsgrund, ferner die Lehre vom Versuch. Bei dieser behält der Gesetzgeber eine der wenigen Reminiscenzen an den Code Napoléon, nämlich die theoretisch wichtige Eintheilung in das versuchte und in das fehlgeschlagene Vergehen (délit tenté et manqué) bei. Im Uebrigen vermag Minister Zanardelli der bekannten von ihm besonders angeführten Entscheidung des Reichsgerichts (vom 24. Mai 1880) nicht beizutreten, nach welcher die Strafbarkeit des Versuches dadurch nicht ausgeschlossen wird, daß der Thäter zur Herbeiführung des beabsichtigten, aber nicht eingetretenen Erfolges sich absolut untauglicher Mittel bedient hat. Auch in Italien erregte die Entscheidung viel Aufsehen und führte zu mehrfachen Erörterungen. Unter diesen ist die ausführlichste von Carrara. In der italienischen Schule gilt der Grundsatz, daß, wenn der strafbare Erfolg unmöglich ist, die böswillige Absicht zur Vollendung der Strafbarkeit nicht genügt, und daß daher der Versuch mit absolut untauglichen Mitteln nicht strafbar ist. In diesem Sinne haben auch in neuerer Zeit die obersten Gerichtshöfe Italiens entschieden*), und auch unser Codifikator bestimmt, daß nur der Versuch con mezzi idonei [sc. assolutamente] strafbar sein soll.

Wenden wir uns nunmehr zum zweiten Buch des Codex, welches von den einzelnen Strafthaten handelt, so stehen oben an die Vergehen wider die Sicherheit des Staates. Letztere zerfallen wieder in drei Kapitel: Von den Vergehen wider das Valerland, wider die Gewalten (Poteri) des Staates und wider die auswärtigen Staaten und deren Häupter und Vertreter. Die Strafbestimmungen über die politischen Vergehen rufen um deswillen ein allgemeineres Interesse hervor: Führen sie uns doch klar vor Augen, auf welchem politischen Standpunkt das italienische Volk steht. Wir sehen einmal, wie Gesetzgeber und Volk vom Nationalgefühl beseelt und vom Einheitsgedanken durchdrungen sind, ferner, wie starke Wurzeln das monarchische Princip geschlagen hat, andererseits wie der Parlamentarismus sich Bahn gebrochen und welche Geltung er sich verschaffen hat.

*) So der Kassationshof von Rom unter 10. Januar 1881, Neapel 3. Januar 1881, Florenz 3. Juli 1880, Turin 14. Juli 1870.

So besagt Art. 104, wer eine That begeht, welche darauf gerichtet ist, die Unabhängigkeit des Staates zu schmälern oder die Einheit, desselben aufzulösen (disciogliere), wird mit (lebenslänglichem) Kerker bestraft. — Nur mit Bewunderung kann man die von glühendem Patriotismus getragene Begründung dieser Cardinalsätze lesen, bei welcher der Codifikator sagt (II S. 23): Die nationale Einheit Italiens, dieses kostbare Erbe (prezioso retaggio), welche Jahrhunderte lang das Ziel unserer Denker und unserer Patrioten war und die Frucht großer und unsagbarer Opfer an Thränen und Blut ist, muß vor Allem (innanzi ogni cosa) zum Wächter und Vertheidiger das Schwert (la spada) des Gesetzes haben, welches den feierlichen Mahnruf erschallen läßt: Wehe dem, der sie anrührt!

Die Strafe des Ergastolo trifft (nach Art. 117) denjenigen, welcher eine That begeht, welche gegen das Leben, die Unverletzlichkeit oder die Freiheit der geheiligten Person (sacra persona) des Königs, oder gegen das Leben, die Unverletzlichkeit oder die Freiheit der Königin, des Kronprinzen oder des Regenten während der Dauer der Regentschaft (desselben) gerichtet ist. Denn die höchsten Personen des Staates bedürfen auch des größten Schutzes, sagen die Motive (II, 32). So wird auch die Majestätsbeleidigung ungleich härter als nach unserem Gesetz*) nämlich mit Detention (Gefängniß) von Einem bis zu fünf Jahren und mit Geldstrafe von fünfhundert bis zu fünftausend Lire bestraft. Um aber der Verfolgung der Majestätsbeleidigungen, welche leider oft nur aus bedauerlicher Unbesonnenheit und nicht aus Verworfenheit fallen, aus politischen Rücksichten Etwas Einhalt zu bieten, ist die nur zu billigende zweckmäßige Maßnahme getroffen, daß nur mit Ermächtigung des Justizministers eingeschritten werden soll. (Art. 124.) Beim Vorhandensein dieser Maßnahme in unserem Strafgesetzbuch wäre die Zahl der Verurtheilungen wegen Majestätsbeleidigungen im Jahre 1878 jedenfalls auf 1994 — (also 1 : 10 841 bei 21 618 881 Einwohnern) nicht gestiegen**).

Ein gleicher Schutz müsse, hieß es dann weiter in den Motiven (I S. 34) dem König auch wegen der gegen seine geheiligte und unverletzliche Person gerichteten Tadel und Vorwürfe zu Theil werden***).

*) „Mit Gefängniß nicht unter zwei Monat oder mit Festungshaft von zwei Monat bis zu fünf Jahren.“ § 95 Str.G.B.

**) Vergl. Starke, Verbrechen und Verbrecher in Preußen 1854—1878. Tabelle am Schluß und Seuffert a. a. O. S. 195.

***) „La persona del Rei sacra ed inviolabile“. Art. 4 der ital. Verfassungsurkunde. Statuto fondamentale. Art. 43 Preuß. Verfass.-Urk.: „Die Person des Königs ist unverletzlich.“

Nicht bloß gegen Beleidigungen will man ihn schützen, sondern auch gegen das Aufbürden einer Verantwortung, die er nach dem Wesen des Parlamentarismus nicht hat. Der Art. 125 bestimmt demzufolge, daß, wer den König wegen der Handlungen seiner Regierung öffentlich tadelt oder verantwortlich macht, mit Detention bis zu einem Jahr **und** mit Geldstrafe von 150 Lire bis 1000 Lire bestraft werden soll.

Der Parlamentarismus kommt überhaupt in dem ganzen Gesetzbuch zu denkbar stärkstem Ausdruck. Die Mitglieder der beiden politischen Körperschaften sollen sich eines Rechtsschutzes erfreuen, wie derselbe dem bisherigen Strafrecht unbekannt ist und wie er jetzt nur den öffentlichen Beamten zu Theil wird, — natürlich unter der Voraussetzung, daß die Vergehen gegen die Parlamentsmitglieder bei Ausübung ihres Berufes oder in Veranlassung desselben begangen worden sind. So wird die gegen ein Parlamentsmitglied (membro di senato o della camera dei deputati) gerichtete Schmähung, Freiheitsberaubung, Widersetzlichkeit, Beleidigung, Mißhandlung, (Art. 123, 146, 107, 194 u. 373) schwerer geahndet, als wenn diese Excesse gegen einen anderen Sterblichen stattfinden; bei Beleidigungen wird sogar der Thäter weder zum Beweis der Wahrheit noch der Offenkundigkeit der dem Beleidigten vorgeworfenen Handlungen oder Eigenschaften zugelassen (Art. 198); ja die mit Vorsatz, aber ohne Ueberlegung begangene Tödtung eines Volksvertreters wird nach der vom italienischen Strafrecht aufgestellten Eintheilung*) in einfachen, schweren und qualificirten Todtschlag, schwerer bestraft, als die Tödtung eines anderen Mitmenschen (Art. 365).

*) Die einfache Unterscheidung des deutschen Str.G.B.: der vorsätzlichen, unüberlegten Tödtung (Todtschlag) von der vorsätzlichen überlegten Tödtung (Mord) kennt das ital. Gesetzbuch nicht. Aehnlich dem Code pénal hat dasselbe vielmehr folgende eigenartige Eintheilung:

1. Der (einfache) Todtschlag: cagionare la morte di alcuno a fine di uccidere: Reklusion von 18—21 Jahre,
2. Der (schwere) Todtschlag verübt
   a. an der Person des Ehegatten, des Bruders oder der Schwester, u. s. w.
   b. an der Person **eines Parlamentsmitgliedes** oder eines öffentl. Beamten, — aus Veranlassung des Berufes,
   c. mittels giftiger Stoffe (col mezzo di sostanze venefiche):
   Reklusion von 21—24 Jahr,
3. Der (qualificirte) Todtschlag verübt
   a. an der Person des legitimen Ascendenten oder Descendenten, des natürl. Erzeugers oder Sohnes,
   b. **mit Ueberlegung** (con premeditazione)
   c. aus reiner Bosheit (brutale malvagità) oder mit schweren Mißhandlungen u. s. w.:
   Lebenslänglicher Kerker.

Nach Besprechung der reinpolitischen Vergehen dürfte es sich empfehlen, die kirchenpolitischen Strafbestimmungen kurz zu berühren, stehen doch noch jetzt die lebhaften Debatten, welche über sie geführt wurden, in Erinnerung.

Im dritten Titel des zweiten Buches, der „die Vergehen wider die öffentliche Verwaltung“ behandelt, spricht das fünfte Kapitel in drei Artikeln „von den Mißbräuchen der Religionsdiener in Ausübung ihres Berufes“. Es empfiehlt sich eine wörtliche Wiedergabe der Artikel. Sie lauten in dem nunmehr sanktionirten Gesetzestext:

A. 182. Ein Religionsdiener, welcher in Ausübung seines Berufes, die Einrichtungen, die Gesetze des Staates oder die Handlungen der Obrigkeit öffentlich tadelt oder schmäht, wird mit Detention (Gefängniß) bis zu Einem Jahr und mit Geldstrafe bis zu Eintausend Lire bestraft.

A. 183. Ein Religionsdiener, welcher unter Benutzung seiner amtlichen Stellung zur Verachtung der Einrichtungen, der Gesetze oder der Verordnungen der Obrigkeit, oder zur Nichtbefolgung der Gesetze, der Verordnungen der Obrigkeit oder der mit einem öffentlichen Amt verbundenen Pflichten aufreizt, wird mit Detention von drei Monaten bis zu zwei Jahren, mit Geldstrafe von fünfhundert bis zu dreitausend Lire und mit dauernder oder zeitiger Entziehung der kirchlichen Pfründe (interdizione dal beneficio ecclesiastico) bestraft. Ist die That öffentlich begangen, so kann die Detention bis auf drei Jahre ausgedehnt werden.

Derselben Strafe unterliegt der Religionsdiener, welcher, unter Benutzung seiner amtlichen Stellung, Jemanden zu Handlungen oder Erklärungen, welche den Gesetzen zuwiderlaufen, oder zur Schädigung der Kraft derselben (der Gesetze) erworbenen Rechte zwingt oder verleitet.

A. 184. Falls ein Religionsdiener, unter Benutzung seiner amtlichen Stellung ein anderes Vergehen als die in den voraufgehenden Artikeln vorgesehenen begeht, so wird die für das begangene Vergehen festgesetzte Strafe um ein Sechstel bis um ein Drittel erhöht, unbeschadet dessen, daß die amtliche Eigenschaft des Religionsdieners vom Gesetz bereits in Erwägung gezogen ist.

Die Bestrebungen des Staates, eigenmächtige Eingriffe der Kirche in seine Rechtssphäre durch besondere Gesetze abzuwehren, liegen weit zurück. Den Anfang machte die erste französische Republik. Durch Gesetz vom 7. Vendemiaire des Jahres IV (d. h. vom 28. September 1796) wurde der Geistliche mit lebenslänglichem Kerker bedroht, welcher gele-

gentlich der Amtsausübung zur Wiederherstellung der Monarchie, zur Vernichtung der Republik oder zur Auflösung der Nationalversammlung aufreizt, oder zum Verrath oder zur Rebellion wider die Regierung auffordert. Dem vom Staatsrath gebilligten Entwurfe zum Code pénal entsprechend wurden diese Bestimmungen dahin zusammengefaßt, daß den Geistlichen verboten sein soll, öffentlich die Regierung oder die Gesetze zu tadeln oder zum Ungehorsam gegen Obrigkeit 2c. aufzufordern (Art. 201 ff.). Dem Beispiele Frankreichs sind dann alle süd- und westeuropäischen Staaten*) gefolgt. In Italien war es das Königreich Beider Sicilien, welches sich die kirchenpolitischen Strafvorschriften für sein Strafgesetzbuch (vom 1. September 1819 Art. 142) zu eigen machte; dann sind dieselben in das alte Sardin. Gesetzbuch von 1839 (1840) aufgenommen und von dem bis jetzt geltenden Strafgesetzbuch beibehalten worden.

Der Gesetzgeber trug kein Bedenken, auch in seinem Entwurfe Maßnahmen aufzustellen, welche dem Staate einen wirksamen Schutz gegen Uebergriffe der Kirche gewährte; er glaubte sogar in dem Rechtsschutz seiner Staatsbürger und somit seiner selbst gegen ungesetzliche Beeinflußungen noch größere Cautelen schaffen zu müssen. Die sforza morale, welche der Geistliche auf die Gewissen auszuüben vermag, ist für den Gesetzgeber der erste und letzte Anlaß gewesen, durch besondere Vorschriften einem Mißbrauche derselben mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht zu steuern. Angesichts der Bestimmungen, welche viele andere Staaten gegen klerikale Umtriebe aufgestellt hätten, heißt es in den Motiven, (II S. 73 ff.) dürfte gerade Italien umsoweniger wehrlos und ohnmächtig dastehen, als ein erheblicher Theil des Klerus eine dauernd feindliche Haltung gegen die neue Ordnung der Dinge und gegen die Existenz des Staates selbst unter unbesonnenen Vorwänden territorialer Revindikationen eingenommen habe, und je größere Freiheit der Staat der Kirche eingeräumt habe, — so durch Verzichtleistung auf die Ernennung der Bischöfe, um so schärfer müsse derselbe den Mißbräuchen seitens des Klerus entgegentreten. Denn es sei ein alter Grundsatz, daß das untrennbare Correlat der Freiheit die Verantwortlichkeit sei; aus diesem ergebe sich auch gleichzeitig die Nothwendigkeit der im Art. 184 enthaltenen allgemeineren Vorschrift.

Im Uebrigen waren die Bestimmungen des Entwurfes, wenn auch nur in wenigen Punkten schärfer als nach dem nunmehrigen Wortlaut. So wollte der Entwurf schon eine abfällige Beurtheilung, nicht erst den

*) Strafgesetzbuch für Spanien Art. 144, für Portugal Art. 136 ff., für Belgien Art. 267.

Tadel der Gesetze u. s. w. (Art. 182), ebenso auch das „turbare la pace delle famiglie" unter Strafe gestellt sehen. Besonders scharf und persönlich erschien das im Entwurf hervorgehobene Verbot der Erbschleicherei („pregjudicare i legittimi interessi patrimoniali"). Wie die obigen, so ist auch die letztere Bedingung — Abs. zu Art. 183 — in milderer Form aufgestellt worden. Was die Regierung zu dieser Milderung veranlaßt haben mag, ist gewiß das Bestreben, einen erträglicheren Modus vivendi mit der Kurie zu schaffen. Die Kommission hatte den Wortlaut des Entwurfes durchweg gebilligt, die klerikale Partei befand sich trotz mancher redegewandter Führer in der entschiedenen Minorität*).

Wenden wir uns von den kirchenpolitischen zu den socialpolitischen Strafbestimmungen, so finden wir unter den Vergehen „wider die Freiheit" die Vorschriften, durch welche dem bei den Arbeiterbewegungen herrschenden Terrorismus gesteuert werden soll. So heißt es im Kapitel über Vergehen wider die Freiheit der Arbeit: Wer durch Gewalt oder Drohung die Freiheit des Gewerbes oder des Handels irgendwie unterdrückt oder behindert, — oder wer mit Gewalt oder Drohung eine Arbeitseinstellung oder -Aussetzung herbeiführt oder unterhält, um eine Lohnherabsetzung oder -Erhöhung, oder um andere als die zuvor getroffenen Abkommen durchzusetzen, wird mit Detention bis zu zwanzig Monat bestraft [die Häupter und die Urheber noch härter**)]. — Dagegen sind Bestimmungen, welche sich ausschließlich gegen die socialistischen Bestrebungen richten, in dem Strafgesetzbuch kaum enthalten. Ihrer Aufnahme in dasselbe bedurfte es auch insofern nicht, als gleichzeitig mit dem Strafgesetzbuch das Gesetz „über die öffentliche Sicherheit" veröffentlicht worden ist, welches unserem Reichsgesetz vom 21. Oktober 1878 über die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie ungefähr entspricht. Nur ist dasselbe mehr ausgedehnt und verallgemeinert, wie schon aus seiner Benennung hervorgeht; auch soll es kein Ausnahmegesetz sein, sondern für immer gelten. (Art. 165 ff.)

*) Verwandt mit diesen Vorschriften ist der sogen. Kanzelparagraph unseres Strafgesetzbuches (§ 130a), welcher den Geistlichen verbietet, öffentlich in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise Staatsangelegenheiten zu verkünden oder zu erörtern. Auf Veranlassung der Bayerischen Regierung beantragte der Bundesrath unter dem 19. November 1871 beim Reichstage die Aufnahme dieses Zusatzparagraphen, als dessen Kern der Bayer. Staatsminister von Lutz die Lösung der Frage bezeichnete, „wer Herr im Staate sein sollte, die Regierung oder die römische Kirche"!

**) Diesen Maßregeln gegenüber nimmt sich die analoge Strafbestimmung der D. Gewerbeordnung (§ 153) besonders schwach aus, welche in einen etwas schwerfälligen Satzbau denjenigen bis zu drei Monat Gefängniß bestraft wissen will, welcher Andere durch Zwang, Drohung, Ehrverletzung u. s. w. bestimmt oder zu bestimmen versucht, an Verabredungen behufs Erlangung günstiger Lohn- 2c. Bedingungen Theil zu nehmen 2c.

Unter den oben besprochenen Strafen des neuen italienischen Strafgesetzbuches wurde der Ortsverweisung (confino) gedacht, die u. A. auch für die unerlaubte Selbsthülfe festgesetzt ist, — eine unserem Strafgesetze als Strafthat unbekannte Handlung. Dieses Vergehen steht indessen als solches nicht allein da, das neue Gesetz führt eine Reihe strafbarer Handlungen an, welche wir als solche nicht kennen, und von denen folgende angeführt sein mögen:

Wer dadurch, daß er mit dem Ansehen bei einem Parlamentsmitgliede oder einem öffentlichen Beamten oder mit der Verbindung mit demselben prahlt*), — Millantatare credito presso pubblici ufficiati — als Antrieb oder als Belohnung für seine Vermittelung bei denselben, oder unter dem Vorwande, die Gunst derselben verschaffen oder bezahlen zu müssen, sich Vortheile gewähren läßt, soll mit Reklusion von 1 bis 5 Jahren und mit Geldstrafe von 100—1500 Lire bestraft werden. Eine ähnliche Bestimmung findet sich schon in dem alten sardinischen Strafgesetzbuch (Art. 313), nur mit weit milderer Strafandrohung. In der Kommission trug man anfänglich Bedenken über die Nothwendigkeit der Aufnahme dieser Bestimmung in das neue Gesetzbuch, da man der Ansicht war, daß ein solches strafbares Verhalten unter den Gesichtswinkel des Betruges gebracht werden könnte; indessen mußte man sich doch sagen, daß jeder Betrug zwar einen Schwindel enthält, daß aber umgekehrt nicht jeder Schwindel, insbesondere also vendita di fumo (Dunst vormachen) nothwendigerweise den Thatbestand eines Betruges darstellt. Auch trug zur Beibehaltung dieser Strafvorschrift das in jene Zeit fallende scandalöse Treiben Wilson's in Paris offenbar wesentlich bei. — Aehnlich verhält es sich mit folgender Bestimmung: Wie in allen civilisirten Staaten, so ist auch im italienischen Staatsgrundgesetz das Briefgeheimniß garantirt, und die Verletzung desselben wird strafgesetzlich geahndet. Das italienische Strafgesetz will aber noch andere Geheimnisse gewahrt und denjenigen bestraft wissen, der ein in Folge seiner Stellung u. s. w. kennengelerntes Geheimniß zu dem auch möglichen Nachtheil eines anderen verräth, — selbstverständlicher Weise jedoch nur auf Antrag des Verletzten. (Art. 163 u. 164.) Ueber die Zweckdienlichkeit dieser Bestimmung, welche übrigens vom Kodifikator erst dem Genus der Vergehen wider die Person subsummirt, später aber den Vergehen wider die Freiheit eingefügt worden ist, läßt sich rechten: umsomehr da nach dem Kommissionsbericht (S. 295. CCXXVIII) der Gesetzgeber nicht nur Geschäfts-, sondern auch Familiengeheimnisse im Auge hat. Durch

*) „fumo punitur, qui fumum vendidit." Mot. II. S. 100. Commiss. Ber. CXLVI. S. 191. (Art. 204.)

öffentliche Verfolgung und Verhandlung würden aber die Geheimnisse, welche man gerade gewahrt wissen will — schwerlich im Sinne des Verletzten, buchstäblich zu öffentlichen Geheimnissen werden.

Unter den Vergehen wider die Rechtspflege (contra l'amministratione della giustitia) finden wir zwei dem deutschen Praktiker als solche unbekannte Reate. Es soll nicht nur wie bei uns die wissentlich falsche Anschuldigung einer bestimmten Person (calunnia) sondern auch die wissentlich falsche Anzeige einer nicht existirenden Strafthat — also ohne Bezichtigung einer bestimmten Person bestraft werden. Diese Anordnung erscheint sehr empfehlenswerth. Es kommt oft vor, daß Jemand, um das strafbare oder wenigstens unentschuldbare Verschwindenlassen in seinem Besitz befindlich gewesener Gegenstände zu verdecken, irgend eine strafbare Begebenheit erfindet und zur Anzeige bringt. Nach umständlichen Ermittelungsversuchen entpuppt sich die Anzeige als Dichtung. Unter welchem Gesichtswinkel soll nun die Frivolität des Denuncianten gesühnt werden? Man muß schließlich aus negativen, auch aus Verlegenheitsgründen zum allgemeinen Prügelknaben, dem classischen Unfugsparagraphen greifen, wenn schon eine Verletzung oder Störung der öffentlichen Ordnung sich nur gezwungen annehmen läßt. (Art. 211.)

Auch darin zeigt sich eine weitgehende Bestrafung der Unwahrheit, daß das italienische Strafgesetzbuch nicht nur den beeidigten, sondern auch den unbeeidigt gebliebenen Zeugen bestraft, der sich mit der Wahrheit in Widerspruch setzt, — und zwar unter Minderung der angedrohten Strafe um ein Sechstel bis um ein Drittel. (Art. 214 u. f.)

Dem obenerwähnten schwindelhaften Treiben soll auch gesteuert werden, wenn dasselbe an der Börse oder auf öffentlichen Märkten unternommen wird, um durch falsche Nachrichten oder sonstige betrügerische Mittel ein Steigen oder Fallen der Preise, Löhne u. s. w. herbeizuführen, — eine sehr werthvolle Vorschrift, da gerade diesem Gebahren gegenüber der Betrugsparagraph wegen des nur zu schwer zu statuirenden Causalnexus zwischen Schädigung und Täuschung leicht versagt. (Art. 293.)

Nicht unbedingt nothwendig könnte die Beibehaltung der Bestrafung des „Ricatto" als solchen erscheinen. Bekanntlich werden leider noch häufig genug in südeuropäischen Landen, nicht auf der apenninischen Halbinsel allein als wohlsituirt bekannte oder vermuthete Einheimische und Fremde aufgehoben und festgesetzt, um dann für ihre Freilassung die Niederlegung eines möglichst hohen Lösegeldes von den Angehörigen zu erzwingen. Auch wenn der beabsichtigte Zweck nicht erreicht wird, soll die Strafe in Reklusion von 5—15 Jahren bestehen. Da ferner dieses Verbrechen nicht gut von einem Einzelnen ausgeführt werden kann, sondern

zumeist die Theilnahme einer ganzen Gesellschaft erheischt, so hat man geglaubt, diese Thätigkeit noch besonders unter Strafe stellen zu sollen und bestimmt, daß jeder schriftliche oder mündliche Verkehr behufs Begünstigung des Verbrechens mit Reklusion bis zu 5 Jahren geahndet werden soll. (Art. 410 ff.) In allen bisherigen italienischen Strafgesetzbüchern wird dieser verbrecherischen Specialität besonders gedacht. Nicht sowohl aus Pietät als vielmehr um dieses Verbrechen als solches möglichst klar vor Augen zu führen, hat auch der jetzige Gesetzgeber die Beibehaltung für nothwendig erachtet, trotzdem er sich sagt (Mot. II S. 390), daß der Rikatto auch als schwere Freiheitsberaubung oder räuberische Erpressung aufgefaßt werden könne und somit als besonderes Reat nicht unbedingt nothwendiger Weise aufzustellen gewesen sei.

Nicht allein die Rechtsanschauungen eines Volkes, sondern auch seine sittlichen Begriffe im engern Sinne des Wortes werden durch seine Gesetze zum Ausdruck gebracht. Die romanischen Völker haben bekanntlich andere, um nicht zu sagen freiere Ansichten über die Sittlichkeit. Was z. B. unser Strafgesetzbuch unter Kuppelei versteht und bestraft, ist dem italienischen Gesetzbuch unbekannt, und dem Südländer überhaupt nicht recht verständlich*). Nicht minder weicht die Auffassung und Behandlung des Ehebruches von der unseren ab, wobei unleugbare Reminiscenzen an die Bestimmungen des französischen Gesetzbuches hervortreten. Mit gleichem Maße werden Mann und Frau bei diesem Vergehen nicht gemessen. Letztere soll unter allen Umständen für ihren Fehltritt büßen, ebenso wie ihr Cicisbeo mit der ungleich härteren als nach unserem Strafgesetzbuch (ein Tag bis sechs Monat Gefängniß) angedrohten Strafe von 3—30 Monat Detention. Die eheliche Untreue des Ehemannes dagegen sieht das Gesetz als Reat nur dann an, wenn derselbe so weit geht, eine Concubine im ehelichen Hause zu halten oder wenn er eine solche Person notoriamente aushält**). (Art. 353 ff.) Vor dem Gesetz sollen Alle gleich sein. Der Gesetzgeber

---

*) So sind nach § 181[2] Str.G.B. nach Maßgabe mehrfach ergangener Reichsgerichtsentscheidung wiederholt Eltern zu dem Strafmindestbetrag von Einem Jahr Zuchthaus verurtheilt worden, welche in ihrer Wohnung einen intimen Verkehr ihrer verlobten Kinder gestattet hatten. Es ist dann in der Regel die Begnadigung von Amtswegen nachgesucht und auch erlangt worden. Vergl. z. B. die Entscheidung des Reichsgerichts vom 2. November 1882. Entsch. Bd. 8 S. 172; derselben liegt ein recht drastischer Fall zu Grunde. — Auch die Verfolgung der Personen, bei welchen nach und nach öffentliche Dirnen wohnen, kann nach der strafgesetzlichen Auffassung des Begriffes Kuppelei leicht zu einer Schraube ohne Ende führen.

**) Vergl. Art. 366 ff. Code Nap. Nach Oesterr. Strafgesetzbuch (§ 502) soll die Ehefrau strenger bestraft werden, wenn infolge des Ehebruches über die Rechtmäßigkeit der nachfolgenden Geburt ein Zweifel entstehen kann.

ist sich der in seinen Bestimmungen liegenden Inconsequenz auch bewußt. Die zur Erklärung, um nicht zu sagen Entschuldigung seiner Maßnahmen in den Motiven (II S. 237) gebrachten Ausführungen gipfeln in der Ansicht, daß bei der Frau das Gefühl für gute Sitte (buon costume) ungleich stärker als beim Manne ausgeprägt sei, und daß daher eine frivole Verletzung des Sittengesetzes seitens der Ersteren, auch mit Rücksicht auf die mißliche Consequenz etwaiger Vaterschaftsfragen, schärfer gerügt werden müsse*).

Der verfügbare Raum verbietet weitere Ausführung, wiewohl solche noch auf dem Gebiet der Uebertretungen am Platze gewesen wären. Denn auch die Bestimmungen über Letztere enthalten eine reiche Fülle werthvollster Grundsätze und interessanter Anschauungen.

Ziehen wir das Facit unserer Betrachtungen, so können wir nur die Wohlbegründung des Eingangs erwähnten Ausspruchs Mancini's, des Altmeisters italienischen öffentlichen Rechts bestätigen: Der Codice penale per il regno d'Italia ist ein Werk, würdig des Jahrzehnte langen Fleißes der bedeutendsten Geister des Landes. Sein hoher wissenschaftlicher Werth zeigt sich in seinem systematischen Aufbau, in der allgemeinen Behandlung des Stoffes und in der besonderen Zergliederung desselben, in der ebenso klaren als präcisen Entwickelung des Thatbestandes der einzelnen Reate und in dem allzeit logischen und consequenten Uebergang von dem Allgemeinen in das Einzelne. Dabei durchweht das ganze Gesetz neben einem stark ausgeprägten nationalen Selbstbewußtsein ein kosmopolischer Geist, dessen Elasticität bei der eingehenden Berücksichtigung der Studien und Erfahrungen auf allen Gebieten des modernen Lebens**) das Gesetzbuch als ein Vorbild für alle übrigen Culturstaaten erscheinen läßt. Das italienische Volk hat seinen altbewährten Ruf als legislativ begabteste und berufenste Nation von Neuem auf das glänzendste bewährt.

Berlin, 18. October 1889.

*) Als Sittlichkeitsvergehen figurirt auch noch die mißbräuchliche Inanspruchnahme der in Italien bestehenden Findelhäuser (ospizio di trovatelli) für legitime oder natürliche, aber anerkannte Kinder — mit der Ahndung zu Reklusion von drei Monat bis fünf Jahr, — und bis acht Jahr sogar, wenn der Thäter ein Ascendent ist. — Strafmilderung tritt ein, wenn die That zur Ehrenrettung der Mutter u. s. w. oder zur Vermeidung berechtigter Mißhandlung begangen worden ist. (Art. 362 u. 363.)

**) Daß das Gesetzbuch auch sonst „auf der Höhe steht", dafür dürfte noch die bei Behandlung der Sicherung der Beförderungs- oder Verkehrsmittel getroffene, im Entwurf noch nicht enthaltene Bestimmung einen Belag liefern, welche besagt, daß den Telegraphen die für den öffentlichen Dienst bestimmten Telephone gleichgestellt sein sollen. Art. 316. Wir haben noch keine derartige Sicherheitsmaßregel aufzuweisen, wohl aber der — neueste Russische Strafgesetzentwurf von 1888. Theil III. Art. 7.

Macbeth.

Von

Hermann Conrad.

---

1. Der Mord als tragisches Motiv.

Ein heutiger Mörder, möchte er vom Dichter sonst auch mit den größten und edelsten Eigenschaften umkleidet, möchte die Versuchung vor der That noch so überwältigend, die Reue nach ihr noch so herzerschütternd geschildert sein, könnte niemals der Held einer Tragödie werden. Ein Todtschlag, begangen im Uebermaß der Leidenschaft, um lebenslang bereut zu werden, könnte auch in heutiger Zeit tragische Empfindungen erregen. Ein geplanter Mord nimmermehr: unsere fortgeschrittene Sittlichkeit sieht im Morde unter allen Umständen nur ein gemeines Verbrechen, und in dem Thäter einen weit zurückgebliebenen oder tief gesunkenen Menschen, dem die für die Erweckung tragischen Interesses erforderliche Größe fehlt.

Alle Versuche, einen unter modernen Kultur-Verhältnissen begangener Mord als tragische Schuld zu verwerthen, sind als gescheitert zu betrachten. Bulwers „Eugene Aram", ein tragischer Roman, dessen Held ein hochgebildeter und edeldenkender Raubmörder ist, ist das ungesunde Produkt einer kranken, auf der Schleppe der Romantik einherschwankenden Litteratur-Richtung, von dem der geläuterte, vom Sensations-Bedürfniß wie von falscher Sentimentalität unbeherrschte Geschmack sich widerwillig abwendet. Er fand seine verdiente Abfertigung noch im Jahre seines Erscheinens durch Thackerays Parodie „Elizabeth Brownrigg": im Beginn dieser Erzählung berichtet uns der Verfasser, er habe sich an das Newgater Zuchthaus um einen geeigneten Romanhelden gewandt, einen zartfühlenden, edelmüthigen, empfindungsreichen, hochsinnigen Menschen, der schon einmal um Geldes willen einem seiner Mitmenschen die Kehle abgeschnitten habe; er habe aber kein hinrei-

chend qualificirtes Modell dort finden können, da diese Gattung von Menschen leider gleich nach dem Bekanntwerden ihrer heroischen Charakter-Eigenschaften aufgeknüpft zu werden pflegten. — Der Naturalismus unserer Tage, der, so neuerschaffen und epochemachend er sich selbst vorkommt, doch das stetig wiederkehrende Symptom der Kinderkrankheit oder Greisenschwäche der poetischen Produktion ist, hat ein ähnliches Werk gezeitigt in einem Romane des hochbegabten russischen Dichters Dostojewski: die mit entsetzlicher Naturwahrheit geschilderten Seelenzustände seines Raubmörders, des Studenten Raskolnikow, vor und nach der That erfüllen uns mit Grauen; der Verbrecher selbst erregt statt jeder tragischen Empfindung unseren physischen Abscheu; und der Dichter hat — wohl bewußt — diese Wirkung zu mildern gesucht durch den Umstand, daß er ihn die That im Zustande halben Wahnsinns begehen läßt — was indessen den tragischen Effekt erst recht unmöglich macht.

Vor unserem vertiefteren sittlichen Bewußtsein können eben gewisse Handlungen, die in früheren Zeiten unter dem einen oder dem anderen Gesichtspunkte entschuldbar erschienen, unter keinem mehr Gnade finden. Es ist zweifellos, daß ein Mord begangen in einer Zeit und bei einem Volke, dem die Blutrache eine heilige Pflicht war, als tragisches Motiv verwendet werden kann. Und Aehnliches gilt auch von Zeiten, die minder roh als jene und nicht so hoch entwickelt als die unserige sind. Zu Shakspeares Zeit stand das Leben des Menschen nicht so hoch im Werthe als heute: bei dem niederen Stande der Kultur war es häufiger gefährdet durch die Naturmächte, die Unsicherheit des Verkehrs, durch barbarische Gesetze, Roheit der Gesinnung u. a. Und daß auch der Raub desselben nicht in dem Grade fluchwürdig erschien, wie heute, beweist die Toleranz, die man diesem Verbrechen gegenüber unter besonderen Umständen an den Tag legte. Dem Liebling Elisabeths, dem Grafen Leicester, wurden von seinen Zeitgenossen neben anderen mehr legendenhaften zwei Mordthaten mit aller Bestimmtheit in Wort und Schrift zur Last gelegt, die er an seinem ersten Weibe, Amy Robsart, und an dem ersten Gatten seiner zweiten Frau, dem älteren Grafen Essex, verübt haben sollte; und so erdrückend die belastenden Umstände in dem ersteren Falle für ihn waren, wurde doch keine gerichtliche Untersuchung angeordnet; der des Mordes dringend Verdächtige blieb auf der obersten Stufe des Thrones stehen. Das wäre unter heutigen Gesittungs-Verhältnissen unmöglich. Damals aber lag die Zeit des großen Mordens, die grauenhafte Epoche der Rosenkriege, erst hundert Jahre zurück; und wie das Andenken daran in

allen Menschen frisch fortlebte, so scheint auch die sittliche Anschauung solchen Thaten gegenüber keine wesentlichen Fortschritte gemacht zu haben. Wenn wir uns die Regierungen Heinrichs VIII. und der Blutigen Maria vergegenwärtigen, wenn wir an die blutströmenden Dramen denken, welche das Interesse des damaligen gebildeten Publikums erregten, an eine „Spanische Tragödie", einen „Juden von Malta", einen „Tamerlan" oder an einen „Arden von Feversham", dessen ganze Handlung aus einer Reihe von Mordversuchen gegen den Titelhelden besteht, deren letzter endlich gelingt — dann gelangen wir zu der Ueberzeugung, daß das Verfahren, den Kampf gegen persönliche Widersacher rücksichtslos bis zu ihrer Vernichtung zu führen, unter der Menschheit der Renaissance nicht einen ähnlichen Abscheu, wie bei uns, erregt haben kann. Es ist zweifellos, daß jene in Blut watenden Helden der Menge nicht einfach als ehrlose Verbrecher erschienen, daß der Mord als solcher als eine That unbeherrschter Leidenschaft, wie der Todtschlag und so viele andere Thaten auch, d. h. unter Umständen als tragische Schuld gelten und tragische Erschütterungen hervorrufen konnte. Damals — und heute? Können wir mit unseren Anschauungen über den Mord einen „Macbeth" noch für eine Tragödie halten? —

Ganz zweifellos — und unter den zahllosen Schriften über Shakspere dürfte nicht eine sein, die ein Bedenken in dieser Richtung geäußert hätte. Wie es sinnlos wäre, andere Geschöpfe Shaksperes mit heutigem Maßstabe zu messen, Rosaline oder Beatrix für Kurtisanen zu halten, weil sie obscöne Anspielungen machen, Posthumus für einen Bauern, weil er Imogen schlägt, Antonio für einen Ausbund von Brutalität, weil er einen Juden mit Füßen tritt, oder Shakspere selbst für einen unnatürlichen Gelüsten hingegebenen Menschen, weil er die Schönheit eines Jünglings besingt: so wäre es gleich verkehrt, in Macbeth — oder Brutus — oder Tell gemeine Verbrecher, unfähig zu Heldenrollen, zu sehen. Die Macht der dichterischen Phantasie über uns ist eben eine gewaltige: sie beraubt uns für Zeiten unseres ureigensten Wesens und läßt in einem Prozeß ähnlich dem der Seelenwanderung eine ganz verschiedene, zeitlich und örtlich weit entlegene Natur in uns einziehen; sie versetzt uns in die fernsten Länder und Zeiten, läßt uns in ihnen Wurzel fassen, daß wir in einer fremden Welt mit fremden Menschen leben und denken wie sie. Im „Macbeth" werden wir Bürger eines eisernen Zeitalters, in dem die schlaggeübte Hand so leicht dem Druck der geheimen bösen Regung nachgab; wir empfinden Versuchungen als natürlich und mächtig, die an uns selbst in Wirklichkeit niemals herantreten könnten; eine Begierde, eine Kühnheit, die heute den Auswurf der Ge-

sellschaft kennzeichnen würde, erscheint uns weniger abscheulich als das naturgemäße Erzeugniß einer Zeit, in der rohe Stärke und thierischer Muth an Stelle irgend welcher Kraft der Seele und des Geistes das Leben beherrschten; wir entziehen dem Manne der That, dem Helden, der in dieser Zeit zum Mörder hinabsinkt, unser Interesse nicht und vermögen in der Frau, die den Mann auf die abschüssige Bahn zieht und den Wankenden stützt — was würde uns eine heutige Lady Macbeth sein! — das gleichgeartete, heldenhafte Weib eines Helden zu erkennen. Mit der dichterisch vertieften Anschauung dieser Menschen und dieser Verhältnisse kommt uns von selbst das Bewußtsein, daß die Tragik des Lebens in jener Zeit ein weiteres Gebiet umfaßte als bei uns, daß die Versuchung eine vielseitigere und der Fall ein tieferer sein konnte auch für die edle Natur. Aber werden wir denn jeden beliebigen Mörder aus älterer Zeit als tragischen Helden gelten lassen dürfen?

Die Dichter jener Zeit scheinen es gethan zu haben; sie gingen bei ihrer ästhetischen Unkultur in ihren Anschauungen hinsichtlich des Tragischen weiter, als wir ihnen jemals folgen können. Das Schicksal eines starken Menschen, der ohne inneren Widerstand seinen Machtgelüsten nachgab und auf der Leiter der Verbrechen zur zeitweiligen Herrschaft über seine Mitmenschen emporstieg, galt ihnen für tragisch, sobald ihn schließlich die Nemesis ereilte. Das ist die Tragik eines „Tamerlan", eines „Juden von Malta", die Tragik von Ben Jonsons „Catilina" und „Sejanus", von Websters „Weißem Teufel". Wenn Shakspere im Beginn seiner Dichterlaufbahn ähnlichen Anschauungen huldigte, was die Bezeichnung „Richards III." als „Tragödie" in sämmtlichen alten Drucken anzuzeigen scheint, so erhob er sich doch in seinen späteren Tragödien über den rohen Geschmack seiner Zeitgenossen. Wir finden in ihnen keinen zweiten Helden von dem Charakter Richards.

Es kann nur ein oberflächlicher Blick sein, der, die äußere Aehnlichkeit der Thaten eines Richard III. und eines Macbeth erhaschend, diese selbst für identisch hält: thatsächlich ist die sittliche Natur ihrer Handlungen so verschieden, wie die sittliche Verfassung der beiden Helden.

Richards Seele ist von der Natur mit Keimen versehen, die, wenn sie sich in einer ihnen günstigen Atmosphäre ungehemmt entwickeln können, zu verderben-verbreitenden Thaten emporwachsen müssen. Er ist von hervorragender Verstandesbegabung und ohne eine Spur von Gemüthsanlage, von gewaltiger Willens- und Körperkraft. Die Verhältnisse, unter denen er aufwächst, enthalten nichts, was die verhängnißvolle

Entwicklung dieser einseitigen Beanlagung aufhalten, und alles, was sie fördern kann. Seine angeborene Herzenskälte, seine Gleichgültigkeit gegen die Mitmenschen gestaltet sich zum Haß, zur Verachtung des ganzen Geschlechts unter der unablässigen Rückwirkung seiner unförmlichen, abstoßenden Häßlichkeit von seiner Umgebung auf ihn selbst. Er wird groß in einer Zeit des Kampfes aller gegen alle, wo Macht allein Recht ist und jeder Weg für gut gilt, wenn er zum Ziele führt. Er hat die Kraft in sich, zur Macht zu gelangen, und er findet kein Hinderniß weder in seiner Person noch in der sittlichen Verfassung der Gesellschaft, jedes Mittel, das zur Macht führt, anzuwenden. Er kennt keine Bedenken vor, keine Gewissensqualen nach der verbrecherischen That; der Mord ist ihm nichts mehr und nichts weniger als ein „ernstes Geschäft", das mit Ueberlegung besorgt sein will, und das Gelingen einer zum Ziel führenden Unthat erfüllt ihn mit froher Genugthuung, eben wie ein glücklich abgeschlossenes lukratives Geschäft. Jedes Verbrechen, auch das anscheinend in der Hitze der Leidenschaft ausgeführte, dient einem bewußten Zwecke, er begeht es mit voller Seelenruhe. Kennzeichnend für ihn ist die absolute Empfindungslosigkeit bei dem Morde seiner jungen Neffen, der letzten, die zwischen ihm und dem Throne stehen; während die „Bluthunde", welche seinem Wink gehorchen, nachdem sie „das süßeste Meisterwerk, das die Natur seit Anbeginn der Schöpfung je geformt" vernichtet haben, „wie die Kinder weinen".

Mag die furchtbare Energie, die Richard entfaltet, unser athemloses Interesse erregen, jede tragische Theilnahme wird durch das Viehische in seinem Wesen ausgeschlossen:

> Ich kenne weder Mitleid, Lieb' noch Furcht . . . .
> Ich bin gewillt ein Bösewicht zu werden.

Wenn Macbeth ebenso von Anfang an gewillt wäre, ein Bösewicht zu werden, wenn auch er nichts von Mitleid, Liebe oder Furcht wüßte, dann wäre er ebenso untragisch wie Richard.

2. Macbeth.

Wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe; und wenn zwei so verschiedene Menschen wie Macbeth und Richard dasselbe thun, müssen sie es nothwendig auf andere Weise thun: die sittliche Beschaffenheit ihrer Handlungen muß verschieden sein. Schon die erste, oberflächliche Zeichnung seines Bildes, noch ehe wir Macbeth selbst sehen, zeigt einen vollkommenen Gegensatz zu Richard. Er ist ein

„würd'ger Edelmann", „des Muthes Lieblingskind", „Bellonas Bräutigam", ein treuer, feuereifriger Diener seines Königs; alles ist seines Ruhmes voll; er ist geachtet, bewundert, geliebt von Hoch und Niedrig. Und diese „goldene Meinung", welche die Welt von ihm hat, wäre eine Macht stark genug, ihn auf der Bahn der Ehre festzuhalten, auch wenn er eine weniger edle Natur wäre, als er ist. Sein Ehrgeiz, der natürliche Bruder der Heldenhaftigkeit, würde sich an den erworbenen Ehren genügen lassen, wenn er nur auf seine eigene Triebkraft angewiesen wäre. Hat er jemals aus sich selbst daran gedacht, König zu werden? — Wohl möglich — und warum nicht? Dunkan ist alt, sein ältester Sohn noch unmündig, und nach damaligem schottischen Erbfolgerechte durfte keine Regentschaft eingesetzt werden, vielmehr bestieg der nächste Blutsverwandte, in diesem Falle Macbeth, den Thron. Aber daran, dem Glücke nachzuhelfen, durch Verrath, Gewaltthat sich auf den Thron zu schwingen, hat er niemals vorher gedacht; der Dichter zeigt uns das erste Erwachen des Gedankens in ihm von der Bühne herab nicht als ein spontanes, aus seiner inneren Natur eigenkräftig heraustretendes, sondern als herbeigeführt durch von außen kommende Verlockung.

Es sind zunächst Sendlinge einer überirdischen Macht, die das Böse und den Untergang des Guten will, welcher die eine Schwäche seiner sonst edlen Natur, den Ehrgeiz, als Hebel zur verbrecherischen That benutzen. Als die Zauberschwestern ihn als künftigen König begrüßen, erbebt er, weil sie damit eine Aussicht ihm eröffnen, die dem Ziel seiner geheimsten Wünsche entspricht. Also soll doch einmal Wirklichkeit werden, was ihm als ein ferner glänzender Zukunftstraum vorgeschwebt hat? Wird es werden, darf er der Weissagung der sonderbaren Gestalten trauen? — Es scheint, er darf. Kaum sind sie verschwunden, so erscheinen die Boten des Königs, die ihm die Erfüllung der zweiten Weissagung, seine Ernennung zum Than von Cawdor überbringen. — „Than von Cawdor; das Größte fehlt noch!" — Aber nun wird es auch kommen. — Wie aber soll es kommen, wenn Duncan lebt, bis Malcolm mündig wird? So müßte Duncan, wenn die Weissagung in Erfüllung gehen soll, bald sterben. — Er müßte — und wenn er es doch nicht thäte!? nicht von selbst thäte? — Vielleicht verlangt das Schicksal, daß ihm hilfreiche Hand geboten werde. — Und nun wird zum ersten Male der Gedanke in ihm „geweckt",

> Des furchtbar Bild [ihm] jedes Haar emportreibt,
> Und gegen der Natur Gewohnheit macht,
> Daß an die Rippen schlägt [sein] festes Herz.

Gefahr, die da ist, ist nicht halb so schrecklich,
Wie es die grauf'gen Bilder sind des Hirns:
Das Denken, dessen Mord Einbildung erst,
Erschüttert so das inn're Reich des Menschen,
Daß alle Kraft von Phantasien erstickt wird.
Und nichts ist, als was nicht ist*).

Wie anders, weniger erschütternd, würde dieser Gedanke sich äußern, wenn er schon in ihm gelebt hätte, wenn er nicht zum ersten Male gedacht würde! Aber einmal geweckt, wie er ist, verläßt er ihn nicht mehr; er verfolgt ihn Tag und Nacht, er drängt sich, unausgedacht, wie ein plötzlich aufzuckender Einfall, in den Brief, den er bald nach dem wundersamen Ereigniß an seine Gattin, die Genossin seiner innersten Seele, schreibt. Er hätte ihn zurückholen mögen, als er seinem unbewachten Hirn entflohen war. Hätte er es gekonnt! denn nun erst hat er Form und Gestalt gewonnen, ist er eingetreten aus der Welt der dunkeln Schatten in die Welt der hellen Wirklichkeit, in der er jetzt existirt als eine Thatsache, die nach dem unerschütterlichen Gesetz der Ursächlichkeit fortwirken und Folgen haben muß.

Man muß den klaren Wortsinn des obigen Citates ganz verkehren, man muß dem ganz natürlichen Verhalten des Helden zwischen dem ersten Aufleuchten des Gedankens und seiner Ausführung eine gezwungene, unglaubwürdige Auslegung geben, wenn man den ersten Anstoß zu der That aus Macbeths Innerem und nicht aus der äußeren Anregung der höllischen Macht hervorgehen lassen will. Und doch ist das mehr als einmal versucht worden, am eingehendsten und für viele vielleicht überzeugend von Werder in seinen „Vorlesungen über Macbeth"**). Seine Annahme, daß Macbeth schon vorder verhängnißvollen Weissagung den Mordgedanken in sich getragen habe, wäre vollkommen in die Luft gebaut — da ja kein Wort, das über oder von Macbeth gesprochen wird, vor der Hexen-Scene, vor dem ersten Aussprechen des Gedankens auf sein früheres Vorhandensein hinweist — wenn er nicht an einer späteren Stelle, allerdings auch nur ein Wort gefunden hätte, das ihr einen festen Boden zu geben scheint.

*) Hinsichtlich der Citate muß ich bemerken, daß ich mich an keine der vorhandenen Uebersetzungen unbedingt angeschlossen, sondern aus der von der Shakspere-Gesellschaft besorgten Bearbeitung der Schlegel-Tieckschen und aus der ausgezeichneten Bodenstedtschen Uebersetzung nur das entlehnt habe, was ich nicht blos der Form, sondern auch dem Sinne nach für vollendet hielt.

**) Gehalten an der Universität zu Berlin. Berlin, W. Hertz. 1885. Ich bemerke von vornherein, daß meine Opposition sich nur gegen Werders Auffassung von Macbeth und theilweise auch von Lady Macbeth richtet. Im übrigen ist das Buch reich an feinen und verständnißvollen Ausführungen, die jeden Verehrer Shakspeares erfreuen und auch den Kenner belehren werden.

Bekanntlich tritt Lady Macbeth mit einem Briefe ihres Gemahls auf, dessen letzten Theil sie uns vorliest. Dieser Brief ist, wie Werder ganz richtig feststellt, geschrieben gleich oder sehr bald nach der (3.) Hexen-Scene, jedenfalls vor der 4., in welcher Macbeth mit Duncan zusammentrifft und die Nachricht erhält, daß der König ihn besuchen wird: er enthält eben nichts von einer Besuchs-Ankündigung; die Lady wird von dem vorausgesandten Boten durch diese Ankündigund bis ins Innerste getroffen. Nun sagt die Lady in der letzten Scene des 1. Aktes, der letzten vor dem Morde, als Macbeth ihrer Ueberredung immer noch Widerstand leistet:

Welch Thier denn war es,
Das euch den Plan mir mitzutheilen hieß?
— — — — — — Weder Zeit noch Ort
War da geschickt; ihr wolltet Beides machen;
Nun macht sich Beides selbst, und das schön Passende
Macht euch zunicht.

Das ist uns neu: wenn aber Macbeth von dem Mordplane ihr gesprochen hat, ehe die Gelegenheit sich selbst bereitete, so kann es eben nur in dem ersten Theile des Briefes geschehen sein, dessen letzten Theil wir gehört haben und der geschrieben wurde, ehe Macbeth von dem Besuche Duncans eine Ahnung haben konnte. Diese Stelle also, ein so unverhältnißmäßiges Gewicht Werder auf sie auch legt, kann seine Annahme nicht stützen. Es ist eben in der That nur ein Wörtchen, das sie denkbar macht: nachdem Macbeth von seiner Gattin fast mit den Worten der Zauberschwestern begrüßt worden ist, fährt sie fort:

Der Briefe Inhalt
Trug über's blinde Jetzt mich rasch empor.

Also mehrere Briefe hat Macbeth an seine Gattin geschrieben, deren Inhalt ein sehr ähnlicher gewesen sein muß. Der letzte Brief, nach dessen Verlesung Macbeth selbst auftritt, ist geschrieben direkt nach der Hexen-Scene, und daß zwischen dieser und der Scene mit Duncan in Forres mehr als einer geschrieben sein könnte, ist unglaublich, da sich Macbeth von der Heide bei Forres unmittelbar in die Stadt hineinbegiebt. Also muß ein zweiter oder vielmehr ein vor der Hexen-Scene geschriebener Brief vorliegen. Daraus schließt Werder mit Recht, daß der Mordgedanke in Macbeth von den Hexen nicht geweckt, sondern nur zu verhängnißvoller Thätigkeit angefacht sein kann — den oben angeführten Worten und der darin ausgesprochenen Wirkung der Hexen-Weissagung zum Trotz.

Wir stehen hier vor einer Lebensfrage der Tragödie. Ein Held, in welchem die Macht des Guten so schwach ist, daß sein Ehrgeiz aus

sich allein ihn zu Thaten schwärzester Bosheit hinreißen kann, kann unseres Mitleids so wenig theilhaftig werden, wie Richard III.; er ist kein tragischer Held. — Wir stehen ferner vor einem unlösbaren Widerspruch in der Charakterzeichnung des Mannes, vor einer widerspruchsvollen Charakteristik bei Shakspere! Wie kann der Mann, der so ohne jeden fremden Antrieb, so leichthin den Mordplan in sich erzeugt hat, später so thun, als ließe er sich nur von dem moralischen Einfluß seiner Gattin zu einer That hintreiben, die seiner innersten Natur widerstrebte. — Er spielt nur, sagt Werder. — Unglaublich! Vor wem soll er spielen? — Vor seiner Gattin, mit der er in Eins verwachsen ist, die ihn kennt, wie sich selbst? — Die würde ihn auslachen, wenn er sich vor ihr verstellen sollte, und die Mühe der Ueberredung sparen. Sie kennt ihn aber genau als solchen, wie er sich vor unseren Augen giebt; ihr allererstes Wort über ihn lautet:

Doch dein Wesen fürcht' ich;
's hat zu viel Milch des weichen Menschenthums.

Sie weiß, daß es harte Arbeit kosten wird, ihn zu einer treulosen Gewaltthat hinzureißen; sie leistet diese Arbeit vor unseren Augen. — Und wie sollte der Dichter dazu kommen, von einer ernsthaften Person ein solches ernst gemeintes Urteil über den Helden aussprechen zu lassen, wenn er selbst ihn als einen hartgesottenen Verbrecher hinstellen wollte? — Der Widerspruch bleibt also in voller Unlösbarkeit bestehen, wenn das Text-Wort: letters „Briefe“ heißt. — Was an so einem Worte mitunter für große Entscheidungen hängen können! —

Die Wortwissenschaft, die Philologie, die vielgeschmähte, die nur zu Wortklaubereien geschickt sein, über den Worten den Gedanken und über den einzelnen Sätzen den Gehalt des Ganzen vergessen soll und es allerdings öfters thut — sie erscheint hier wieder einmal als Retterin; und es ist kein kleiner Dienst, den sie einer großen Dichtung leistet: das Shakspere-Lexikon von Alexander Schmidt führt ein Dutzend Stellen an, in denen letters mit Bezug auf einen Brief gebraucht wird; dieser heute unbekannte Gebrauch erklärt sich wohl durch die andere Bedeutung von letter: „Buchstabe“, wie ja auch der Lateiner litterae für einen Brief braucht und wir von „Zeilen“, von einer Zuschrift sprechen.

Also: mit dem feinen Werderschen Deutungsversuch ist es nichts. Der Widerspruch ist gelöst, und Macbeth muß nun einmal so bleiben, wie ihn der Dichter allem unzweideutigen Anscheine nach gezeichnet hat: ein edler, menschenfreundlicher Mann, der sich nur durch von außen kommende Verführung zum Verbrechen hinreißen läßt und sich

durch die nothwendigen Folgen desselben nach und nach verhärtet; ein Mann, nicht gleich Brutus — er ist aus härterem Stoff an Leib und Seele als dieser — aber ihm ähnlich. Brutus hätte nie auf das bloße Motiv des persönlichen Ehrgeizes hin einen Mord begehen, nie die Konsequenzen seiner That mit so rücksichtsloser Energie bis ans Ende durchführen können wie Macbeth; aber die Seelenverfassung, mit der beide den Weg des Verbrechens betreten und verfolgen, ist nahezu dieselbe: vor der That ein furchtbarer Kampf ihrer inneren Kräfte, nach der That eine tiefe, ewig nagende Trauer über den Verlust ihres „unsterblichen Kleinods", eine unheilbare Verzweiflung an sich und an diesem und jenem Leben — Empfindungen, die unter allen Selbstermannungs-Versuchen, unter allen Wuthausbrüchen des leidenschaftlichen Macbeth immer und immer wieder sich Luft machen und die allein ihn für unser Gefühl zum tragischen Helden stempeln können. Shakspere hat die Aehnlichkeit dieser beiden Figuren auch äußerlich gekennzeichnet, indem er von einer in seiner Zeit und von ihm beliebten Freiheit Gebrauch macht und Macbeth fast mit denselben Worten seine Stimmung vor dem Morde zeichnen läßt. Man vergleiche die oben citirte Aeußerung Macbeths in der Hexen-Scene mit den Worten des Brutus:

> Vom ersten Schritt zu einer furchtbarn That
> Bis zur Vollführung ist die Zwischenzeit
> Wie ein Phantom, ein grauenvoller Traum:
> Der Genius und die sterblichen Organe
> Sind dann im Rath vereinet, und der Staat
> Des Menschen, wie ein kleines Königreich,
> Erleidet der Empörung Schrecknisse.

Der erste Antrieb zur Ermordung Duncans ging nicht hervor aus Macbeths Innerem, sondern kam von Außen, durch die Weissagung der Hexen. Der zweite folgt gleich darauf in Forres ebenfalls von außen, durch die Ernennung Malcolms zum Nachfolger auf dem Throne. Damit ist die einzige Hoffnung Macbeths, auf natürlichem, friedlichem Wege zu seinem Ziele zu gelangen, vernichtet;

> Das ist 'ne Stufe,
> Auf der ich fallen muß, ich spränge denn —
> Hinüber muß ich. O Sterne, bergt eu'r Licht,
> Mein schwarz und tief Begehren seh' es nicht!

„Sowie Macbeth das Wort murder ausspricht, ist er der Mörder. Und wer das nicht versteht, versteht eben Macbeth nicht"*). Das ist

*) Zur Erläuterung mag noch eine spätere Stelle hinzugefügt werden: „Wollte er [die That] nicht, er thäte sie nie; thut er sie je, so hat er sie auch von jeher gewollt." Das steht S. 25 gedruckt.

einer von jenen Aussprüchen in Werders Buch, deren apodiktische Energie nur noch von der Offenkundigkeit des ihnen zu Grunde liegenden Irrthums übertroffen wird. Viele Menschen haben das Wort Mord ausgesprochen und die That ihm doch nicht folgen lassen — das ist glücklicherweise selbstverständlich. Und wie fern Macbeth, nachdem er das Wort gesprochen, noch von der That ist, das giebt sich der Dichter die größte Mühe uns zu zeigen. Einen halben Akt hindurch widersteht er dem verzweifelt nachdrücklichen Drängen seines Weibes; schließlich ist sein männliches Selbstgefühl bis zur Wildheit aufgestachelt, sein ehrgeiziges Verlangen bis zum Siedepunkt gebracht, und er fällt. Wenn der Dichter Macbeth wiederholt das Mord-Ansinnen von sich weisen läßt; wenn er ihn die Gründe, die die That moralisch unmöglich machen, aufsuchen, die von seinem Gewissen wohl erkannten Folgen sich in aller Furchtbarkeit vorstellen läßt (I 7), so kann er damit nur das Eine sagen wollen, daß Macbeth ein inneres Widerstreben vor dieser That wirklich hat. Und wenn Werder erklärt, er spiele nur den Bedenklichen, so ist diese Behauptung unhaltbar, da doch kein Mensch, auch Werder nicht, einen Zweck für ein derartiges Verfahren sei es Macbeths, sei es des Dichters angeben kann. Hätte jener die feige Absicht, später seiner Frau die ganze Schuld aufzubürden, dann könnte er vielleicht so handeln. Daran denkt er gar nicht; was könnte ihm auch diese verächtliche Ausflucht helfen seinem Gewissen gegenüber, das er nun einmal besitzt und welches ihm sein nachfolgendes tragisches Schicksal bereitet. Es handelt sich im ersten Akte darum, ob Macbeth der Stimme seines Gewissens oder den von außen kommenden Verlockungen folgen wird; wir sehen den Kampf der besseren Natur des Helden gegen die äußeren Anfechtungen sich nach einem unglücklichen Ausgange hin vor uns abspielen. — Andererseits zeigt diese Auslegung eine gewisse Illoyalität dem Dichter gegenüber; man kann dessen Intentionen nur beurtheilen nach seinen Worten, d. h. nach den Worten, die er seinen Geschöpfen in den Mund legt; man kann also den Charakter Macbeths nur beurtheilen nach dem, was er selbst sagt und was andere ernsthafte Personen in ernsthafter Weise über ihn sagen; die in seinen Worten sich ausdrückende Gesinnung entspricht aber genau dem Urtheil, das sein zweites Selbst, seine Frau, über ihn fällt. Kommt nun ein Kritiker daher und sagt: das ist nicht so gemeint, wie er es ausspricht, das sind lauter Heuchelreden — so können solche Worte nicht ernst genommen werden. Ein derartiges Verfahren entzieht der Auslegung eines Dichters überhaupt jeden soliden Grund; es hebt jede Möglichkeit auf, seine Absichten kennen zu lernen; und an Stelle der klaren Anschauung einer

großen dichterischen Schöpfung, die unendlich werthvoll ist, setzt es die Einbildungen einer Phantasie, die ja unter Umständen — ich spreche ganz unpersönlich — ohne jede rezeptive poetische Begabung und zum Nachschaffen der dichterischen Charakter- und Handlungs-Gebilde ganz unfähig sein könnte. Eine solche Auslegungsart kann daher nicht scharf genug verurtheilt werden.

Von einem Grundirrthume ausgehend, schreitet Werder auf der abschüssigen Bahn der Irrthümer immer weiter. Wenn Macbeths Charakter so wäre, wie ihn die kompetentesten Beurtheiler, Gervinus, A. W. Schlegel und vor allem Schiller, aufgefaßt haben, dann wäre er, so meint Werder, kein tragischer Held, sondern ein bemitleidenswerthes „Opferlamm", und die Tragödie eine „Farce, deren Effekt in das zornige Bedauern ausliefe: Der arme ehrgeizige, aber edle Held! und wird durch solch böses Höllengesindel auf so infame Weise ruinirt!? Pfui über die Wirthschaft, wenn es so hergeht in der Welt." — Mit solchen im Falsett der äußersten Erregung ausgestoßenen Worten, die leider nichts mehr beweisen können als sein leidenschaftliches Festhalten an der vorgefaßten Meinung, tritt Werder mit unserem größten Tragiker in die Schranken! — Wo ist denn der Held einer Schuldtragödie, der eine vollkommene Stärke repräsentirte? wie hätte er ohne eine gewisse Schwäche überhaupt fallen können? — Ist Othello etwa darum kein tragischer Held, weil er seine ursprünglich gute Natur durch die bösen Einflüsterungen Jagos so durch und durch vergiften läßt, daß er zum Mörder wird? — Das eben ist ja das Tragische der Schuld-Tragödie: das Verderbniß, der Untergang des Guten, das ohne diese Verderbniß zur höchsten Stelle auf der Stufenleiter der Menschenwürde berufen war. Und darum ist es ja so unerläßlich für den Dichter, die guten Seiten in dem Wesen eines tragischen Verbrechers mit aller Kraft und zu gänzlicher Unverkennbarkeit herauszuarbeiten, weil wir ihm sonst das erforderliche Maß von tragischem Mitleid nicht spenden könnten. Und nur dadurch wird Macbeth zum tragischen Helden, daß seine gute Natur der von außen an ihn herantretenden Verführung erliegt, daß er erst nach furchtbaren Gewissenskämpfen zum Mörder wird.

Wie jeder große Dichter, so weiß auch Shakspere mit wenigen aus tiefster Seele aufsteigenden Worten die ganze Innerlichkeit seiner Geschöpfe offen vor uns hinzulegen. Solche Worte stößt Macbeth am Schluß der Mord-Scene aus, als er vor dem Pocher am Thore von der Bühne flieht. „Verlier' dich nicht so kläglich in Gedanken!" ruft seine Frau ihm zu. — Macbeth achtet der Worte nicht: „Der Tod wär'

besser als die That zu kennen!" ruft er; und als das Klopfen wieder sich hören läßt:

Weck' Duncan mit dem Klopfen! Ich wünscht' du könnt'st!

Diese Worte, in Verzweiflung hervorgestöhnt, sagen alles über den Character der That, d. h. also auch über die Seelenverfassung, in der sie begangen wird. Wer deren Gewicht nicht fühlt, für den spricht der Dichter umsonst.

Erkennt denn Werder die bessere Natur in Macbeth überhaupt nicht an? — Er muß es: „Nicht nur, daß er das Gute weiß und fühlt und dennoch nur das Böse will (?) und thut, sondern daß diese beiden Seiten in ihm zur höchsten Potenz gesteigert und in dieser Steigerung zu einem Gleichgewichte verknüpft sind, das sich als tiefstes Leiden kundgiebt: darin besteht die tragische Größe des Charakters." — Nun, so wie die Stelle dasteht, stützt sie offenbar die Auffassung von Gervinus, Schlegel und Schiller, die Werder so leidenschaftlich bekämpft. Aber wir müssen zur Klärung wohl eine andere herbeiziehen: „Von seiner bessren Natur erfahren wir grade erst dann, nachdem er die Unthat gethan hat." — Also nachher zeigt sie sich, vorher ist nichts von ihr zu merken. — Wir erkennen an, daß dem ersten Ausspruche durch diesen etwas von dem logischen Widerspruch gegen Werders Gesammt-Auffassung des Macbeth-Charakters genommen wird; leider aber ist das hier ausgesprochene Zugeständniß ein derartiges, daß es die Deduktionen Werders ad adsurdum führen muß. Was nach der That in Macbeth unser Interesse, unser Mitleid erregt, unablässige Gewissensqualen, ein tiefes seelisches Unglück, erkennt Werder als die Zeichen seiner im Grunde guten Natur an. Die entsprechenden Aeußerungen vor der That, Bedenken, Grauen, Furcht vor den sicher folgenden Gewissensqualen, in denen jeder Unbefangene die Anzeichen der nämlichen guten Natur erkennen muß, die sollen erheuchelt sein.

Macbeth wird von seinem Weibe, wie Brutus von Cassius, zur That getrieben mit gleichen Mitteln: beide werden an ihrer Mannhaftigkeit gefaßt. Und wie die Empfindungen beider vor der That fast die nämlichen sind, so äußern sich auch die Wirkungen auf die nämliche Weise: beide haben die Ruhe ihrer Seele für immer verloren. Ihre beiderseitigen Wege führen freilich weit von einander ab. Brutus hat ein offenkundiges Verbrechen, wie er glaubt, zum Heile des Staates begangen; er will kein weiteres begehen und geht zu Grunde, weil er zu menschlich ist, um die Konsequenzen desselben zu ziehen, und Antonius am Leben läßt. Macbeth ist die energischere, härtere Natur; er will sein Verbrechen nicht umsonst begangen haben und die Früchte

desselben sichern; der Charakter seiner That zwingt ihn außerdem auf einen anderen Weg, als Brutus ihn zu gehen hat. Macbeth hat einen geheimen Mord begangen; um ihn geheim zu halten, muß er von vornherein seinem eigensten Wesen untreu, ein Heuchler werden. Das ist das erste furchtbare Unglück, das ihn trifft: er kann nicht mehr leben in dem ihm von der Natur bestimmten Element, er ist versetzt in eine fremde, öde, entsetzliche Welt, in der er niemals heimisch werden kann. Und unter den erschütternd tragischen Wirkungen, an denen das Drama so reich ist, steht die Scene, in welcher er zum ersten Male die ihm aufgezwungene niedrige Rolle spielt, obenan. Er beginnt seine Rede fast mit einer Wiederholung seiner letzten ehrlichen Worte:

Wär' ich gestorben eine Stunde doch zuvor!
Ich hätt' beglückt gelebt!

aber er schließt mit einer hohlen, krampfhaften Phrase, die von dem tiefen Schmerzesausdruck Macduffs verrätherisch absticht.

Des Lebens Wein ist abgezapft, die Hefe nur
Blieb dem Gewölb'*), damit zu prahlen.

Und dann die folgende richesse d'embarras, der Wortreichthum aus Verlegenheit, als er sich an den Sohn des Ermordeten wendet:

Der Ausfluß, Ursprung, Brunnen eures Bluts,
Er ist verstopft — der wahre Quell verstopft.

Aber mit der furchtbaren Gegenwärtigkeit der Situation wächst ihm der Muth, der freche Trotz: es kommt die krasse Schilderung des Anblickes, den der Schauplatz des Mordes bot, um damit die höchst verdächtige Tödtung der beiden Kämmerlinge zu motiviren. Der erste Schritt ins Blut war furchtbar schwer, nun steht er mitten drin, nun muß er weiter, will er nicht sinken.

Ihm „schlug das feste Herz an die Rippen" bei dem bloßen Gedanken an die grause That. Aber nur die bevorstehende Gefahr ist furchtbar; die gegenwärtige nicht mehr: der Kampf in der Hand muß bestanden werden, auch wenn er schlimmer, ehrloser ist als der Schlachtenkampf. Die Frucht des ersten Verbrechens kann nur durch weitere Verbrechen gesichert werden: so müssen sie geschehen; denn der ist ein Thor und ein Feigling, der einmal falsch spielt und dann den unsaubern Gewinn nicht besitzen mag — dann hätte er eben nicht falsch spielen sollen. Ganz ist ein Mann wie Macbeth, ob im Guten oder im Bösen. Ins Wanken gerieth seine feste Natur nur vor dem Unerhörten, das seine Hand begehen sollte; sobald die That geschehen und mit ihren

*) Doppelsinnig: das Kellergewölbe, das Himmelsgewölbe oder das Weltall.

unausbleiblichen Folgen unumstößlich vor ihm steht, kehrt seine Festigkeit zurück: er ist wieder er selbst und bedarf fremder Stütze nicht; was er jetzt thut, geschieht ohne seine Frau, die er mit dem in ihm keineswegs ganz ertödteten männlichen Edelmuth vor der Furcht und Sorge seiner weiteren Missethaten bewahrt. — Diese Zartheit ihr gegenüber ist übrinens ein Reflex ihres Wesens und bei der schwierigen Charakteristik der Lady wohl zu beachten. Damit nimmt Macbeth selbst ihr die Qualität eines gefühllosen Scheusals, zu der eine an der Oberfläche haftende Kritik sie öfters gestempelt hat.

Nach seiner Thronbesteigung erkennt Macbeth nur einen Menschen unter allen Lebenden, der ihm dringend gefährlich ist; es ist Banquo. Er ist der einzige Mitwisser der ihm gewordenen Prophezeihung: er hat die möglichen, nun wirklich eingetretenen Folgen derselben unklugerweise laut denkend anticipirt:

> Baut Ihr darauf,
> So könnt's Euch spornen bis zur Krone hin,
> Vorbei am Than von Cawdor.

Und in jener Nacht, als seine Seele voll von Blutgedanken war, seine Hand zum Morde zuckte, da hat ein ungnädiges Geschick ihm Banquo in den Weg geführt, und, unwillkürlich übersprudelnd, hat er ihm dunkel andeutende Verheißungen gemacht, wenn er zu ihm halten wolle. Und als der Mord bekannt wurde, hat Banquo viel weniger Schrecken und Empörung blicken lassen als z. B. Macduff. Wenn der nicht ahnen, nicht wissen sollte, er wäre dumm — dümmer als Macduff, der nicht zur Krönung kam und doch viel weniger Grund für seinen Argwohn hatte. Und wenn Banquo nun doch an seinem Hofe bleibt, so ist, was ihn dort hält, gewiß nicht einfache Treue und Liebe. Macbeth hat recht; wenn er seinen Worten nicht glaubt:

> Mög' Eure Hoheit über mich verfügen,
> Der meine Pflicht mit unlösbaren Banden
> Auf immerdar verbunden ist.

Denn in dem kurz vorhergehenden Monolog spricht er seine wahre Meinung aus.

> Du hast's nun — König, Cawdor, Glamis, alles,
> Wie's Dir die Weiber sagten; und ich fürchte,
> Du spieltest schändlich falsch darum.

Beide spielen sie gegeneinander die ehrlichen, liebevollen Freunde. Banquo begeht aber den Fehler zu glauben, daß sein Spiel die gewünschte Wirkung ausübe und Macbeth ihn wirklich für nichtwissend

und ehrlich halte. Macbeth durchschaut ihn mit der allezeit kampfgefaßten Schärfe eines bösen Gewissens: so muß er fallen, und er fällt nicht unverdient, da er von dem Wege der Ehre durch seine bewußte Gemeinschaft mit dem Mörder abgewichen ist.

Der letzte Mord, so hofft Macbeth, soll es sein. Die Furcht vor Banquos Wissen hat ihm bei Tage die Ruhe, bei Nacht den Schlaf geraubt; er ist krank an Banquo. Wäre der dahin, so wär' er wieder

Gesund, wie Marmor ganz, grundfest wie Felsen.

Wenn Duncan fiel, weshalb soll Banquo leben? Was ist der ihm neben jenem edlen Greise, der sein milder, gnadenreicher König war? — Doch kaum ist Banquo dahin — und furchtbar drückt auch diese That auf sein Gewissen — so ersteht seiner Furcht ein neues Gespenst in der Person Macduffs, des starken Thans von Fife, der nicht zur Krönung kam, und der nun sich trotzig weigert, der Einladung seines Königs zu Hofe zu folgen. Sein Tod ist jetzt beschlossene Sache: mit Heeresmacht will er ihn überkommen, schlagen. Doch Macduff, gewarnt, entrinnt. Nun muß ein furchtbares Beispiel gegeben werden von des Königs Zorn, das mit Schrecken die widerspenstigen Geister bändigen soll: das Weib, die Kinder Macduffs werden hingeschlachtet. Und so geht es weiter von Blutthat zu Blutthat; der Dichter kann sie nicht alle vorführen, er läßt es bei den zweien bewenden. Aber wir hören's aus dem Munde des schottischen Lords, wie das Volk unter der wilden Herrschaft schmachtet, wie Freude und Genuß der Mahlzeit fehlt und Schlaf den Nächten, wie in ihre Feste selbst die Furcht vor blutigen Dolchen sich drängt; und aus des flüchtigen Macduff Munde, wie

An jedem Morgen neue Wittwen jammern,
Und neue Waisen weinen.

und wie

Kein Teufel aus den grausen Legionen
Der Hölle kann verruchter sein als Macbeth.

Daß Macbeth durch das erste Verbrechen gezwungen wird, immer weiter auf der Bahn der Verbrechen fortzuschreiten, bis er in den Augen der Menschheit zum Scheusal wird, wäre an sich nicht tragisch, wenn er ein Mann von der kaltblütigen Berechnung, von dem stumpfen Herzen eines Richard III. wäre. Daß aber sein Herz edel, gut, menschenfreundlich ursprünglich war und daher sich niemals dieser Eigenschaften ganz entäußern kann, und daß er sich dennoch durch seine Situation zu Thaten hingerissen sieht, wie sie der Verruchte sonst nur begeht; daß er so zwei Seelen in sich beherbergen muß, die alte ureigne, gute, die unsterblich in ihm fortlebt, und eine fremde, von außen eingedrungene,

die, verachtet und gehaßt wie sie ist, dennoch die Herrschaft führt — das ist sein tragisches Schicksal, das ihm unser vollstes Mitleid sichert.

Um dieses Schicksal noch zu verschärfen, dazu dient die lebhafte Phantasie, mit der ihn die Natur begabt hat. Sie erzeugt in sich die Bilder der Dinge und Ereignisse, vergangener und kommender, in aller Schärfe der Umrisse, in aller Tiefe der Farben und bewahrt sie unauslöschlich. Furchtbar lebt das anticipirte Bild des Königsmordes in seiner Seele; es verschwindet mit der That, um einem entsetzlicheren Platz zu machen: das blutige Bild der milden Greisengestalt verfolgt ihn unabläßig im Wachen und im Traume. Und mit der unvergleichlichen Seelenkunde, wie sie Shakspere eigen ist, weiß der Dichter die Nachwirkungen dieses Mordes gerade durch ihre Unerträglichkeit mit zum Hebel für einen zweiten zu machen; denn die Furcht vor Banquo ist nicht allein die Ursache seines Todes — das hat Werder in seiner abgesehen von den beiden Hauptgestalten vortrefflichen Auslegung der Dichtung zuerst richtig erkannt.

Als Macbeth zum Mordstahl griff, da war seine Seele in stürmischem Aufruhr; was er allein klar zu erkennen im Stande war, war der fernher leuchtende Glanz der Krone, blendend und lockend. Nach der That kam die kühle Ueberlegung, die Berechnung von Gewinn und Verlust. Den Thron hat er gewonnen, aber Befriedigung, Glück nicht zugleich, sondern an ihrer Stelle eine nie versiegende Quelle des Schmerzes über die verlorene Reinheit und Ruhe seines Herzens. Er fühlt sich verzweifelt elend in seinem prangenden Purpur. Und **warum** hat er sein „unsterbliches Kleinod", sein Glück in dieser und jener Welt hingegeben und die untragbare Last der Sünde mit ihren Gewissensqualen auf sich gelegt? — Um Banquos und seiner Nachkommen willen, die nach der Weissagung dauernd den schottischen Thron einnehmen sollen? während er nur „eine unfruchtbare Krone" auf dem Haupte, „ein verdorrend Scepter" in den Händen trägt? Darum, damit ein Fremder, der so tief unter Duncan stand, die Krone unbefleckt trage, sollte er diese Blutschuld auf sich geladen haben? Das darf nicht sein, **der** Preis für seine That und ihre Folgen wäre zu lächerlich gering; ehe das geschieht, will er lieber mit dem Schicksal kämpfen und versuchen es zu beugen: wenn Banquos Stamm vernichtet, und ihm vielleicht ein Erbe noch zu Theil wird, dann hat er nicht umsonst gefrevelt.

Die Phantasie Macbeths sehen wir bei dem Morde Banquos in ähnlicher Weise thätig wie bei dem ersten: dieses Mal weniger vor der That — weil er sie nicht selbst zu thun hat — als nach ihr. Zwar

nach seinen Worten sollte man es nicht glauben: er äußert seine frivole Befriedigung, als der Mörder ihm meldet, daß Banquo todt ist:

Du bist der beste von den Halsabschneidern.

Aber als er sich von diesem zu den Gästen an der Tafel wendet, an der ein Platz für jenen freigelassen ist; als er nothgedrungen ein heuchlerisches Wort über dessen Ausbleiben vorbringen muß, da steht das von Wunden entstellte Bild seines langjährigen Freundes und Kampfgenossen, der ihm nie ein Leid zugefügt, in grasser Wirklichkeit vor seinem inneren Auge; und wie er den Blick nach dem Stuhle dessen richtet, der nimmer wieder die Freuden des Mahles genießen soll, da ist es aus seinem Inneren herausgetreten und sitzt dort in voller Leibhaftigkeit, die todesstarren Augen auf ihn gerichtet, die blutigen Locken schüttelnd. Vor der grauenhaften Erscheinung, die doch nur ihm sichtbar, allein das Erzeugniß seines fiebernden Hirnes ist, schüttelt es ihn wie Wahnsinn, Selbstbeherrschung wird unmöglich, er sieht nur den Todten und weiß von andern mit Gehör und Verstand begabten lebenden Wesen um ihn nichts mehr. Er verräth sein furchtbares Geheimniß und wird selbst zum Urheber der über ihn hereinbrechenden Katastrophe.

Ein anderer Dichter würde nach dieser Scene den Helden, der nun alles verloren sieht, rasen lassen; er würde ihn in hallenden Worten entwickeln lassen, daß jetzt nur noch der Weg des Schreckens ihm übrig bleibt, den er gehen will, bis er im Blut ertrinkt — damit die nachfolgenden entsetzlichen Thaten doch nur motivirt erschienen. Er würde die Lady auf einen Sessel sinken und ihrer Verzweiflung über das unwiderruflich Geschehene in leidenschaftlichen Vorwürfen und Klagen Luft machen lassen; und wenn sie dann, auf dem unüberschreitbaren Höhepunkt des Jammers angelangt, bewußtlos zusammenbräche, dann würde er ihre spätere Seelenkrankheit hinreichend motivirt zu haben glauben. Die keusche Menschendarstellung Shaksperes scheut solche nicht aus der Situation von selbst sich ergebenden Effekte, auch wenn sie kompositionell gerechtfertigt werden könnten; er traut dem Zuschauer genug Verstand und rechte Empfindung zu, um die inneren Uebergänge in den Handlungen seiner Charaktere erkennen zu können, wenn er sie nur streng der Natur nach, ohne Uebertreibung und mit unverwischten Linien zeichnet. Darin besteht einerseits die Größe der Shakspereschen Charakteristik, die freilich nur erreichbar war für seinen übermenschlich alldurchschauenden Blick; andererseits die Schwierigkeit des Verständnisses; denn es ist keine Frage, daß er in manchen Fällendem Zuschauer etwas zu viel zugetraut hat — in diesem freilich nicht.

Die natürliche und darum von Shakspere vorgeführte Wirkung der Geister-Scene ist für die Hauptspieler nach der äußersten Anspannung und Aufregung eine abspannende, niederschlagende. So läßt er die beiden noch einige wenig bedeutsame, abspringende Worte wechseln; die Lady speziell sagt in zwei kurzen trivialen Antworten Nichts, der Ton und der Blick der Schauspielerin, die sie darstellt, muß freilich alles, ihre vollkommene Hoffnungslosigkeit aussprechen. Ein prächtiger Zug ist, daß Macbeth nach seiner Selbstentlarvung zu allererst an Macduff denkt, an dessen Wegbleiben; man braucht kein Wort über diesen nur scheinbaren Gedankensprung von seiner eigenen Entwaffnung zu Macduffs Energie zu verlieren. Er fühlt sich ein geschlagener Mann, weiß nicht, was werden soll, und findet keine andere Hülfe als die Schicksalsschwestern, die er über seine Zukunft befragen will. Dann folgt eine Art von Selbstermuthigung, die vage und wie abwesend hingeworfene Forderung, daß blutige Thaten geschehen müssen und schnell, eh andere es ahnen. Sie sucht sein wirbelndes Hirn zu beruhigen — womit? ja, womit soll diese innere Zerrüttung geheilt werden? — Sie kann auch nur ein Mittel nennen, das nirgends aufzutreiben ist — aber sie muß doch etwas thun, oder wenigstens sagen, daß ihr Mitgefühl, ihre Willigkeit zu helfen verräth:

Dir fehlt die Würze alles Seins, der Schlaf.

Und sie — das arme Weib? — Wo sollte der wohl herkommen für sie beide! — Und er, tonlos, mechanisch nach dem Strohhalm des Trostes greifend, den die Fluth seines Leidens von ihm fortreißt:

Komm, laß uns schlafen!

Und dann wanken die beiden Gestalten auf ihr trostloses, qualvolles Lager. — Effektvollere Scenenschlüsse giebt es gewiß, erschütterndere, als diese furchtbare, ungewollte Selbstironie, wenige. —

Die Frau versinkt in der Nacht des geistigen und endlich auch des erlösenden leiblichen Todes. Der Mann rafft sich auf zu Thaten wilder Energie, zu jenem Verbrecher-Wahnsinn, der den Rest eines verlorenen Daseins mit ingrimmiger Wuth der strafenden Vergeltung streitig macht. Aber auch in diesem letzten Stadium seiner absteigenden Entwickelung wird Macbeth nicht untragisch: er kann den frischen Knaben, den hochstrebenden Jüngling, den heldenhaften Mann, den alten Macbeth in sich nicht ertödten, der lebt fort neben dem Teufel, den die Welt allein in ihm erkennt. Er lebt fort in der Liebe zu seiner Gattin, in dem Kummer um ihre unheilbare Erkrankung, in der Verwünschung, die er dem Arzte zuschleudert, dessen Macht so gering ist, in

der herzergreifenden Trauer um ihren Tod. Man hat ihn der Gleichgültigkeit geziehen, weil sein Schmerz nicht laut ertönt — das ist ein fast grausam zu nennendes Mißverständniß. Spräche er nichts als die Worte:

> Sie hätte später sterben sollen;
> Die Nachricht hätt' dann ihre Zeit gefunden.

so könnten — nicht müßten — sie so ausgelegt werden. Die darauf folgende Betrachtung über den Werth des Lebens kann aber nur aufgefaßt werden als eine kurze, aus der Tiefe kommende Leichenrede, wie die Noth des Augenblicks, in dem alles auf einmal über ihn hereinzubrechen scheint, sie gestattet. — Auch die Trauer über sich selbst, über sein verfehltes Leben kommt in den letzten Scenen noch einmal zu ergreifendem Ausdruck in den schönen, oft citirten Versen:

> Ich habe lang genug gelebt; mein Leben
> Ist ein vertrocknet, gelbes Blatt.
> Und das, was mit dem Alter kommen sollte,
> Wie Lieb' und Ehr', Gehorsam, Freundesschaaren,
> Danach darf ich nicht aussehn; doch statt dessen
> Flüche, nicht laut, doch tief, Maulehre, Hauch,
> Den gern das arme Herz mir weigern möchte,
> Und wagt es nicht.

Richard würde nichts mehr verlangt haben als unbeschränkte Macht für sich und schweigenden Gehorsam von den andern. Macbeth verlangt nach mehr: nach Ehr' und Liebe, und nach Freunden statt der Sklaven, und ist tief unglücklich darüber, daß ihm nur die vergänglichen Schätze der Welt gehören. — So läßt Shakspere die ursprünglich gute Natur in Macbeth, die in der Tiefe seiner Seele ruhende Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese der Herzensreinheit bis zuletzt immer wieder hervortreten und macht ihn dadurch und im Gegensatze zu Richard, der niemals in seinem Leben nach höheren als vergänglichen Schätzen gestrebt hat und in seiner einseitigen Verstandesbegabung eine derartige Sehnsucht für blödsinnige Schwäche halten muß, zur tragischen Gestalt. Die Tragik dieses Daseins läßt sich nicht schlagender ausdrücken als durch einen jener ewig wahren biblischen Sprüche; er spricht ihn niemals direkt aus, aber aus allen seinen Reden klingt er hervor, der Schmerzensruf aus innerster Brust: Was hilft es mir, daß ich die ganze Welt gewinne, und habe doch Schaden genommen an meiner Seele!

3. Die Hexen.

Wie die Verführung die Selbständigkeit, die Verantwortlichkeit einer Handlung nicht aufhebt, so kann der Umstand, daß Macbeth einer doppelten Verführung erliegt, ihm auch nicht, wie Werder meint, seine tragische Würde nehmen. Die Verführung kann das bessere Wollen eines Menschen wohl bestürmen und schließlich überwinden; daß es aber überwunden wird, daran ist der Mensch allein schuld; denn wider seinen Willen könnte die Verführung keine Macht über ihn gewinnen. Und Werder geräth mit sich selbst in Widerspruch, wenn er nicht den Hexen, wohl aber der später auftretenden Hecate, wie er ihren Worten nach ja nicht anders kann, eine bewußt verführerische Absicht zugesteht: sie will „Lügengeister" erwecken

Und deren Täuschung soll's gelingen,
In sein Verderben ihn zu bringen:
Des Schicksals, Todes lach' er keck,
Streb' über Furcht, Gnad', Weisheit weg;
Und wie ihr wißt, ist Sicherheit
Des Menschen Hauptfeind allezeit.

Und wie sie spricht, so thut sie: durch trügerische Prophezeiungen macht sie Macbeth sicher und stürzt ihn so ins Verderben. Aber was sie später thut, dasselbe haben die Hexen ohne sie, allein, im Beginne des Stückes gethan; das eben macht Hecate ihnen zum Vorwurf:

Was thut
Mit Macbeth ihr? in Räthselwort
Spielt ihr mit ihm, und treibt zum Mord;
Und mich, die Herrin eurer Kraft,
Die im Geheim das Unheil schafft,
Mich rieft ihr nie zum Werk herbei,
Daß es durch mich vollkommen sei?

Diesen Worten gegenüber ist die Behauptung, daß die Hexen den Mordgedanken in Macbeth nicht wecken, sondern — was also? — dann also nur das harmlose Echo des bereits in ihm vorhandenen sind, pure Ausleger-Willkür: wer die Verlockung für die späteren Verbrechen zugiebt, hat keinen triftigen Grund, dieselbe, unter gleichen Umständen vor sich gehende Erscheinung vor dem ersten Verbrechen anders aufzufassen. Daß Macbeth „einem übernatürlichen höllischen Einfluß als ein bloß natürliches Wesen erliegen muß", ist eine durch nichts zu stützende Anschauung. Die Freiheit des Handelns kann durch die Weissagung der Hexen unmöglich beschränkt werden; und Macbeth wäre durch sie allein nicht zum Mörder geworden, wenn nicht die

weitere, viel energischere Verführung der eigenen Frau hinzugekommen wäre.

Ueberhaupt muß man sich hüten, bei der Thätigkeit der Hexen an eine zu Grunde liegende Schicksalsmacht oder, wie Schlegel sich ausdrückt, an „eine Zulassung der Vorsehung" zu denken, das wäre das erste Mal, daß Shakspere im ernsten Drama die Willensfreiheit des Menschen beschränkt erscheinen ließe. Diese Auffassung wurde vielleicht hervorgerufen durch den Namen, welche Holinsheds Chronik und nach ihr auch Shakspere ihnen giebt: weird sisters. Weird (zusammenhängend mit dem deutschen „werden"), ein jetzt veraltetes Wort, heißt: das Schicksal (das Gewordene), und im Angelsächsischen wurden mit wird auch die Göttinnen bezeichnet, welche das Schicksal schaffen, die Nornen. Es ist aber ein Mißgriff von Gervinus, wenn er die im „Macbeth" vorkommenden überirdischen Weiber Nornen nennt; sie haben, ebenso wie ihre Oberin Hecate, nichts mit der Schicksalsschöpfung zu thun, sie sind das, was das Christenthum aus den heidnischen Gottheiten gemacht hat, Vertreterinnen der Macht des Bösen, mit Weissagungs- und Zauberkraft begabt, die darauf ausgehen, die Menschen ins Verderben zu locken. Daß sie nicht mehr sind in Shaksperes Augen, erkennen wir neben ihrer wiederholten Selbstcharakteristik auch daraus, daß er sie vorzugsweise witches „Hexen" nennt.

Eine entgegenstehende Auffassung, ganz modern, ideologisch, die in ihnen nicht wirkliche Wesen, sondern Erzeugnisse von Macbeths Phantasie, Verkörperungen seiner ehrgeizigen Gedanken sieht, ist ebenso sehr zu bekämpfen. Wir haben in der That eigenlebige Geschöpfe, wirkliche Hexen vor uns: wären sie Illusionen oder die vom Dichter handgreiflich gemachten Gedanken Macbeths, so könnten sie nur ihm und uns sichtbar sein; sie sind es aber auch Banquo. Der blutige Dolch, der Geist Banquos existiren nur für Macbeth, weil sie Erzeugnisse seines fiebernden Hirnes sind. Diese Auffassung kommt wohl daher, daß man im 19. Jahrhundert geneigt ist, den gewaltigen Geist des größten Dichters sich als erhaben über trivialen Aberglauben vorzustellen: ob indessen Shakspere den Hexenglauben nicht theilte, ist mindestens zweifelhaft, in keinem Falle für uns erweisbar. Und hätte er wirklich die Absicht gehabt, äußere Symbole der Innerlichkeit in ihnen zu geben, so würde keiner seiner Zeitgenossen ihn begriffen haben. Sobald er von Hexen redete, werden sie sich unter allen Umständen jene bekannten im Bunde mit dem Teufel stehenden häßlichen alter Weiber gedacht haben. Es ist überhaupt verkehrt, die Anschauungen moderner Aufklärung in Dichtungen aus dem 17. Jahrhundert hineinzutragen; und

es kann kaum zweifelhaft sein, daß Shakspere mit seinen witches wirkliche Hexen darstellen wollte.

4. Lady Macbeth.

Die für die Ausleger zu überwindende Schwierigkeit in dem Charakter der Lady Macbeth besteht in dem scheinbaren Widerspruch seiner Manifestationen im Beginn und im späteren Verlaufe des Dramas — dem Schein des Widerspruchs, der dadurch erweckt wird, daß der Dichter die logischen Mittelglieder zwischen ihrem anfänglichen und ihrem späteren Verhalten, die ein geringerer nicht unterlassen haben würde dem Leser in schönster Ordnung vorzuführen, der kompositionellen Geschlossenheit und der daraus zu erzielenden dramatischen Kraft geopfert hat. Wie Werder sehr richtig sagt, arbeitet Shakspere nicht für den Leser, sondern für den Schauspieler, dessen künstlerische Aufgabe es ist, uns die Uebergänge durch Haltung, Gebärde, Miene, Stimme zu veranschaulichen. Und diejenige Auslegung — das darf von vornherein als Axiom hingestellt werden — ist sicher die unzutreffendste, die in einem Producte aus Shaksperes reifster Periode diesen dem oberflächlichen Blick erscheinenden äußeren Widerspruch als einen inneren hinstellt und ihn der Effekthascherei des Dichters zur Last legt. Das hat Rümelin gethan: er findet „die eisige Kälte der Reflexion, die entmenschte Roheit, die wilde Stärke", welche die Lady anfangs zeigt, mit den nachfolgenden Regungen des Gewissens, ihrem Wahnsinn, ihrem — übrigens zweifelhaften — Selbstmorde unvereinbar. „Hier, wie noch oft, überspannt Shakspere den Kontrast und den Effekt auf Kosten der psychologischen Wahrheit." Damit hat Rümelin ein wenig recht; aber dem Unrecht dieser Worte gegenüber ist das Recht doch verschwindend. Er hat recht damit, daß Shakspere, wie jeder große Dramatiker, der seine Kunst versteht, öfters die Effekte übertreibt, oder besser über das Natürliche hinaustreibt. Wie der Maler eines figurenreichen Gemäldes Licht und Schatten auf den Haupt- und den Neben-Akteuren in schärferen Kontrast stellt, als die Wirklichkeit zeigt, so ist auch der Dramatiker, der in engem Rahmen uns ein Weltbild voll äußeren und inneren Lebens vorführen soll, eben wegen der Enge des Rahmens gezwungen, durch gedrungene Kraft der Wirkung zu ersetzen, was ihm an Zeit und Raum versagt ist. Wie sollte Shakspere z. B. Cäsar darstellen, einen gewaltigen Menschen, der dennoch nicht der Held des nach ihm benannten Stückes ist? — In Thaten konnte er seine Größe nicht zeichnen in einer Handlung, die einen Tag vor seinem Tode beginnt; es konnte nur in Worten geschehen. Nun aber konnte er Cäsar nicht viele Worte

gewähren in einer Brutus-Tragödie: er mußte also durch Energie des Ausdrucks den Eindruck zu erreichen suchen, den er sonst durch Ausführlichkeit und Häufigkeit der Rede erzielt hätte, und es der Persönlichkeit des Schauspielers überlassen, den scheinbar übertriebenen Worten das Fundament einer glaubiichen Wirklichkeit unterzulegen. Wer nun auftritt und sagt: dieser Cäsar ist ganz verfehlt, er ist weiter nichts als ein großartiger Phrasenmacher, der, oder vielmehr die zeigen damit, daß sie von der dramatischen Technik geringe Kenntniß haben.

In ähnlicher Stellung ist Lady Macbeth: auch sie tritt nur hervor im Beginne des Stückes, so lange sie thätig ist, den Gemahl zu verlocken; vom dritten Akte ab nimmt die Fülle und Größe der außerhalb des Königshauses sich abspielenden Ereignisse unser Interesse fast ausschließlich in Anspruch, und nach der Geister-Scene verlieren wir sie fast ganz aus den Augen. Es lag daher sehr nahe, daß sie vielfach einseitig beurtheilt wurde, nach der Seite ihrer Thätigkeit allein, die sie in den beiden ersten Akten so verhängnißvoll vor unseren Augen entwickelt. Und doch bedarf es keiner tiefen Ueberlegung, um sich zu sagen, daß Shakspere für die Entwickelung anderer Seiten ihres Wesens in seinem Drama fast keinen Raum hatte. Jedenfalls war es für ihn unmöglich, neben jenen härteren Eigenschaften mildere in gleicher Stärke sich entfalten zu lassen und so dem Charakter eine der Wirklichkeit, sowie dem höheren Stande seiner Kunstübung entsprechende Komplikation zu geben — unmöglich, selbst wenn er es gewollt, selbst wenn er vorausgesehen hätte, daß durch diese Zeichnung die Figur groben Mißdeutungen unterliegen würde: denn Macbeth ist der Held, ein König, ein nach außen, weithin wirkender Mann, nicht Lady Macbeth. Wenn Shakspere also beabsichtigte, ihrem Biide auch sanftere Züge zu verleihen, so konnte er seine Absicht immer nur im Fluge, gleichsam verstohien ausführen. So ist denn die einseitige Auffassung der Lady in der Shakspere-Litteratur bei weitem die verbreitetste: und wie die Kritiker in ihr meist eine nordische Megäre sehen, eine Frau ohne irgend eine der sanfteren Regungen ihres Geschlechts, so pflegt man auch auf der Bühne zu ihrer Darstellerin gewöhnlich das widerwärtigste Mannweib zu wählen, das unter den Schauspielerinnen aufzutreiben ist. Und diese Art der Auslegung glaubt anderen gegenüber ein leichtes Spiel zu haben; sie citirt die bekannten fürchterlichen Stellen:

> Kommt, ihr Geister,
> Die ihr den Mordgedanken dient, entweibt mich hier,
> Füllt mich vom Scheitel bis zur Zehe voll
> Von wild'ster Grausamkeit! Verdickt mein Blut,

Versperrt die Bahn, den Zugang zum Gewissen,
Daß keine reu'ge Regung der Natur
Am grausen Vorsatz rüttle, Frieden haltend
Zwischen der That und ihm! Ihr Mordgehülfen,
Ihr körperlosen Diener frevler That,
An meine Frauenbrüste kommt und trinkend
Wandelt in Gall' die Milch! Komm' düstre Nacht,
Hüll' in den dicksten Rauch der Hölle mich,
Daß nicht mein scharfes Messer, wenn es stößt,
Die Wund' erschaue, noch der Himmel lüfte
Des Dunkels Vorhang, rufend: „Halt, Halt ein!"

und:

Du sollst das Werk, das große, dieser Nacht
In meine Hände legen.

und:

Ich hab' gesäugt und weiß, wie zart
Die Liebe zu dem Kind ist, das man nährt;
Ich hätte, während's mir ins Antlitz lachte,
Die Brust gerissen aus dem weichen Gaumen
Und ihm das Hirn zerschmettert, hätt' geschworen
Ich so, wie Du es thatst.

Und wenn dann noch die That diesen entsetzlichen Worten entspricht, dann übersieht man leicht die später folgenden, weniger wortreichen Ergüsse: wie z. B.

Oh, kein Gewinn, und nur Verlust:
Erfüllter Wunsch in friedensarmer Brust!

die doch auch aus demselben Gemüthe hervorbrechen. — Klagen, schmerzliche Klagen in dem Munde der nordischen Megäre! Wie kann sie klagen, nachdem sie in Händen hat, was sie mit so furchtbarer Energie erstrebt, die Krone? Man sollte meinen, daß sie an der Seite des Gemahls, ein weiblicher Recke, im Blute mit wuchtigen Schritten weiterschreiten wird, alles unter ihren Füßen zermalmend, das ihrem schrankenlosen Machtverlangen im Wege steht; und wenn es zum Aeußersten kommt; daß sie Rüstung anlegen und bis zum letzten Blutstropfen kämpfen wird um den Besitz des Thrones. Statt dessen weicht sie seitwärts ab und läßt ihn allein auf seinem grauenvollen Pfade; sie erkrankt unheilbar in ihrer Einsamkeit, furchtbare Träume schrecken sie Nachts von ihrem Lager auf, daß sie schlafwandelnd ihre tödtlichsten Geheimnisse ausplaudert, daß sie jammert um ihre „kleine Hand, die alle Wohlgerüche Arabiens" vom Blutgeruche nicht befreien können. — Ein wahrhaft sentimentales Hünenweib!

Diesem scheinbar gegensätzlichen Verhalten der Lady gegenüber bleibt nichts anderes übrig, als entweder dem größten Menschenbildner

den leichtfertigen Vorwurf zu machen, daß er hier einmal statt eines wirklichen Weibes ein chimärisches Ungeheuer geschaffen habe, oder vermittelst tieferen Eindringens den gesunden Kern seiner künstlerischen Anschauung bloßzulegen. Und auf diesem Wege finden wir schon in den obigen Stellen, welche als ein Beweis ihrer Entmenschtheit angeführt zu werden pflegen, eine andere psychologische Grundlage, als die sinnlich wahrnehmbare Oberfläche der Worte anzudeuten scheint: wir finden mehr weibliche Schwäche als rohe Kraft. Die Worte, in denen sie die Geister des Bösen beschwört, klingen entsetzlich, nicht, wie Werder meint, weil die Lady sich selbst mit ihnen aufreizen, an ihnen berauschen und durch sie sich selbst zum Verbrechen hinreißen will — ein Verfahren, das in der Wirklichkeit nicht vorstellbar ist — sondern weil der Dichter den ihm vorschwebenden seelischen Vorgang nur mit solchen oder ähnlichen Worten äußerlich darstellen konnte. Darzustellen war ein furchtbarer und ein zugleich plötzlich und mit ungeheurer Selbstüberwindung, gewaltsam gefaßter Entschluß. In der Wirklichkeit würde die Lady während dieses inneren Vorganges kein Wort gesprochen haben: ihre Augen wären groß und starr geworden, jede Muskel des Gesichts gespannt, die Nüstern hätten sich geöffnet, die Hände sich geballt, der ganze Körper hätte gebebt. Auf der Bühne wird sie uns diese nämlichen äußeren Symptome zeigen, aber sie allein sind unfähig, uns zu sagen, was in ihr vorgeht; der Dichter konnte seine Absicht nur durch Worte erreichen, und diese Worte mußten so und nicht anders gewählt werden, wenn er das Furchtbare, Plötzliche, Gewaltsame des Entschlusses zur Anschauung bringen wollte. Daß die Entsetzlichkeit des Klanges nicht die Entsetzlichkeit des Charakters der Lady darstellen sollte, ergiebt sich aus dem unzweifelhaften Sinn ihrer Worte: sie ruft in sich wach, sie beschwört erst die bösen Kräfte, die bisher in bewußtlosem Schlummer gelegen haben.

Die furchtbare Bitte, die sie an Macbeth richtet, ihr allein die Ausführung der That zu überlassen, scheint jede weibliche Zartheit und Furchtsamkeit auszuschließen. Aber: sie trinkt sich „Kühnheit" ein, ehe sie an's Werk geht, und als sie mit den Dolchen an Duncans Lager steht, kann sie's dennoch nicht vollführen, aus einer buchstäblich kindlichen, kindischen Empfindung, die eine fühllose Verbrecherseele nicht gehabt hätte: sie muß an ihren eigenen alten Vater denken, mit dem Duncan im Schlafe eine gewisse Aehnlichkeit hat. Sie hat sich mehr zugemuthet, als sie auszuführen vermag: diese Absicht entspricht thatsächlich ihrem Charakter nicht, sie faßt sie ihrem eigentlichen Wesen zum Trotz, gewaltsam. Und genau dieselbe Geltung haben jene Worte, die

ihr in den Augen vieler Ausleger auch noch den letzten Rest von Gemüth, der selbst dem verkommensten Weibe bleibt, die Mutterempfindung nehmen sollen. In beiden Aeußerungen zeigt sie sich ihrem Gatten muthiger und wilder, als sie in Wirklichkeit ist, um ihn durch Beschämung zu dem Muthe, der Wildheit anzustacheln, die er für das Verbrechen braucht, und die ihm, wie sie weiß, von Natur ebenfalls fehlen.

Und nun der Schluß der Mord-Aktion! — Nichts ist lehrreicher für die Feinheit der Shakspereschen Charakteristik als die Gegensätzlichkeit, in welcher der männliche und der weibliche Charakter bis zum entscheidenden Wendepunkte sich nebeneinander hinbewegen. — Der Mann läßt sich schwer zu dem, was seiner Natur widerstrebt, hintreiben; als aber der Entschluß einmal gefaßt ist, führt er ihn, soviel es ihn kosten mag, aus; und vor die Folgen seiner That gestellt, bietet er ihnen trotzig die Stirn und wehrt sich seiner Haut bis zum letzten Blutstropfen. Macbeth tritt uns nach der That, wo es sich für ihn darum handelt, fest zu sein oder zu Grunde zu gehen, als ein ganz anderer entgegen. Die Scheu vor dem Bösen ist überwunden, er zeigt sich als Meister der Heuchelei und läßt zu seiner Sicherung dem schnellgefaßten Entschluß augenblicklich die neue Mordthat folgen. Mit dem ersten Morde hat er einen dem früheren entgegengesetzten Lebenspfad betreten: er schreitet ohne Wanken auf ihm weiter, verläßt ihn nicht mehr. — Die leichter erregbare, oberflächlicher empfindende Frau sieht das Ziel, die fertige That vor Augen, ohne vorher den angst- und sorgenvollen Blick auf die zu durchmessende Bahn zu werfen. In ihrer natürlichen Schwäche, ihrer Unerfahrenheit ist sie unfähig, die ganze Schwere einer That zu ermessen, die sie selbst niemals ausführen könnte. Wenn Macbeth vorher an den Mord denkt, so denkt er an die im ruhigen, sanften Schlafe liegende Greisengestalt, an den wuchtigen Dolchstoß, den er dem Unbewußten und Unbewehrten — nichtswürdige Feigheit! — versetzen muß, an das hervorsprudelnde Blut, die Schmerzverzerrung des Opfers. Er hat morden und sterben sehen; sie nicht. Dem Weibe fehlt der Sinn für das Thatsächliche, und wenn es in seiner ganzen Größe und Unabänderlichkeit vollendet vor ihr steht, dann erfaßt sie eine Angst, die sie vorher für unmöglich gehalten hätte, sie kann den Anblick des Furchtbaren nicht ertragen. Ein Mord, und dafür eine Krone, war ihr Gedanken gewesen. Nun schaut sie die thatsächlichen Folgen: die gänzliche Verkehrung des edlen, schönen Charakters ihres geliebten Mannes, der zum schamlosen Heuchler geworden ist; den zweiten Mord ohne Bedenken dem ersten hinzugefügt — das hat sie angerichtet! so wird es nun immer sein! — und sie sinkt in Ohnmacht. Wie so viele Ausleger

diese Ohnmacht für erheuchelt haben halten können — wofür der Text nicht den geringsten Anhalt giebt — ist schwer begreiflich. Bildet sie doch den natürlichen Uebergang von der Lady vor zu der Lady nach dem Morde; bezeichnet sie doch hervorspringend den Wendepunkt ihres Verhaltens! Mit ihr tritt die dauernde Ermattung einer zeitweise, nach einem bestimmten Zwecke hin, widernatürlich angespannten Energie ein.

Fassen wir diese mildernden Züge, die der Dichter seiner Zeichnung auch im ersten Theile des Dramas trotz des so knappen Raumes eingefügt hat, fest ins Auge; geben wir ihnen das volle psychologische Gewicht, das sie trotz ihrer Spärlichkeit bei gerechter Berücksichtigung der kompositionellen Schwierigkeiten in Anspruch nehmen dürfen: so erhalten wir ein Bild, das der späteren Lady, der in Gewissensqualen untergehenden, ebenso ähnlich sieht, wie es von einer Furie weit entfernt ist. Die Liebe eines brutalen Mannweibes, soweit davon überhaupt die Rede sein kann, zu dem viel zarter besaiteten Macbeth ist schwer vorzustellen; undenkbar aber die Liebe Macbeths zu einer solchen Frau*). Da nun ihre gegenseitige Liebe über allen Zweifel erhaben ist, so müssen wir uns die Lady nothwendig als ein ihrem Gatten mehr oder weniger gleichgeartetes Wesen denken, gleichgeartet jedenfalls in dem Punkte, daß sie nicht im Stande ist, ohne inneren Widerstand, mit bestialischer Unempfindlichkeit Verbrechen zu begehen.

Andererseits aber dürfen wir ja nicht den Fehler begehen, sie mit Macbeth sittlich gleich oder gar über ihn zu stellen, und etwa mit Werder behaupten, daß sie nichts weiter als ein auch das Aeußerste hingebendes Weib, daß sie nichts ist und sein will, als was ihr Gatte aus ihr zu machen beliebt, daß sie alles, selbst Verbrechen aus Liebe zu ihm begehen kann — eine Macht der Liebe, die mindestens fraglich erscheint, wenn es sich um einen Mord handelt. Man kann geschehen lassen, verheimlichen, vielleicht mithelfen aus Liebe; aber aus Liebe selbst zum Mörder werden, wenn die eigene Natur zurückbebt, schwerlich. — „Sie treibt den Gatten zum Morde", sagte er. „Aber daß sie es thut, dazu treibt er sie!" — Es ist bedauerlich aus einem sonst so vortrefflichen Buche solche logische Gewaltthaten verzeichnen zu müssen. — Wie oben entwickelt, ließe eine derartig komplicirte Veranstaltung bei der thatsächlichen Beschaffenheit der beiden Charaktere, bei ihrer tiefinnersten Seelengemeinschaft auch nicht die Ahnung eines verständigen Zweckes aufkommen.

*) Daß er sie nicht blos vor dem Morde „Mein süßes Liebchen", sondern auch nachher „Mein liebstes Weib", und „süßes Täubchen" anredet, ist bei Shakspere gewiß nicht gleichgültig.

Die Lady steht sittlich unter Macbeth; sie ist seine schlechtere, schuldigere Hälfte. Sie ist nicht absolut roh, aber roher als Macbeth; ihr Herz ist nicht von Natur eiseskalt und felsenhart, aber es ist kälter und härter als Macbeths Herz. Sähe sie den Mordgedanken in Macbeth entstehen und bekämpfte ihn nicht, sondern machte ihn nur zu dem ihrigen und hälfe mit an seiner Ausführung, dann wäre sie gleich Macbeth. Sie aber erkennt in der Menschenfreundlichkeit Macbeths das schwer überwindliche Hinderniß bei der Ausführung der That; sie allein — nicht Macbeth — ist der Ueberzeugung, daß dieser Zweck dieses Mittel heilige, sie beschließt, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß der Gedanke zur That werde, und führt ihren Entschluß auf die raffinirteste Weise aus. Der Gedanke an den Mord war in beiden; die Versuchung dazu auch, aber in ihr war sie mächtiger, fand sie weniger inneren Widerstand; der definitive Entschluß zur That geht von ihr allein aus. Dieser Entschluß und seine unerschütterliche Ausführung stellt sie unter Macbeth. Auch dieser einmaligen Aufraffung und Selbstüberwindung, um das höchste ihr auf Erden bekannte Ziel zu erreichen, wäre sie nicht fähig gewesen, wenn ihr Herz nicht von härterem Stoffe wäre als das ihres Gemahls. Daß sie jedoch nicht jede beliebige Anzahl von Verbrechen zu begehen im Stande ist, zeigt ihr ganzes späteres Verhalten und vor allem ein Punkt darin: nachdem sie erkannt hat, daß ihr Gatte der höchsten Macht und des höchsten Glückes, das sie für ihn durch die eine That erstrebt, nicht theilhaftig geworden, daß seine Macht bestritten und er selbst tief unglücklich ist; nachdem sie so alle ihre Hoffnungen getäuscht sieht: da bricht sie innerlich zusammen; an die Stelle des hochstrebenden Muthes und Uebermuthes tritt tiefste Niedergeschlagenheit, und der Reue Qualen über die frevelhafte und so erfolglose That fassen sie wie ihn.

Der Lady ein weiblich zartes, tiefes Gemüth zuzutrauen, wäre verkehrt und durch ihre Handlungen und Worte nicht zu rechtfertigen. Sie gehört vielmehr zu den Frauen, deren Herz nur eine geringe Expansionskraft hat und außer der Liebe zu sich selbst nicht viel mehr als die zu wenigen nächststehenden Menschen zu fassen vermag; „die Milch [allgemeiner] Menschenfreundlichkeit" ist nicht in ihrem Busen. Zu ihrer Verdeutlichung muß man an die zahlreichen Menschen denken, Männer wie Frauen, die, so hart sie der Außenwelt entgegentreten, doch eine zarte, mitunter tiefzarte Stelle in ihrem Herzen haben: die Liebe zu einem Weibe, zu einem Sohne, einer Tochter, vor allem die Liebe zur Mutter, die ja wohl in den allerwenigsten Menschenherzen ganz ausstirbt. Diese eine Liebe, die einzige Oase in der allbedeckenden Wüste ihrer

materiellen Lebensanschauung, wächst oft zu einer Leidenschaft an, um derenwillen sie selbst ihr innerstes Wesen, die Selbstsucht, opfern können. Es ist ein eigenthümlich widerspruchsvoller Eindruck, wenn man einen Menschen, den man im Leben kennen und hassen gelernt hat, im Schooße seiner Familie als liebenden Gatten und musterhaften Vater wiedersieht: aber der Widerspruch zeigt sich häufig. Zu dieser Gattung gehört die Lady: alles, was sie von Gefühlskraft besitzt, gehört ihrem Gatten; er ist ihr Abgott, für den sie alles, ihr Leben hingeben könnte. Er verkörpert ihr Mannes-Ideal: er ist stark und schön, heldenhaft, hoch geehrt und weithin wirksam. Das sind die Eigenschaften, die sie in ihm liebt, die männlichen; die zarteren, seine edle Gesinnung, sein weiches Herz, müssen ihr mehr als Schwächen erscheinen. Sie möchte ihn umgeben sehen mit allen Besitzthümern, die ihr auf Erden als die werthvollsten erscheinen; mit dem höchsten irdischen Glanze, der höchsten Macht; ihr Macbeth müßte König sein. Der Ehrgeiz ist die Triebfeder ihres Handelns in noch höherem Grade als bei ihrem Gatten, da er in ihrem Innern keine widerstrebenden, besänftigenden Kräfte vorfindet — Ehrgeiz jedoch für ihn, mehr als für sich selbst. Sie glaubt nun, daß, was für sie den Gipfel aller Wünsche bezeichnet, auch sein vollkommenes Lebensglück ausmachen wird: die Krone; um dieses höchste Glück für ihn und damit auch für sich selbst zu erringen, scheint ihr kein Preis zu hoch. Diese Einseitigkeit ihres Wesens, die gefühl- und gedankenlose Energie, die sie in diesem ihrem eitlen Streben entwickelt, zeigt wiederum die Minderwerthigkeit ihrer Natur. Die Annahme, daß der befriedigte Stolz, die königliche Macht dem Geliebten ihres Herzens auch das höchste Glück geben werde, erweist sich als falsch; das innere Elend ihres Gatten nach der That öffnet ihr furchtbar die Augen. Die Erkenntniß, daß sie falsch gerechnet, daß sie ihrem Gatten statt der höchsten Freuden nie endende Schmerzen gegeben hat, ist ein hoffnungsloser Schlag für sie; an diesem fundamentalen Irrthume ihres Lebens geht sie zu Grunde. —

Das psychologische Interesse, daß man dieser außerordentlich fein gezeichneten Figur von je entgegengebracht hat, ist so weit gegangen, daß man versucht hat, ihre Körperlichkeit auszumalen. Mrs. Siddons, die am Ende des vorigen Jahrhunderts als Shakspere-Tragödie glänzte, schrieb ihr weibliche Liebenswürdigkeit zu und vermutete in ihr eine „blonde, ausgeprägt weibliche [Erscheinung], vielleicht sogar mit dem Eindruck der Schwäche“. Dieses Bild scheint mit dem noch so milde aufgefaßten Charakter der Lady schwer vereinbar. Eine stolze Schönheit von wohl proportionirter mittlerer, jedoch nicht kräftiger Gestalt, muß sie allerdings sein, aber ohne jede germanische Weichheit; viel-

mehr brünett mit dunklen lebhaften, aber bei Leibe nicht schmachtend blickenden Augen. Die ganze Erscheinung muß mehr Grazie und nervöse Beweglichkeit als hühnenhafte Kraft und Leidenschaftlichkeit ausdrücken. Zu einer solchen Figur paßt dann auch die Art des Spieles, wie Tieck — meines Erachtens unübertrefflich — es sich vorstellt: in der Mordscene „muß sie blaß und in der Spannung erschöpft sein, wie Macbeth; sie rafft nur kräftiger all ihre Lebensgeister auf. Als sie die Dolche nimmt, faßt sie sich übermenschlich; aber doch ist es diese Nachtscene, die sie ihr ganzes Leben lang verfolgt, die sie uns am Schlusse so gräßlich vorspielt. Sie ist also nichts weniger als felsenfest hier." — Im dritten Akte „ist nur der Gatte immer noch der Gegenstand ihrer zartesten Aufmerksamkeit; sie stellt sich heiter, so tiefsinnig sie ist, sie macht ihm Muth. Sowie sie allein ist, sieht man an ihr die tiefe Seelenkrankheit, die sie nachher völlig zerrüttet .... Macbeths Reden an das Gespenst setzen sie außer sich: die höchste Spannung, eine Aufmunterung zur Fröhlichkeit, die ganz abenteuerlich, befehlend, geängstet, wild und wie abwesend klingen muß. Höhnend, zurechtsprechend gegen ihn selbst, und doch muß man ihr die Erschütterung anmerken. Hier ja nicht kalt, stolz, eisern; im Gegentheil, in gespenstischer Angst, tief erzitternd, aber Fassung heuchelnd und so ziemlich darstellend ... Wie sie die Gäste entläßt, ist sie offenbar außer aller Fassung."

5. Nebenpersonen.

Die übrigen Charaktere bieten für das Verständniß geringe Schwierigkeiten; es handelt sich bei ihnen nur darum, auf einzelne Feinheiten der Charakteristik hinzuweisen. — Es geschieht viel Grausiges in diesem Drama, und die zeitgenössischen Dramatiker würden es sich nicht haben nehmen lassen, den Eindruck auf den Zuschauer durch die Plötzlichkeit und die handgreifliche, breite Vorführung dieses Geschehens zu einem niederdrückenden zu machen — den Mord Duncans hinter die Bühne zu verlegen, würde wohl keiner von ihnen übers Herz gebracht haben. Shakspere allein faßte die tragische Empfindung tiefer; er erkannte, daß die Keulenschläge eines im Hinterhalte liegenden Schicksals uns mit dem Bewußtsein unserer Schwäche gegenüber einer unbekannten, unwiderstehlichen Macht eben nur niederschlagen, nicht erheben können. Um die Empfindung des Gräßlichen und des häufig in ihrem Gefolge auftretenden physischen Ekels in uns nicht aufkommen zu lassen, thut er zweierlei: einmal bewahrt er uns vor dem plötzlichen Ueberraschtwerden durch hinreichende Vorbereitung auf die furchtbare That, so daß diese

nun von uns erwartet wird — die Erörterung dieses Punktes gehört in die Betrachtung der Komposition — andererseits mildert er den Eindruck dadurch, daß er die Betroffenen als mehr oder weniger selbst schuldig an ihrem Schicksale erscheinen läßt oder ihnen wenigstens die Möglichkeit des Ausweichens gewährt.

So erscheint Duncan als ein der Rauheit und Roheit seines Zeitalters nicht gewachsener Herrscher: er ist — ob durch Alter oder von Natur, läßt der Dichter unentschieden — kriegerisch untüchtig, und nicht im stande den Nachtheil, in welchen er durch diesen Mangel seinen kampfgewohnten Thanen gegenüber gesetzt wird, durch überlegene Schlauheit auszugleichen. Er ist von einer für diese Zeit furchterregenden Harmlosigkeit und ein schwacher Menschenkenner, wie er selbst gesteht:

> Niemand vermag
> Des Herzens Fügung im Gesicht zu lesen.

Nachdem soeben die empörende Untreue des Thans von Cawdor seine Krone in die größte Gefahr gebracht hat, wirft er sich dem noch stärkeren und ehrgeizigeren Than von Glamis mit rückhaltlosem Vertrauen an die Brust. Und so sehr seine sonstigen edlen und liebenswürdigen Eigenschaften uns für ihn einnehmen, müssen wir doch in seinem gänzlichen Mangel an Vorsicht, der Attentate gegen ihn leicht macht, ein eigenes Verschulden erkennen.

Ueber Banquos Selbstbetrug und Abweichung von dem Pfade der Ehrlichkeit ist bereits gesprochen worden. Uebrigens ist auch für ihn noch im letzten Augenblicke die Möglichkeit, seinem Schicksal zu entgehen, gegeben: aber er läßt seine Pferde von seinen Leuten auf der gefahrloseren Landstraße führen, trennt sich von denen, die ihn hätten beschützen können, und wählt den kürzeren Fußweg durch den finsteren, für Hinterhalt geeigneten Park.

Macduff erkennt es selbst an, daß er die Ermordung seines Weibes und seiner „herzigen Küchlein" mitverschuldet hat. Er durfte sie dem „Stoß des Höllengeiers" nicht allein preisgeben; er mußte sie mit auf die Flucht nehmen, zum mindesten konnte er mit ihnen sterben. Und sie selbst, die Frau und ihr ältester Sohn, werden vor unseren Augen gewarnt, ehe die Mörder erscheinen. — Daß die herrlich ausgeführte Gestalt des heldenstarken und herzensreinen Macduff einerseits eine beleuchtende Kontrast-Figur nicht bloß zu Macbeth, sondern auch zu Banquo ist, andererseits der mächtigste Gegenspieler des ersteren, erhellt von selbst. Und die Großartigkeit der Scene, in welcher Macduff seinen unersetzlichen Verlust erfährt, liegt zu offen auf der Hand,

als daß sie einer Erläuterung bedürfte. Der männliche, sich zur That emporraffende Schmerz ist wohl nie mit so einfachen Mitteln, so wahr und so wirkungsvoll dargestellt worden; und was die Macht der Erschütterung betrifft, die von dieser Scene ausgeht, so ist mir in der dramatischen Litteratur nur noch eine ähnliche bekannt: es ist in Grillparzers „Medea" die Scene, wo die arme, in der Fremde wandernde Kolcherin, von ihrem Gatten verstoßen, von ihren geliebten Kleinen verschmäht, ganz verlassen zusammenbricht. Wer sich im einzelnen darüber belehren will, wie der Dichter in etwa 40 Zeilen diese kolossale Wirkung hat zu Wege bringen können, der halte sich an Werders Buch, in welchem diese Wirkung mit vollendet feiner Analyse in ihre Elemente zerlegt ist. Er wird darin zugleich in einem interessanten Vergleich mit der Melchthal-Scene im „Tell" überzeugend entwickelt finden, wieweit Shakespeares Kunst die Schillersche übertrifft*).

Was die Figur Malcolms betrifft, so glaube ich nicht, daß der Dichter uns in ihr eine erhebende Zukunfts-Perspektive hat darstellen wollen. Er ist ein nüchtern verständiger Mensch, klug berechnend und vorsichtig, und dabei doch nicht thatscheu. Daß er nicht der Mann der kühnen That, nicht ein Held ist, zeigt er in fast deprimirender Weise bei der Ermordung seines Vaters: seine zungengelähmte Reglosigkeit, seine heimliche, schleunige Flucht können durch seine Jugend allein — er ist immerhin waffenfähig — nicht entschuldigt werden. Aber so wie er ist, unedler, aber klüger als sein Vater und ebenso friedliebend, wird er die geeignete Person sein, um das durch Kriege und die wilden Leidenschaften der sich gegenseitig zerfleischenden Großen heruntergekommene Vaterland in einen erträglicheren Zustand überzuführen.

6. Die Handlung des Dramas und ihre Quelle.

Die obige Auffassung der Haupt-Charaktere läßt sich durch eine Heranziehung der Quelle stützen; durch die nähere Betrachtung dessen, was Shakspere von ihr beibehielt und was er abänderte. In Holinshed's Chronik (1577) sind Duncan und Macbeth gleichalterige Vettern; der erstere ist ein unfähiger Herrscher, ein schlaffer und feiger Mensch, der die rohen Thans sich über den Kopf wachsen läßt und nur durch Macbeth und Banquo vom Sturze errettet werden kann; der letztere ein tüchtiger Kriegsmann, aber mit einem Hange zur Gewaltthat und Grausamkeit, der von dem Chronisten immer wieder betont und mit Beispielen

*) Werder ist nur insofern etwas zu hart mit Schiller verfahren, als er das jugendliche Alter Melchthals im Gegensatze zu dem Macduffs nicht hinreichend in Anschlag gebracht hat.

belegt wird. Er ermordet schließlich den König mit Banquo und anderen Genossen im Bunde; der Mord wird im ganzen Lande bekannt, wie es bei so vielen Mitwissern nicht anders sein kann. Hier haben wir ein Verbrechen, aber kein tragisches. Der Fall eines verächtlichen Menschen ist nicht tragisch; und wenn ein zur Gewaltthat und Grausamkeit geneigter Mensch die Hand schließlich auch gegen seinen Herrn erhebt, so mag er darum in recht schlimme Situationen kommen, zum tragischen Dulder kann er niemals werden. Um tragisch wirken zu können, muß der Vorgang objektiv und subjektiv aggravirt*) werden: die That muß an sich frevelhafter sein und vor dem Bewußtsein des Thäters frevelhafter dastehen, als das in der Chronik der Fall ist. Um das zu erreichen, verändert der Dichter die Charaktere der Chronik vollkommen. Aus einem Menschen, an dessen Leben nichts gelegen ist, macht er den edelgesinnten, menschenfreundlichen Duncan, der Macbeth durch fort und fort erwiesene Liebe sich aufs engste verbunden hat, eine ehrwürdige Greisengestalt. Und der passionirte Menschenschlächter wird zu einem hochsinnigen Helden, der, heiliger und zarter Empfindungen in vollem Maße fähig, sich dem Könige aufs tiefste verpflichtet fühlt und von außen angestachelt, gegen seine bessere Natur, schaudernd die That begeht, um durch diese eine That sein ganzes Glück für Zeit und Ewigkeit zu zerstören. Während der Macbeth der Chronik nur zeitweise gut und gerecht erscheinen will, um nach dem Morde die Gunst des Volkes zu erringen, dann aber wieder in sein grausam-tyrannisches Wesen zurückfällt, giebt Shakspere seinem Helden von vornherein die „Milch der Menschlichkeit" und läßt ihren Quell, so wenig er ihm später freien Lauf lassen kann, in ihm niemals ganz versiegen. Die Charakteristik, welche Lady Macbeth bei ihrem ersten Auftreten von ihrem Gatten giebt, neben das Bild des Chronisten gehalten, zeigt schlagend den Abweg von der Quelle, den direkt zum tragischen Ziele führenden, welchen Shakspere mit künstlerischem Bewußtsein einschlug.

Der Macbeth der Chronik begeht seinen Mord so zu sagen öffentlich, mit relativ leichtem Herzen. Den Macbeth der Tragödie dünkt die That so entsetzlich, daß er um alles in der Welt nicht als ihrer verdächtig erscheinen möchte. Er denkt nicht an Helfershelfer und könnte keine Mitwisser dulden; in Banquo glaubt er die einzige und letzte Spur der Mitwissenschaft vernichten zu müssen**).

---

*) Das Wort „erschweren" ist leider zweideutig.

**) Es ist übrigens merkwürdig, daß Shakspere mit seinen Aenderungen an den Figuren, die er der fabelhaften Chronik Holinsheds entnahm, dem wirklichen historischen Verhalt sehr nahe kam. Nach Chalmers' „Caledonia" war Duncan

Daß bei einem Menschen, der von Natur edel ist, der Antrieb zum Verbrechen von außen kommen muß, ist selbstverständlich; und so behielt Shakspere bei und verwerthete ausgiebig, was die Chronik ihm hier bot. Hier treffen die „drei Weiber in seltsamem und wildem Aufzuge" zufällig die Helden; Shakspere läßt sie zweimal auftreten, das erste Mal, um zu erklären, daß sie einen Anschlag auf Macbeth im Sinne haben; er macht also den Zufall zur ausgesprochenen Absicht. Und um keinen Zweifel über ihr Wesen und ihre Bestimmung zu lassen, nimmt er ihnen die Unbestimmtheit, die sie in der Chronik haben, wonach sie „entweder die weird sisters d. h., wie man sagen könnte, Schicksalsgöttinnen, oder eine Art von Nymphen oder Feen" sind; um keinen Gedanken an eine ihnen innewohnende höhere, an eine Schicksalsmacht aufkommen zu lassen, giebt er ihnen mit der Häßlichkeit ihrer Erscheinung, der Gemeinheit und Böswilligkeit ihrer Reden, mit ihrer Fertigkeit im Bereiten höllischer Zaubertränke den unzweideutigen Charakter von Hexen und nennt sie so; daß er neben dem Namen witches auch einige Male weird sisters braucht, ändert an dem Sachverhalt nichts. In der Chronik wendet Macbeth sich später an „Wahrsagerinnen (wizzards)" und zuletzt an eine „Hexe, der er großes Vertrauen schenkt"; bei Shakspere bleiben die von außen auf den Helden wirkenden Agentien immer dieselben, immer jene ersten drei Hexen, in ihrem Wirken ist eine ununterbrochene Kontinuität, eine verderbliche Konsequenz. Und um den geringsten Zweifel über ihre Bedeutung, ihr höllisches Nationale unmöglich zu machen — andererseits zur Steigerung der Wirkung — erscheint schließlich, abweichend von der Chronik, ihre Oberin Hekate — welche Degradation der keuschen, sanften Selene des Alterthums! — über deren Stellung in der christlichen Hexen-Mythologie zu Shaksperes Zeit niemand im unklaren war. Die Wirkung der verführerischen Weissagung ist bei Shakspere genau dieselbe, wie in der Chronik: der Mordgedanke blitzt hier wie dort zum ersten Male auf nach dem Eintreffen der ersten beiden Prophezeiungen, hier wie dort herausgelockt durch die Bemerkung Banquos, daß Macbeth nun wohl versucht werden könnte, auch die dritte wahr zu machen. Hier wie dort beruhigt dann Macbeth die schlimme Regung mit dem Gedanken, daß die Vorsehung ihm die Königswürde ohne sein Zuthun verleihen würde, wenn sie ihn dazu bestimmt habe. Hier wie dort erwacht der

ein guter König; dasselbe war Macbeth im Grunde seines Herzens, wie die Art seiner Regierung zeigt. Aber durch seine Verheirathung mit Lady Gruoch, deren Familie von den Vorfahren Duncans schweres Unrecht erlitten hatte, ließ er sich zur Blutrache an dem Könige hinreißen, als dieser auf einem Zuge nach dem Norden seine Grafschaft Roß (nicht Glamis) durchzog.

Mordgedanke in seinem Innern von neuem infolge der Ernennung Malcolms zum Thronfolger, die, gegen das bestehende Thronfolgerecht verstoßend, ihm jede Hoffnung nimmt. Aber entschlossen ist er zu der That immer noch nicht, bis schließlich hier wie dort die Ueberredungskünste seines „brennend ehrgeizigen" Weibes ihn zum Morde treiben. — So dient beides, was Shakspere aus der Chronik beibehält und was er abändert, dem offenkundigen Zweck, das Verbrechen Macbeths zu einem tragischen Verschulden zu stempeln; und es ist schwer begreiflich, wie Werder, auch nur bei Beachtung dieser nicht mißzuverstehenden Fingerzeige, welche eine Vergleichung der Dichtung mit der Quelle uns giebt, es möglich gemacht hat, aus jener einen Charakter Macbeths herauszulesen, wie ihn der Dichter, welcher der Schöpfer der vertieften germanischen Tragik ist, nicht beabsichtigen konnte.

Der Mord Banquos findet im Drama in derselben Weise statt, wie in der Chronik; der furchtbare Effekt der Geistererscheinung ist eine Erfindung Shakspeares; der Macbeth der Chronik hat ebenso wenig Phantasie wie Gewissen, er läßt sich um seiner Schandthaten willen keine grauen Haare wachsen, er begeht sie nicht bloß aus Noth, aus Sorge für seine persönliche Sicherheit, sondern aus einem „leidenschaftlichen, auf keine Weise zu sättigenden Blutdurst" und aus Habsucht. So ist ihm auch der reiche, mächtige Than von Fife ein Dorn im Auge, und, als er auf sein Gebot zum Frohnbau von Dunsinane nicht in Person erscheint, stößt er Drohungen aus, die diesen zur Flucht veranlassen. Der Macbeth der Chronik ist der reine Richard III. Shakspere begründet seines Helden Haß gegen Macduff viel tiefer: dieser ist vom Augenblick der That an sein Gegenspieler. Der verfänglichen Frage: „Warum thast du das?" — warum erschlugst du die Männer, die du vor uns des Mordes hättest überführen müssen, um nicht selbst schuldig zu erscheinen? — folgt sein Nichterscheinen bei der Krönung in Scone und sein dauerndes Fernbleiben vom Hofe des Königs; dieses trotzige Verhalten zeigt ihn Macbeth als den gefährlichsten seiner Vasallen. Das Schwert ist über seinem Haupte bereits erhoben, als er durch seine Flucht zu Malcolm zu offener Empörung übergeht, und in ingrimmiger Wuth läßt Macbeth es auf seine schuldlosen Angehörigen fallen.

Der letzte Theil der Scene zwischen Malcolm und Macduff ist in Rede und Gegenrede fast wörtlich der Chronik entlehnt; weggelassen ist nur, was mit dem edlen Charakter des letzteren unvereinbar wäre, das Anerbieten, sich selbst zum Werkzeug für die Befriedigung der sinnlichen Gelüste Malcolms herzugeben. — Die Katastrophe folgt ebenfalls genau

der schottischen Chronik. Der Tod des jungen Siward ist Holinsheds Geschichte von England entnommen.

Die Einzelheiten des Königsmordes, über den Holinshed in der Geschichte Macbeths schnell hinweggeht, sind einer früheren Stelle der Chronik entlehnt; sie stimmen mit der Beschreibung des Mordes Duffs durch seinen Vasallen Donwald fast genau überein. Auch hier ist die Frau Donwalds, eines in Forres wohnenden Vasallen, in dessen Hause der König gern einkehrt, die moralische Urheberin der That, die freilich nicht aus Ehrgeiz, sondern aus Rache und nicht durch Donwalds eigene Hand geschieht. Donwald „verabscheute die That sehr in seinem Herzen". Die zwei Kämmerlinge werden betrunken gemacht und am nächsten Morgen, wie wenn sie die Thäter wären, von Donwald erstochen. Die Zeichen in der Natur, sowie die unnatürlichen Vorgänge in der Thierwelt, bis auf die Geschichte von den beiden Pferden, die wild werden und sich gegenseitig auffressen, finden sich ebenfalls bei Holinshed.

7. Poetische Form.

Die niemals übertroffene Höhe der künstlerischen Leistung, wie wir sie in „Macbeth" vor uns sehen, beruht einerseits auf der wunderbar angemessenen Form, in der Shakspere seine poetische Absichten zu verkörpern weiß. Ich kann diese Seite der Dichtung, deren Klarlegung allein eine umfangreiche Abhandlung erfordern würde, nur berühren. Die gleichzeitige Prägnanz und Tiefsinnigkeit des Ausdrucks, die Energie, mit der er machtvolle Empfindungen auf den geringsten Raum, in wenige Worte zusammenpreßt, die unfehlbar in den Kern unserer Seele dringende Wirkung, welche diese komprimirten Empfindungen ausüben, das Stimmungsvolle und Sinnenfällige der Metaphern und Vergleiche, diese solide, den Bau des Ganzen nicht bloß verschönernde, sondern stützende und zusammenhaltende Pracht der Ornamentik; das alles ist bis ins Kleinste bewundernswerth und unübertrefflich. Die Arbeit, welche mit Bezug auf den Dichter-Komponisten Wagner ausgeführt doch wohl auf eine Thorheit hinausläuft, wäre hier einmal des Schweißes eines Edlen werth: ich meine, die Aufsuchung der Elemente der poetischen Wirkung im Ausdrucke, im Bilde, im Worte, ja in der Klangfarbe der Worte. Selbst die Vorliebe für die Hyperbel, ein allgemeines Charakteristikon des poetischen Schaffens jener kraftbegeisterten Zeit, das auch den spätesten Werken des Dichters nicht fehlt, tritt hier kaum jemals störend auf, bei der Urwüchsigkeit der zu Grunde liegenden Kulturverhältnisse, bei der Gewalt der Leidenschaften, der Furchtbarkeit der Handlungen. Der Vers unterstützt die tiefgehende Wirkung des

Ausdrucks, des Klanges durch seine Rhythmik aufs nachdrücklichste: die Deklamation, die Melodie des Vortrages wird dem Schauspieler geradezu in den Mund gelegt. Der Vers ist, verglichen mit dem der glänzenden Produkte aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, mit „Julius Cäsar“ z. B., äußerst regellos, aber darum gerade so charakteristisch ausdrucksvoll. Was soll das gleichmäßige Jambengeklingel, wo die Leidenschaft spricht? tobt der Sturm etwa in gemessenen Takten? — Also mag der simple Jambus in seiner Erregung zu doppelter Länge und Stärke anwachsen: der kurzathmige Jambus zum beschleunigten Anapäst oder zum kraftvollen Doppeljambus (⏑ ⏑ — ⏑́), der sich mitunter gegen seine eigene Natur empört (⏑ ⏑ ⏑́ —). Und hinein mit dem Trochäus mitten in die Jamben, um den Kampf der Elemente zu malen, und, wo die Dissonanz am schrillsten sein soll, selbst ans Ende des Verses (⏑ ⏑́ ⏑́ ⏑)! — Wer wollte dem Dichter hierin nicht zustimmen? Der große germanische Dramatiker, ein Shakspere, ein Kleist, muß solche Feiheiten haben.

Was die Form im „Macbeth“ bedeutet, davon kann sich jeder, der die erforderliche Kenntniß der englischen Sprache besitzt, selbst überzeugen, indem er einige hervorragende Stellen metrisch, in der gleichen Verszahl zu übersetzen sucht. Die Uebersetzung des „Macbeth“ ist so schwierig, daß wir bis jetzt überhaupt noch keine gute besitzen. Eine andere interessante Probe ist ein Vergleich des Dramas mit der Schillerschen — Bearbeitung; „Uebersetzung“ zu sagen, wäre verwegen. Es klingt hart, wenn man ausspricht, daß der Schillersche „Macbeth“ die werthloseste dramatische Arbeit ist, welche der große Dichter hervorgebracht hat; aber wahr ist es. Ich möchte den ehrlichen Mann und zugleich Sprachkenner sehen, der nicht zugeben müßte, daß Schiller aus dem Shakspereschen Drama ein viel minderwerthiges Produkt gemacht hat, das einige sehr wesentliche Kennzeichen des Shakspereschen Genius gar nicht trägt. Für Nichtkenner hat Werder mit ausgezeichnetem poetischen Verständniß einige schlagende ad-oculos-Demonstrationen gegeben. Interessant ist aber das Schillersche Werk insofern, als wir daraus ersehen, wie Schiller den Macbeth gearbeitet haben würde — den Shakspereschen hat er uns z. T. selbst in der Art der Charakteristik nicht gegeben — und was er, Shakspere gegenübergestellt, nicht vermochte.

8. Bau des Dramas.

Es kann nun ein Drama in Form und Charakteristik hervorragen und doch ein recht mittelmäßiges Drama sein, wenn der Bau der

Handlung verfehlt ist; während ein schön und zweckmäßig gebautes Drama selbst bei mittelmäßiger Charakteristik immer noch wirkungsvoll bleibt. Der „Hamlet" ist nach Form und Charakteristik und nach der Tiefe und Erhabenheit seines geistigen und seines tragischen Gehaltes ein einzig dastehendes Wunderwerk; aber trotz der gewaltigen Scenen, die es enthält, wird die Bühnenwirkung des Stückes nach dem Ende hin immer schwächer und schwächer: das liegt in dem zu verschiedenen Zeiten geschaffenen und darum nicht einheitlich ausgearbeiteten Bau desselben. Und in demselben Maße, wie der „Hamlet" als rein dichterische Leistung über „Macbeth" steht, steht er als dramatische unter ihm. Hinsichtlich seines Baues stellt der „Macbeth" eine unübertroffene Kunstleistung da, und wird wenigstens dem germanischen Drama für immer ein Muster sein können. Es ist daher von besonderem Interesse, sich die gedrungene Geschlossenheit und schöne Harmonie des Bauwerkes klar zu machen.

„Macbeth" ist eine Schuldtragödie, deren Bau je nach der Behandlung der Schuld-That verschieden sein kann. Liegt die Schuld vor Beginn der Handlung, so wird ihre Erkennung der Höhepunkt sein; stellt das Drama das Werden der Schuld dar, so muß ihre Vollendung den oder einen der beiden Höhepunkte bilden, und derjenige Dramatiker wird von vornherein sein Drama um den Erfolg gebracht haben, der es nicht verstanden hat, die Schuld-Handlung selbst zu tiefgehender Wirkung herauszuarbeiten. Der Bau dieser letzteren Art der Schuld-Tragödie hängt ganz davon ab, ob der Dichter auf das Entstehen oder auf die Folgen der Schuld das größere Gewicht zu legen beabsichtigt. Mitunter, wie im „Othello", sehen wir vier Akte hindurch eine Schuld allmählich entstehen; die Handlung steigt langsam, aber stätig, der Höhepunkt, die Begehung des Verbrechens, liegt kurz vor dem Schlusse des Dramas und fällt mit der Katastrophe, hier dem Selbstmord des Helden, zusammen. Vielfach, wie im „Julius Cäsar", liegt der Höhepunkt in der Mitte, die Entstehung der Schuld der ersten, ihre Folgen der zweiten Hälfte überlassend; die steigende und die fallende Handlung sind von gleicher Länge, und die langer Hand vom Dichter vorbereitete und vom Zuschauer vorausgesehene Katastrophe tritt wohl meist ohne gewaltsame Erschütterung ein. Das ist ein einfacher und harmonischer Bau, aber meines Erachtens nicht der effektvollste. Größer ist die Wirkung, wenn die Seele des Zuschauers gleich im Beginn des Stückes bis in ihre Tiefen aufgerüttelt wird durch den Anblick eines furchtbaren Frevels; wenn also der eine Höhepunkt, die Begehung der Schuld, an den Anfang verlegt wird — der eine; denn,

wenn die Handlung und mit ihr unser Interesse sich nicht dauernd verflachen soll, muß sie sich zum Schlusse zu einem zweiten Höhepunkte erheben; die Katastrophe des Helden muß als eine zweite gewaltige Erschütterung hervortreten. Der „Lear", dessen Schuldhandlung im ersten Akte liegt, leidet daran, daß die Katastrophe der Haupt-, der Lear-Handlung neben dem Abschlusse der Nebenhandlung zu wenig Relief hat, gleichsam von ihr erdrückt wird. Die „Räuber" dagegen verdanken ihre Wirkung der kraftvollen Herausarbeitung der beiden Höhepunkte, der Katastrophe nicht weniger als der Schuld-That, hier sogar einer doppelten Schuld und einer doppelten Katastrophe, welche beide Helden, Karl und Franz, auf sich laden. So ist auch „Macbeth" gebaut: die Schuld und die Katastrophe Macbeths liegen als die beiden Höhepunkte im Beginne und am Ende des Dramas.

Dieser Bau ist, wie der wirkungsvollste, auch der schwierigste; er verlangt größere dichterische Kraft. Das Entstehen der Schuld muß uns einerseits psychologisch verständlich gemacht, andererseits in beschleunigtem Tempo ausgeführt werden; ohne Kraft und Feinheit der Arbeit ist dieses Ziel nicht zu erreichen. Eine zweite Schwierigkeit ist die unerwartet erschütternde Gestaltung der Katastrophe, die ja leicht als ein Selbstverständliches und längst Erwartetes eintreten könnte. Die dritte Schwierigkeit, und wohl die erheblichste, liegt jedoch in dem zwischen den beiden Höhepunkten mit ihrem Zubehör von Scenen befindlichen Theile des Stückes, in der Mitte. Es kommt darauf an, daß dieser längste mittlere Theil nicht den Eindruck einer mehr oder weniger öden, uninteressanten Fläche mache. Diese Gefahr hat Schiller in den „Räubern" nicht überwunden; man kann zwar durchaus nicht behaupten, daß die mittleren Akte uninteressant wären — dazu sind der Glanzpunkte zu viele darin, der Abend an den Donau-Ufern, die Kosinski-Episode, das Wiedersehen Karls und Amaliens, die Entdeckung des in der Nacht des Kerkers verschwundenen alten Moor — aber die Flügelkraft der anfangs so gewaltig dahinstürmenden Handlung erlahmt in der Mitte merklich. Auch innerhalb dieses Theiles muß eine Gliederung in eine auf- und absteigende Handlung eintreten, auch er muß, wenn auch weniger hervortretend, einen Höhepunkt haben, der mit demjenigen Zeitpunkte zusammenfällt und durch denjenigen Vorgang bezeichnet wird, von welchem ab und durch welche der Held die Folgen seiner Schuld als für sich verhängnißvoll zu erkennen beginnt. Der erste Theil dieser Mittelhandlung muß zeigen, daß durch die That ein Vortheil für den Helden nicht erreicht ist, wenigstens bei etwa vorhandenen äußeren Erfolgen kein innerer, kein

Zuwachs an innerem Glück; im zweiten kehren die Folgen der That sich entschieden gegen ihn und stoßen ihn die abschüssige Bahn hinab ins Verderben. In den „Räubern" fehlt dieser Einschnitt mit dem Höhepunkte und der von ihm eingeleiteten Umkehr: Karl Moor erkennt bald nach dem Auszuge in die Wälder die schuldvolle Verkehrtheit seines Handelns, und doch bot das Zusammentreffen mit Amalia und seinem Bruder und ein daran sich knüpfendes gegenseitiges Erkennen die Gelegenheit für eine großartige, die Umkehr bezeichnende Wirkung. Im „Lear" ist dieser Höhepunkt die Scene, in der er wahnsinnig wird; im „Macbeth" diejenige, in welcher der Geist Banquos erscheint und der Held sein böses Gewissen offen vor aller Welt enthüllt. — Betrachten wir nun die so bezeichneten vier Theile unseres Dramas im einzelnen, und überzeugen wir uns von der einfachen Zweckmäßigkeit der Komposition.

Die erste Scene enthält nichts von der Exposition, sie ist ein einleitender Akkord, dem Charakter der zu erwartenden Handlung entsprechend, in der das Böse über das Gute den Sieg davontragen soll. Sie zeigt uns die Vertreterinnen der bösen Macht in ihrer abschreckenden Häßlichkeit und ihrer Verbindung mit den dem Menschen feindlichen Naturkräften. „Wie im Nebel fährt die Scene an uns vorüber —, nur ein paar wilde grausige Worte hören wir aus dem Munde unheimlicher, unheildrohender Gestalten, die, kaum in ihren Umrissen erfaßt, auch schon wieder verschwunden sind", so bezeichnet Werder schön das Stimmungsvolle dieses Anfangs-Akkordes. — Nur durch ein feines Glied ist die Scene mit der eigentlichen Handlung verknüpft: die Hexen wollen, wie die eine von ihnen sagt, Macbeth treffen und spannen damit unsere Erwartung auf sein Erscheinen. Andererseits ist die Scene nothwendig, damit uns die bösen Weiber in der dritten Scene, wo sie ihre Einwirkung auf Macbeth beginnen, nicht als etwas Unbekanntes, noch erst zu Erklärendes entgegentreten.

Die zweite Scene giebt trotz ihrer relativen Kürze die vollständige Exposition des Stückes: wir lernen in ihr die politischen Verhältnisse Schottlands kennen und die Bedeutung, welche der heldenhafte Macbeth für sein Vaterland hat.

Die folgenden sieben Scenen bis zur zweiten des zweiten Aktes bilden den ersten Hauptteil der Handlung: sie zeigen die Verführung Macbeths und sein Schuldigwerden. Die Verführung selbst erfolgt in vier Scenen bis zum Ende des ersten Aktes. Die dritte Scene zeigt das erste Erwachen des Mordgedankens, veranlaßt durch die verlockenden Weissagungen der Hexen, die sich zu Anfang derselben in ihrer wahren,

uns bisher unklar gebliebenen Natur enthüllen. Was in der Chronik erst im Laufe einiger Zeit geschieht, die Erfüllung der zweiten Weissagung, schließt Shakspere unmittelbar an die Weissagung selbst an; und damit er das thun kann, hat er den aufklärenden Bericht über Cawdors niedergeschlagene Empörung in der zweiten Scene vorausgehen lassen. Durch die prompte Erfüllung der Weissagung, die für den Zuschauer dennoch nichts Wunderbares hat, verstärkt er den Eindruck derselben auf den Helden, dem nun in seiner Erregung der Gedanken an eine selbstthätige Wahrmachung auch der dritten Weissagung zum ersten Male aufleuchtet, um sogleich wieder im Schauder unterzusinken.

Die vierte Scene zeigt Macbeth in vollem Glanze seiner Ehren, überschüttet von den Gnadenbeweisen seines gütigen Königs, deren einer der in Aussicht gestellte freundschaftliche Besuch bei seinem Vasallen ist. Durch den Charakter dieser Scene wird uns der Gedanke, daß dieser ruhmgekrönte, edle Held einen solchen König ermorden könnte, als nahezu undenkbar hingestellt. Nichtsdestoweniger sehen wir die böse Regung in Macbeth von neuem angefacht durch die Ernennung Malcolms zum Thronfolger; aber sie ist noch immer nur ein glimmendes Fünkchen in seiner Seele, es muß ein starker Wind kommen, um einen vernichtenden Brand daraus zu entwickeln.

Die fünfte und die siebente Scene zeigen das gewaltige Ringen des guten Genius in Macbeth mit dem bösen außer ihm, seinem Weibe: mehr Raum konnte der Dichter diesem letzten, entscheidenden Verführungsversuche nicht bewilligen. Die verführende Kraft mußte als hervorragend stark und psychologisch fein auftreten, wenn das schlimme Werk in den wenigen Zeilen gelingen, die Farben mußten grell gemischt werden, wenn das Gemälde die gewollte Wirkung hervorbringen sollte: so konnte denn in dem Verhalten der Lady leicht als angeborene Wildheit erscheinen, was doch nur eine einmal und vorübergehend entflammte leidenschaftliche Energie und kompositionell gefordert war. Unter diesem Gesichtspunkte muß man die Selbsterregung der Lady in dem Monologe der fünften Scene, die verbrecherische Kühnheit, mit der sie ihrem Gatten von vornherein die That als selbstverständlich und so gut wie schon geschehen hinstellt, und die höllischen Beschwörungsformeln der siebenten Scene, mit denen sie das Böse in dem anfangs Widerstrebenden, dann Schwankenden aus den dunkeln Tiefen seiner Seele heraufruft, auffassen. Mit welchen anderen als den allergewaltigsten und gewaltsamsten Mitteln sollte der Fall eines Menschen, der, vorwiegend gut, das Böse noch im Beginn dieser letzten Scene mit allen



Gründen des Edelmuths und der Frömmigkeit von sich abwehrt, begreiflich gemacht werden?

Mitten hinein in die unheimliche Umgebung dieser beiden Scenen setzt der Dichter als eine wunderbare kontraste Wirkung die sechste, die uns die kindliche Harmlosigkeit, die rührende Herzensgüte des greisen Königs zeigt. Duncan preist die edle Freundlichkeit seiner Wirthe, den stillen Frieden ihrer Behausung. Unter dem hellen Sonnenstrahl dieser Scene, in wie grausem Dunkel erscheint die sich rings zusammenballende Wolkenmasse des Mordanschlages, wie schwarz der heranziehende Frevel, ehe er in That ausbricht. Wieder und in verstärktem Maße empfangen wir durch diese Scene den Eindruck, daß das Verbrechen unter diesen Umständen unmöglich begangen werden könne; und doch sehen wir es dräuend heranziehen.

Hinter den gefaßten Entschluß fällt dann die bedeutungsvolle Aposiopese des Zwischenaktes, die Stille vor dem Sturm.

Im zweiten Akt ist sternlos finstre, schwüle Nacht. Aber noch sind Leute wach in dem unheimlichen Schlosse, andere als Macbeth; eine Art von Beruhigung. Und noch einmal eine feine Kontrast-Wirkung: Banquo überbringt Macbeth einen kostbaren Ring Duncans für seine furchtbarste Feindin; es ist wie das letzte Flehen eines unschuldig zum Tode Verurtheilten; der Henker, dessen Blut schon in Wallung, der das Schwert schon mit krampfhaftem Griffe gefaßt hat, achtet der rührenden Bitte um Schonung nicht mehr — er trifft. — Die Darstellung des Mordes ist furchtbar wirkungsvoll: die That selbst ist in ahnungsvolles Dunkel gehüllt, sie geschieht hinter der Scene. Der Dichter überläßt es unserer Phantasie, die Einzelheiten derselben sich auszumalen; sie besorgt die Arbeit besser als unser Auge, besonders unter der Anleitung des Dichters, unter dem Antrieb der Empfindungen, mit denen er vor und nach ihr auf unsere Seele einwirkt: vor der That wilde Leidenschaftlichkeit mit Grausen gemischt, nach ihr entsetzensvolle Verzweiflung — wenn das die Vorempfindung, das die Wirkung, wie muß die That selbst gewesen sein! —

Zwischen der Ausführung und der Entdeckung des Mordes mußte eine Pause eintreten: der Mord geschieht mitten in der Nacht, die Entdeckung kann erst am Morgen stattfinden; das Mörder-Paar braucht nach der Erschöpfung ihres Nervensystems eine kurze Zeit der Ruhe, um die schwere Rolle, die sie sich auferlegt haben, mit einiger Aussicht auf Erfolg spielen zu können; und auch wir, die Zuschauer, bedürfen nach der Anspannung aller unserer Seelenkräfte der Erholung. Es mußte hier eine ruhige Scene eingeschaltet werden, eine Scene vielleicht, wie

Shakspere sie so häufig bei solchen Gelegenheiten formt, mit sachlicher Entwickelung von Umständen, die für die Handlung von Belang sind. Shakspere läßt einen halb trunkenen Pförtner auftreten, der sich in das Amt eines Höllen-Pförtners versetzt glaubt, seine Scherze zu dieser Idee macht, und schließlich, als Macduff und Lennox ankommen, unflätige Witze reißt. Obgleich eine solche Scene, an solcher Stelle eingefügt, fast allgemein verurtheilt worden ist, hat sie doch auch ihre Vertheidiger gefunden. So hat Werder ihre Rechtfertigung in der Kontrast-Wirkung gefunden, in der „Gleichgültigkeit, womit Natur und andere Objektivität die Umgebung bilden zu allem individuellen Thun". — Wenn jemand soeben einen teuern Verwandten begraben hat und er geräth in eine Gesellschaft, in der obscöne Späße gemacht werden, so ist das auch eine Kontrast-Wirkung, aber eine, die man mit Widerwillen und Entrüstung von sich abwehrt, eine Kontrast-Wirkung von schreienden Farben, die nie und nimmer miteinander vereinigt werden sollten. — Man hat auch gesagt, so ginge es im Leben wirklich zu, das Alberne löse öfters das tragisch Furchtbare ab — und in heutiger Zeit, wo die Kunst den Prozeß einer hoffentlich vorübergehenden Verrohung durchmacht, wird diese Rechtfertigung manchem plausibel erscheinen. Für diejenigen aber, die in der Kunst eben etwas Höheres erblicken als den Abklatsch des Lebens, ist jedes Wort der Widerlegung überflüssig. —

Was man auch für diese Scene sagen mag, jedenfalls kann man nicht sagen, daß sie hier nothwendig eintreten mußte, und keine andre an ihrer Stelle eintreten konnte. Damit ist aber ihre kompositionelle, d. h. ihre künstlerische Werthlosigkeit nachgewiesen. Der Wächter konnte sehr wohl nüchtern sein und ernstere Dinge reden; vielleicht sich mit einem Genossen über die Trefflichkeit seines Herrn Macbeth unterhalten, den er als Kind noch auf den Armen getragen habe. Macduff und Lennox konnten bereits im Schlosse sein und, vom Sturm geweckt, schlaflos, zusammentreffen, sich in ein politisches Gespräch einlassen, vielleicht über die Thronfolge in Schottland und die leider vereitelten Aussichten Macbeths, und so dem Bilde seiner Macht und seines Ansehens noch einen Zug hinzufügen. Eine ähnliche Scene konnte eingeschoben werden, und sie mußte es, um diese schreiende, ja geradezu ekelhafte Wirkung von uns fern zu halten. Unser Gemüth ist ja kein todtes Instrument, auf dem man beliebig bald einen ganz tiefen, bald einen ganz hohen Ton, und jetzt eine schrille Dissonanz anschlagen kann; es empört sich gegen solche Mißhandlung.

Einige englische Kritiker haben behauptet, daß diese abscheuliche

Scene ein Einschiebsel von fremder Hand sei, vielleicht von der eines Schauspielers, der auf den Beifall der rohen Menge bedacht war. Ich kann zu meinem Bedauern nichts in ihr entdecken, das nicht von Shakspereschem Gefüge wäre; ich finde sogar in der Höllen-Pförtner-Rede eine recht deutliche Uebereinstimmung mit einigen Worten, die Hamlet in der Kirchhofscene spricht.*) Da eine Rechtfertigung unmöglich, so handelt es sich hier nur um eine Erklärung der Scene, die allerdings unschwer ist.

Shakspere hat den Naturalismus jener jugendlichen, ästhetisch unklaren und nach Gesetzen erst ringenden Litteratur-Epoche, so hoch er allein sich in seiner Kunstanschauung über sie erhebt, niemals vollständig abgestreift. Jene aus den Mysterien sich ableitende Manier, tief ernste mit roh burlesken Vorgängen zu mischen, die, wenn sie nicht gedankenlos geübt wird, sich nur von dem unreifen Standpunkt des Naturalismus aus vertheidigen läßt, findet sich in allen ernsten Stücken Shakspeares, bis zum „Sturm" hin wieder — nur „Othello" macht eine Ausnahme —; es wäre also geradezu wunderbar, wenn dieses burleske Element im „Macbeth" **nicht** vorhanden wäre, während doch für jene andere Seite naturalistischer Kunstübung, die in der Vorführung entsetzlicher, haarsträubender Vorgänge auf der Bühne selbst besteht, das Drama zwei Beispiele bietet. Macduff kommt mit dem abgeschlagenen Haupte Macbeths auf die Bühne; was würde man zu einem heutigen Bühnenleiter sagen, der es wagen sollte, die betreffende Bühnenweisung auszuführen? Noch scheußlicher ist das Abschlachten eines wehrlosen Kindes, des Sohnes Macduffs, vor unseren Augen. Schon der Bericht von der Unthat Macbeths wirkt stark genug, und wenn uns der Dichter dann noch die Angst der verlassenen Mutter vorführt, wenn wir sehen, wie sie mit ihrem Kinde vor den auf sie eindringenden Mördern flieht, so reicht das vollkommen aus, um die Grausamkeit des Helden ins grellste Licht zu setzen. Alles, was der Dichter mehr that, war zuviel.

Die mittlere Handlung, welche die Folgen des Mordes bis zur Katastrophe darstellt, reicht von dem Wiederauftreten Macbeths in der dritten Scene des zweiten Aktes bis zum fünften Akt und nimmt fast genau denselben Raum ein wie der Schuld- und der Katastrophen-

---

*) „Ei, da kommt ein doppelzüngiger Schuft, der in beide Wagschalen hinein gegen jede schwören konnte; der um Gottes Willen oft genug betrog, und doch den Himmel nicht betrügen konnte." — Damit vergleiche man Hamlets Worte über den Schädel, den er einem Politiker zuschreibt.

Theil zusammengenommen. Sie theilt sich wiederum in zwei fast gleiche Theile, in einen aufsteigenden, in welchem die Folgen des Verbrechens sich als wenigstens materiell vortheilhaft für den Helden erweisen, und in einen absteigenden, in welchem sie sich in ihr Gegentheil verkehren. Der erstere geht bis zu dem Punkte der vierten Scene des dritten Aktes, wo Macbeth die Nachricht von der Ermordung seines gefährlichsten Rivalen, Banquos, erhält; die Umkehr schließt sich mit dem Erscheinen von Banquos Geist fast unmittelbar daran, nur zwei kurze Reden des Helden und der Lady an ihre Gäste liegen dazwischen.

Die Folgen des Mordes zeigen sich als günstige für Macbeth in der dritten Scene des zweiten Aktes insofern, als er durch sein geschicktes Spiel sein Schuldbewußtsein zu verdecken versteht. In der letzten Scene desselben Aktes erfahren wir aus dem Gespräch zwischen Macduff und Roß, daß der Verdacht der That — freilich mit sehr geringer Wahrscheinlichkeit — auf die entflohenen Söhne des Königs gefallen ist; daß ferner Macbeth das Ziel seines verbrecherischen Ehrgeizes erreicht hat und bereits nach Scone abgegangen ist, um dort zum Könige gekrönt zu werden. Da Macbeth so den handgreiflichen Beweis in Händen zu haben glaubt, daß die Schuld ihm nicht zugeschrieben wird, sieht er im dritten Akte keine Gefahr um sich als eine eingebildete. Sogleich geht er daran, den einzigen Menschen, der allein einen gegründeten Verdacht hegen und ihm gefährlich werden könnte, aus dem Wege zu räumen. In der ersten bis dritten Scene wird der Entschluß zur Ermordung Banquos gefaßt, der Anschlag geplant und ausgeführt. — Nun darf er wohl ganz ruhig und glücklich sein? — Es ist sein im höchsten Verstande tragisches Verhängniß und der Gipfelpunkt der dichterischen Größe dieser Tragödie, daß ihm das Verderben gerade aus derjenigen That erwächst, die ihm Erlösung von allem Uebel bringen soll; daß sein gefährlichster Feind ihm nicht von außen, sondern in der eigenen Brust ersteht, in seinem Gewissen.

Die Folgen seines Verbrechens sind nur äußerlich günstige gewesen; innerlich sind sie furchtbare: eine unablässige Angst vor eingebildeten Gefahren und, wovon er nicht spricht, nagende Gewissensbisse. Diese inneren Qualen werden nicht gemildert durch die Ermordung Banquos, sie brechen hervor mit plötzlicher, elementarer Gewalt, als er den Platz seines Feindes, der einst sein Freund war, an der Tafel leer sieht. Seine Phantasie füllt ihn körperlich aus mit dem schreckensvoll entstellten Bilde, das andern unsichtbar, in ihm lebt. Und die Worte, die er in halb bewußtlosem Entsetzen ausstößt, können niemanden von seinen Gästen darüber in Zweifel lassen, daß er der Urheber von

Banquos, also auch — mit einem naheliegenden Schlusse — von Duncans Ermordung ist.

Mit dieser Scene der Umkehr erwacht ein doppeltes Gegenspiel gegen Macbeth: ein inneres und ein äußeres, jenes das verhängnisvollere, das diesem den Erfolg erst sichert. Das böse Gewissen reißt Macbeth zu Schritten hin, die ihm selbst nur Schaden bringen können, seine vorhandenen Feinde dagegen ermuthigen und ihm neue erwecken müssen. Noch in der Scene der Umkehr beschließt er, nochmals die Hexen aufzusuchen, die einzigen, von denen er Hilfe hoffen zu können vermeint, und sie über die Zukunft zu befragen. Das geschieht in der ersten Scene des vierten Aktes. Sie täuschen ihn mit zwei trugvollen Weissagungen, die ihm den Besitz seines Thrones und seines Lebens als ungefährdet erscheinen lassen. Die verblendete Sicherheit, die sich infolge dieser Weissagungen Macbeths bemächtigt, reißt ihn zu Maßregeln hin, die ihm die Herzen seiner Unterthanen entfremden müssen, und läßt ihn die nächstliegenden Schritte zu seinem Schutze verabsäumen. Er beschließt, alle etwaigen aufrührerischen Gelüste seiner Großen durch den Schrecken zu bändigen, und der Dichter giebt uns ein furchtbares Beispiel dieser Schreckensherrschaft in der Vernichtung von Macduffs Frau und Kindern (IV, 2). Demgegenüber erfahren wir in der zweiten Scene des fünften Aktes, daß das englische Heer bereits in der Nähe von Dunsinane ist, ohne daß wir von irgend welchen Maßregln, die Feinde von seinem Lande abzuwehren, etwas gehört hätten.

Das äußere Gegenspiel, das sich nun gleichfalls mächtig entfaltet, ist vom Dichter langer Hand vorbereitet worden: die ersten Anfänge liegen bereits in der dritten Scene des zweiten Aktes, wo Duncans Ermordung offenbar wird. Es ist einerseits die feste Ueberzeugung der beiden Prinzen, daß Macbeth der Mörder ihres Vaters ist, welche die Flucht Malcolms nach England an den Hof Eduards des Bekenners veranlaßt. Es ist ferner der in des ehrenwerthen Macduffs Herzen aufsteigende Verdacht, dem er zwar nicht Worte giebt, wie Banquo, den er aber bethätigt, indem er nicht bei der Krönung Macbeths erscheint, nicht seiner Einladung an den Hof folgt, und schließlich, nach dem Falle Banquos zu dem legitimen Thronfolger nach England entflieht. Die Kunde von dem Morde der Seinen ist der letzte, äußerste Druck, um Macduff und mit ihm Malcolm vom feindseligen Wollen zum energischen Thun zu treiben.

Ehe wir uns zur Katastrophe wenden, ist es erforderlich, uns über einige nebensächliche Glieder der Komposition klar zu werden, die

von seiten der Kritik nicht ohne Grund Anfechtung erfahren haben. Das ist zunächst die kurze Hexen-Scene im dritten Akt, die sich zwischen die Gastmahl-Scene und das Gespräch der beiden Lords, das die Wirkung der Ermordung Banquos im Lande kennzeichnet, einschiebt, und in der Hekate als Oberin der Hexen auftritt, ihnen Vorwürfe über ihre unerlaubt selbständige Thätigkeit in dem Falle Macbeths macht und ihre fernere Mitwirkung zu seinem Verderben in Aussicht stellt. Man ist sogar so weit gegangen anzunehmen — z. B. die Herausgeber der Clarendon Press Series, Clark und Wright — daß sie in ihrer anscheinenden Zwecklosigkeit ein Einschiebsel von fremder (Middletons) Hand sei. Formell läßt sie sich indessen wohl rechtfertigen: sie dient der großen und für Macbeth so verhängnißvollen Hexen-Scene im vierten Akte ebenso sehr zur Vorbereitung und Einleitung, wie die erste Scene des Stückes der folgenschweren Hexen-Scene des ersten Aktes. Aber diese ist als stimmungsvoller Anfangs-Akkord des Dramas ein ungemein wichtiger Theil der Komposition; und was leistet kompositionell jene Scene? — Zur Zeitausfüllung kann sie nicht dienen; denn von der Gastmahl-Scene bis zur Hexen-Scene des vierten Aktes verfließt nur ein Tag; das Gespräch der Lords ist daher vollkommen ausreichend, um diesen Zweck zu erfüllen; der Zwischenakt allein würde schon genügen. Das einzige, was man antworten kann, ist: sie beseitigt jede Möglichkeit eines Zweifels an der beabsichtigt bösartigen Einwirkung der Hexen auf den Helden; vielleicht wollte auch der Dichter die Macht der gegen den Helden thätigen bösen Kräfte durch die Einfügung einer vierten Scene als besonders groß darstellen. Aber einerseits bedürfen wir hier keiner Vorbereitung mehr; andererseits zeigt sich die Richtung und Intensität der Thätigkeit der Hexen am deutlichsten in ihren thatsächlichen Folgen; und alles, was die Komposition verlangte, konnte meines Erachtens sehr wohl in einer Scene erreicht werden. So steht die fünfte Scene des dritten Aktes allerdings mit einer gewissen Fremdartigkeit in dem bis ins kleinste Wörtchen zweckvollen Gefüge der Handlung.

Ein anderes Einschiebsel, dessen Berechtigung, soviel ich weiß, von keinem Kritiker vertheidigt worden ist, ist das kurze Gespräch zwischen Malcolm und einem Arzte nebst den daran geknüpften aufklärenden Worten des Prinzen, in welchen uns die wunderthätige Kraft Eduards des Bekenners, speziell seine Fähigkeit, durch Auflegen der Hände Skrofeln zu heilen, geschildert wird*). Niemand könnte sich wundern,

*) Auch Holinshed berichtet davon.

wenn der Dichter den englischen König, von dem die Haupt-Aktion gegen Macbeth ausgeht, selbst eingeführt hätte; aber die ausgeführte Scene, welche zu diesem Zwecke erforderlich gewesen wäre, hätte den schnellen Gang der Handlung sicherlich schwer gehemmt. Daß er uns aber Eduards Frömmigkeit, sein gottbegnadetes Wesen — Eigenschaften, die mit der Bekämpfung Macbeths doch nur in einem sehr mittelbaren und von Malcolm auch gar nicht berührten Zusammenhange stehen — so nur aus der Ferne zeigt, ist in der That kompositionell nicht nur überflüssig, sondern störend. Es scheint keine andere Erklärung für dieses Einschiebsel zu geben, als die Absicht des Dichters, seinem Könige Jakob I., der jene Art von ärztlicher Praxis in großem Maßstabe betrieb, eine Huldigung darzubringen — eine zweite neben jener ersten in der vierten Hexen-Scene, wo die letzten der als Nachkommen Banquos erscheinenden Könige ein dreifaches Scepter tragen. Die Sage berichtet — was die Geschichte leugnet — daß die Stuarts von Fleance, dem Sohne Banquos, abstammen. Diese beiden Huldigungen unterscheiden sich jedoch in ihrem Wesen ziemlich bedeutend: die letztere ist sehr harmloser Natur und von der Art, wie sie die Dichter aller Zeiten den Patronen ihrer Kunst in berechtigter Verehrung erwiesen haben; sie ist außerdem kompositionell gerechtfertigt, da durch jeden Machtzuwachs der Nachkommen Banquos die Wuth Macbeths gesteigert werden muß. Beides kann man von der ersteren nicht sagen: die Bilder Eduards des Bekenners und Jakobs I. sind ausgesucht unähnlich; und was die Hände des frommen Eduard wirken oder wirken zu können vermeinen, erscheint in denen Jakobs als frevelhafte Vermessenheit. Wir haben hier einen von den Tributen vor uns, die Shakspere dem Geiste seiner Zeit entrichtet hat.

Eine dritte, wichtigere compositionelle Beobachtung, zu welcher dieser mittlere, sowie der erste Theil des Dramas Gelegenheit giebt, ist die von Shakspere wiederholt geübte doppelte Zeitrechnung. Zeitlich ausgedehnte Handlungen malt der Dichter auf der Höhe seiner Kunst in Verkürzungen; er läßt sie auf der Bühne, vor unsern Augen in viel kürzerer Zeit sich abspielen, als es bei genauerer Betrachtung in der Wirklichkeit möglich ist; er verdeckt die zwischen den successiven Geschehnissen liegenden Zeitabschnitte zum ungeheuren Vortheile der dramatischen Wirkung. Die Wirkung unseres Dramas könnte bei weitem nicht so energisch sein, wenn wir so frei in die Zeitlücken der Handlung hineinsehen könnten, wie z. B. in den frühesten Historien. Wir erkennen nur zwei kürzere, durch Zwischenakte markirte Pausen der Handlung: der dritte Akt beginnt einige Tage nach der in der letzten Scene des

zweiten angezeigten Krönung Macbeths; zwischen dem vierten und der zweiten Scene des fünften Aktes liegt die Zeit, welche Macduff und Malcolm zur Reise nach Northumberland und das dort aufgestellte „kriegsbereite" englische Heer zum Marsche nach Hochschottland gebraucht, wenige Wochen, die noch dazu durch die Darstellung der Erkrankung der Lady Macbeth (V 1) theilweise überbrückt sind. Die drei Theile als solche, Schuld, Schuldfolgen, Katastrophe, sind energisch in sich zusammengefaßt, so daß keine Lücke sichtbar ist, wenigstens für den, der das Stück nur sieht und nicht liest.

Die Hexen treffen sich ihrer Aussage nach in der ersten Scene während der Schlacht; sie wollen wieder zusammenkommen, um Macbeth zu begegnen, „vor Sonnenuntergang". Die zweite Scene bezeichnet den Schluß der Schlacht: der Offizier kommt blutbedeckt direkt aus dem Kampfe, um den Sieg zu verkünden. Duncan schickt Roß von der Scene fort, um Macbeth sofort seine Ernennung zum Thane von Cawdor zu überbringen. Die eigentliche Handlung beginnt somit nach geschlagener Schlacht, d. h. etwa um die Mitte eines Tages. Macbeth kommt ebenfalls unmittelbar vom Schlachtfelde, als er die Hexen trifft. Gleich darauf erscheinen Roß und Angus mit der Ernennungs-Botschaft, und Macbeth begiebt sich sogleich von der Heide bei Forres nach Forres hinein, um dem Könige zu danken. Das geschieht in der vierten Scene. „Von hier nach Inverneß", nach dem Schlosse Macbeths, sagt der König; wir können nicht anders annehmen, als daß der König die Nacht nach dem Schlachttage im Hause seines Vetters zubringen will, zumal da Macbeth sofort vorauseilt, um seine Gattin zu benachrichtigen, und der König ihm auf dem Fuße folgt. Und so sagt denn auch der Bote zu Lady Macbeth in der fünften Scene: „Der König kommt hierher heute Abend (to-night)." Daß der Mord in derselben, der ersten Nacht, die Duncan unter Macbeths Dache verbringt, geschieht, ist zweifellos. So bietet die Schuldhandlung (I 1 bis II 2) auf der Bühne und für unser äußeres Auge ein vollkommen geschlossenes Bild: sie vollzieht sich in nicht viel längerer Zeit als einem halben Tage. Blicken wir der dichterischen Arbeit hinter die Kouliffen, so erkennen wir die Täuschung. Zunächst scheint es undenkbar für eine Natur wie die in Macbeth geschilderte, daß sie innerhalb zwölf Stunden vom ersten Aufdämmern des Mordgedankens bis zu seiner Ausführung kommen könnte. Es giebt aber zwei bestimmte Nebenumstände der Handlung, die es deutlich beweisen, daß die sich vor unseren Augen abspielende Handlung längere Zeit braucht, als der Dichter uns glauben machen will. Der eine ist der Brief: er muß geschrieben sein nach

der Hexenweissagung und bevor Duncan sich bei Macbeth selbst einlädt; denn der vorausgesandte Bote überrascht die Lady, die doch den Brief bereits in Händen hat, mit der Nachricht von des Königs bevorstehendem Besuch. Macbeth aber begiebt sich gleich nach der Weissagung, die bei Forres erfolgt, zum Könige nach Forres hinein; es ist also keine Zeit für die Schreibung des recht ausführlichen Briefes vorhanden. Der andere Umstand ist die Reise von Forres nach Inverneß, welches circa 60 Kilometer entfernt ist. Wenn der König wenige Stunden nach der Schlacht seine Reise antritt, so würde er die Nacht dazu verwenden müssen, was selbstverständlich undenkbar ist. So täuscht der Dichter uns über Zeit und Ort; er verschweigt das Datum der Absendung und der Ankunft des Briefes, er verschweigt die Entfernung von Forres nach Inverneß. Da diese Täuschung aber nur mit Bezug auf unwesentliche Nebenumstände ausgeübt wird, so fällt sie uns nicht auf.

Das Gespräch zwischen dem alten Manne und Roß findet an dem Tage nach der Mordnacht statt, wie die ersten Worte jenes zeigen; in derselben Scene, also an demselben Tage, berichtet der herzukommende Macduff, daß Macbeth zum Könige ernannt und nach Scone zur Krönung abgegangen ist. Das ist in Wirklichkeit ebenfalls schwer denkbar; seine „Ernennung" bedingt doch mindestens eine Zusammenberufung der Großen des Reiches.

Die Mittelhandlung bietet nun nach der Pause zwischen dem zweiten und dritten Akte (zwischen der Ernennung Macbeths und seinem Hoffeste in Forres) einen zeitlich geschlossenen Anblick dar. Die Vorbereitung zu dem Morde Banquos und die Ausführung desselben finden am Tage des Festes statt. Nach der Entfernung der Gäste erklärt Macbeth, daß er „morgen bei Zeiten" die Hexen aufsuchen wolle. Zwischen diese Worte und den Hexenbesuch fällt das Gespräch zwischen Lennor und einem Lord, in dem wir erfahren, daß Macduff in Ungnade gefallen und nach England geflohen ist. Nun ist aber Banquo erst am Abend vorher ermordet worden, und Macduff hat eben durch sein Nichterscheinen beim Hoffeste Macbeth den ersten Grund zum Verdachte gegeben; demnach müßte dieser entflohen sein ohne die Kenntniß dessen, was in dem Drama als das Motiv seiner Flucht genannt wird: Banquos Ermordung und seine Ungnade. (Forres liegt im nördlichen, Fife im südlichen Schottland.) Wie er dann aber im Stande sein soll, gleich nach seiner Ankunft in England Malcolm von dem grausamen Regiment Macbeths, das doch erst mit der ihm unbekannten Ermordung Banquos hat beginnen können, zu berichten, ist unbegreiflich. Ferner: Roß, der in diese erste Unterredung Macduffs mit Malcolm die Nach-

richt von der Hinschlachtung der Angehörigen des ersteren bringt, braucht dieselbe Zeit zur Reise von Fife nach England wie Macduff; er muß also sehr bald nach ihm aufgebrochen sein, und somit müssen wir den IV 2 dargestellten Mord uns als unmittelbar hinter die Flucht Macduffs fallend vorstellen, was auch die leidenschaftliche Klage der Lady Macduff in dieser Scene, sowie die Drohung Macbeths in der der Hexenscene vorhergehenden, der von nun an die That mit dem Gedanken zusammenfallen lassen will, andeuten. Macbeth brauchte aber von der Kenntniß der Flucht Macduffs bis zum Ueberfall seines Schlosses mindestens acht Tage Zeit; denn so weit ist die Entfernung von Forres nach Fife. So hat auch in diesem Theile der Dichter uns in Bezug auf Nebenumstände zeitlich und örtlich getäuscht: das Zeitverhältniß der Flucht Macduffs hat er ganz im unklaren gelassen, die Entfernung zwischen Forres und Fife hat er weggewischt. Die Bühnenhandlung steht aber wieder für unser äußeres Auge in wunderbarer logischer und zeitlicher Geschlossenheit da: Ermordung Banquos (III 4), Macduffs Flucht (III 6), Macbeths Kenntniß davon (IV 1) und Rachethat (IV 2), Macduffs Gespräch mit Malcolm, die Ueberbringung der Trauerbotschaft durch Roß und die Vorbereitung zum Sturze des Tyrannen (IV 3). Im Hintergrunde dieser beiden Theile der Bühnenhandlung, von denen der eine einen halben, der andere wenige Tage in Anspruch nimmt und zwischen denen nur eine kurze Zeitpause denkbar ist, spielen sich nun geschichtliche Vorgänge ab, die Jahre zu ihrer Vollendung gebrauchen: die Wirksamkeit Malcolms am englischen Hofe, die Ausrüstung eines englischen Heeres, vor allem die Entwickelung Malcolms vom Jünglinge zum Manne. — So geht die Bühnenuhr Shakspere's einen viel beschleunigteren Gang, als die Uhr der Weltgeschichte hinter den Koulissen. Daß aber der Zuschauer die Inkongruenz der beiden Zeitrechnungen nicht merkt, daß meines Wissens bisher auch Niemand von den Kritikern auf die chronologischen Widersprüche im „Macbeth“ aufmerksam gemacht hat, das ist ein Beweis von dem feinen kompositionellen Takt des Dichters, und darin liegt auch die Berechtigung dieser Veranstaltung.

Die Katastrophe wird eingeleitet durch die Scene (V 1), in welcher Lady Macbeth von einer unheilbaren innerlichen Krankheit betroffen erscheint, die uns ihr bevorstehendes Ende ahnen läßt — eine kurze Scene, die ihre furchtbare Wirksamkeit dadurch erhält, daß uns in den vorbereitenden und kommentirenden Reden der Nebenpersonen und in den wenigen Worten der Lady nur die Wirkungen ihrer seit der

Selbstentlarvung ihres Gatten erlittenen Qualen vorgeführt werden, welche selbst nun vor dem Auge unserer Phantasie in viel dunkleren und massigeren Umrissen dastehen, als sie, vom leiblichen Auge erfaßt, erscheinen würden.

In der folgenden Scene (V 2) rückt das englische Heer gegen Dunsinane, das von Macbeth in Vertheidigungszustand gesetzt ist, bereits an; eine Anzahl schottischer Großen erwarten es mit ihren Leuten, um es zu verstärken. Macbeth erhält in der dritten Scene die Nachricht von dem Nahen der Feinde und von der hoffnungslosen Erkrankung seines Weibes: er erscheint wild und verstört unter der drückenden Vorempfindung des anrückenden Verderbens; aber er pocht noch in Worten auf die ihn in Sicherheit lullende Weissagung, auf die er im Grunde seines Herzens doch nicht mehr baut. Nach der Vorbereitung des Angriffes (V 4) bricht die Katastrophe von innen und von außen über ihn herein: der Tod der geliebten Gattin und die Bewegung des Birnam-Waldes auf Dunsinane zu werden ihm gleichzeitig gemeldet. Noch bleibt die Weissagung von seiner Unbesiegbarkeit; aber er glaubt auch an sie nicht mehr, obgleich er sich später wiederholt auf sie beruft. Er will ein schnelles Ende machen und wenigstens als Held sterben. In wechselvollem Ringen (V 6—8), das seinen Muth und seine Kraft noch einmal in vollstem Glanze zeigt, unterliegt er dem nicht vom Weibe geborenen Macduff.

Diese Katastrophe ist ein meisterhafter Schluß des meisterhaften Ganzen. Welche Effekte sind hier zusammengedrängt: der Lady Wahnsinn, ihr Tod, das Anrücken des Birnam-Waldes, des jungen Siward Tod, der letzte Kampf des Helden! Und welche Steigerung in den Effekten: jede der hastig dahineilenden Scenen raubt dem Erdendasein Macbeths eine Stütze mehr, und mit jedem neuen Verlust scheint seine Widerstandskraft zu wachsen; und auch als ihm nur noch Schwert und Rüstung bleibt, kennt er kein Verzagen. Er rafft noch einmal seine Persönlichkeit zusammen zu einer Art von wilder Größe und stirbt den uns besänftigenden, den Heldentod. —

So läßt sich der Gesammteindruck eines Kunstwerkes aus dem Gebiete des Unbewußten auf seine sicheren, greifbaren Elemente zurückführen durch die Auseinanderlegung und die Neufügung seiner Bausteine. Das Gebäude der Macbeth-Tragödie besteht aus einem imposanten, nach der emporstrebenden Mitte hin schön gegliederten Mittelbau und zwei Seitenflügeln, deren gewaltige zwei Thürme das Ganze überragen.

Platons akademische Schriften.

Von

Ludwig von Sybel.

Platon hat die Erfüllung der Aufgabe, welche er dem Staate gestellt hat, daß er die Menschen zur Glückseligkeit erziehe, nicht erlebt, nicht einmal dies, daß der Staat seine Aufgabe auch nur erkenne und ergreife. Aber Platon hat die Aufgabe gelöst, welche ihm selbst gestellt war; er hat gethan, wozu er berufen war, hat die Hochschule geschaffen, aus deren Schooß die Lösung jener größeren Aufgabe hervorzugehen hatte. Eine That war die Schöpfung der Akademie, und es wird sich lohnen, ihr Werden, nein die Schöpfung, das persönliche Handeln des Mannes, der sie geschaffen hat, Schritt vor Schritt zu verfolgen. Können wir das? Welche Fußspuren haben die Schritte des Mannes hinterlassen? welche Malsteine hat er an den Stationen seines Weges errichtet? Ich denke, seine Schriften, die Dialoge. Sie sind Urkunden zur Entwicklungsgeschichte der platonischen Akademie; in einem jeden sehen wir Platon einen neuen Hebel einsetzen zur Förderung seiner Schule.

Die wichtigen Arbeiten von Wilamowitz (in seinem Antigonos von Karystos), von Usener (im 53. Bande der Preußischen Jahrbücher), von Diels (im Sammelbande der zu Ehren Eduard Zellers herausgegebenen Philosophischen Aufsätze), haben auf die Akademie als Anstalt viel Licht geworfen*). Doch blieb die Frage unberührt, in welchem Verhältnisse wohl Platons Schriften zu Platons Anstalt ständen.

Die Verbindung von Forschung und Unterricht, dieser leitende Grundsatz unserer heutigen Universität, war auch das Princip der platonischen Akademie. Während nun die letztgenannten Abhandlungen ihre Theilnahme mehr der Seite der Forschung widmeten und nach deren Organisation fragen, wozu denn ja auch die Heranbildung jüngerer, ganz der Wissenschaft und nach Umständen auch dem Lehrberuf sich

---

*) Vgl. auch U. Köhler im Rhein. Mus. 39, 295.

widmender Kräfte gehörte, so wird im Folgenden vorwiegend die Seite des **Unterrichts** berücksichtigt und die Masse der Studirenden in's Auge gefaßt werden, wie sie der Hochschule jahrweis zugingen und nach des Stifters Meinung ihr zugehen sollten, lediglich zu dem Ende, um nach Absolvirung des Studiums wohl vorbereitet in das praktische Leben zu treten.

Im Phaedros hatte vor Jahren **Socher** eine „Ankündigung philosophischen Unterrichts" gesehen; hierauf und auf **Stallbaums** verwandten Aeußerungen fußend führte **Karl Fr. Hermann** den oftwiederholten Terminus „Antrittsprogramm" ein; um Andere zu übergehen, so sagt **Ueberweg**, der Phaedros trage ganz den Charakter einer „Einladungsschrift zur Betheiligung an der dialektischen Geistesarbeit", wie die isokrateische Rede gegen die Sophisten den einer Einladungsschrift zu der neu eröffneten rhetorischen Schule*). Von Socher angefangen bringen Alle den Phaedros als Ankündigung, Antrittsprogramm und Einladungsschrift mit der in das Jahr 387 gesetzten Eröffnung der dialektischen Schule in der Akademie in Verbindung. Eben damit aber haben sie dem in dem Worte Programm schlummernden Gedankenkeim selbst den Weg zur weiteren Entwickelung verbaut; ein Antrittsprogramm schreibt man nur Einmal. Demnach ist es auch nicht solch ein, doch ziemlich beiläufig hingeworfenes Wort Hermanns oder eines anderen Gelehrten gewesen, sondern eigne Arbeit, die Exegese der Dialoge, welche den Verfasser gegenwärtiger Abhandlung dahin geführt hat, zuerst im Symposion, dann auch im Euthydem Programme der Akademie zu erkennen. Es war die Entdeckung eines eigenthümlichen Parallelismus im Hauptinhalte beider Dialoge, sowie der Gleichartigkeit ihres Zweckes für die dialektische Schule zu werben, welche weitergehende Hypothesen veranlassen, mit logischer Nothwendigkeit zu der Frage führen mußte, ob nicht **alle** Dialoge als Schul- und Einladungsschriften aufzufassen seien**). Während Sochers und seiner Nachfolger Gedanke sich auf den einen Phaedros beschränkte und auf eine innerhalb der platonischen Schriften ihm zu bereitende Sonderstellung hinauslief, so handelt es sich jetzt um die große Mehrheit der Schriften Platons, betrifft also den Gesammtcharakter seiner Schrift-

*) **Socher** Platons Schriften 307. **Stallbaum** Dial. vol. IV, 1, XX ([2]IV, I, CIII). **Hermann** Geschichte und System der platonischen Philosophie 1, 514. **Ueberweg** Zeitschrift für Philosophie 57, 61.

**) Vergl. m. Platons Symposion ein Programm der Akademie, Gratulationsschrift; Platons Technik an Symposion und Euthydem nachgewiesen (Beides Marburg 1888); De Platonis prooemiis academicis 1889.

stellerei; Antwort wird gesucht auf die Frage nach dem nächsten Zwecke derselben.

Darüber wenigstens sollte kein Zweifel bestehen, daß das Gastmahl und jeder andere nach Gründung der Akademie verfaßte Dialog als akademische Schrift zu betrachten sei. In unseren heutigen Universitätschroniken pflegen viele Universitätsinstitute die aus ihnen hervorgegangenen Abhandlungen aufzuführen und damit doch eine Art Mutterrecht an den betreffenden Abhandlungen für sich in Anspruch zu nehmen; in ähnlichem Sinne ist für die platonische Akademie ein Mutterrecht an den seit ihrem Bestehen aus der akademischen Arbeit hervorgegangenen Schriften in Anspruch zu nehmen. Etwaigen Zweiflern darf der Beweis des Gegentheils zugeschoben werden. In meiner Gratulationsschrift konnte nur dies die Aufgabe sein, das Object, den Dialog, daraufhin zu befragen, inwieweit sich jene Thatsache in ihm nicht etwa blos bewähre, sondern selbst ausspreche. Wer nun aber den akademischen Charakter zugiebt, der wird geneigter werden, auch den programmatischen anzuerkennen, diesen nicht blos in dem stumpferen Sinne genommen, daß der Dialog ein Schulprogramm beliebigen wissenschaftlichen Inhalts sei, wie etwa unsere Universitätsprogramme, sondern in dem geschärften Sinne, daß in ihm Aufgabe, Ziel und Methode der Anstalt ausgesprochen sei, wie das in der Gratulationsschrift des Näheren nachgewiesen wurde. Den noch hinzukommenden protreptischen Charakter gewahrte ich zuerst am Euthydem; erst von ihm auf das Gastmahl zurückblickend ward ich aufmerksam auf die auch dort an geeignetster Stelle, am Schlusse der Sokratesrede eintretende protreptische Wendung und ihre Bedeutsamkeit (vgl. Platons Technik S. 42).

Kann aber der Euthydem akademische Schrift heißen? Er pflegt unter die vor 387 verfaßten Dialoge gerechnet zu werden. Ist er also vorakademische Schrift? Mit diesem Worte berühren wir einen interessanten Punkt, die Frage nämlich, ob die Unterscheidung vorakademischer und akademischer Dialoge Erkenntnisse verspreche. Man sollte meinen, daß ein in der Geschichte der Wissenschaft so epochemachendes Ereigniß wie die Gründung der platonischen Akademie auch auf die platonische Schriftstellerei eingewirkt haben und in derselben in irgendwelchen Symptomen sich bemerkbar machen müsse. So müßten die nach 387 geschriebenen Dialoge in den Symptomen ihres akademischen Ursprungs ein gemeinsames Unterscheidungsmerkmal an sich tragen, welches den vorakademischen abginge. Umgekehrt aber, wenn ein solcher durchgreifender Unterschied nicht wahrnehmbar wäre, sondern wenn am Ende gar sämmtliche Dialoge jene Symptome in gleichem Maße erkennen

ließen, so würde eine neue Alternative vor uns stehen: entweder die ganze platonische Schriftstellerei hat erst nach Gründung der Akademie 387 begonnen, wie Ueberweg annahm (a. a. O. 63 ff.), was aber durch keine einzige Erwägung empfohlen wird; oder der erste Anfang der platonischen Schule ist in wesentlich frühere Zeit hinaufzurücken als die herrschende Meinung will, sei es daß die Stiftung in der Akademie früher anzusetzen wäre, oder daß schon vor der Stiftung eine platonische Schule bestanden hätte. Zeller drückt sich über die Berechtigung der herkömmlich spätern Ansetzung sehr zweifelnd aus (Gesch. 2, 1⁴, 519), Bergk wollte die Gründung der Schule in den Anfang der 96. Olympiade (396) hinaufrücken (Griech. Litt. Gesch. 4, 420. 422). Vielleicht darf man sich bei folgendem Schema einer Entwickelungsgeschichte der Akademie vorläufig beruhigen, bessere Belehrung vorbehalten. Ich unterscheide drei Phasen. Erstens die an keinen Ort gebundene Vorstufe der sokratischen „Seelenprüfung", endigend mit der Hinrichtung des Meisters 399 *). Zweitens die platonische Schule vor der Stiftung. Weil der Beruf in ihm lag und trieb, wird Platon nicht lange in Megara verweilt, nach seiner Heimkehr auch nicht lange gezögert haben, die zertrennten Glieder des sokratischen Kreises thunlichst zu sammeln und neue zu werben. Zeller vermuthet (das liegt wenigstens in ähnlicher Richtung), Platon sei schon längere Zeit vor der sicilischen Reise (also von Kyrene und Aegypten her) nach Athen zurückgekehrt und hier als Lehrer und Schriftsteller thätig gewesen, gesetzt auch, er habe seine philosophischen Unterhaltungen damals noch auf einen engen Kreis beschränkt und erst später seine Schule in der Akademie eröffnet (a. a. O. 408; vgl. auch 415). Nun aber sei die Vermuthung noch hinzugefügt, daß nämlich schon diese erste Platonschule local fixirt gewesen sei und zwar auch sie schon in der Akademie, in deren Nähe Platon begütert war. Wie der Dialog Lysis den Seelenjäger Sokrates schilderte, von einem Gymnasium zum andern ziehend, von der Akademie zum Lykeion, um auf halbem Wege von den die Palaestra des Mikkos besuchenden jungen Leuten sich festhalten zu lassen, das ist von dem Aristokraten Platon undenkbar (vgl. Zellers Charakterschilderung Platons a. a. O. 433, „er liebt es, sich in seinem Kreis abzuschließen"). Auch dies war noch eine so zu sagen offene Schule; um so leichter ging es, zeitweilig durch Reisen diese Thätigkeit zu unterbrechen. Drittens endlich die Stiftung des Jahres 387; sie bedeutet nach jenen vorgängigen Entwicklungsstufen die eigentliche Geburt der Hochschule.

*) Ueber die Frage einer etwaigen strengeren Gebundenheit der Sokratesschule vgl. Diels a. a. O. 257. Zeller a. a. O. 62, 2.

Wenn es sich nun wirklich so herausstellen sollte, daß auch die sicher vor 387 verfaßten Dialoge die Merkmale des Schulursprunges an sich trügen, so müßten sie zu jener früheren, offenen Platonschule in demselben Verhältnisse stehen, wie die späteren Dialoge zu der geschlossenen Stiftung. Und wenn wir Recht hätten mit der Vorstellung, Platon habe seine Lehrthätigkeit von Anfang an auf die Akademie beschränkt, so würde auch für jene früheren Dialoge akademischer Ursprung anzuerkennen sein. Kurz sämmtliche Schriften Platons wären dann akademische Schriften.

Fraglich bliebe nur noch, ob nicht für jene „Jugendwerke" eine Ausnahme zu machen sei, von welchen angenommen zu werden pflegt, sie seien noch zu Lebzeiten des Sokrates verfaßt. An diesem Orte muß ich mich begnügen, meine Uebereinstimmung mit denjenigen kurz auszusprechen, welche Platons Schriftstellerei erst nach dem Tode des Sokrates (399) beginnen lassen. Bei aller inneren Mannigfaltigkeit sind alle Dialoge im Wesentlichen gleichartig; das Gerathenste wird doch sein, in erster Linie den Sokrates der einen Dialoge für dasselbe schriftstellerische Geschöpf und Vehikel zu nehmen, wie denjenigen der anderen. Es fällt damit der Anfang der Schriftstellerei annähernd zusammen mit der ersten Eröffnung der Lehrthätigkeit in der Akademie. Beides aber fiele bald nach dem Tode des Sokrates; nur daß vielleicht ein oder zwei Schriften als Vorläufer der Schuleröffnung betrachtet werden könnten.

Es wird keine Schwierigkeiten haben, die sämmtlichen Schriften Platons, mag man in der Echtheitsfrage auch die äußerste Zurückhaltung beobachten, in den hiermit bezeichneten Grenzen seiner schriftstellerischen Thätigkeit unterzubringen. Man muß unterscheiden zwischen der Thätigkeit des Forschers und des Schriftstellers. Der Denkarbeit war von früher Jugend an Platons ganzes Leben gewidmet gewesen und mag sein jugendliches Denken dilettantische Danaidenarbeit gewesen sein, Eins war schon damals in ihm, sein Persönliches. „Wem nicht in empfänglicher begeisterter Jugendzeit das Ewige sich ins Herz gesenkt und die Empfängniß lebendiger, Leben fordernder und gebender Gedanken hinterlassen hat, der hat hienieden nichts zu verarbeiten als überkommenes" *). Wenn Platon dann, schon das erste Mal ein Gereifterer, zur Feder griff, so konnte der Schriftsteller Platon ohne Hemmniß im Gegenstand sein Werk thun. Dazu, wie jeder antike Schriftsteller, hatte er seine Technik. Wenn der Tragiker des fünften

*) H. Usener im Rhein. Museum 35, 151.

Jahrhunderts Jahr für Jahr seine großen Trilogien und Tetralogien liefern konnte, ohne sich je ganz auszugeben, so kann Platon nicht allzulange Zeit zur Fertigstellung seiner Dialoge gebraucht haben. In der vielbesprochenen Phaedrosstelle über das Verhältniß seiner Schriftstellerei zur Lehrthätigkeit vergleicht er dies Verhältniß mit demjenigen der Spielerei der Adonisgärten zum Ernste des Ackerbaues. Jene würden im Sommer angesät um in acht Tagen aufzugehen und am Feste zu blühen, während der Landwirth zufrieden sei, nach acht Monaten die Früchte aller Mühen zu erndten (276[b]). Wer so überlegen von seinem Schreiben spricht, der muß ein Schriftsteller sein, welcher das Schreiben nicht als Hauptarbeit treibt und dem es spielend von der Hand geht. Anders freilich klingt das „Bekenntniß" im Gastmahl; dort liegt ihm bereits das große Werk, der Staat, in der Seele*).

Nehmen wir etwa 26 Dialoge für echt an, darunter Staat mit 10, Gesetze mit 12 Büchern, so hätten wir im Ganzen 46 Bücher; im Durchschnitt käme noch nicht Ein Buch jährlich auf die gut 50 Jahre seiner Schriftstellerthätigkeit (399—347). Dabei ist die Möglichkeit noch gar nicht verrechnet, daß er in Einem Jahre ohne Beschwerniß recht wohl mehrere Dialoge schreiben konnte; vollends ist entfernt nicht anzunehmen, er habe am Staat zehn, an den Gesetzen zwölf volle Jahre gearbeitet. Auf die Zeit von 399 bis 384 entfällt allerdings eine reichlich große Zahl Schriften; dabei ist aber zu beachten, daß die Apologie vielleicht noch in 399 selbst fällt; Kriton ist entweder ebendahin oder der Reihe der übrigen Dialoge irgendwo parallel zu setzen. Gerade für die ersten Zeiten eine gewisse Rastlosigkeit der Production anzunehmen, empfiehlt sich aus den unten folgenden Betrachtungen über den nächsten Zweck der Schriftstellerei Platons.

Für die Abwesenheit in Megara und die Reisen sind nur verhältnißmäßig kurze Zeiträume in Abzug zu bringen. Ihre Bedeutung für die innere Entwicklung Platons darf nicht überschätzt werden. Was wir wissen, ist, daß er mit Heraklits naturwissenschaftlicher Weltansicht schon vor seinem Eintritt in den Kreis des Sokrates bekannt war; die acht Jahre Philosophirens unter Sokrates Leitung und die in dessen Kreis getriebene gemeinschaftliche Lectüre (Xen. Mem. 1, 6, 14) mußten

*) m. Gratulationsschrift 91, 1. Aehnlich hat auch E. Pfleiderer die Stelle verstanden, in seiner Schrift Zur Lösung der platonischen Frage (1888) 48 und 90. Pfleiderer zieht auch die vorhergehenden Sätze (Symp. 209 ab) in das „Geständniß", versteht dies aber, im Zusammenhang seiner Republikhypothese, nicht als Wunsch sondern als Rückblick. Ich halte meine Erklärung des πᾶς ἂν δέξαιτο aufrecht und behalte mir vor, geeigneten Orts auf die Frage zurückzukommen.

genügen um ihn mit dem Wesentlichen auch der übrigen Vorgänger bekannt zu machen. Uebrigens dürfen wir ihm auch in den fernen Ländern Mußestunden zurechnen, in welchen die Heimath mit ihren Anforderungen an sein Wort und seine Feder ihm vor die Seele trat; es wäre falsch gerechnet, die Reisejahre von seiner für die Schriftstellerei zu Gebote stehenden Zeit einfach abzuziehen.

Was war der Zweck von Platons Schriftstellerei? Schleiermacher nahm an, er habe im Corpus der Dialoge sein philosophisches System darlegen wollen; und wenn Hermann in der Reihe der Schriften Niederschläge der inneren Entwicklungsphasen des Philosophen fand, so galt auch ihm die Darstellung der Philosophie als der Zweck des Schreibens. Soviel indessen lehrte die bereits angeführte Phaedrosstelle, daß schriftliche Darstellung nach Platons Meinung den mündlichen Unterricht nicht ersetzen könne; was der Schüler schwarz auf weiß im Buchladen kauft, das kann ihm nur als Krücke des schwachen Gedächtnisses dienen. Lehrbücher sind Platons Dialoge nicht. Sie lehren nichts außer dem Γνῶθι σαυτόν. Sie entlassen den Leser mit einer quälenden Leere, nicht der Verödung, sondern eines durch kräftige Reizmittel gestachelten Hungers. Das Unbefriedigende und Ergebnißlose der meisten Dialoge ist lange bemerkt worden. Es hat zu Deutungen, man möchte sagen der Verzweiflung geführt, mit dergleichen schon Schleiermachers Einleitung sich abmühte (1, 9 f.), denen seitdem aber noch weitere aufgetaucht sind. Da nun Sokrates bisweilen mit dem Verweis auf künftige Wiederaufnahme des Gespräches schließt, so hat man solche Vertröstungen als Hinweise des Schriftstellers auf künftig herauszugebende Dialoge verstehen zu müssen geglaubt und hat Erfüllungen solcher Versprechungen in jeweilig späteren Dialogen finden wollen. Sophistes knüpft ja in der That an einen solchen Schluß eines früheren Dialogs, des Theaetet, an. Doch kann der singuläre Fall nicht einmal für den Theaetet in dem gewünschten Sinne beweisen, da bei Abfassung des Theaetet Platon noch gar nicht daran gedacht zu haben braucht, ihm künftig einmal eine Fortsetzung zu geben.

Schleiermacher 1, 48 bezeichnet als Hauptabsicht des Platon, zur eigenen Ideenerzeugung anzuregen. Aehnlich Heinrich v. Stein (Geschichte des Platonismus 1, 32), Richard Schöne (Ueber Platons Protagoras 44 „läßt das Gespräch in der Seele des Lesers einen Stachel zurück zu genauer prüfender Weiterbetrachtung der vorgetragenen Gedanken"), Constantin Ritter (Untersuchungen z. E.), u. a. m. Ohne Zweifel ist die Anregung zum Selbstdenken und Selbstsuchen wesentliches Princip des Sokratismus; nur ist sie nicht in jener Weise

auf die platonische Schriftstellerei zu übertragen. Platon schrieb weder um zu lehren, noch um seine Leser anzuregen, als Leser durch eigenes Nachdenken die Lösung zu finden. Wohl lautet der positive Kern des Theaetet zum Beispiel dahin, daß es eine Wissenschaft wirklich gebe; aber damit der Leser sie finde, verweist ihn Platon nicht an sein autodidaktisches Nachdenken, sondern auf „ein anderes Gespräch". Was für ein „anderes Gespräch" hierunter zu verstehen ist, werden wir nachher sehen. Was Zeller in Betreff des Laches und der Einladung des Lysimachos sagt (a. a. O. 544 f.), eine Fortsetzung der philosophischen Untersuchung in einem zweiten Dialoge sei damit nicht in Aussicht gestellt, das ist so. In den künftigen Unterhaltungen aber, zu welchen Lysimachos den Socrates einlädt, soll es sich nicht mehr um die Wahl des besten Erziehungssystems handeln (die Wahl hat der Vater getroffen, indem er sich an Sokrates wandte), sondern um die Vornahme der Erziehung selbst. Uebrigens will er auch sich selbst, mit seinem Sohne, der sokratischen Erziehung unterwerfen; das heißt, wenn wir dem Dialog die Sokratesmaske abnehmen, ein Vater entschließt sich mit seinem Sohne in die sokratische Hochschule, in die Akademie, einzutreten. Dies ist das positive Ergebniß des Dialogs, welcher eben dazu geschrieben ist, derartige Ergebnisse in seinem Leserkreise zu erzielen. Der Dialog ist protreptische Schrift, wirbt für die Akademie*). Das Gleiche gilt für alle Dialoge mit „unbefriedigendem Ergebniß"; sie alle haben ihr positives Endresultat, freilich nicht auf dem Gebiete des Philosophischen. Die Lösung der philosophischen Probleme bleibt der mündlichen Verhandlung vorbehalten, das ist der akademischen Arbeit. Die Vertröstungen auf „ein andermal" und auf „spätere Gespräche" hat Platon allemal eingelöst, nämlich in dem jedesmal folgenden Curse des akademischen Unterrichts.

Die Polemik ist es erst, welche den Schriften Mark gibt; in der Polemik muß sich die ganze Thätigkeit des Mannes legitimiren. Wenn Alles in Ordnung ist, wozu der Lärm? Bei dem Philosophen, welcher die Philosophie eigentlich geschaffen hat, versteht es sich von selbst, daß er Gelegenheit nimmt, sich mit den Vorgängern auseinanderzusetzen. Die Schärfe der Polemik aber richtet sich gegen die Irrthümer der Zeitgenossen. Und da ist es bezeichnend für die praktische Richtung Platons, daß in seiner Polemik Antisthenes, obgleich er die Verneinung der

*) K. Fr. Hermann ist einmal am Richtigen nahe genug vorbeigestreift. S. 391 erklärt er den unbefriedigenden Schluß, den der Lysis mit so vielen anderen Gesprächen Platons gemein habe, als Folge des mehr elenktischen und protreptischen Charakters dieser ersten Periode.

Philosophie für die echte Philosophie auszugeben sich erdreistete, doch weit weniger im Vordergrund steht, als das Haupt der rhetorischen Schule Isokrates. Von den beiden mit der Akademie rivalisirenden Schulen, der kynischen und der rhetorischen, war letztere augenscheinlich die besuchtere und somit die gefährlichere. Der Kampf, welchen Platon sein Leben hindurch gekämpft hat, war der Kampf um die Schule*). Die alten Sophisten bekämpft er nur darum, weil ihre Lehre in den gegnerischen Schulen fortwirkte. Im Gorgias zum Beispiel wird die Figur dieses Sophisten gleich im Anfang zurückgeschoben, im Verlauf des Gesprächs tritt er nur vorübergehend hervor; das entscheidende Wort, welches wir als ein isokrateisches kennen, sagt der Zögling Kallikles. Mehr als Ein Dialogschluß aber warnt vor dem Eintritt in die sophistischen Schulen.

Als Jahr für Jahr herausgegebene Einladungsschriften haben die Dialoge ihren typischen Inhalt. Es galt, den Leser, vorzüglich den in das Alter der Reife getretenen Jüngling und dessen Vater von der Nothwendigkeit dialektischer Schulung zu überzeugen. Du willst glücklich werden, im Leben, und so wie es dessen bedarf, in der Ewigkeit. Welches ist der Weg zu diesem Ziele? Das Leben nach den Grundbegriffen. Wodurch werden dieselben gefunden? durch dialektisches Forschen. Was steht dem Philosophen entgegen? Der Wissensdünkel. Die ganze Aufgabe des geistigen Berathers ist, dem Zögling, soweit Ursache, den Wahn des Wissens zu nehmen und sein Denken zu entbinden. Diese Sätze bilden den Inhalt der Propädeutik und — der Dialoge. Soviele philosophische Erörterungen aufgewendet werden, Anfang und Ende des Gesprächs ist immer nur diese Propädeutik; wo aber hierüber hinausgegangen wird, da kommen nicht diese und jene Wissenschaften zur Verhandlung, sondern die Wissenschaft selbst, die Wissenschaftslehre ist der Gegenstand. Zur propädeutischen Aufgabe gehört es auch, daß man das ferne Ziel vor das Auge stelle und die Stationen des Weges andeutend als successiv erreichbar erscheinen lasse. Das mußte den Leser des Dialogs, der Einladungsschrift, reizen, den in der Lectüre thatsächlich bereits mit einem Fuße betretenen Weg nun ernstlich zu beschreiten: das Thor der Akademie stand geöffnet vor ihm.

Zum Typischen gehört auch die Schulterminologie, in Betreff derer ich für jetzt nur auf den Abschnitt „Die Hochschule" in der Gratulationsschrift verweisen kann. Der Gegenstand verlangt gesonderte Bearbeitung, welche auch für die Frage der Reihenfolge der Dialoge

*) m. Platons Symp. 91; Platons Technik 29 f.

Aufschlüsse verspricht. Daß die Termini Reifealter, Wissensbedürftigkeit, Therapeutik der Seele, Arbeit an sich selbst, Forschungsgemeinschaft u. s. w. alle Dialoge gleichmäßig durchsetzen, braucht hier nur kurz erinnert zu werden.

Schleiermacher ging von der Voraussetzung aus, „daß es eine natürliche Folge und eine nothwendige Beziehung dieser Gespräche auf einander geben muß. Denn weiter fortschreiten kann er doch nicht in einem andern Gespräch, wenn er nicht die in einem früheren beabsichtigte Wirkung als erreicht voraussetzt, sodaß dasselbe, was als Ende des einen ergänzt wird, auch muß als Anfang und Grund eines anderen vorausgesetzt werden" (1, 21). Diese Vorstellung, wenn sie den ganzen Thatbestand erschöpfend beschreiben soll, ist falsch. Schon die Voraussetzung ist falsch, daß alle Dialoge sich wesentlich an dieselben Leser richteten, im Gegentheil, jeder neue Dialog wandte sich an eine neue Generation. Darum knüpft auch der je folgende Dialog nicht an das Ergebniß seines Vorgängers an (wenn das auf irgend eine Art statt hätte, so müßten wir längst über die Reihenfolge im Klaren sein), sondern jeder Dialog fängt gleicherweise immer wieder vom selben Punkte an, ab ovo, vom Keimpunkte der Wissenschaft, als ob noch gar keine Schrift vorausgegangen wäre; eine jede hebt immer wieder mit der Propädeutik an.

Platons Gespräche verhalten sich zu einander nicht wie die Glieder Eines Körpers, sondern wie immer neue Verwirklichungen derselben Idee. Platon trug eine Idee, ein Paradeigma von Philosophie, und entsprechend ein Paradeigma von dialogischer Darstellung seiner Dialektik, im Kopfe. Alle seine vielen Schriften sind nur gleichsam „neue Ausgaben" einer und derselben ideellen Urschrift, des Paradeigma. Auch der Staat ist nur eine „erheblich erweiterte Ausgabe". Anlaß zu immer neuen „Ausgaben" hatte er vollauf, in der Nothwendigkeit, immer neu auf dem Kampfplatze zu erscheinen, jedes Jahr wenn wieder eine Schaar Jünglinge ihre Knabenzeit abschloß, die Werbetrommel zu rühren. Sodann auch in seiner geistigen Entwicklung. Wenn K. Fr. Hermann Recht hat, in den einzelnen Schriften den Ausdruck der jedesmaligen Entwicklungsphase des Philosophen zu finden, so werden wir sagen, eben diese seine innere Entwicklung, erweiterter Gesichtskreis, Vertiefung des Denkens, Ausarbeitung der Einzelheiten, mußten ihm das Bedürfniß nahe legen, „dem Dialog" eine der neuen Denkphase entsprechende neue Gestalt zu geben.

Eine neueste Erfindung, bekannt unter dem Namen der Durchschnittsphotographie, bezweckt durch Aufnahme vieler Individuen dersel-

ben Gattung (zum Beispiel einer ethnographischen) auf eine und dieselbe Platte, immer eine Aufnahme deckend auf die andere, den Durchschnittstypus der Gattung zu gewinnen; die wiederkehrend gleichen Züge prägen sich scharf aus, die schwankenden Variationen treten zurück. So möge man den Versuch machen, alle platonischen Dialoge gleichsam auf dieselbe Platte sich deckend auf einander zu photographiren; oder will man sie lieber als griechische Reliefs betrachten, so präge man sie alle in eine und dieselbe Wachsform (κηρινὸν ἐκμαγεῖον) ab, und man wird, was ich eben „den Dialog“ nannte, das dem Künstler vorschwebende Urbild und Paradeigma wenigstens im Annäherungswerthe erhalten.

Platon war Künstler. Und er stand unter dem Einfluß des echt künstlerischen, Goetheschen Triebes, das innere Erlebniß von sich abzulösen und im Kunstwerk sich gegenüberzustellen. Es mußte ihm schon rein künstlerisches Bedürfniß sein, dem Urbilde des Dialogs immer näher zu kommen. Richard Schöne hat uns den platonischen Dialog als gewolltes und vollendetes Kunstwerk (παιδιᾶς χάριν Phaedr. 276[d]) auf neue Weise nahegelegt*). Verträgt sich aber hiermit der Charakter eines akademischen Einladungsprogrammes propädeutischen und polemischen Inhalts? Ich meine, das Kunstwerk verliert nichts an dem ästhetischen Werthe, zu welchem wir alle bewundernd hinaufsehen, wenn es praktisch im Dienste des höchsten Zweckes entstand.

Sehen wir eine Auswahl von Dialogen auf den vorgeschriebenen Typus hin an. Die Reihe der Schriften wird eröffnet von der, wohl noch in Megara geschriebenen Apologie, einem in eine Rede verkleideten Dialog. Soviel Sokratisches darin sein mag, so ist es doch nicht die Niederschrift der von Sokrates gehaltenen Rede; der Verfasser Platon verleugnet sich in keinem Worte. Sie ist nach der Hinrichtung geschrieben, ein Zeugniß und Bekenntniß des Jüngers. Wer je eine „Passion“ gelesen hat — wer von uns hätte es nicht? — der fühlt, daß es nicht der Sokrates der Geschichte ist, sondern der Sokrates, wie er im Glauben der nachbleibenden Gemeinde lebte, welcher nicht blos spricht, er habe „von Gott die Mission gehabt, in Philosophie zu leben und sich und die Anderen zu prüfen“ (28[e]), sondern vorzüglich dies: „ich glaube, daß euch niemals in der Stadt ein größeres Geschenk geschenkt wurde, als mein Dienst, den ich dem Gott diene“ (30[a]). Und weiterhin „Solch ein Mann wird euch so leicht nicht zum zweiten Mal zu Theil werden“ (31[a]). Platons Dialoge sollte man nicht apologetisch nennen. Wohl hat er eine Apologie geschrieben; aber selbst an ihr ist nur der

*) Ueber Platons Protagoras. Ein Beitrag zur Lösung der platonischen Frage. 69. 78.

Name apologetisch. Der Krieg einmal erklärt ist der Apologet verloren. Platons Apologie wirft den Speer in das feindliche Lager. Was als Prophezeihung des zum Tode bereiten Greises auftritt, gerade in dieser Einkleidung als geweihtes Wort wirkend, ist im Munde des noch nicht Dreißigjährigen, des an Körper und Geist gleich starken und geschulten Platon, Drohung. „Ich sage euch, ihr Männer, die ihr mich getödtet habt, Strafe wird euch werden sofort nach meinem Tod, viel schwerer als ihr sie mir auferlegt habt. Denn jetzt habt ihr dies gethan, wähnend dessen ledig zu werden, von eurem Leben Rechenschaft abzulegen. Das wird euch aber gerade entgegengesetzt ablaufen, wie ich sage. Mehrere werden sein, die euch prüfen werden, welche ich bisher zurückhielt (οὓς νῦν ἐγὼ κατεῖχον: folglich war Platon bis dahin noch nicht hervorgetreten) ihr aber habt es nicht gemerkt, und sie werden um so beschwerlicher sein, als sie jünger sind, und ihr werdet um soviel mehr Verdruß haben" (39 [cd]). Schon früher hieß es: Die Athener haben den lästigen Prüfer getödtet, nun würden sie ihr Leben lang ungestört schlafen, wenn nicht Gott, um sie besorgt, ihnen einen andern schickte*). Im Schülerverzeichniß 34[a] hatte er sich noch an bescheidener, vorletzter Stelle genannt; später, nach der Schuldigsprechung, nennt Platon unter denen, welche für ein Bußgeld aufkommen wollten, sich selbst an erster Stelle (38[a]).

So führt Platon sich ein.

Wir wenden uns nunmehr zu den Programmen, welche mehr oder minder offen als Werbeschriften auftreten, zum großen Theil zugleich auch als Kampfschriften. Da unsere Untersuchung den Gesammtcharakter der platonischen Schriftstellerei betrifft, nicht die Frage der Reihenfolge der einzelnen Schriften, so werden wir (φυλάξομεν τὸ ἡμέτερον) die Masse der Gespräche nicht in einer chronologischen Anordnung durchnehmen, sondern in einer systematischen. Das für unsern Zweck geeignete Kriterium finden wir in der Wahl der Mitunterredner, welche bald Väter, bald Jünglinge, vereinzelt auch Knaben sind, bald hinwiederum Vertreter der gegnerischen Lager, seien es Lehrer oder Schüler.

An die Väter richten sich die Einladungsschriften natürlich in erster Linie*); so besonders Laches und Euthydem; im Charmides vertritt der Vormund den Vater, im Protagoras nimmt sich Sokrates selbst des Jünglings in gleichem Sinne an. Wir wissen aus Gorgias nnd Menon, wie Platon, dessen ganze Politik Erziehung heißt, zornig

*) εἰ μή τινα ἄλλον ὁ θεὸς ὑμῖν ἐπιπέμψειε κηδόμενος ὑμῶν 31[a].

ist über die Staatsmänner (die Väter, an welche er sein Wort richtet, sind Alle Staatsmänner; wenn er die Themistokles und Perikles nennt, so schließt er selbst die Anytos mit ein), welche eine Politik treiben, die nicht auf Erziehung abzielt und deren Regeln sie nicht an ihre Söhne zu überliefern vermögen. Im Laches führt er uns ein Paar Väter vor, welche von ihren eigenen in Krieg und Frieden ausgezeichnet gewesenen Vätern in der Ausbildung vernachlässigt und daher zu nichts geworden sind. Sie wollen nun ihren Söhnen eine bessere Ausbildung verschaffen, sind aber in Verlegenheit über die Wahl der rechten Schule. Zuerst denken sie an Waffenkunst; aber die zwei zur Berathung hinzugezogenen Generäle sind über den Werth der Sache verschiedener Ansicht; der eine, Laches, weist sie auf Sokrates hin. Auf die Bitte der Väter lehnt Sokrates ab ein Lehreramt zu übernehmen; wohl aber will er sich mit ihnen vereinigen, damit sie der eignen und der Jünglinge Ausbildung „in Gemeinschaft" sich widmen (201 b). Dies die protreptische Schlußwendung. Welche Schule aber bei der „gemeinschaftlichen Bemühung" (κοινῇ ἐπιμέλειαν ποιησώμεθα 201 b) eigentlich gemeint ist, das deutet Platon an, indem er einem Einwande zuvorkommt, welcher gegen seine Lehrbefähigung vielleicht erhoben werden könnte. Offenbar ist der Laches im ersten Anfang seiner Lehrthätigkeit geschrieben, sonst hätte er nicht nöthig gehabt den einen Alten sagen zu lassen: „Wenn der Lehrende aber ein jüngerer Mann sein sollte oder einer, der noch nicht in Ansehen stände oder sonst sich in irgend einer derartigen Lage befände, so verschlüge das nichts" (189 ab). Und er unterläßt nicht seine Legitimation zum Lehrberuf, den Nachweis, selbst eine ausreichende Schule durchgemacht zu haben, vorzuzeigen (186 ab). Ueber den nächsten praktischen Zweck des Dialogs kann ein Zweifel nicht wohl bestehen. Auch fehlt ihm nicht die typische ergebnißlose Probe sokratischer Dialektik.

Die Jünglinge, welche in den Dialogen auftreten, pflegen entweder in das Alter der Reife getreten zu sein, auch das normale Alter zum Eintritt in die Akademie („da ihnen der Bart kommt" Symp. 181 d, dazu m. Gratulationsschrift S. 12; so wird auch Alkibiades im Eingang des Protagoras beschrieben); oder es sind so zu sagen Studenten in höheren Semestern. Erstere pflegen gleichsam unbeschriebene Blätter zu sein, vielleicht sogar haben sie ein günstiges Vorurtheil für die sokratische Schule; so im Charmides der Träger dieses Namens, mütterlicher Oheim des Platon, der in den Ahnen des Oheims seine

*) m. Platons Technik S. 43.



eigenen preist und der ein wenig sich selbst schildert wie er als Jüngling war, wenn er an Charmides hervorhebt, er sei Philosoph und besitze dichterische Anlage. War im Laches die Scene ein Gymnasium, so ist's hier eine Palaestra. Bald entwickelt sich ein sokratischer Dialog; das Thema wird sokratisch begrifflich studirt, die Verhandlung in das Gebiet der Wissenschaftslehre hinübergeführt, Selbsterkenntniß und Selbstbewußtsein gestreift, die Frage der Einen Wissenschaft, die eine Wissenschaft ihrer selbst ist, aufgeworfen, und mit einer Aporie geendet. Dabei wird immer der praktische Endzweck, Politik und Eudämonie, im Auge behalten. Zum Schlusse die unverhüllteste Protreptik. Charmides bekennt seine geistige Bedürftigkeit, will sich der sokratischen Schulung unterwerfen, als Jünger folgen und nie von ihm lassen, auf dem Flecke will er das thun. Er will dem Sokrates Gewalt anthun, und Sokrates bekennt, ihm lasse sich nicht widerstehen. So ist schriftstellerisch dieser Charmides ein Vorläufer des Alkibiades im Gastmahl.

Jene „höheren Semester" pflegen auch schon eine andere Schule durchgemacht zu haben oder gehören ihr noch an, dienen daher theilweis mit als Repräsentanten der feindlichen Lager. Aber Sokrates gegenüber bleiben sie freundlich bescheidene Schüler, es herrscht ein wohlthuend ruhiger Ton in diesen Gesprächen, wie Phaedros, Menon, Theaetet, Kratylos. Zuerst den Phaedros.

In Sonne getaucht ein landschaftliches Stimmungsbild mit seiner Böcklin'schen Staffage, dem alten Marsyas und dem jungen Olympos im Schatten der Platane über dem Quell. Wie zwei Kinder sich unter dem Haselstrauch zusammenducken und sich ihre schönsten Geschichten erzählen. Wer verkännte das Kindliche in Sokrates?

Das Gespräch handelt nicht, wie der spät hinzugefügte Nebentitel irreführend sagt, vom Schönen (περὶ καλοῦ), sondern vom akademischen Lehrberuf (περὶ ἐρωτικῆς τέχνης). Es liegt eine Sonntagsstimmung über dem schönen Dialog ausgebreitet, und wenn außer dem Symposion noch ein zweiter auf den Charakter einer Festschrift Anspruch machen kann, so ist er es (ἑορτῆς χάριν 276ᵇ). Jene Sonntagsstimmung liegt nicht allein in dem Sonnigen, der Stille und Weihe in Landschaft und Gespräch. Es ist auch ein Ruhetag des Forschers und Lehrers, da er draußen sich erholt von seiner täglichen Arbeit. Da wendet sich seine Betrachtung auf den eigenen Beruf zurück, er begeht den Tag in Sammlung. Er besinnt sich auf seine Aufgabe, ihre Mühe und ihren schönen Lohn; das befriedigende Ergebniß aber schreibt er künstlerisch gestaltet nieder „zu seiner Erholung und zur Erinnerung für die kommenden Tage des Greisen".

Phaedros ist Rhetorenschüler. Die „Rede des Lysias" ist Folie für die dasselbe Thema (ὡς χαριστέον μὴ ἐρῶντι μᾶλλον ἢ ἐρῶντι) besser ausführende des Sokrates, und diese wieder Folie für die dritte Rede, die Palinodie; die letztere gilt dem akademischen Eros, ihr Thema ist die Hingebung des Jünglings gegenüber dem philosophischen Erasten, dem Lehrer. Damit wirkt der Dialog direkt protreptisch. Im Schlußgebet an den Eros darf Sokrates seiner erotischen Kunst, das ist seiner Meisterschaft im Lehrberuf, sich dankbar rühmen: „die erotische Kunst, welche du mir verliehen, nimm sie mir nicht noch mindere sie; sondern gieb, daß ich bei den Schönen (den Jünglingen) immer mehr in Ehren stehe" (275ᵃ). Platon spricht den Wunsch aus, daß die sokratische Schule, welche in seinen Händen ist, wachse und gedeihe; er hofft auf wachsendes Zuströmen der Jünglinge zur Akademie. Der zweite Theil (von 257ᶜ an) ist dem ersten analog gebaut, nur im Tone prosaischer gehalten. Auf der Folie der zeitgenössischen unwissenschaftlichen Rhetorik erhebt sich Platons zwar wissenschaftliche, aber unterrichtlich minder wirksame Schriftstellerei; das Höchste leistet nur der mündliche dialektische Unterricht, wie Platon in der Akademie ihn zu ertheilen pflegte (276. 277). „Nur in dem was in mündlicher Unterweisung gesprochen wird, einzig hierin ist Evidenz, nur dies führt zum Ziele und ist ernster Bemühung werth." „Ein solcher Mann, o Phaedros, so schließt Sokrates, scheint so zu sein, wie ich und du wünschen möchten, daß du und ich wären" (278ᵃᵇ). Das dort entworfene Ideal des Lehrers wird offenbar viel mehr dem jugendlichen Zuhörer vorgezeichnet als dem Sokrates, welcher das Ideal in sich selbst verwirklicht. Unter dem jugendlichen Zuhörer ist aber kein anderer zu verstehen als Platon, der dem höchsten Ideale nachstrebende Lehrer in der Akademie.

Menon. Der junge Aristokrat aus Thessalien, schon ein reiferer Jüngling (76ᵇ), ist von Gorgias beeinflußt. Im Gespräch zwischen Sokrates und Menon weht die akademische Luft besonders angenehm, das schöne Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler ist hier besonders anschaulich zum Ausdruck gekommen. Zur Demonstration seiner Methode greift Sokrates zwischendurch auf einen ungebildeten Sklavenknaben zurück (82ᵉ—85ᵇ). Später wird Anytos ins Gespräch gezogen. Thema ist der Satz von der Lehrbarkeit der Tugend, ein Grundpfeiler der Sokratik, die Voraussetzung für die Schulgründung in der Akademie. Was keiner der berühmten Staatsmänner geleistet hat, das darf Platon von sich rühmen, er vermag den wissenschaftlichen Charakter seiner Staatskunst damit zu bewähren, daß er sie durch Lehre fortpflanzt. — Wohl

gibt es Männer, welche sich zur Unterweisung in Tugend und Staatskunst erbieten, die Sophisten wie Protagoras. Wären wir aber auf sie allein angewiesen, so stände es schlimm um den Satz, daß die Lehrbarkeit der Tugend sich im Bestehen von Schulen bestätigen müsse (89[d]). Denn sieht man näher zu, so geben die Sophisten, wie zum Beispiel Gorgias, sich nicht eigentlich für Lehrer der Tugend, sondern blos der Beredsamkeit (95[c]).

Theaetet. Ein verjüngtes Ebenbild des Sokrates, geistvoll und tüchtig aber häßlich, wird Theaetet dem Sokrates, auf dessen Erkundigung, von dem alten Mathematiker Theodoros als sein bester Schüler vorgestellt. Die aufgeworfene Frage Was ist Wissenschaft? wird nicht beantwortet, die Erörterung hält sich in den Grenzen der Propädeutik, welche hier unter dem metaphorischen Namen der Maeeutik eingeführt wird (148[e]—151[d]). In Ausübung dieser seiner „Hebammenkunst" holt Sokrates durch methodisches Fragen eine Reihe von Definitionen der Wissenschaft aus Theaetets Seele heraus, um sie alle als nicht lebensfähig zu verwerfen. Das Ergebniß der Unterhaltung ist sachlich negativ, aber pädagogisch positiv: Theaetet weiß nun, daß er nichts weiß und wird künftig niemandem mehr durch Wissensdünkel lästig fallen (210[c]).

Lysis. Die Scene ist eine Palaestra, aber man beschäftigt sich dort mehr mit Discutiren als mit Ringen (204[a]). Diesmal sind die Unterredner zwei Knaben, daneben zwei Jünglinge, jene finden wir als Eromenoi und Schüler, diese als Erasten und Lehrer (Lysis Eromenos des Hippothales; Menexenos lernt von Ktesipp Eristik). Inhalt des Gesprächs ist, freilich versteckt, die Propädeutik, die den jungen Menschen demüthigt, ihm zeigt, daß er des Lehrers bedarf; daher denn der Nichtwissende zum Wissenden sich gezogen fühlt; wer in der Mitte steht zwischen Unwissenheit und Weisheit, der weise Unwissende, seiner Wissensbedürftigkeit sich Bewußte, nur der strebt nach Weisheit, philosophirt, studirt*). Im Lysis verkleidet sich die akademische Propädeutik in die erotische. Statt den Liebling zu verherrlichen müsse der Liebende ihn demüthigen (210[e]) und zu ihm sprechen: Willst du dich beliebt machen, so mußt du weise werden; dazu bedarfst du des Lehrers (207—210[cd]). Wie wird man befreundet? „Gleich und gleich gesellt sich" ist nicht richtig, es muß heißen „Gleich und Gleich stößt sich ab",

*) Vgl. Symp. 204[ab] und m. Gratulationsschrift S. 13, Platons Technik S. 7. 25. Wen letzteres Werkchen nicht überzeugt hat, den bitte ich den Lysis zu vergleichen. Höchstens bedarf erneuter Erwägung, was ich über „Natur- und Culturstudium" gesagt habe.

vielmehr „Die Gegensätze ziehen sich an", der Nichtwissende begehrt des Wissenden (211ᶜ—215ᵉ). Danach folgt der Satz, daß die Nichtwissenden, aber ihres Nichtwissens Bewußten nach Wissen streben, das heißt philosophiren (216ᵃ—218ᶜ). Endlich wirft Sokrates-Platon die Frage nach dem πρῶτον φίλον auf (218ᶜ); hier aber verwickelt sich die Zetesis in völlige Aporie, deren Absichtlichkeit Platon selbst andeutet (223ᵃ).

Die Gegner der Sokratik hat Platon in der Apologie in die drei Gruppen der Dichter, der Rhetoren und der Demiurgen (und Politiker) zerlegt, vertreten in den Anklägern des Sokrates Meletos, Lykos, Anytos (23ᵉ); die Feindschaft der Poeten hatte nicht viel auf sich, gefährlich wurde erst das Eintreten der Rhetoren und der Geschäftswelt. Im Euthyphron wird ein Seher dem Sokrates gegenübergestellt; neben ihm wird noch Meletos genannt, der Dichter mit langem Haar und Adlernase. Nach der religiösen Grundlage der antiken Poesie versteht es sich, daß der Dichter als Vertreter der Theologie auftritt (Apol. 24ᵇ); daß nun der Mante und der Poet in ein und dieselbe Kategorie fallen, ist wohl klar, trotz der schalkhaften Gegenüberstellung der Beiden. Entsprechend dem Personal ist das Thema gewählt, die Heiligkeit. Auch hier wird kein positives Ergebniß gewonnen, auch hier ist das Positive die Kritik der Unlogik. Dabei weiß Sokrates in seiner Ironie die Rolle des lernbegierigen Schülers, der sich an den „kundigen Fachmann" wendet, fein durchzuführen. Natürlich versagt der Fachmann gegenüber den methodischen Fragen des „Schülers", und letzterer erscheint vor dem Leser als der rechte Mann. Wir haben hier ein erstes Beispiel von Platons Verfahren, wenn er Gegner in die Deuteragonistenrolle bringt; während er in den vorbesprochenen (wenn ich die Termini schaffen darf) Väter-, bezw. Schülerdialogen die Methode der akademischen Schule darstellt, so zeichnet er in den Gegnerdialogen die gegnerische Schule als ein komisches Widerspiel der wahren Schule, wo denn allemal Sokrates mit viel platonischer Malice den Schüler macht. Und Platon ist unerschöpflich an immer neuen Wendungen für diese Art Komödie. Der größere Hippias, welchen man immer noch für echt halten darf, ist eine launige Darstellung des Kampfes um die Schule und somit eine wirksame Waffe in demselben. Um nun die Schülerrolle auf neue Weise durchzuführen, löst Sokrates diesmal sein wahres Gesicht von sich ab und verkörpert es in dem Popanz des Jemand (τις), der ihn mit Fragen plage, und begehrt von dem weisen Hippias Anleitung, wie er den lästigen Prüfer zur Ruhe bringen soll. Wir lernen die Sophisten kennen, als Jugendlehrer für Geld, aber als

falsche Lehrer. Hippias wird komodisirt. Eine bedenkliche Frage: warum die Inykener den Hippias soviel Geld haben verdienen lassen, die Lakedaemonier aber, die doch auch auf Bildung halten, nichts? (283[b]—285[c].) Hippias hat eine Prunkrede auf Lager und will sie auch in Athen vortragen, in der Schule des Pheidostratos (286[ab]). Das Thema, ausgeführt in Unterweisungen des Nestor an Neoptolemos, ist: welche Studien soll der Jüngling betreiben? An die Vorfrage, welches die „schönen" Studien seien, knüpft Sokrates als unerläßliche Vorfrage das Erotem: Was ist das Schöne selbst? (286[c] ff.) Es wird in regelrechter Dialektos verhandelt. Zum Schlusse wird der Gegensatz der beiden Erziehungssysteme präcis formulirt: die rhetorische Ausbildung zielt nur auf Sicherheit und augenblicklichen Erfolg in der gerichtlichen und politischen Beredsamkeit; die dialektische dagegen verlangt vorgängige Beantwortung der Frage nach den Grundbegriffen (304[a] ff.). So ist der Leser vor die Wahl gestellt.

Protagoras. Die das Prooemium einleitende Frage, Sokrates komme wohl von der Jagd auf den jungen Alkibiades, deutet gleich auf das akademische Thema. — Der junge Hippokrates holt, noch vor Tagesanbruch, den Sokrates aus dem Bett, um ohne Zeitverlust zu dem nach Athen gekommenen Tugendlehrer Protagoras zu eilen. Auf die besorgte Frage, ob er denn wisse, worin dessen Lehre bestehe, geräth er in Verlegenheit; dennoch begleitet ihn Sokrates in das Haus, in welchem außer Protagoras auch Hippias und Prodikos Aufnahme gefunden haben. Jeder der Drei trägt einem bewundernden Kreise seine Weisheit vor. Nun werden die drei Kreise zu einem Synedrion vereinigt, in welchem die Lehrer „über das Beste des Jünglings" verhandeln (ὑπὲρ τοῦ νεανίσκου 317[de]). Protagoras bekennt sich als Lehrer der Tugend und bejaht in längerer Rede die von Sokrates aufgeworfene Frage ob die Tugend lehrbar sei (319[a]); zuletzt empfiehlt er sich selbst als Lehrer (328[b]). Sokrates spielt zu Anfang wieder den Schüler, sagt daher zuerst das Gegentheil seiner Meinung, um durch den Verlauf der Dialektik erst bei ihr anzukommen: Wissenschaft ist alles, die Tugend, als Wissenschaft, ist lehrbar. Die Komödie veranlaßt auch die ironische Wendung der Protreptik, nämlich die ironische Klage, daß man die jungen Leute nicht in die Sophistenschule schicke (357[e]).

Des Euthydem gedachten wir schon oben als eines Väterdialogs. Vater Kriton ist in Verlegenheit welcher höheren Schule er seinen in das Alter der Reife getretenen und eines Leiters bedürftigen Sohn Kritobulos (der jüngere ist noch Knabe) zuführen soll. Im Lykeion ist es, da hatte er gestern den Sokrates mit zwei Sophisten disputiren

sehen, und er überlegt, ob das wohl die rechten Tugendlehrer seien. Nachdem Sokrates berichtet, kommt Kriton mit schweren Bedenken heraus; wenn er es auch, unter Sokrates' Einfluß, für geboten erachtet, nicht blos für Blut und Gut der Kinder, sondern auch für ihre Erziehung zu sorgen, so könne er doch zu den Sophisten kein Vertrauen fassen, er bringe es nicht über sich, dem Sohne zum Studium der Philosophie zu rathen. Sokrates erwidert, in jedem Berufe tauge die Masse wenig; der Beruf selbst verliere dadurch nichts an seinem Werthe. Die Sophisten möge er fahren lassen, aber die Sache, die Philosophie, wohl prüfen, und wenn sie die Prüfung bestehe, getrost sich ihr widmen „mit Kind und Kegel" (307^{abc}). Dieser Verhandlung dient Vor- und Nachspiel des Dialogs; soweit haben wir eine Einladungsschrift in bester Form. — Gewisse Bedenken hatte sich Kriton einflüstern lassen, wieweit es für einen gereiften Mann schicklich sei zu philosophiren. Es ist Isokrates' Meinung. Diesen kennzeichnet Platon nun als den Halben in Philosophie und Politik. Isokrates aber hat Platon mit den Sophisten in dieselbe Kategorie zu stellen gewagt; so dient denn das wiedererzählte sogenannte Hauptgespräch dazu, den abgrundtiefen Gegensatz zwischen Sokratik und Sophistik anschaulich zu machen. Einem Paar Eristiker steht Sokrates mit zwei Jünglingen abgestuften Alters gegenüber. An dem jüngeren, Kleinias, läßt Sokrates die Sophisten eine Probe ihrer Unterrichtsweise ablegen, der reifere Ktesippos secundirt ihm. Mit der ironischen Zeichnung der sophistischen „Schule" verflicht Platon in eigenthümlicher Weise eine Darstellung der ernsthaften sokratischen. Inhalt des Gesammtgesprächs ist die Propädeutik und Wissenschaftslehre, deren sämmtliche Stichworte wiederkehren, auch der Ausblick auf das Absolute; die Handhabe bietet der (im Kratylos 386^{d} citirte) euthydemische Satz: Alle haben Alles auf gleiche Weise und dies immer (πᾶσι πάντα ὁμοίως εἶναι ἅμα καὶ ἀεί). Wie im Kratylos 385^{e}—386^{e} die Sophistik, so wird im Euthydem die Eristik auf Protagoras zurückgeführt (285^{e}. 286^{ab}). Das zielt aber auf Antisthenes.

Hauptstreitschrift gegen die isokrateische Schule ist doch wohl der Gorgias. Der Ton ist entfernt sowohl von der urbanen Komik des Protagoras wie der mehr aristophanischen des Euthydem; hier waltet tiefer Ernst, eiserne, zermalmende Polemik. Der erste Waffengang (447^{d}) zwischen den Schülern Chairephon und Polos kommt rasch zu Ende; Gorgias übernimmt das Wort und Sokrates hält ihm Widerpart; später kreuzt Sokrates die Klingen mit den Adepten der Sophisten, zuerst mit Polos (461^{b}), dann mit dem kürzlich in das öffentliche Leben eingetretenen Athenienser Kallikles (481^{b}). Hier endlich ist der Höhepunkt

des Dialogs erreicht. Um die Rhetorik handelte es sich von Anfang an: aber erst zwischen Kallikles=Isokrates und Sokrates=Platon wird der Gegensatz scharf formulirt, ähnlich wie im größeren Hippias, nur viel gründlicher, ernster gefaßt: hie Rhetorik, hie Philosophie. Unser ganzes Leben ist verkehrt; wir thun durchaus das Gegentheil unserer Pflicht (481 [c]). Der Rhetor schmeichelt seinem Eromenos und dem souveränen Volk; dagegen des Philosophen Lieblinge sind der Student und die Forschung*). Hiergegen entwickelt Kallikles=Isokrates rückhaltlos die rhetorische Theorie und wendet sich gegen Platon persönlich. Philosophie läßt dem Jüngling schön, der gereifte Mann wird kindisch, unmännlich, wenn er (was Platons Fall war) den Marktplatz flieht und (dies geht auf die Akademie) sein Leben im Winkel mit einer Handvoll Jünglingen flüsternd zubringt (485 [d]). Wiederum nimmt Platon die Frage nach der rechten Ausbildung der jungen Leute auf (486 [cd]). Noch kein Rhetor hat die Aufgabe des Staats erkannt und auf sich genommen, die Erziehung der Bürger zu Tugend und Glückseligkeit, keiner der früheren Staatsmänner, aber auch keiner der jetzigen (503 [b] τῶν νῦν geht natürlich auch auf Platons Zeitgenossen). In der sokratischen Schlußrede (506 [c]) begründet Platon wieder seinen Beruf zur „Politik als Erziehung“: er hat die Sokratesschule durchgemacht und noch unter Sokrates an dessen Arbeit sich betheiligt (das meint aber nicht die schriftstellerische Thätigkeit); und aus der Lehre entlassen, das heißt nach Sokrates' Tod (und vor Abfassung des Gorgias) hat er bereits selbständig gewirkt; wenn aber von demjenigen, welcher junge Männer zum öffentlichen Leben vorbereiten will, der Nachweis zu verlangen ist, daß er Jemanden besser gemacht habe, so kann Platon dies von seiner Hochschule behaupten (513. 514). Zuletzt eine dringende Einladung zum Studium der Philosophie**), zum Besuche der Akademie***). Erst nach Absolvirung der Akademie soll der junge Mann in das öffentliche Leben eintreten†). Hier ist noch die gern in der Peroratio nachklingende propädeutische Warnung eingeschaltet (ὥς τι ὄντας). Solcher Weise der Lebensleitung wollen wir folgen und die

---

*) (481 [d] ἐρῶντε δύο ὄντε δυοῖν ἑκάτερος, ἐγὼ μὲν Ἀλκιβιάδου τε τοῦ Κλεινίου καὶ φιλοσοφίας, σὺ δὲ τοῦ τε Ἀθηναίων δήμου καὶ τοῦ [τοῦ ins. Casaub. Bernays] Πυριλάμπους.)

**) 526 [a] παρακαλῶ δὲ καὶ τοὺς ἄλλους κτέ.

***) Natürlich sagt Platon dies nicht so geradezu, aber es ist doch die letzte Meinung seiner Worte 527 [c] ἐμοὶ οὖν πειθόμενος ἀκολούθησον ἐνταῦθα, οἷ ἀφικόμενος εὐδαιμονήσεις καὶ ζῶν καὶ τελευτήσας.

†) 527 [d] κἄπειτα, οὕτω κοινῇ ἀσκήσαντες, τότε ἤδη, ἐὰν δοκῇ χρῆναι, ἐπιθησόμεθα τοῖς πολιτικοῖς.

Andern dazu einladen, nicht zu jener, zu welcher du mich einlädst; denn sie ist nichts werth, o Kallikles-Isokrates*).

Zwei Dialoge führen uns auf verschiedene Art die Schule selbst vor, Symposion und Phaedon. Beim Symposion brauche ich mich hier nicht weiter aufzuhalten, am wenigsten bei Einzelheiten, welche zum Ganzen nicht allzuviel austragen. Im Phaedon sehen wir Sokrates an seinem Sterbetage mit den ihn umgebenden Jüngern die letzten Gespräche führen. Deren Inhalt ist das Testament des Philosophen; sein Bestes, seinen Glauben an die Kraft der Wissenschaft, legt er den Jüngern an das Herz. Und er weiht sie zur Nachfolge im Lehramt. Der Phaedon ist erst die wahre „Passion" des Heros der Akademie. Wie feierliche Stiftungsworte legt da der wirkliche Stifter den Lehrauftrag in den Mund des ideellen Stifters. Da die Jünger fragen, wo sie einen anderen „Beschwörer" hernehmen sollen, nun Sokrates sie verlasse, antwortet er: Suchet durch ganz Hellas und alle Barbarenländer; ihr müßt aber auch selbst unter einander suchen; denn am Ende findet ihr auch nicht leicht andere, die es besser zu leisten vermöchten als ihr selbst (78ᵃ). Der berufene Nachfolger des Meisters ist in der Schaar der Jünger zu finden, es ist Platon. Die Rede schließt mit der Paraenese, sich ganz der akademischen Aufgabe zu widmen (114ᶜ). —

Es ist Zeit, daß wir die platonischen Dialoge als Quellen zur Geschichte und Organisation der Akademie, nicht blos der Forschergemeinschaft, sondern auch der Erziehungsanstalt, erschließen. Meine zwei früheren Schriften zu Platon trafen dazu die ersten Anstalten. Hier sollte das zuvor kaum berührte Flötz nur nach seiner Ausdehnung und Mächtigkeit skizzirt werden.

Marburg, im April 1889.

---

*) 527ᵉ — καὶ τοὺς ἄλλους παρακαλῶμεν, μὴ ἐκείνῳ, ᾧ σὺ πιστεύων ἐμὲ παρακαλεῖς· ἔστι γὰρ οὐδενὸς ἄξιον, ὦ Καλλίκλεις.

Eine Kriegserinnerung an Kaiser Friedrich*).

... Wenn ich hier noch Einiges anführe, um zu zeigen, wie großartig dieser Herr als Feldherr war, so will ich zunächst bei jener Zusammenkunft auf der Höhe von Kosteletz verweilen. Ich meldete mich bei ihm etwa um 10 Uhr nach einem Marsche von 6 Meilen, mit 1 Bataillon, 1 Escadron und 5 Batterien. Er fragte mich, ob ich die Situation kenne, was ich verneinte, da ich von 6 Meilen rückwärts her kam. Da sagte er mir: „Steinmetz (5. A. C.) hat gestern bei Nachod ein Oestreich'sches Korps geschlagen und kämpft jetzt bei Skalitz. Er kann 2½ Armee-Korps gegen sich haben. Aber da er noch die Brigade Hoffmann des 6. Korps zur Verstärkung hat, so kann sich ein Steinmetz wohl gegen die doppelte Ueberlegenheit halten. Bonin (1. Korps) ist gestern von Trautenau nach Schlesien zurückgewichen. Das Garde-Korps ist mir ganz aus den Fingern gegangen. Es mar-

---

*) Der Leser wird bemerken, daß der nachfolgende Brief Bezug nimmt auf die kleine Erzählung aus den „Militärischen Briefen" des Generals Prinzen Hohenlohe, die ich meinem Aufsatz über das Buch Gustav Freytags eingefügt habe. Die weitere Ausführung der Scene ist, denke ich, nicht nur für die Person des damaligen Kronprinzen, sondern auch für die deutsche Geschichte überhaupt von dauerndem und unvergänglichem Werth.

Noch eine andere Anmerkung zu dem Freytag'schen Buche möge hier angeschlossen werden. Sie betrifft die Pose, die der Kronprinz auf der Dorfwiese von Peterbach angenommen haben soll, als er die Forderung des Kaiserthums aussprach. Der dem Kronprinzen nächststehende persönliche Adjutant erzählte mir, daß die Scene eine dichterische Hallucination sein müsse; er habe es noch heute deutlich vor Augen, wie die Beiden an dem unfreundlichen Regentage auf den nassen Wiesenpfaden mit einander gingen. Der Kronprinz war mit Regen-Paletot, hohen Reiterstiefeln und Dienstmütze bekleidet und trug um den Hals wie stets den Orden pour le mérite am schwarz-silbernen Bande. Ueberhaupt hatte der Kronprinz während des ganzen Feldzuges keine anderen Dekorationen angelegt als den Stern des Schwarzen-Adler-Ordens auf dem Interims-Waffenrock der Generale, um den Hals den Orden pour le mérite und später das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse. Es ist daher nur anzunehmen, daß bei jenem Gespräch die angeborene Hoheit und die glühende Begeisterung des Kronprinzen für die deutsche nationale Sache dem so ganz anders denkenden und fühlenden Gustav Freytag einen so gewaltigen und imponirenden Eindruck machte, daß seine dichterische Phantasie ihm später den Kronprinzen im Königsmantel mit goldener Hohenzollern-Kette (welch' letztere „golden" gar nicht existirt) erscheinen ließ. Delbrück.

schirte über den Paß von Eipel vor und kann drüben vernichtet werden, es kann aber auch den glorreichsten Tag erleben, den man sich denken kann. Ich habe hier am Defilé von Kosteletz 1 Kompagnie, und was Sie bringen als ganze Reserve." Hierauf folgte die Redensart, die ich Band 2 S. 141 anführte. Alles das sprach der Kronprinz in einem Tone, als ob es sich darum handele, die Anordnungen zu einem Diner zu treffen.

Ich bemerkte, ziemlich betroffen, daß dann die Munitions-Kolonnen 2. Staffel in den Feind marschirten. Er fragte nach dem Wege, den sie eingeschlagen, und sagte ganz ruhig, als er hörte, sie hätten Befehl von Braunau nach Parschnitz zu marschiren: „Ja dann sind sie verloren." Nun sagte ich dem Kronprinzen, dieser Marsch sei durch Befehl des General-Kommandos vorgeschrieben, er habe per Armee-Befehl Jedem mit Kriegsgericht gedroht, der von dem befohlenen Marsche abweiche, ich hätte Befehl erhalten, hier bei Kosteletz weitere Befehle des Garde-Korps zu empfangen, und fände Niemanden vom Garde-Korps, ich bäte ihn, den Munitions-Kolonnen durch mich Gegenbefehl zu geben. Er sagte ganz ruhig: „Nein! In die Einzelheiten des Korps mische ich mich nicht ein." Dann maß er die Entfernungen auf der Karte, fragte, wann die Kolonnen abmarschirt seien, und sagte dann: „Ueberdies muß das Unglück nun schon geschehen sein. Keinenfalls kann ein Befehl noch rechtzeitig ankommen. Also lassen Sie es gehen, wie es geht."

Meine Frage, ob für meine ermüdeten Truppen nach 6 Meilen Marsch Zeit zum Abkochen und Essen sei, bejahte er. Nun fragte er, ob ich unterwegs von irgend einem Punkte aus Etwas von dem Gefecht hätte sehen können. Ich sagte ihm, ich hätte zwischen Hronow und Kosteletz von einer Höhe aus weit in der Ferne durch mein Marine-Fernrohr ein Gefecht gesehen in der Richtung südlich von Trautenau. Ich hätte mir das nicht erklären können. Die Truppen, die den Rücken nach Schlesien hatten, die ich für die Unsrigen hielt, seien im Nachtheil gewesen, denn Artillerie- und Infanterie-Feuer seien von derselben Grundlage ausgegangen; der Gegner, Front gegen Schlesien, habe das Infanterie-Feuer weit vor dem Geschützfeuer gehabt, auch hätte ich Infanterie-Linien avanciren sehen. Somit hätte ich geglaubt, das 1. Korps (Bonin) werde zurückgedrängt. Was mir aber unerklärlich gewesen, sei, daß über den Oestreichischen Linien häufig Shrapnels in der Luft platzten, und wir hätten doch keine solche Geschosse. „Also", sagte er, „waren die Truppen siegreich, bei denen die Shrapnels platzten?" „Ja", sagte ich. „Das will ich Ihnen erklären. Das

Garde-Korps schlägt sich Front gegen Schlesien, denn es ist im Rücken von Gablenz bei Eipel übergegangen, die Oestreicher schlagen sich südlich von Trautenau mit dem Rücken gegen Schlesien. Was Sie für die Oestreicher hielten, ist das Garde-Korps, und das war also, als Sie das Gefecht sahen, im Vortheile.“ Das Alles wurde ebenfalls mit einer Ruhe besprochen, als ob es sich um ein Butterbrod oder eine Pfeife Tabak handelte.

Nach einiger Zeit verstummte der Kanonen-Donner von Skalitz. Es war sehr heiß, und auf der Spitze des Berges eine Windstille, daß ein Schwefelholz an dem man seine Cigarre anzündete mit senkrechter Flamme brannte, wie in der Stube.

Mit einem Male hörte man Donner links von Skalitz und sah Staubwolken, die sich auf Nachod zu bewegten. Der Kronprinz richtete sein Glas hin und rief den Englischen Obersten Walker zu sich. „Lassen Sie uns Englisch sprechen, damit Niemand verstehe, daß ich Besorgnisse äußere. Sie haben mehr Erfahrung im Kriege, als ich. Rührt dieser Staub von marschirenden Truppen her?“ — „Zweifellos“ sagte Walker — „dann ist Steinmetz geschlagen, und zieht sich fechtend nach der Grafschaft Glatz zurück“ — „das ist auch meine Meinung“ sagte Walker. Ich breitete die Karte aus, orientirte sie, und sagte nach 5 Minuten: der Staub hat sich in 5 Minuten ½ Meile weit fortbewegt, so schnell können Truppen selbst in der Flucht nicht laufen. Der Staub kann also nicht von marschirenden Truppen herrühren.“ — „Was soll es sonst sein?“ sagte er ruhig. Wir haben ja „Windstille.“ — Ich blieb die Antwort schuldig, denn ich konnte mir die Erscheinung auch nicht erklären. — Bald darauf kam eine dicke Staubwolke auf der Chaussee von Jaromirz-Skalitz her auf uns zu. — „Das ist Prinz Albrecht (Sohn) mit der schweren Garde-Kavallerie-Brigade, den ich zu Steinmetz geschickt, in voller Flucht“ sagte der Kronprinz besorgt und doch lächelnd. „Am liebsten ritte ich hin, aber ich muß hier erst eine Meldung von Steinmetz abwarten.“ — Jetzt wurde ich unruhig. Ich fragte den Kronprinzen, ob ich mit den 5 Kompagnien und 5 Batterien das Defilé von Kosteletz zur Vertheidigung und Aufnahme besetzen dürfe.

„Lassen Sie die Truppen noch erst ruhig essen. Der Staub ist noch 1½ Meile entfernt. Unter 2 Stunden kann kein Feind hier sein. Wir haben noch eine Stunde Zeit, ehe wir die Truppen stören müssen.“ Bald näherte sich uns der Staub mit Windes-Eile, und wir konnten unter dem Staube die Chaussee sehen und feststellen, daß sich Niemand darauf bewegte, und wenige Minuten darauf waren wir in einen Wir-

belsturm eingewickelt, der es uns schwer machte, auf der Höhe auszuhalten. Dazu donnerte es heftig ohne Regen. Es war ein trocknes Gewitter.

Als der Sturm nachließ, kam eine Meldung von Steinmetz, daß er Skalitz genommen habe und der Feind abziehe. „So nun kann ich die Verwundeten in Kosteletz besuchen" sagte der Kronprinz, und entließ mich aus meinem Reserve-Verhältniß, mit der Erlaubniß, dem Garde-Korps über Eipel nachzumarschiren.

Während unseres vielstündigen Aufenthalts auf der Höhe von Kosteletz hatte ich dem General von Blumenthal bewundernd über die Seelenruhe des Kronprinzen gesprochen. „Na den sollten Sie noch kennen lernen, sagte B. Als ich ihm das Marsch-Tableau zum Ueberschreiten der Grenze zur Genehmigung vorlegte, und auf die Gefahren aufmerksam machte, die wir liefen, wenn Benedek über die einzelnen Korps mit vereinter Macht herfiele und sie nach einander vernichtete, antwortete er mir: „Halten Sie mich für ein kleines Kind, daß Sie mir das erst sagen. Das habe ich längst erkannt. Doch was liegt an der einen Armee. Steht doch ganz Preußen in diesem Kriege auf dem Spiele. Wird meine Armee geschlagen, so kehre ich lebend nach Schlesien nicht zurück.""

Noch eine Aeußerung des Kronprinzen bei Königgrätz sei hier angeführt. Ich ritt meinen Batterien voraus auf die Höhe von Chotieborek um mich zu orientiren. Dort hielten die Stäbe des Kronprinzen und des Prinzen von Würtemberg. Der Erstere sagte mir: „Fritz Carl gehts nicht gut. Er braucht Hülfe. Ich habe zwei Wege. Entweder ich marschire zu ihm, ihn zu unterstützen. Dann komme ich aber zu spät. Drum schlage ich lieber den andern Weg ein, und greife gerade aus an. Sehen Sie diese Baumgruppe über Horenowes. Sie bildet den rechten Flügel des Feindes. Sie wird rechts gelassen. Ich will den Hund in den Schwanz kneifen." Ich unterlasse alle Kommentare.

Kraft Prinz zu Hohenlohe Ingelfingen.

Politische Correspondenz.

Die Kreuzzeitung. — Rußland, die Balkanstaaten, Oesterreich. — Die Rückkehr des Deutschen Kaisers. — Italien. — Die Revolution in Brasilien. — Frankreich.

Berlin, Ende November 1889.

Unter der Ueberschrift: „Ueber die Größe von Armeen" brachte die Kreuzzeitung in ihrer Morgennummer vom 9. November einen Leitartikel, der sich mit der politischen Korrespondenz der Preußischen Jahrbücher beschäftigte, und zwar mit dem Theil derselben, der regelmäßig mit ω unterzeichnet ist. Es handelt sich um einige Bemerkungen im Septemberheft dieses Jahres aus Anlaß des französischen Wehrgesetzes. Der Mitarbeiter der Kreuzzeitung hat diese Bemerkungen bis zu dem höchst möglichen Grade mißverstanden, obwohl sie in ihrer Kürze nicht an Undeutlichkeit litten. Das Mißverständniß scheint aber daher zu kommen, daß der Mitarbeiter eine ärgerliche Voreingenommenheit gegen den Herausgeber der Jahrbücher hegt, der an jenen Bemerkungen ganz unschuldig war. Weshalb die Kreuzzeitung im November auf eine Bemerkung vom September zurückkommt, rechtfertigt sie damit, daß eine Anzahl Blätter unsere Bemerkungen gegen die deutsche Kriegsverwaltung ausgebeutet haben sollen. Wir haben davon nichts bemerkt, glauben es aber natürlich, wenn die Kreuzzeitung es sagt.

Was hatten wir denn gesagt? Wir hatten uns mit dem Einwand beschäftigt, der von militärischer Seite vielfach erhoben wird, daß die immer größeren Zahlen flüchtig ausgebildeter Soldaten in den feindlichen Armeen nicht zu fürchten seien. Diesem Einwand gegenüber wiesen wir auf den Gedanken hin, welchen Gambetta und neuerdings immermehr gewisse panslavistische Fanatiker bei der endlosen Vermehrung der Heere auf Kosten der Tüchtigkeit im Auge haben. Es ist die Rückkehr zu einer ganz barbarischen Kriegführung. Indem wir diesen Gedanken als einen brutalen Traum unmilitärischer Köpfe oder auch wilder Begeisterung kennzeichneten, warnten wir doch, ihn zu verlachen, namentlich warnten wir vor einer gewissen Prahlerei, welche das deutsche Volk in den Traum wiegt, die Ueberlegenheit der Zahl könne ihm niemals entrissen werden. Vielleicht kann uns die Ueberlegenheit an vollkommen ausgebildeten Soldaten nicht entrissen werden, diese kommt aber bei der Kriegs-

methode, von der im Lager unserer Feinde jetzt geträumt wird, nicht in Betracht. Solchen Gedanken gegenüber schlossen wir mit dem Ausdruck des Vertrauens auf das deutsche Genie und dessen fernere Arbeit, welche prüfen werde, ob wir auf die successiv schnellste Verwendung der Millionen von Soldaten, die wir ausgebildet haben, organisatorisch genügend vorbereitet sind. In der That hat unsere Kriegsverwaltung die Vervollkommnung der Organisation sofort in Angriff genommen.

Was will nun der Kreuzzeitungsmann von uns? Er entwickelt eine unglaubliche Konfusion. Er fühlt sich versucht, über unsere Warnung zu lachen, daß man über jene feindlichen Massenaufstellungen nicht lachen solle, und begründet seine Heiterkeit damit, daß Deutschland, wenn es gezwungen sein sollte, gegen Osten und Westen auch nur so stark wie 1870 aufzutreten, gerade nur so viel Streitmittel übrig behalten werde, um die Festungen zu besetzen und die Küsten zu bewachen. Wenn das so ist, über was kann dann der Mann lachen, wenn nicht über sein eigenes Irrereden? Dann beschuldigt er uns, wir hätten die Massenmanöver mit Millionen, an welche nicht gedacht worden sei, lächerlich machen wollen. Vorher aber sagt er: „unsere gesammte Militärverwaltung, auch Graf Moltke, scheint doch an die Thorheit der Manövrirfähigkeit von Millionen geglaubt zu haben, sonst würden sie die Militärvorlagen nicht eingebracht haben.“ Ja welchen von seinen widersprechenden Gedanken hält denn nun der Verfasser für richtig?

Was uns betrifft, so glauben wir nicht an die Manövrirfähigkeit von Millionen, aber wir werden jederzeit unsere Militärverwaltung unterstützen, Millionen bereit zu stellen; denn wie man sie kriegsgemäß verwendet, weiß Niemand besser als unsere Militärverwaltung. Wir selbst hatten ausdrücklich von der successiv schnellsten Verwendung gesprochen.

Zum Schluß warnt uns der Kreuzzeitungsmann, den Männern, welche die Religion in die Massen tragen, Schlingen zu legen und Knüppel auf Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Wovon in aller Welt mag der Mann da geträumt haben?

In der Religion nehmen wir es hoffentlich noch mit ihm auf und zeigen ihm dies damit, daß wir den einzigen richtigen Gedanken, den er ausspricht, loben, d. h. in altdeutscher Sprache: vertreten. Er sagt: die Wildheit pflege nach den ersten kalten Biwaks sehr abgekühlt zu sein und sich nicht wie Spirituosen zu konserviren. Das hat zwar ein gewisser Goethe noch schöner gesagt:

Begeisterung ist keine Heringswaare,
Die man einpökelt auf viele Jahre.

Aber man darf auch einen schönen und richtigen Gedanken nicht übertreiben. Die Wildheit, die kriegerischen Massen künstlich eingeimpft worden, trägt nichts bei zu den großen und dauernden Erfolgen. Aber schädliche und traurige Wirkungen kann sie dennoch haben.

Indem wir den Mitarbeiter der Kreuzzeitung, mit dem das Blatt wieder einmal Unglück gehabt hat, einen frommen Mann sein lassen, sprechen wir

doch unsere Verwunderung aus, daß das Blatt gerade diese Correspondenzen hier zum Ziel ungeschickter Angriffe machen läßt, in denen die Kreuzzeitung häufig Uebereinstimmung und Unterstützung für manchen ihrer neuerdings in der auswärtigen Politik vorgetragenen Gedanken finden könnte. Das Blatt mag sich indeß so stark fühlen, daß ihm jede Unterstützung entbehrlich ist.

* * *

Am 20. November hat man in Petersburg den angeblich 500jährigen Jubeltag der Einführung der Artillerie in Rußland gefeiert. Bei dieser Gelegenheit hat der Kaiser eine Ansprache an die Artillerieoffiziere gehalten, worin er die Ueberzeugung aussprach, daß die Artillerie wie die gesammte Armee sich auf den Schlachtfeldern ebenso wie früher auszeichnen werde. „Gott gebe nicht“, setzte er hinzu, „daß dies bald geschehe, ja der Herr bewahre uns vor dieser schweren Prüfung. Wenn aber u. s. w.“ Ob dieser Worte herrscht großer Jubel in der friedenssehnsüchtigen Presse. Bekanntlich posaunt ein Theil dieser Presse alle angeblichen Friedenssymptome aus, weil er das wirkliche Friedensbedürfniß vertritt. Ein anderer Theil posaunt womöglich noch kräftiger, weil er die wahre Lage verbergen möchte. Die Völker sollen nichts sehen noch hören, als die Posaunen. Leider spüren sie es täglich an ihrem Geldbeutel, was die unausgesetzten Kriegsrüstungen kosten. Sie spüren es nicht bloß an dem, was ihnen der Steuererheber abfordert, sondern noch mehr an der vielfachen Erwerbsstörung. In vielen Zweigen blüht ja das Geschäft, namentlich in denen, welche unmittelbar oder mittelbar durch den Bedarf der Kriegsrüstungen beeinflußt sind. Die Börse macht ab und zu die gewagtesten Operationen. Aber trotz alledem herrscht keine gesunde, gesicherte Geschäftslage, kein natürlicher Aufschwung. Man lebt überall von der Hand in den Mund, operirt überall nur für den Augenblick. Wie könnte man anders, da täglich aus Rußland eine Nachricht verzeichnet wird, sei es über die Vorbereitung einer Anleihe, sei es über eine strategische Bahn, sei es über neue Truppenverlegungen an die deutsche oder österreichische Grenze, sei es über die Bildung neuer Truppenkörper u. s. w. u. s. w. Unter diesen Umständen haben die Worte des Kaisers von Rußland dieselbe Bedeutung, wie wenn bei den Vorbereitungen zu einer hochgefährlichen Operation die Angehörigen des zu Operirenden ausrufen: Gott gebe, daß die Operation nicht nöthig ist, daß das Leiden durch ein Wunder noch von selbst verschwindet! Aber die Friedenspresse jubelt und wir jubeln mit. Denn was kann man beim Herannahen eines furchtbaren Momentes Besseres thun, als die nächste Zukunft vergessen? Wohl gemerkt, wenn alle Anstalten, ihr zu begegnen, vollkommen getroffen sind. Daß dies geschehen, darauf müssen wir vertrauen. Daß wir im nächsten Jahr noch den Frieden behalten, dafür haben wir zunächst das Wort der deutschen Thronrede vom 22. Oktober. Wir können es aber außerdem aus dem Stand der russischen Rüstungen entnehmen. Rußland braucht, um den Krieg zu beginnen, noch viel Geld, verschiedene Eisenbahnen und zweite Geleise, bedeutende Organisationen, namentlich seiner Reserve. Was es aber vor allem braucht, das ist die Voll-

endung seines Kriegsapparates auf der Balkanhalbinsel, mit welchem Oesterreich lahm gelegt werden muß. Sehr wichtig in diesem Kriegsapparat ist das Königreich Rumänien. Wir kommen da wieder an eins der interessanten Länder, die wir bisher noch nicht in den Kreis unserer Betrachtung gezogen. Wir müssen zum Verständniß der dortigen Lage etwas weit ausholen, werden uns aber möglichst kurz fassen.

Im April v. J. reichte das langjährige Ministerium Johann Bratiano seine Entlassung ein, gezwungen durch Straßenaufstände, nachdem es aus Anlaß einer neu gewählten Deputirtenkammer dasselbe schon im Anfang März gethan. Die Feinde dieses Ministeriums, dessen Partei sich die nationalliberale nannte und in der That eine gewisse Aehnlichkeit mit den deutschen Nationalliberalen hat, bestanden aus einer Coalition der Bojarenpartei mit den äußersten Radikalen. Dergleichen Coalitionen sind einmal das Schicksal der parlamentarisch regierten Länder. An die Stelle des Ministeriums Bratiano trat das Ministerium einer Partei, die man als die Freikonservativen Rumäniens bezeichnen kann. Dort heißen sie Junimisten. Nach einem Jahr aber mußte das Ministerium dieser Partei einem Ministerium der Bojarenpartei Platz machen, einer Partei, deren Sehnen gerichtet ist auf die Zustände, wie sie etwa bestanden zur Zeit der türkischen Oberhoheit und des russischen Protektorates, als das Königreich Rumänien noch aus den getrennten Fürstenthümern Moldau und Walachei bestand. Damals wählte die Pforte für jedes dieser Fürstenthümer einen Hospodaren, der Rußland genehm sein mußte. Die Hospodaren wurden auf Zeit ernannt und aus den Söhnen der reichen Griechenfamilien gewählt, deren Erziehungsanstalt das sogenannte Phanar in Constantinopel war. Daher hießen die Zöglinge Phanarioten. Diese Zöglinge machten denselben Kreislauf des Lebens durch, wie das Mottenthier. Sie wurden als Eier in das Phanar gelegt, krochen daraus als Hospodare, d. h. als Mottenraupen hervor, fraßen sich sehr fett, puppten sich ein und flogen als Schmetterlinge, d. h. als Bojaren auf. Die Bojarensöhne kamen dann wieder ins Phanar, und so erneuerte sich der Kreislauf. Das waren schöne Zeiten für die Motten, und man begreift, daß die in ihrem natürlichen Kreislauf gehemmten Geschöpfe sich sehr nach dieser Zeit zurücksehnen, deren Rückkehr sie von Rußland erhoffen. Der radikale Pöbel, der vom russischen Rubel lebt, auf Theilung der Güter und dergleichen hofft, schreit ebenfalls nach dem russischen Zaren, der seine Wünsche befriedigen wird. So sagt ihm wenigstens Herr Hitrowo, der russische Gesandte in Bukarest.

Wie verhielt sich aber der König Karol, wie man ihn dort nennt, bekanntlich ein Sproß des fürstlichen Zweiges der Hohenzollern, zu einem Bojarenministerium? König Karol hat, ungefähr wie der kürzlich gestürzte Kaiser von Brasilien, Dom Pedro II., seit seiner Wahl zum Fürsten von Rumänien unverbrüchlich den Grundsatz befolgt, jeder Partei die Zügel zu überlassen, welche die Mehrheit in der Kammer besitzt. Gegen Bratiano, der sehr lange gewissermaßen als allmächtiger Minister regiert hatte, hegte der König eine gewisse

Abneigung und sah daher seinen Sturz vielleicht nicht ungern. Aber er irrte sich sehr, wenn er meinte, jeder beliebige Minister könne erreichen, was einem so hochbefähigten Staatsmann wie Bratiano möglich gewesen, war: die Anarchie der Parteien eines unentwickelten, halb barbarischen Landes niederhalten. Als das junimistische Ministerium durch die Ränke eines habsüchtigen Intriguanten in seiner Mitte nach einjähriger Amtsführung zum Abtreten gezwungen worden, mußte der König ein Ministerium annehmen, das auf die Vernichtung seines eigenen Werkes ausging. Denn im Verein mit Bratiano hatte der König seit dem Berliner Frieden die Emanzipation von Rußland, den Anschluß an Oesterreich, die Verstärkung und Vervollkommnung der Armee durchgesetzt. Der bedeutendste Schritt war aber die großartige Anlage der Befestigung von Bukarest. Zu ihrer Entwerfung hatte Bratiano den belgischen General Brialmont, den Festungsbaumeister Antwerpens, berufen; einen deutschen Offizier hätte er ja nicht berufen können, ohne die äußerste Verstimmung in Petersburg hervorzurufen. Brialmont entledigte sich seiner Aufgabe in vorzüglicher Weise. Man behauptet, daß durch seine Anlage um die rumänische Hauptstadt ein befestigtes Lager entstehen werde, das einer Armee von 200000 Mann als Stützpunkt dienen könne. Aber die Befestigung kam ins Stocken und ist nicht vollendet. Manu, der Kriegsminister des bojarischen Kabinets Catargiu, trat für die Vollendung der Befestigung ein und erhielt zu diesem Zweck einen bedeutenden Kredit. Allein aus der Vollendung ist nichts geworden, noch weniger aus den Befestigungswerken am Pruth und anderen Stellen. Man weiß nicht recht, ob Manu seine Forderung unter dem geheimen Widerspruch Catargius gestellt hat, oder ob er selbst es nicht redlich gemeint. Er steht allerdings nicht in diesem Ruf. Jetzt hat nun Catargiu weichen müssen. Aber ein Theil des Kabinets, darunter der Kriegsminister, ist geblieben und nur einige Mitglieder sind durch Junimisten ersetzt worden. Die Krisis entstand, weil Catargiu, der auf die Mehrheit der Kammer nicht rechnete, sogleich auflösen wollte, was ein Theil seiner Kollegen nicht zweckmäßig fand, der für richtig hält, erst den Konflikt mit der Kammer abzuwarten. So stellt man die Sache dar. Dahinter steckt aber doch wohl Catargius zu große Russenfreundlichkeit, obwohl sich seine Anhänger in Petersburg und in Bukarest um die Wette bemüht haben, ihn als nicht russenfreundlicher darzustellen, als der rumänische Patriotismus erlaubt. Wir werden nun sehen, ob die Befestigungsarbeiten wieder in Gang kommen. Bemerkenswerth ist aber folgender Vorfall. Als der König vor ungefähr zwei Jahren die Moldau besuchte, wo die Bojarensitze am zahlreichsten und der Bojareneinfluß am mächtigsten ist, fand er dort die denkbar schlechteste Aufnahme. Jetzt hat er die Moldau wiederum besucht, um diesem Lande den Thronerben vorzustellen, seitdem dieser seinen Wohnsitz nach Rumänien verlegt hat. Dies Mal war die Aufnahme eine sehr gute. Ist das vielleicht der Dank für die von Catargiu vollzogene Annäherung an Rußland? Wir wissen natürlich nicht, was man nicht einmal an Ort und Stelle sicher wissen wird. Die eigentliche Frage Rumäniens ist, ob die Bojarenpartei über kurz oder lang den Entschluß

finden wird, dem König Karol das Schicksal des einstigen Fürsten Alexander von Bulgarien zu bereiten. Es handelt sich nicht allein darum, den Entschluß zu fassen, auch nicht allein darum, ihn geschickt auszuführen, sondern vor allem darum, ihn im rechten Augenblick auszuführen. Einstweilen haben wir zuzusehen, wie dieser Faden der großen russischen Aktion fortgesponnen wird. Hier haben wir uns jetzt nach dem serbischen Faden umzusehen.

Dort ist, wie schon mehrfach berührt, die merkwürdige Wendung eingetreten, daß die in der Skupschtina und im Ministerium vorherrschende radikale Partei zwar nach wie vor russisch ist, aber darum noch nicht geneigt, den russischen Kriegsplänen zu dienen. Diese Rolle hat die sogenannte liberale Partei übernommen, eine nicht sehr zahlreiche Partei, deren Haupt aber der begabteste Staatsmann Serbiens, der Regent Ristitsch ist, derselbe Mann, den König Milan als Gegengewicht gegen die reinrussische Partei eingesetzt hatte, wofür er die Radikalen hielt. Ristitsch hütet sich natürlich sehr, seine Karten aufzudecken. Oeffentlich erscheint er jetzt nicht als das Haupt der liberalen Partei. Das öffentliche Werkzeug Rußlands ist das Haupt der serbischen Kirche, der Metropolit Michael. An seinem Namensfest wurde er kürzlich mit kostbaren Geschenken aus Rußland überschüttet. Unter diesen Umständen hat das Auftreten der Exkönigin Natalie in Belgrad alle Bedeutung verloren. Sie hat aufgehört, das Werkzeug zu sein, durch welches Rußland eines Tages Serbien für seine Zwecke in Bewegung setzen will. Gleichwohl kam Milan in diesem Monat nach Belgrad, aber nicht, um gegen Nataliens Herrschaftspläne zu wirken, sondern um seinen Sohn, den unmündigen König, in der gefährlichen Lage, worin sich dieser befindet, nicht unter Nataliens Einfluß geraten zu lassen. Zu einer Vereinbarung über die Regelung des Verkehrs zwischen Mutter und Sohn scheint es auch dies Mal nicht gekommen zu sein. Milan ist wieder abgereist, es scheint aber wenigstens, daß der junge König in der Befolgung der väterlichen Rathschläge befestigt worden ist. Vielleicht hat Milan seinen Sohn auch vor Ristitsch gewarnt oder ihm gerathen, wie er Ristitsch aus dem russischen Fahrwasser ziehen kann. Denn Rußland, das ist einmal beschlossene Sache und vielleicht eine gegebene Nothwendigkeit, will ebensowenig, wie durch Natalien, durch Ristitsch in Serbien herrschen, sondern durch den Fürsten von Montenegro und dessen Schwiegersohn, einen Prätendenten des serbischen Thrones. Ueber 6000 Montenegriner sind kürzlich in Serbien eingewandert aus Hungersnoth. Wir glauben an diese Hungersnoth, aber auch daran, daß diese 6000 Montenegriner ein tüchtiger Vortrab sind.

Haben wir jetzt das russische Operationsfeld gegen Oestreich erschöpft? Leider nein, denn dieses Feld dehnt sich bereits bis nach Böhmen aus.

Diese Korrespondenzen haben aus mehrfach erwähnten Gründen sich selten mit den Verhältnissen Oestreich-Ungarns beschäftigt. Ein Blick auf Böhmen wird heute nöthig. Der Leser kennt wenigstens in den allgemeinen Umrissen den seltsamen Kampf, der dieses Land erfüllt. Bevölkert von Tschechen und Deutschen, von denen die ersteren die Mitte des Landes fast in einer kompakten

Masse bewohnen, ist zwischen den beiden Nationalitäten der schlimmste Hader ausgebrochen, weil der Tscheche den Deutschen entweder aus dem Lande herauswerfen oder ihn tschechisiren möchte. Der Streit, um von der älteren Geschichte zu schweigen, datirt in seiner jetzigen Gestalt vom Jahr 1848. Anfangs handelte es sich bloß um die Gleichberechtigung der tschechischen Sprache in den überwiegend tschechischen Bezirken, jetzt handelt es sich längst um die Erhebung dieser Sprache zur Landessprache. Man will das Deutsche noch nicht, wie die Russen in den Ostseeprovinzen thun, aus dem amtlichen Verkehr verbannen, aber es soll auch nirgend allein ausreichen. Alle Behörden sollen tschechisch verstehen, damit jeder Tscheche eine Eingabe und Verhandlung in seiner Sprache anhängig machen kann; alle Bescheide sollen entweder zweisprachig abgefaßt sein oder, wenn nur in einer Sprache, dann in der tschechischen. Man will die Deutschen aus den öffentlichen Aemtern, wo es nur angeht, verdrängen. Alle diese Ansprüche sucht man zu stützen und zu sichern durch ein angebliches böhmisches Staatsrecht, wonach Böhmen ein selbständiges Reich unter der habsburgischen Krone, aber nicht einen Teil der östreichischen Monarchie bilden soll, der von einer Centralregierung abhängig ist. Man hat das Vorbild Ungarns vor Augen und will es erreichen. Merkwürdigerweise steht der ehemals deutsche Adel Böhmens, wenn nicht an der Spitze, doch inmitten dieser Bewegung. Die auffallende Erscheinung läßt sich am besten auf folgende Weise erklären. Die Kavaliere und Beichtväter haben einst den Staat regiert, die Kavaliere meinen jetzt, daß sie in einem centralisirten Oestreich mit parlamentarischen Institutionen die erste Rolle nicht behaupten können. Dagegen ein selbständiges Kronland Böhmen hoffen sie nach ungarischer Art beherrschen zu können, obwohl sie sehen könnten, daß das aristokratische Regiment selbst in Ungarn eine Einschränkung nach der andern hinnehmen muß, eine Thatsache welche beiläufig den wüthenden Kampf der ungarischen Aristokratie gegen das Ministerium Tisza erklärt. Die böhmischen Latifundienbesitzer indes beliebten dies nicht zu sehen und hofften, nach Art ihrer ungarischen Standesgenossen durch Demagogen, Klerikalismus und Pöbelaufreizung zum Ziel zu kommen. Da hat sich nun innerhalb der tschechischen Nationalität eine merkwürdige Scheidung vollzogen. Die ursprünglichen Urheber der tschechischen Bewegung marschirten immer im Gefolge der Kavaliere und Klerikalen. Jetzt sind sie plötzlich zu „Alttschechen“ geworden, weil sich eine jungtschechische Partei aufgethan hat. Fälschlicherweise hat man diese Partei eine Zeit lang für die schärfere Tonart der Alttschechen gehalten. Das ist sie ganz und gar nicht, sondern sie hat einen eigenen Inhalt. Die Jungtschechen sind religiös freisinnig, bildungsbedürftig und demokratisch. Die Alttschechen sind aristokratisch, klerikal und, obwohl sie die Gelehrsamkeit zur angeblichen Begründung ihrer Ansprüche brauchen, bildungsfeindlich, wenigstens was das Volk anlangt. Wenn die Alttschechen zurückgreifen auf das Böhmen, das von den Jesuiten nach der Schlacht am weißen Berge rekatholisirt und in welchem durch große Güterkonfiskationen des einheimischen Adels ein fremder Adel mit großen Latifundien

ausgestattet wurde, so greifen die Jungtschechen auf die Tradition der hussitischen Zeit zurück, indem sie die Zeit zwischen dem 15. und 17. Jahrhundert, zwischen der hussitischen Revolution, dem Eindringen der Reformation im 16. Jahrhundert und der Gegenreform im 17. Jahrhundert überspringen. Sie wollen das letztere Ereigniß rückgängig machen durch die Rückkehr zur hussitischen Zeit. Das ist eine jener phantastischen Blasen, wie sie eine Zeit aufwirft, die überall das Selbstgefühl der Volksmassen schärft und andrerseits ebenso die Aufgabe hat, große Gemeinwesen zu bilden, welche der Centralisation nicht entbehren können.

Die Neuhussiten müßten ihre natürliche Anlehnung bei dem deutschen Liberalismus suchen, der ihnen die Rechte ihrer Sprache und Nationalität nicht verweigern würde und könnte. Statt dessen richten sie, eine demokratische Partei, ihre Augen auf den Panslavismus, diese tolle Ausgeburt der übertriebensten Centralisation. Damit machen sie sich freilich zu unsern ärgsten Feinden. Aber sie brauchten es wahrlich nicht zu sein. Sie sollten sich nur einmal klar machen, ob sie den österreichischen Staat beherrschen können und ob der kirchliche und politische Despotismus des heiligen Rußland der Bundesgenosse ist, der sie an ihre Ziele führen kann. Einstweilen sind sie dem Panslavismus ein nützlicher Bundesgenosse und in ihrer Verblendnng haben sie schon mehrfach gedroht, im Kriegsfall auf russischer Seite zu stehen. Sie sind die heftigsten Gegner des deutschen Bündnisses. Sie können damit ihre Sache nur verderben, einstweilen haben sie sich mit dem feudalen Tschechenthum öffentlich verfeindet. Sie verlangten, übrigens mit vollem Recht, daß neben andern verdienten Männern Böhmens das Bildniß von Johann Huß am Gebäude des neuen böhmischen Nationalmuseums angebracht werde. Darauf haben sie die Absage der klerikalen Aristokratie empfangen. Wir Deutsche im Reich würden in der That in Verlegenheit sein, wenn wir einem dieser streitenden Theile unsere Sympathie zuwenden müßten. An russischen Sympathien hat es im böhmisch-feudalen Lager auch nie gefehlt. Wir müssen abwarten, welche von diesen beiden Parteien zuerst das Vernunftgebot erkennt, der österreichischen Monarchie und damit der deutschen Nationalität in Oesterreich zu geben, was ihr gebührt, wenn die österreichische Welt sich nicht in ein Chaos auflösen soll.

* * *

Der deutsche Kaiser und seine Gemahlin kehrten am 15. November von den Vermählungsfestlichkeiten in Athen und von dem Besuch des Sultans in ihre Residenz bei Potsdam zurück. Im Ausland wie im Inland hat man viel über diese Reise politisirt, namentlich die russische Presse zeigte eine merkwürdige Erregung. Schließlich bleibt es doch dabei, daß die Reise, wie sie nicht unternommen wurde, um politischen Zwecken zu dienen, so auch keine Aenderung der politischen Situation Europas herbeigeführt hat. Allerdings konnte, indem der Besuch bei dem Sultan nicht unterlassen wurde, in dessen Nähe durch die Theilnahme an der Vermählungsfeierlichkeit in Athen der Kaiser sich befand, eine bestimmte Wirkung nicht ausbleiben. Die Thatsache, daß die Türkei durch die

Verträge in die europäische Rechtsordnung eingefügt ist, hat durch das Erscheinen des deutschen Kaisers in Constantinopel eine erneuerte Bekräftigung empfangen. Der deutsche Kaiser, der soeben die Gastfreundschaft des Sultans angenommen, kann nicht gleichzeitig auch nur stillschweigend Abmachungen gutheißen, welche die Verminderung des türkischen Länderbestandes zum Zweck haben. Der Staatssekretair des auswärtigen Amtes hat denn auch in der einzigen politischen Aeußerung, die er in Constantinopel zu thun ermächtigt worden, die Aufrechthaltung der Verträge sehr lebhaft betont und damit bei den Staatsmännern der Pforte große Befriedigung hervorgerufen. Weniger befriedigend haben diese Aeußerungen in Athen gewirkt, wo sie in ganz gleichlautender Weise gefallen sind. Die Akropolis, ein dortiges Blatt, wußte von einer Unterredung des deutschen Staatssekretärs mit dem griechischen Minister Herrn Trikupis zu berichten, in welcher, wenn sie echt, Herr Trikupis sich als einen Mann höchst schlagfertigen Geistes gezeigt hat. Er soll unter Anderm bemerkt haben: was die Hoheitsrechte des Sultans über Kreta betreffe, so erkenne Griechenland dieselben ebenso an, wie die Mächte die Hoheitsrechte des Sultans über Tunis, Egypten, Cypern, Ostrumelien und Bosnien anerkennen. Das ist wirklich eine ausgezeichnete Antwort, wenn sie gefallen ist. Nur kann der geistreiche Mund seines Ministers Griechenland nicht der gewiß unerwünschten Nothwendigkeit entheben, vorläufig die Türken auf Kreta und anderwärts in Ruhe zu lassen. Denn die unvermeidliche Gegenwehr der Türkei könnte Griechenland nicht pariren, diejenige Großmacht aber, welche ihm zu Hülfe eilen wollte, könnte damit die Urheberin des europäischen Krieges werden, dessen Urheberschaft jede Macht mitten unter all den Rüstungen im Voraus von sich abzuwälzen sucht.

* * *

Am 25. November hat König Humbert die regelmäßige Session der italienischen Kammern mit einer Thronrede eröffnet, die so ziemlich den einstimmigen Beifall Europas gefunden hat. Herr Crispi, man muß es immer von neuem erkennen, ist ein ungewöhnlich geschickter Staatsmann. So glücklich wie er, mit solchem Instinkt, das Rechte im rechten Augenblick zu thun, operirt in Europa nur noch der Fürst Bismarck. Man muß aussprechen, daß der deutsche Staatsmann, wie eine weit längere Laufbahn, so auch eine weit schwerere Arbeit hinter sich hat, aber Crispi, der oft gesagt, daß er den deutschen Kanzler sich zum Vorbild erwählt, hat dem Vorbild wirklich einige innere Eigenschaften abgestohlen. Wir dürfen dreist das Wort anwenden, welches wir gern vom Künstler gegenüber der Natur gebrauchen. Weil es sich um ein Nachahmen handelt, sprechen wir von stehlen, aber wir wissen recht gut, daß es ein Schaffen nach der Natur, nicht etwa ein äußerliches Wiederholen ist. Die Tadler des Fürsten Bismarck werden sogar finden, daß dem italienischen Staatsmann die Palme gebührt, denn er ist zugleich das Muster eines parlamentarischen Ministers. Was diesen Vorzug anlangt, so wollen wir nur bemerken, daß die Parteien, welche im Reichstag dem Fürsten Bismarck die Majorität verschaffen,

ganz ebenso wie die italienischen Patrioten, welche dasselbe für Herrn Crispi thun, oft ihre eigene Meinung unterordnen, weil sie von der Unentbehrlichkeit des Staatsmanns überzeugt sind. Der Unterschied beschränkt sich wesentlich darauf, daß Herr Crispi seine Superiorität in verbindlicheren Formen übt. Wir wollen den Wert der Methode nicht unterschätzen, als Herrin des Landes eine Majorität anzureden, die bei dem ersten Versuch selbständiger Aktion in tausend Stücke gehen würde. Bei uns spricht man nur von dem Willen des Monarchen. In beiden Methoden steckt ein gutes Stück Heuchelei. Welche Heuchelei besser oder erträglicher ist, das ergiebt sich für jedes Land aus seiner Geschichte. Es damit nicht zu weit zu treiben, dürfte hier wie dort sich empfehlen. Man könnte an dem einen Ort die Entdeckung machen, daß man die Diktatur nicht entbehren kann und daß man sie unverbrämt ertragen muß, wenn das Parlament ungeschickt genug werden sollte, die Verbrämung nicht mehr zu liefern. Man könnte an dem andern Ort durch die Thatsache nicht minder überrascht werden, daß die immerwährende Schmeichelei dazu führt, mit der Autokratie Ernst zu machen.

Aber es ist Zeit, daß wir zur neuesten Thronrede des Herrn Crispi zurückkehren. Herr Crispi kündigt an, daß er die Aufhebung des Differentialtarifs vorschlagen will, mit welchem Italien die französische Einfuhr belastet hat. Er hofft, damit von Seiten Frankreichs die Nachfolge auf diesem Weg zu erreichen und entweder zu einem Handelsvertrag mit Frankreich oder gar zu einer allgemeinen Zollerniedrigung der europäischen Staaten zu gelangen. Gewiß ist der Augenblick zu einem solchen Schritt sehr günstig, und Herr Crispi erwirbt sich das Verdienst der Erste zu sein, der auf den Weg der Handelsverträge wiederum einlenkt. Zwar hat Frankreich durch seine letzten Neuwahlen eine überaus schutzzöllnerische Kammer bekommen, aber sollte infolgedessen Frankreich in die von Herrn Crispi dargebotene Hand nicht einschlagen, so bleibt die Schuld an der Fortdauer unnatürlicher Zustände auf Frankreich haften.

Ueberaus glücklich ist die Wendung, mit welcher Herr Crispi die Ankündigung der Aufhebung des Differentialtarifs schließt. Er sagt: „Durch die genannte Maßregel, durch die stete Befolgung einer ebenso festen wie würdigen Politik streben wir nach jener Ruhe der Gemüther, welche dem heitern Charakter des italienischen Volkes entspricht.“ Anmuthiger kann man sich nicht den eignen Landsleuten empfehlen und gleichzeitig dem Ausland Beruhigung gewähren. Hinsichtlich des allgemeinen Friedens jedoch wagt der Minister seinem König nur die Zuversicht in den Mund zu legen, daß der Friede gesichert zu sein *scheint*. Wenn dabei noch die Worte stehen „mehr als je“, so kann sich dies doch nur auf eine nicht zu lange Periode beziehen. In Betreff der innern Politik ist die Ankündigung des lang erwarteten Gesetzes über die kirchlichen Wohlthätigkeitsanstalten bemerkenswerth. Diese Anstalten, welche ungeheure Summen umfassen, die Frömmigkeit oder die Reue auf dem Todbett und andere Beweggründe der Art im Laufe der Jahrhunderte aufgehäuft haben, sind unter vollkommener Entfremdung von ihren Zwecken lediglich zu

den Ausgaben der päpstlichen Weltregierung verwendet worden. Sollte durch Staatsaufsicht die Einhaltung der Stiftungszwecke überwacht werden, so würden die Geldmittel des Papstthums eine gewaltige Lücke empfangen. Es kommt freilich alles auf den Wortlaut des Gesetzentwurfs an, der nach telegraphischer Meldung bereits eingebracht wurde. Diese Einbringung liefert aber den Beweis von Crispis Muth, auch den schwersten Aufgaben ins Auge zu sehen. Fortes fortuna juvat, sagt das Sprichwort. In diesem Augenblick empfängt der italienische Minister überall die Früchte seines Muthes. Die Staatseinnahmen haben gute Erträgnisse gegeben, in Abessynien hat ein Italien geneigter Häuptling den Thron bestiegen, der sogar einen Vertrag eingegangen ist, nur durch Italiens Vermittelung mit den europäischen Mächten zu verkehren. Das ist nicht mehr noch weniger als ein Protektorat. Auch an der Küste von Ostafrika hat Italien einen weiteren Strich in Besitz genommen, der vor den durch England neuerdings mit Beschlag belegten Gebieten liegt. Kurz, Italien zeigt im Innern und im Aeußern das Bild eines mit Glück aufstrebenden Volkes.

* * *

Zwischen dem 15. und 20. November wurde Europa durch die Nachricht überrascht, daß Brasilien seinen Kaiser entthront habe, den längst regierenden und zugleich einen der wohlwollendsten und begabtesten aller lebenden Herrscher. Ueberrascht konnte allerdings nur das größere Publikum werden, weil es bei dem Ueberfluß der Dinge, denen es seine Aufmerksamkeit zu widmen veranlaßt wird, das entfernte Brasilien aus dem Auge verliert, wenn nicht besondere Ereignisse von dort gemeldet werden. Da war nun ein solches Ereigniß, auf das man in den auswärtigen Kanzleien, soweit sie gut bedient sind, wohl nicht unvorbereitet gewesen ist. Brasilien wurde, seitdem es in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts sich von dem Mutterland Portugal getrennt und ein selbstständiger Staat geworden, durch eine Pflanzeraristokratie regiert, die Nachkommen jener portugiesischen Einwanderer, die einst durch die portugiesische Regierung bei der Eroberung des Landes mit reichlichen Ländereien ausgestattet worden. Die Arbeiten wurden von den als Sklaven eingeführten Negern besorgt. Die regierende Klasse bildete eine Oligarchie, so herrschsüchtig wie eine und keiner Idee oder Sache gehorchend, als ihrem materiellen Vortheil. Natürlich bildeten sich in dieser Oligarchie Faktionen, die ohne prinzipiellen Gegensatz sich um die Herrschaft stritten, um deren Vorteile auszubeuten. Die Oligarchie hatte, als sie nicht mehr von Portugal regiert sein wollte, sich einen eignen Monarchen und eine parlamentarische Verfassung gegeben. Als König Johann VI. durch eine Bewegung in Portugal dem Thron zu entsagen gezwungen worden, war sein Sohn, Dom Pedro, klug genug, dem portugiesischen Thron gleichfalls zu entsagen und sich mit dem Kaiserthron, den die Brasilianer zu errichten wünschten, zu begnügen. Aber Dom Pedro I. konnte mit der brasilianischen Oligarchie nicht auskommen und sah sich bereits 1831 genöthigt, dem Thron zu entsagen, als sein Sohn Dom Pedro II. noch nicht sechs Jahr

alt war, der indeß 1840 mit 15 Jahren die Regierung übernahm und 49 Jahre lang geführt hat. Dieser Kaiser hat so streng konstitutionell regiert, wie nur je ein parlamentarischer König. Wenn er dennoch bedeutenden Einfluß geübt hat, so war das das Verdienst einer unablässig an der eignen Bildung arbeitenden, in jeder Beziehung tadellosen und dabei höchst umsichtigen Persönlichkeit. Er ist dennoch dem Schicksal der Entthronung nicht entgangen. Er hatte nur zwei Töchter, von denen die älteste, die Thronerbin Isabella, mit dem Grafen von Eu, Sohn des Herzogs von Nemours, vermählt wurde.

Das Thronfolgerpaar wurde für die Oligarchie bald ein Gegenstand des Mißtrauens. Man sagte dem Grafen von Eu autokratische Neigungen nach und fürchtete, daß er, wenn seine Gemahlin zum Throne gelangt, das Regiment der Oligarchie einzuschränken versuchen werde. Dazu kam die Bigotterie der Kronprinzessin, die sie von ihrer Mutter, einer Tochter des Königs Franz I. von Neapel überkommen hatte. Nun war in Brasilien die Negersklaverei nicht minder wie bis 1860 in den Südstaaten der Union von den Pflänzern als domestical institution betrachtet worden. Aber die brasilianischen Pflanzer rühmten sich, daß sie ihre Sklaven weit besser, sogar wahrhaft väterlich behandelten. Bis zu einem gewissen Grade mag das der Fall gewesen sein, aber die „heimische Institution" wurde doch unhaltbar. Die Oligarchie hatte in ihre Verfassung alle möglichen Freiheiten aufgenommen, die sie natürlich nur für sich zu brauchen geglaubt hatte, weil sie nicht daran dachte, daß auch in Brasilien einmal ein sogenanntes Volk entstehen könnte. Nach und nach aber entstand aus eingewanderten Weißen eine, wenn auch nicht sehr zahlreiche Klasse von Gewerbtreibenden, Handwerkern u. s. w. Außerdem drang eine gewisse Bildung auch unter die Neger. Die Pflanzer mußten inne werden, daß es mit der Sklaverei nicht mehr gehen werde, daß an ihren Ersatz durch freie Arbeit gedacht werden müsse. Es bildete sich eine abolitionistische Partei aus den gewerbsmäßigen Schreiern und Demagogen unter den nicht sklavenbesitzenden Weißen. Zu ihnen gesellte sich eine Minorität der Pflanzer, die sich der Einsicht in die wachsende Gefahr des bestehenden Zustandes nicht verschließen konnte. Die Emanzipation der Neger war auf die Tagesordnung gesetzt. Unter des Kaisers Anleitung war ein sehr zweckmäßiger Plan ausgearbeitet worden, diesen Akt stufenweise zu vollziehen. Die Neger sollten für frei erklärt werden, aber zu dreijähriger Arbeit unter den bisherigen Verhältnissen verpflichtet bleiben, dann aber generationenweise berechtigt sein, sich ihre Herren zu suchen und freie Kontrakte einzugehen.

Nun war der Kaiser seiner mühsamen Regierungsthätigkeit schon seit zwanzig Jahren überdrüssig und strebte nach eigener Anschauung der europäischen Kultur. Seine Aufenthalte in Europa wurden immer länger. Die Kränklichkeit, durch die sie veranlaßt wurden, scheint wenigstens zum Theil Vorwand gewesen zu sein. In des Kaisers Abwesenheit führte die Kronprinzessin Isabella die Regierung. Als im Jahre 1888 der Kaiser wieder einmal in Europa war und Donna Isabella Regentin, da ließ sie plötzlich

Anfang Mai einen Gesetzentwurf vorlegen zur sofortigen, entschädigungslosen Aufhebung der Sklaverei, den die überraschten Kammern auch widerstandslos und fast einstimmig annahmen. Die Hauptstadt Rio schwamm drei Tage in einem Freudentaumel, dann aber begann man die Folgen des übereilten Schrittes wahrzunehmen und den Ursachen nachzuforschen. Was hatte der Regentin diesen Schritt eingegeben? Denn sie war es, die den höchst konservativen Ministerpräsidenten Alfredo de Oliveira mit der Einbringung des Gesetzentwurfs beauftragte. Einige Mißtrauische meinten, der Graf von Eu habe sich wollen eine ergebene Volksmasse schaffen, um die Pflanzeraristokratie zu beherrschen. Das wäre ein Plan, der geschichtliche Analogien aufweist, der aber einem orleanistischen Prinzen nicht zuzutrauen ist. Der Verdacht wurde wohl nur hervorgerufen, weil der Graf von Eu sich alsbald aus freien Negern eine schwarze Leibgarde bildete. Daß er indeß mit diesem Bataillon Brasilien nicht beherrschen konnte, liegt wohl auf der Hand. Viel wahrscheinlicher ist eine andere Erklärung. Die Regentin stand unter dem Einfluß des Vatikans, wo man sich seit Jahren mit dem Gedanken beschäftigt, die Leitung humaner Ideen auf der ganzen Erde in die Hand zu nehmen, um das Weltreich des Papstes neu zu befestigen. So hat man einer unklugen Dame einen Rath gegeben, der keine Spur verräth von der vielgerühmten Umsicht der Jesuiten. In der Oligarchie bildeten sich nun zwei Parteien, von denen die eine auf Entschädigung für die entrissenen Sklaven drang, die andere einsichtigere, aber auch wohl minder betroffene, die Entschädigung wiederrieth, weil der Staat das Geld ja doch nur von den Pflanzern nehmen könne. Während dieser Gegensatz sich täglich schärfte, kehrte der Kaiser zurück. Oliveira konnte nicht Minister bleiben, aber vergeblich suchte der Kaiser ein konservatives, d. h. den Sklavenbesitzern geneigtes Ministerium zu bilden. Die Partei begann sich laut für die Republik zu erklären, deren Einführung man zwar gegenüber dem unbeliebten Thronfolgerpaar längst in Aussicht genommen, die man aber doch immer bis zum Tode des Kaisers verschieben wollte. Der Kaiser mußte im Juni dieses Jahres sich zur Bildung eines liberalen Ministeriums entschließen, an dessen Spitze er den Visconde de Ouro Preto, früher Affonso Celso, stellte, einen Staatsmann, eben so bekannt durch seine Gewandtheit, wie durch seine Unzuverlässigkeit berüchtigt. Unter dem Ausruf eines ultramontanen Abgeordneten: „Nieder mit der Monarchie!" beschloß die Kammer sogleich ein Mißtrauensvotum. Dafür wurde sie natürlich aufgelöst, und da in Brasilien die Wahlen immer durch das Ministerium gemacht werden, so ergaben die am 31. August vollzogenen Wahlen eine überwiegend ministerielle Kammer, die schon durch das Auflösungsdekret auf den 20. November einberufen wurde. Nun sahen die Pflanzer den Augenblick zur Einführung der Republik gekommen. Der Minister täuschte ihre letzte Hoffnung, indem er mit erstaunlicher Gewandtheit zwar große Anleihen zustande brachte, aber, anstatt die Pflanzer zu entschädigen, ihnen nur die Zuführung freier Arbeiter versprach. Lärmende Demonstrationen für die Republik wurden jetzt zur Tagesordnung.

Am 15. November endlich ließ man durch den sogenannten Marschall da Fonseca, der auf die Stellung des zum Generalissimus erhobenen Grafen Eu längst eifersüchtig war, die Fahne der Republik entrollen. Der Kaiser, der in dem Badeort Petropolis weilte, nahm die Kunde seiner Absetzung ruhig auf und in einer Ansprache an das Volk von Brasilien einen würdigen Abschied, um sich dann mit seiner Familie ohne Verzug nach Europa einzuschiffen.

Der sogenannte Marschall da Fonseca ist nun einstweilen Regent der Republik und hat sich mit einer provisorischen Regierung von abolitionistischem Gesindel umgeben. Das macht das europäische Urteil irre, als sei die Bewegung doch im Grunde eine liberale. Die Sklavenhalter in Brasilien sind aber schlaue Leute. Indem sie eine Föderativrepublik einrichten und diese Republik anscheinend im Centrum von demagogischen Strebern regieren lassen, hoffen sie in den Provinzen oder Bundesstaaten, wo sie die Oberhand haben, wieder die domestical institution einschmuggeln zu können. So löst sich das Räthsel der abolitionistischen Regierung in Rio. Die Pflanzer wissen recht gut, daß sie weder ganz Brasilien beherrschen und noch weniger in dem großen Lande überall die Sklaverei aufrecht halten können. Darum machen sie es genau wie einst die Pflanzer in den Sklavenstaaten der Union. Auch diese besoldeten in den Nordstaaten das ärgste demagogische Gesindel, nannten sich selbst Demokraten, trieben den Föderalismus aufs äußerste und führten unter diesem Deckmantel das strammste oligarchische Regiment. Die Neger ahnten recht gut den Zweck der republikanischen Bewegung und trieben einige sogenannte republikanische Volksversammlungen auseinander. Daher erkennt ein krypto- oder auch phanerorepublikanisches Organ in Berlin in dem Sieg der Republik die preisenswerte Antwort auf die Störung der Versammlungsfreiheit. O sancta simplicitas! Wir wollen sehen, wie die neuen Republikaner demnächst mit Negerversammlungen verfahren werden.

* * *

Mit dem Lande müssen wir uns heute kurz fassen, das unserer Betrachtung in der Regel den reichsten Stoff bietet. Nicht aus Mangel an solchem Stoff behandeln wir Frankreich heute kurz, sondern darum, weil wir viel ungewohnten Stoff in unsere Betrachtung aufnehmen mußten.

Drei Dinge haben den unruhigen, stets beweglichen Geist des französischen Volkes in diesem Monat beschäftigt. Man hat das Geld berechnet, welches die Weltausstellung nach Frankreich gebracht hat, und mit großem Vergnügen gefunden, daß es sehr viel ist. Dann hat man mit starkem innern Groll beobachtet, wie der Prinz von Wales von den Vermählungsfeierlichkeiten in Athen sich nach Egypten begab und dort den Landesherrn spielte. Immer lebendiger wird die traurige Ahnung, daß über kurz oder lang Egypten eine englische Provinz sein wird. Das hätte man sicher vermeiden können, wenn man nicht März 1885 das Ministerium Ferry gestürzt hätte. Denn dieses Ministerium war auf dem Wege, mit Deutschland immer mehr Hand in Hand zu gehen, wie es schon auf der Kongokonferenz gethan hatte. Deutschland war auf dem

Wege, mit Frankreich Hand in Hand zu gehen auch in der egyptischen Frage, denn in England regierte das russenfreundliche Ministerium Gladstone. Das ist alles ganz anders geworden, nicht durch den Willen Deutschlands. Frankreich sinkt immer tiefer in den russischen Arm, aus dem sich England unter dem Ministerium Salisbury gänzlich losgewunden. Merkwürdig, daß ein so gescheites Volk, wie die Franzosen, verblendet genug ist, diesen Zusammenhang nicht zu begreifen.

Am 12. November sah Frankreich seine Kammern zusammentreten, von denen die Deputirtenkammer soeben neu gewählt worden. Seitdem beschäftigt sich Frankreich ausschließlich mit den Parteikombinationen, welche sich in der neuen Kammer bilden werden. Es dreht sich alles um die Frage, ob die opportunistische Regierungspartei zur Bildung einer sichern Majorität den Beistand der Rechten suchen soll oder den Beistand der radikalen Linken. Das Letztere ist das Wahrscheinlichere, aber auch das minder Gute, Unsichere und Gefährliche. Die Opportunisten finden nicht den Muth, der Rechten die verlangten Zugeständnisse in der religiösen Frage zu machen. Wir haben in der vorigen Korrespondenz den Inhalt dieser Zugeständnisse umschrieben. Die Opportunisten fürchten durch die Gewährung derselben einen Theil ihrer Anhänger in das radikale Lager zu treiben und ihre eigene Tradition zu durchbrechen, der sie glauben ihr Dasein zu verdanken. Diese Gesichtspunkte mögen nicht unrichtig sein, aber ihre Befolgung ist sehr gefährlich, weil sie Frankreich dem Radikalismus ausliefert, gegen den es sich wehren wird durch die Zuflucht zu irgend einer Monarchie oder Diktatur.

Der alle Erwartungen übertreffende Erfolg der Ausstellung hat in Deutschland Stimmen erweckt, die dringend zu einem gleichen Versuche rathen. Dieser Rath ist ebenso wohlgemeint, wie unüberlegt. Wir behalten uns die Darlegung der Gegengründe auf eine spätere Gelegenheit vor und wollen heute nur auf einen sehr verständigen Artikel hinweisen, den die Kreuzzeitung gegen die Ermunterungen zu einem solchen Versuch gebracht hat.

ω.

Notizen.

Literarisches.

Kant's Begründung der Aesthetik von Hermann Cohen. Berlin. Ferd. Dümmler. 1889.

Mit diesem Werke hat der um die Würdigung Kant's so hochverdiente Verfasser einerseits den Kreis seiner Studien über den großen Philosophen abgeschlossen, andererseits aber auch für die Erkenntniß unserer klassischen Literaturepoche einen wesentlichen Beitrag geliefert. Dieses letztere Interesse hat ihn, wie er in der Vorrede erklärt, hauptsächlich geleitet. Auf die Aesthetik Kant's haben Goethe und Schiller in der Zeit ihrer Reife ihre eigene Kunsttheorie begründet, nach diesen Maßstäben haben sie die eigene Produktion gemessen, soweit die dichterische Phantasie sich überhaupt kritischer Betrachtung unterordnet. In Kant's Aesthetik liegt der Schlüssel zu jenen nicht veraltenden Studien, die Schiller in den Horen, Goethe in den Propyläen, Wilhelm Humboldt in seinen „Aesthetischen Versuchen" niederlegte.

Indem die Darstellung ältere ästhetische Systeme nur flüchtig und in einer auf das dauernd Wirkungsvolle gerichteten Auswahl bespricht, verweilt sie doch länger bei Winckelmann — und mit Recht. Denn in ihm ist das Bewußtsein vom selbstständigen Werthe der Kunst erst zur Klarheit und Sicherheit gediehen, durch ihn hat die Kunst im Geistesleben des achtzehnten Jahrhunderts erst diejenige Schätzung erhalten, welche Kant darauf führen konnte, in der „Kritik der Urtheilskraft" ihre vollkommen eigenartige Begründung im menschlichen Bewußtsein nachzuweisen. Wenn kürzlich Heinrich von Stein sein verdienstvolles Buch „Entstehung der neueren Aesthetik" mit Winckelmann abschloß, so ist in dem Werke Cohen's, das hier den Faden aufnimmt, die eigentliche Hauptthat der neueren Aesthetik in das rechte Licht gestellt worden, und es würde nun eine anziehende Aufgabe sein, die Fortwirkung derselben in den Arbeiten Goethe's und Schiller's, sowie ihrer mitthätigen Freunde zu verfolgen. Indeß giebt das Buch auch nach dieser Richtung schon manche werthvolle Hinweise. Geschrieben ist es in dem wohlthuenden und stets neu zu beherzigenden Glauben, daß in jener Glanzzeit Weimars nicht nur die deutsche Dichtung, sondern die gesammte geistige Kultur Deutschlands einen Höhepunkt erreicht hat, den die Zeitgenossen noch nicht in Klarheit anzuschauen verstanden, der erst uns in seiner gewaltigen Größe faßbar geworden ist.

Ein weiterer Schritt in der oben angedeuteten Richtung ist unternommen worden von

G. Zimmermann. Versuch einer Schiller'schen Aesthetik. Leipzig, B. G. Teubner, 1888.

Indeß wird man nicht sagen können, daß der Inhalt den durch den Titel erregten Erwartungen entspräche; es sind nur einzelne Kapitel aus der Aesthetik, unter sich nur lose verbunden, die wir erhalten. Zu rühmen ist die Kenntniß der Quellen, die sich nicht nur auf die schließliche Gestalt, welche Schiller seinen Aufsätzen gegeben, sondern auch auf die Reste älterer Vorarbeiten erstreckt. Der erste Abschnitt „Schiller's Ethik und ihr Zusammenhang mit seiner Aesthetik“ wird diesem gewichtigen Problem nicht gerecht und wäre besser weggeblieben; die seltsamer Weise erst darauf folgende „Einleitung“, welche eine „Uebersicht der Urtheile Schiller's über Bildnerkunst, Malerei und Musik“ giebt, ist eine ganz dankenswerthe Materialsammlung, kann aber unmöglich als Einleitung in eine Aesthetik gelten.

Seine Darstellung gliedert der Verf. dann in drei Abschnitte: Das Wesen des Schönen; die Offenbarungsformen des Schönen; das Wesen der Kunst, eine Eintheilung, welche Schiller's besonderer Denkweise wenig entspricht. Schiller war und blieb viel zu sehr Kantianer, um sich metaphysischen Spekulationen über das Wesen des Schönen hinzugeben, so daß auch thatsächlich in jenem ersten Abschnitte wenig genug darüber mitgetheilt werden kann; vielmehr zeigt sich der Verf. auf dem richtigen Wege, wenn er darauf hinweist, daß Schiller's ganzes Interesse ein praktisches war, die Frage: wie bildet sich der menschliche Charakter zum schönen Charakter? Er hätte nur diesen Gedanken zum maßgebenden für den ganzen Gang seiner Schrift machen sollen. In den folgenden Kapiteln sind die Untersuchungen über die Offenbarung des Schönen in der Natur die gelungensten; weiterhin wird der Fortschritt durch manche Abschweifungen aufgehalten und die Betrachtung verliert sich zuletzt in vage Allgemeinheiten.

Einen einzelnen Begriff der Aesthetik verfolgt in seinen Wandlungen seit einem Jahrhundert

Dr. Arthur Seidl, Zur Geschichte des Erhabenheitsbegriffes seit Kant. Leipzig, W. Friedrich.

Die von großer Belesenheit zeugende und in einem frischen, etwas burschikosen Ton gehaltene Schrift giebt einen guten Ueberblick über die Entwickelung dieses Begriffes, besonders in der Schelling'schen, Hegel'schen und Herbart'schen Philosophie. Die eklektische Bestimmung desselben, welche sie schließlich selbst zu liefern sucht, entspricht freilich nicht ganz den großen Zurüstungen, und es würde wohl einer ernstlichen Untersuchung werth gewesen sein, ob überhaupt das Erhabene die wichtige Stellung des einzigen dem Schönen gleichgeordneten Grundbegriffes verdiene, welche man seit Burke gewohnt ist ihm zuzuweisen. Diese

entscheidende Frage hat der Verf. bei Gelegenheit Herbart's allerdings gestreift, aber wohl zu schnell mit Berufung auf Lotze beiseite gelassen.

Von der allgemeinen Aesthetik führt uns zur Theorie eines speziellen Kunstzweiges

Heinrich Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels III. Band. Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube. Oldenburg und Leipzig. Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Die werthvollen Eigenschaften dieses Buches sind schon aus den beiden früheren Bänden, die sich mit Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller und Kleist beschäftigen, bekannt. Bulthaupt strebt nicht danach, um jeden Preis etwas Neues und Glänzendes zu sagen, wohl aber nach Gerechtigkeit und Zuverlässigkeit des Urtheils. Er sucht die poetischen Forderungen mit denen der Bühne verständig zu vereinigen. Er hat die gleiche Würdigung für den Classicismus Grillparzer's, wie den Realismus Hebbel's und Ludwig's. Er weist mit unwiderleglichen Gründen nach, wie sehr es der jetzt übrigens schon stark verminderten Hochschätzung der Effektstücke Gutzkow's und Laube's an Berechtigung fehlte. Dazwischen richtet er unseren Blick auch auf Stücke, die mit Unrecht gegenüber schwächeren desselben Autors in Vergessenheit gerathen sind, wie Laube's „Statthalter von Bengalen". Es scheint, daß eine Weiterführung des Buches nicht beabsichtigt ist; doch würde dieselbe um so dankenswerther sein, je schwankender das Urtheil über den dramatischen Ertrag der letzten Jahrzehnte noch ist.

Das gewaltigste Bühnendrama Deutschlands hat eine neue Beleuchtung erhalten durch

Karl Werder, Vorlesungen über Schiller's Wallenstein. Berlin, W. Hertz.

Auch wer glaubt, schon allzuviel über den Wallenstein gelesen zu haben, wird doch diesem Buche mit lebhaftem Interesse von der ersten bis zur letzten Seite folgen. Nicht alles kann inhaltlich den gleichen Werth beanspruchen; aber überall wird die forteilende, fortreißende Sprache den Leser packen. Und was den Inhalt betrifft, so ist die Auffassung des Hauptcharakters und damit auch der Haupthandlung eine ganz eigenartige. Indem der vielverbreitete Irrthum, in Wallenstein's Abfall seine „Schuld" zu sehen, mit Recht bekämpft wird, und wir uns auf den Conflikt in Wallenstein's Charakter hingewiesen sehen, wird in diesem hauptsächlich der mystische Aberglaube als entscheidender Zug hervorgehoben. In alledem läge noch nichts Neues; das Werthvolle ist vielmehr der Nachweis, daß dieser Aberglaube nicht etwa eine Unterordnung unter eine geheimnißvolle höhere Macht ist, sondern nur eine Form der Selbstüberhebung, des Glaubens an eine „überweltliche Unfehlbarkeit seiner Berufung". Sehr richtig wird dies an dem angeblichen „Pfande" gezeigt, kraft dessen Wallenstein Octavio für seinen „guten Engel" hält. Dieses Pfand ist durchaus nicht auf die Dogmen irgend eines Aberglaubens gegründet, sondern es

ist ein rein selbstgewähltes, selbstgeschaffenes. Doch müssen wir schließlich bemerken, daß neben der verblendeten Sicherheit Wallenstein's die andere ihm charakteristische Eigenschaft des Zauderns und Schwankens von Werder nicht in gleichem Maße gewürdigt wird. Was er endlich über die lange Jahre hindurch üblich gewesene Verstümmelung des Stückes auf der Bühne und über die Mängel der jetzt gebräuchlichen Aufführung des Cyklus an zwei Tagen beibringt, verdient eben so viel Beachtung, wie der Vorschlag, das Ganze an Einem Tage zu spielen. Freilich würde dazu nicht nur, wie der Verf. meint, ein außergewöhnlicher Schauspieler, sondern überhaupt eine wahrhafte Volksbühne vorhanden sein müssen, deren Spiel den Zuschauern nicht nur als passende Ausfüllung leerer Abende gelten, sondern ein ernstes nationales Anliegen, ein öffentliches Fest sein würde. — Eine Reform unserer Bühne auf dieser klassischen Grundlage wird uns im Gegensatz zu manchen andersartigen Reformversuchen der Gegenwart empfohlen von

Robert Prölß. Das deutsche Volkstheater. Eine Frage der Zeit. Dresden. F. Oehlmann.

Der Verf. beurtheilt unsere gegenwärtige Bühne nicht so pessimistisch, wie von manchen Seiten geschieht. Er wünscht nicht eine künstlich geschaffene „Volksbühne" gleich der Ober-Ammergauer, nicht eine erkünstelte Einfachheit und Schmucklosigkeit der Dekoration und Aufführung, sondern blos eine Reinigung des gegenwärtigen Theaters von Uebertreibung und Unnatur, aber Entwickelung des Guten, das in ihm liegt. Er wünscht nicht eine neue Sorte von Volksstücken mit Anknüpfung an mittelalterlich kirchliche Vorbilder, sondern meint, daß in Goethe's Götz, Egmont und Faust das richtige Volksstück uns schon gefunden ist. Die Schrift ist hauptsächlich gegen die bekannte Broschüre „Luxustheater und Volksbühne" von Hans Herrig gerichtet. Ein sehr schwaches Seitenstück zu Herrig's Lutherfestspiel bietet

Gustav Adolf, Ein dramatisches Festspiel für die Volksbühne, gedichtet von Paul Kaiser. Gotha. G. Schloeßmann.

Wir wenden uns zu Schiller zurück.

Einer neuen Bearbeitung des Demetriusfragmentes hat sich Otto Sievers unterzogen.

Demetrius, Geschichtliches Trauerspiel in vier Aufzügen. Braunschweig. Verlag von Benno Goeritz.

Es ist dieser Bearbeitung, die schon mit Erfolg zur Aufführung gekommen, unbedingt zuzugestehen, daß sie gelungener ist, als das geradezu abstoßende Rührstück Laube's, welches gewöhnlich auf den Bühnen gesehen wird. Aber auch hier ist das, was geleistet worden, gegenüber dem Entwurfe Schiller's so begrenzt und beengt, daß es nicht recht verständlich ist, wie eine solche Minderung der Hinterlassenschaft unseres großen Dramatikers einen dichterisch begabten Autor zu interessiren im Stande ist. Schiller's Plan und Fragment ist

von der Höhe umfassendster historischer Betrachtung aus entworfen; die Geschichte Osteuropa's in einem der entscheidendsten Wendepunkte ist widergespiegelt, wie dies Goethe so meisterhaft in seinen Demetrius-Oktaven ausspricht (Maskenzug von 1818). Bei Sievers wird dieser gewaltige Stoff zum bloßen Privatschicksal des Demetrius verkleinert; der Conflikt seiner Herrschernatur mit den Legitimitätsvorstellungen des russischen Bojarenthums wird dargestellt; für diesen schmalen Bau aber ist die großartige Reichstagsscene des ersten Aktes ein unverhältnißmäßig breites Fundament; um das Werk auf die Höhe der Schiller'schen Conception zu heben, ist die Gestalt des jungen Romanow, dem er eine wichtige Rolle zudachte, unumgänglich, der als einstiger Befreier von all dem Wirrsal, über der Schaar der Usurpatoren, wie Heinrich Tudor aus dem Kampfe der Plantagenets hervortreten muß.

Aus den letzten Erscheinungen der Goethe-Literatur heben wir hervor die zweite Auflage von

Fr. Kreyßig's Vorlesungen über Goethe's Faust. Neu herausgegeben von Franz Kern. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung.

Der Kreyßig'sche Commentar hat sich als einer der sachgemäßeren und gesunderen unter den zahllosen Schriften ähnlicher Art seine bestimmte Stelle in der Geschichte des Faust erworben, und es war gewiß ein glücklicher Gedanke des Verlegers, ihn von kundiger Hand nochmals herausgeben zu lassen. Außer einer Reihe von Anmerkungen hat der Bearbeiter hauptsächlich die Ergebnisse des Dresdener Faustfundes hinzugefügt; besonders machen wir auf die Erörterungen über die Schicksale der Scene „Wald und Höhle", und der Verse: „Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauste" u. s. w. aufmerksam. Aehnlich wie Rößler früher in dieser Zeitschrift geäußert, meint auch Kern diesen Versen erst nach dem Falle Gretchen's Berechtigung zusprechen zu können, und scheut daher selbst vor der Möglichkeit nicht zurück, auch in unserem jetzigen Faust die Verführung als schon vor jener Scene geschehen zu denken. Gegenüber der Disposition, welche zuerst von dem Faust des Fragments und dann von der „Erweiterung und Umbildung des ursprünglichen Planes" handelt, müssen wir darauf hinweisen, daß schon das Fragment zwei verschiedene Phasen der Dichtung in sich schließt — die Frankfurter und die italienische, — und daß nach den neueren Funden gerade der letzteren große Bedeutung für die Entwickelung des ganzen Planes beizulegen ist.

Einen Goethe'schen Titel führt, ohne doch ein Goethe'sches Werk zu bringen, das 4. Heft der „Berliner Neudrucke".

Musen und Grazien in der Mark (Gedichte von F. W. A. Schmidt). Herausgegeben von Ludwig Geiger. Berlin, Gebr. Paetel.

Der Titel entspricht der Thatsache, daß Schmidt's Gedichte wirklich nur durch jene Parodie Goethe's im Gedächtniß fortleben, wenn überhaupt diese Existenz in Anmerkungen oder Commentaren zu Goethe's Werken als Fortleben bezeichnet werden kann. Der Neudruck will aber zugleich das „audiatur et

altera pars" zur Geltung bringen, und zwar mit Recht. Man braucht an Goethe's Gedicht nicht den geringsten Zug ungerecht zu finden, um doch in der absolut vernichtenden Wirkung, die es gehabt, ein allzu strenges Schicksal zu erblicken. In der That sind die Gedichte Schmidt's, wie Geiger bemerkt, nicht schwächer, als manche von Voß, denen das Glück so viel günstiger war.

Zum Schluß möge hier noch eine Schrift angereiht werden, die einem der Enkel Goethe's gewidmet ist, die lange mit Scheelsucht betrachtet, jetzt ein zweifelloses Recht dankbarer Erinnerung sich gewonnen haben, nachdem es offenbar geworden, wie treu sie die Hinterlassenschaft des Großvaters gewahrt und wie verständnißvoll sie ihr weiteres Schicksal vorbestimmt haben:

Wolf Goethe, Ein Gedenkblatt von Otto Mejer.
Weimar, Hermann Böhlau,

ein Zeugniß warmer persönlicher Anhänglichkeit und feiner psychologischer Beurtheilungskraft.

Akademische Vorträge von J. von Döllinger. Zweiter Band. Nördlingen, Beck'sche Buchhandlung.

Niemand wird dieses Buch ohne ehrfurchtsvolle Theilnahme aufschlagen, indem er des Verfassers gedenkt, der im äußersten Greisenalter noch heute in der ersten Reihe deutscher Geschichtsforscher steht. Niemand aber wird es lesen, ohne den Eindruck zu gewinnen, daß hier nicht bloß ein Forscher, sondern ein König der Wissenschaft redet, der den oft sich langsam schlängelnden, dann gehemmten, dann wieder gewaltig fortstürzenden Strom des wissenschaftlichen Fortschritts von hoher Warte mit scharfem, nicht zu blendendem, nicht zu trübendem Auge übersieht. In diesen Vorträgen, welche der Geschichte der Wissenschaften und der wissenschaftlichen Institute, vor Allem der deutschen Geschichtswissenschaft mit besonderer Berücksichtigung Baierns gewidmet sind, liegen die Bausteine zu einem Gesammtwerke dieses Inhalts, wie es bisher noch nicht geschrieben ist und leider auch von Döllinger wohl nicht mehr zu erwarten ist. Wir glauben nicht, daß seit Ranke's Tode sich Jemand in Deutschland findet, der mit dieser überwältigenden Klarheit und Sicherheit zu urtheilen im Stande wäre. Die Einfachheit und Ruhe des Stiles entspricht dem Gewichte des Inhalts; die Eigenart und Vorurtheilslosigkeit erhebt aus der Tageswelt in das Gebiet der Freiheit. Wir werden von Neuem überzeugt, daß der Dienst der Wissenschaft im höchsten Sinne nur dem möglich ist, der ein langes Leben durchgelebt und sich von Allem, was das Leben bringt, unabhängig gemacht hat.

Wenn die Reden Döllinger's meist die geistigen Beziehungen zwischen Neuzeit und Mittelalter verfolgen, so ist „Alterthum und Gegenwart" das Thema der „Gesammelten Reden und Aufsätze":

Unter drei Kaisern. Von Ernst Curtius. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz.

Wir möchten diesem Bande als Motto die Worte Wilhelm Humboldt's vorsetzen, „daß Eine Nation gleichsam die Brücke zwischen der antiken und

modernen Welt, die sonst durch eine unendliche Kluft getrennt geblieben wären, gemacht habe. Denn dieß, die Verbindung der Eigenthümlichkeiten des Alten und Neueren in Eine einzige Form hervorzubringen, könnte man gleichsam die Endabsicht des Deutschen Charakters nennen, oder vielmehr das, wohin jeder von seinem Theil mitzuwirken streben muß, dem es um eine wahrhaft idealische Veredelung unsers Nationalcharakters zu thun ist." Ueberblickt man den Inhalt dieser Reden und Aufsätze, wie sie neben einander die Gestalten unserer Herrscher und die unserer großen Alterthumsforscher entwerfen und würdigen, wie sie von dem Königthum, dem Volksthum, dem Staatsleben der Hellenen zur Gegenwart hinüber die verbindenden Linien ziehen, so wird man inne, wie sehr sie jener Aufgabe, den Idealcharakter des Volkes zu pflegen, Genüge thun. Sie werden dazu beitragen, einerseits dem Deutschen das Bewußtsein seines Volksthums und seiner geschlossenen Kraft zu bewahren, andererseits ihn auf jener Höhe zu erhalten, welche Curtius mit den Worten darstellt: „Nächst den Griechen hat kein Volk der Erde das, was es an Kraft besitzt, so zu einem Gemeingute der Menschheit gemacht, wie die Deutschen." O. H.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Bellamy. Alles verstaatlicht. Sozialpolit. Roman nach dem Engl. bearbeitet von Georg Malkowsky. Berlin, R. Eckstein.

Bulthaupt. Dramaturgie des Schauspiels von Heinrich Bulthaupt. 3. Bd. Oldenburg u. Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Charpentier. Russische Wanderbilder von Dr. Alfred Charpentier. Oldenburg u. Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Coler. Die militärärztlichen Bildungsanstalten zu Berlin, ihr Ursprung u. ihre Entwickelung. Ansprache geh. v. Dr. v. Coler. Berlin, Hirschwald.

Dernburg. Der Oberstolze. Ein Berliner Zeitraum von Friedrich Dernburg. Berlin, Walther u. Apolant.

Egelhaaf. Deutsche Geschichte im 16. Jahrh. bis zum Augsburger Religionsfrieden von Gottlob Egelhaaf. 1. Bd. Stuttgart, Cotta.

Hansen. Die drei Bevölkerungsstufen. Ein Versuch, die Ursachen für das Blühen und Altern der Völker nachzuweisen von Georg Hansen. München, J. Lindauer.

Henne am Rhyn. Kulturgeschichtliche Skizzen von O. H. a. R. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur. 1889.

Herrmann. Sein und Werden in Raum und Zeit. Wirthschaftliche Studien von Emanuel Herrmann. Berlin, Allg. Verein f. Litteratur.

Karpeles. Goethe in Polen von Gustav Karpeles. Berlin, F. Fontane. 1890.

Klöden. Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollernschen Regenten v. Friedrich v. Klöden. 3. Ausg. her. v. Ernst Friedel. Berlin, Weidmann.

Köbner. Die Methode der letzten französischen Bodenbewerthung. Ein Beitrag zum Katasterproblem v. Otto Köbner. Jena, Gust. Fischer.

Koser. Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte. Neue Folge der „Märkischen Forschungen" des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. In Verbindung mit Fr. Holtze, G. Schmoller, A. Stölzel, A. v. Taysen u. H. v. Treitschke herausgegeben von Reinhold Koser. Zweiter Band, zweite Hälfte. Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.



